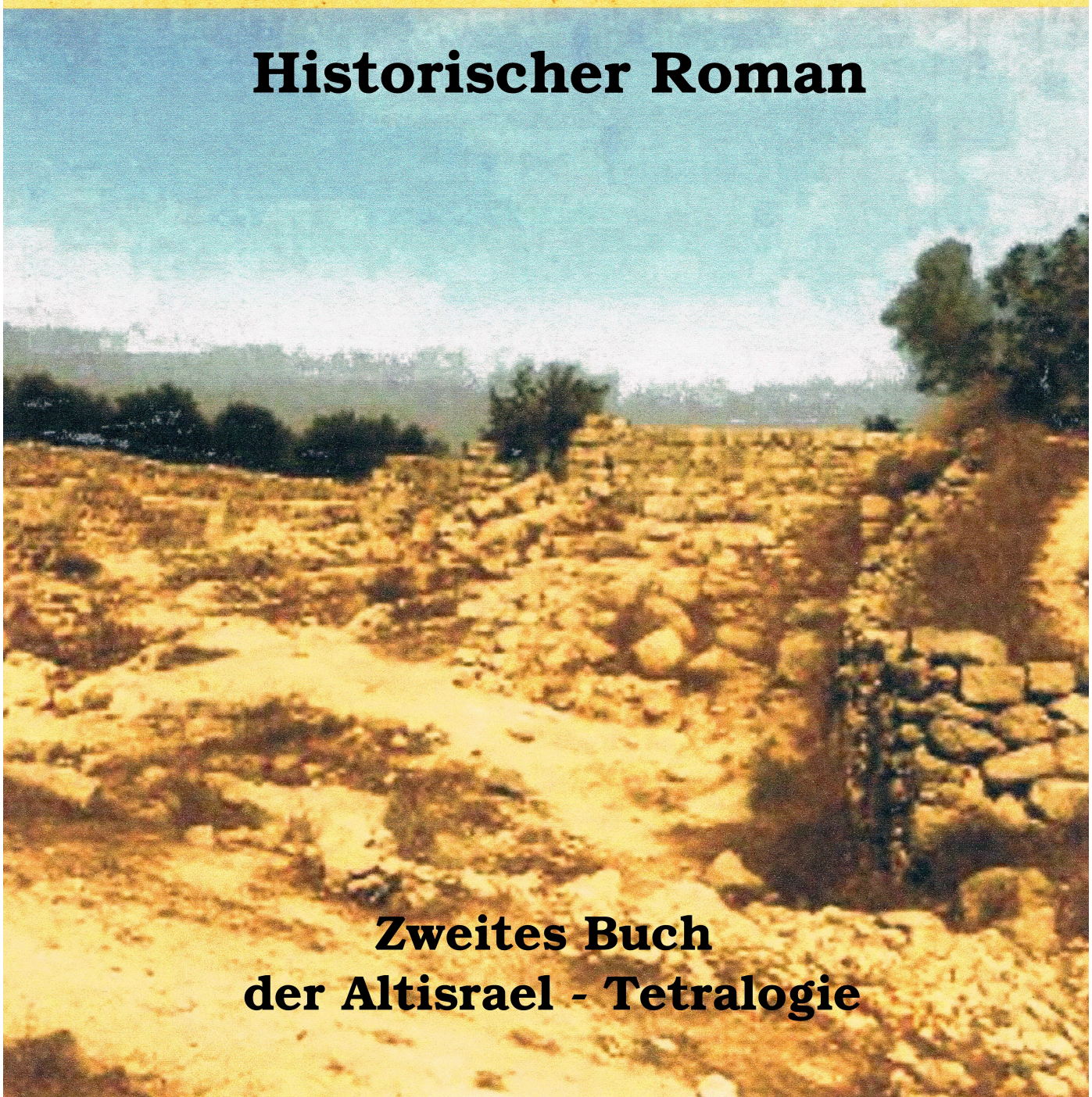
Rudolf Eifler

D A V I D

o d e r

Der Kompromiss

Historischer Roman



Zweites Buch
der Altisrael - Tetralogie

Die Altisrael-Tetralogie umfasst die Bücher

Abimelech	oder	Die Abweisung
David	oder	Der Kompromiß
Jerobeam	oder	Die Alternative
Jehu	oder	Die Enttäuschung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

ISBN 978-3-9818661-2-4

© 2017 Eifler Verlag
Fritz-Meyer-Weg 36
81925 München

Alle Rechte vorbehalten

Veröffentlicht als eBook by Kindle Direct Publishing

© Umschlaggestaltung durch den Verlag
mit Darstellung der Ruinen der Akropolis von Samaria
nach einer fotografischen Aufnahme des Verfassers aus dem Jahre 1992

Rudolf Eifler

Jerobeam

oder

Die Alternative

Historischer Roman

Drittes Buch der Altisrael-Tetralogie

Über den Autor



Rudolf Eifler, geboren 1934, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie. 1974 promovierte er mit einer Arbeit zu Fragen der Philosophie von Karl Marx. Neben einigen wissenschaftlichen Aufsätzen, die er in Fachzeitschriften publizierte, schrieb er parallel zu seinen Studien eine Reihe historischer Erzählungen, die in erster Auflage 1971 unter dem Titel „Der schwedische Fähnrich“ erschienen. Eine arbeitsreiche berufliche Tätigkeit hinderte ihn, sich weiteren literarischen Vorhaben zu widmen. Erst in den neunziger Jahren fand er die dafür erforderliche Muße. Er schrieb mehrere, bisher noch unveröffentlichte Novellen und begann danach die Arbeit an jenem Zyklus historischer Romane, der hier abgeschlossen vorliegt. Seit langem schon hatten ihn die Geschichten um das Werden und die Wandlungen des altorientalischen Reiches Israel, das der israelische Archäologe Finkelstein treffend das vergessene Königreich nennt, fasziniert. In den vier Teilen des Romanzyklus erleben der Gewaltherrscher Abimelech, der tragische Held Saul und sein wendiger Erbe David, der erfolgreiche Aufsteiger Jerobeam und der scheiternde Hoffnungsträger Jehu, Vorläufer und Gestalter des Israel-Reiches, ihre literarische Auferstehung. Die Überlieferung der Taten dieser Männer in der Bibel ist bruchstückhaft, oft märchenhaft übertrieben und meist aus ideologischen Gründen verzerrt und verfälscht. Das Romanwerk stellt die Titelhelden hinein in die Schicksale ihres Volkes und macht so die Fabelgestalten zu historisch verständlichen Menschen aus Fleisch und Blut. Ein buntes Gesellschafts- und Ereignispanorama entfaltet sich, das mit exotischem Kolorit, mit spannenden Abenteuern und jähen Wendungen, mit heimtückischen Intrigen und dramatischen Wort- und Waffengefechten auch Unterhaltung und Vergnügen bereiten will.

Die wichtigsten geographischen Schauplätze des Romanzyklus



nicht maßstabgetreue Handzeichnung des Verfassers

Über dieses Buch

Der dritte Roman des Altisrael-Zyklus läßt uns jene dramatischen Jahre miterleben, in denen der Stämmebund Israel sich von der Herrschaft der Judäerkönige lossagt und sich mit Jerobeam einen Israeliten als König erwählt. Das Königreich Israel wird damit auf die eigenen Füße gestellt. Um den Gegensatz zwischen der Lebensordnung der Israel-Stämme und der Fremdherrschaft der judäischen Daviddynastie plastischer darzustellen, schildert der Roman das Salomoreich entgegen den neueren Erkenntnissen der Archäologie so ähnlich, wie das die frühere alttestamentliche Wissenschaft tat, also Jerusalem als prächtige und wehrhafte Königsresidenz und die Herrschaft des Davidsohnes Salomo über Juda und Israel als staatliche Ordnung, die auf der Höhe ihrer Zeit steht. Wer war aber nun dieser Jerobeam, von dem die Überlieferung manches zu sagen weiß und doch fast alle Fragen offenläßt? Der Roman erzählt den Aufstieg Jerobeams vom Beamten im Dienst Salomos zum König Israels, wie er sich ereignet haben könnte, einen Weg voll unerwarteter Wendungen und empfindlicher Rückschläge.
Als Truppführer von Salomos israelitischen Bauarbeitern ist Jerobeam den größten Teil des Jahres in Jerusalem tätig. Aber selbstverständlich bleibt er auch dort vom Aufbegehren der Israel-Stämme gegen Salomos verhaßtes Königtum nicht unberührt. Außer den Israeliten erwächst Salomo in der Königsresidenz selbst noch ein anderer Gegner, und zwar in seinem Sohn Rehabeam, der die Absicht verfolgt, seinen greisen Vater zu entmachten und selbst den Thron zu besteigen, um durch eine geschmeidigere Politik den drohenden Abfall der Israeliten vom Jerusalemer Königshaus abzuwenden. Eine Schandtat Salomos gegen seine Familie treibt Jerobeam in eine Todfeindschaft gegen den König. Sowohl der Anführer der israelitischen Opposition gegen Salomos Königtum, der Stammesälteste Huram, als auch der Kronprinz Rehabeam sehen nun in ihm einen Gesinnungsfreund, den sie für ihre gegensätzlichen Ziele benutzen wollen. Von beiden unabhängig voneinander angestiftet, wagt er einen Mordanschlag gegen Salomo, der jedoch mißlingt. Eine abenteuerliche Flucht, von Rehabeam organisiert, führt ihn nach Ägypten. Dort plant Pharao Scheschonk, die frühere Herrschaft der Pharaonen über das Land Kanaan wiederherzustellen. Der Flüchtling Jerobeam kommt ihm gerade recht, denn er glaubt, ihn seinen Machtambitionen als eine entscheidende Figur einfügen zu können. Wie soll nun Jerobeam den widerstreitenden Absichten des Pharaos, des Jerusalemer Kronprinzen und des israelitischen Stammesältesten, in denen ihm unterschiedliche, aber wichtige Rollen zugedacht sind, begegnen?
Als Salomo stirbt und Rehabeam sein Erbe antritt, kehrt Jerobeam mit einem eindeutigen Auftrag des Pharaos in seine Heimat zurück, wo er alsbald mit Huram und auch mit Rehabeam zusammentrifft. Der Stammesführer will ihn, den das Volk für seinen Anschlag gegen Salomo als Helden feiert, zum König Israels machen, aber als solcher soll er von den Entscheidungen der Stammesältesten völlig abhängig sein. Rehabeam jedoch sinnt entgegen früheren Versprechungen darauf, ihn als Mitwisser seiner Anstifterrolle beim Attentat auf Salomo umzubringen, was ihm allerdings nicht gelingt. Als König Israels kann Rehabeam sich zunächst behaupten. Vom israelitischen Volk unterstützt, gewinnt jedoch Jerobeam gegen ihn als auch gegen seinen ehemaligen Freund Huram, der ihn immer mehr als gefährlichen Rivalen seines eigenen Machtstrebens ansieht, die Königswürde. Aber nun will Pharao Scheschonk seine Herrschaft in Kanaan mit einem Eroberungsfeldzug durchsetzen und zugleich Jerobeam, von dem er sich getäuscht fühlt, bestrafen. Jerobeam muß sich mit seinen Getreuen der über ihn hereinbrechenden Heimtücke und Gewalt der drei Feinde erwehren. In den verlustreichen Kämpfen kann er schließlich sein Königtum über Israel behaupten und festigen. Er entmachtet schließlich die Stammesältesten, allerdings gibt es dadurch nun keine politische Kraft mehr, die Entschlüsse des Königs korrigieren oder verhindern kann. Der Weg ist zwar frei für eine kraftvolle, zielstrebige Politik der Könige Israels, aber auch für königliche Fehlentscheidungen und Willkürakte.

Übersicht über die wichtigsten Romanfiguren

Salomos Familie und seine Beamten

Salomo	König von Juda und Israel
Naama	Salomos Frau
Rehabeam	Salomos und Naamas Sohn, König von Juda
Abija	Rehabeams Sohn
Asarja	Vorsteher der Statthalter Salomos
Adoniram	Vorsteher Salomos über die Fronarbeiten
Ochran	Statthalter Salomos in den Stämmen Efraim und Manasse
Ahimaaz	Statthalter Salomos im Stamm Naftali
Rimmon	Statthalter Salomos in Ramot

Jerobeams Familie, seine Beamten und Offiziere

Nebat	ein Efraimit, bereits verstorben
Zerua	Nebats Witwe
Eri	Nebats und Zeruas älterer Sohn
Hogla	Eris Frau
Ketura	Eris und Hoglas Tochter, Jerobeams Frau
Jerobeam	Nebats und Zeruas jüngerer Sohn
Nadab	Jerobeams und Keturas Sohn
Ard	Knecht Eris und Jerobeams
Schallum	Kommandeur der Garnison Geser, Heerführer Jerobeams
Ittai	Kommandeur der Garnison Hazor
Bascha	Adjutant Ittais
Puwa	Kommandeur der Garnison Megiddo
Hillel	Schreiber Jerobeams

Stammesälteste

Bedan	vom Stamm Manasse, aus Sichem
Huram	vom Stamm Efraim, aus Tappuach
Deker	vom Stamm Efraim, aus Schilo
Malkiel	vom Stamm Efraim, aus Bet-El
Elasa	vom Stamm Benjamin, aus Gibea
Baaljada	vom Stamm Issachar, aus Jesreel
Schobab	vom Stamm Sebulon, aus Sarid
Tilon	vom Stamm Naftali, aus Kedesch
Pagiel	vom Stamm Ascher, aus Rehob
Usija	vom Stamm Dan, aus Dan
Abdon	von den Sippen in Gilead, aus Penuel
Segub	vom Stamm Gad, aus Atarot

Weitere Israeliten

Bohan	ein Efraimit aus Zereda
Ira	Bohans Sohn
Simri	Hurams Sohn
Ahija	ein „Gottesmann“ aus Schilo
Enan	ein Manassit aus Tirza, Hurams Schwager
Sillem	ein Naftalit aus Kinneret
Nogah	ein Naftalit aus Kinneret
Gerschom	ein Priester aus Dan
Kenas	ein Priester aus Kadesch-Barnea

Ägypter

Scheschonk I.	König von Ägypten
Osorkon	Scheschonks Sohn
Scheri	eine Dienerin im Dienste des Pharaos

„Auch Jerobeam, der Sohn Nebats, ein Beamter Salomos, erhob sich gegen den König … Salomo suchte nun Jerobeam zu töten. Doch dieser machte sich auf und floh nach Ägypten …“
(Das erste Buch der Könige, 11, 26.40)

„Als die Israeliten erfuhren, daß Jerobeam zurückgekehrt war, ließen sie ihn zur Versammlung rufen und machten ihn zum König über ganz Israel. Der Stamm Juda allein hielt noch zum Haus David.“
(Das erste Buch der Könige, 12, 20)

„Im fünften Jahr des Königs Rehabeam zog Schischak, der König von Ägypten, gegen Jerusalem. Er raubte die Schätze des Tempels und die Schätze des königlichen Palastes und nahm alles weg …“
(Das erste Buch der Könige, 14, 25.26)

Jerobeam „ließ zwei goldene Kälber anfertigen und sagte zum Volk: … Hier ist dein Gott, Israel, der dich aus Ägypten heraufgeführt hat. Er stellte das eine Kalb in Bet-El auf, das andere brachte er nach Dan.“
(Das erste Buch der Könige, 12, 28.29)

1

Enan sah zufrieden dem letzten Abend der Hochzeitsfeier seines ältesten Sohnes entgegen. Die Gäste hatten mehrfach betont, wie doppelt gut es der Bräutigam doch getroffen hatte. Nicht nur, daß er nun eine hübsche Frau sein eigen nannte, sondern auch, daß er als Jungverheirateter im kommenden Frühjahr nicht mit nach Jerusalem ziehen mußte, um dort irgendeinen Palast bauen zu helfen. Natürlich war letzterer Vorteil nur ein Aufschub. Denn irgendwann kamen alle jungen Männer aus den Stämmen Israels zum Einsatz, sei es in Jerusalem oder in anderen Städten. König Salomos Bauwut war trotz seines vorgerückten Alters ungebrochen. Anders als sein Vater war der Sohn Davids kein Krieger, sondern er sah sich lieber als Bauherr und Handelsmann. Die Jerusalemer bewunderten ihn.

In Israel tat das kaum einer. Wie hatte gestern Huram, der Schwager Enans, den König in vertrautem Kreis bezeichnet? Salomo, der judäische Pharao Israels. Ja, dieser Vergleich war treffend. Wie der Pharao Ägyptens vor Zeiten die Söhne Israels beim Bau seiner neuen Hauptstadt als Ziegelmacher mißbraucht hatte, so zwang heute Salomo die Jugend Israels zum Steineschleppen für den Bau seiner Hauptstadt, seiner Paläste, seiner Festungen im ganzen Land.

Im Schein der blakenden Fackeln hatten sich die Hochzeitsgäste um den Sänger gelagert, mit dessen Auftritt Enan Ehre einzulegen hoffte. Der Mann war nicht billig gewesen, aber er enttäuschte tatsächlich nicht. Er wußte die Zither klangvoll zu zupfen, und seine Lieder trug er wohltönend vor.

Soeben leerte er durstig eine Schale Wein, die ihm eine Freundin der Jungverheirateten gereicht hatte. Nun griff er nach seinem Instrument und begann, ein weiteres Lied vorzutragen. Enan lauschte dem Text und stutzte. War das nicht das Spottlied von den Bäumen, die einen König begehrten? Das Lied, das König Salomo angeblich zu singen verboten hatte? Enan hatte es in jungen Jahren einmal gehört, aber damals gar nicht recht verstanden. Jetzt hörte er neugierig dem Sänger zu und begriff, daß der wahrhaftig kein harmloses Scherzlied vortrug:

Einst machten sich die Bäume auf,
um sich einen König zu salben,
und sie sagten zum Ölbaum:
Sei du unser König!
Der Ölbaum sagte zu ihnen:
Soll ich mein Fett aufgeben,
mit dem man Götter und Menschen ehrt,
und hingehen, um über den anderen Bäumen zu schwanken?
Da sagten die Bäume zum Feigenbaum:
Komm, sei du unser König!
Der Feigenbaum sagte zu ihnen:
Soll ich meine Süßigkeit aufgeben
Und meine guten Früchte
und hingehen, um über den anderen Bäumen zu schwanken?
Da sagten die Bäume zum Weinstock:
Komm, sei du unser König!
Der Weinstock sagte zu ihnen:
Soll ich meinen Most aufgeben,
der Götter und Menschen erfreut,
und hingehen, um über den anderen Bäumen zu schwanken?
Da sagten alle Bäume zum Dornenstrauch:
Komm, sei du unser König!
Der Dornenstrauch sagte zu den Bäumen:
Wollt ihr mich wirklich zu eurem König salben?
Kommt, findet Schutz in meinem Schatten!

Wie Enan hatten auch alle anderen die Pointe des Liedes verstanden, und der Sänger erhielt begeisterten Beifall. Enan klatschte gleichfalls lebhaft in die Hände, aber ihm war dabei beklommen zumute. Wenn nun Ochran einen Spitzel in die Hochzeitsgesellschaft eingeschleust hatte? Ochran, aus einer efraimitischen Familie gebürtig, wachte als Vertrauensmann König Salomos in Sichem darüber, daß die Efraimiten und die Manassiten ihren Verpflichtungen gegenüber dem Jerusalemer Hof nachkamen, und gewissenhaft meldete er nach Jerusalem alle Vorkommnisse, die von mangelnder Treue gegenüber dem Haus Davids zeugten.

Enan blickte in die Runde der Gäste, aber keiner schien sich gleich ihm der Gefährdung bewußt zu sein, in die er als Gastgeber unverschuldet geraten konnte. Vorhin hatte sich der Sänger vor seinen hingerissenen Zuhörern lächelnd verneigt. Was für ein Gesicht machte er jetzt? Sah er bestürzt aus, weil er ahnte, was er unbedacht angerichtet hatte, oder hielt er den Vortrag für eine gelungene Herausforderung Jerusalems, und seine Augen leuchteten vor Freude über seinen Mut?

Enan konnte ihn jedoch nirgends entdecken, soweit der Schein der Fackeln reichte. Vielleicht hatte er sich seitwärts in die Büsche geschlagen und tauchte gleich wieder auf. Enan nahm sich vor, ihn bei allem Lob, das ihm gebührte, doch wegen des bedenklichen Liedes zur Rede zu stellen.

Einer der Gäste hatte dem Spottlied keinen Beifall gespendet. Nämlich Huram, der die Schwester Enans zur Frau hatte und mit ihr und dem jüngsten seiner Söhne von seiner Heimatstadt Tappuach hierher in die Stadt Tirza gereist war, um dem Brautpaar Glück zum Ehestand zu wünschen. Nun fragte ihn ein alter Mann, dem alle mit besonderer Achtung begegneten: „Hat dir das Lied von den närrischen Bäumen denn nicht gefallen? Du rührtest keine Hand, als wir alle klatschten."

Huram kam die Frage nicht unerwartet. „Warum sollte ich Beifall spenden, wenn ein Pfeil daneben trifft?" entgegnete er. „König ist nicht gleich König. Wißt ihr Männer von Tirza denn nichts mehr von Saul, dem Benjaminiten, der Israels erster König war? Der die Philister schlagen und uns die Freiheit zurückgeben wollte? Auch ihn macht das Lied lächerlich. Zu unrecht."

Der Alte schüttelte den Kopf. „Du hast zwar weißes Haar, aber scheinst doch jünger als ich zu sein", meinte er. „Vielleicht weißt du deshalb nicht, daß Saul sich niemals König genannt hat. Der erste König Israels war David, der Judäer, den unsere Ältesten in Hebron zum König gesalbt haben, weil sie ihm fälschlich vertrauten. Wir alle wissen, wie David zwar die Philister ein für allemal besiegt, aber uns danach in einen Krieg nach dem anderen gehetzt hat, so daß so mancher Israelit vor der Zeit ins Grab sank. Es war kein Wunder, daß sich sein Sohn Abschalom gegen ihn empörte, und nach ihm Scheba, der Benjaminit. Mein Vater hat als junger Mann unter Abschalom gegen David gekämpft, und darauf bin ich stolz. Und nun knechtet uns sein Sohn Salomo. Wie verblendet waren doch die Bäume, als sie einen König haben wollten! Brauchen wir denn einen König?" Er sah sich im Kreise um, ob ihm außer Huram noch jemand widersprechen wollte, und gab sich rasch selbst die Antwort: „Nein, wir brauchen keinen König. Salomo ist ein Fremdling in Israel, und sein Sohn Rehabeam wird es ebenso sein. Israel soll von seinen Ältesten regiert werden, und sonst von niemandem!"

Der Redner schwieg erschöpft. Warum ereiferte er sich? Die Jungen, so meinte er im stillen, und er rechnete den fünfzigjährigen Huram wegen dessen noch beinahe jugendlichen Gesichtszügen dazu, die Jungen wußten ja nichts von jener fernen Zeit, da die Stämme Israels allein auf die Stimme ihrer Ältesten gehört hatten. Die Jungen, so meinte er, hielten nun einmal einen König für unabdingbar. Dabei ließ er außer acht, daß vorhin ja nicht nur Alte wie er selbst über die dummen Bäume gelacht hatten, die ausgerechnet unter dem Dornenstrauch Schatten suchten.

Weitere Männer mischten sich nun in den Wortwechsel. Daß die Wahl Davids zum König ein Mißgriff gewesen war, darüber gab es keinen Streit. Und daß Saul eine Rettergestalt gewesen war wie die Helden der Vorzeit Josua und Ehud, Barak und Gideon, auch dazu gab es keinen Widerspruch, obwohl der Benjaminit gescheitert war. Unterschiedliche Meinungen rief jedoch die Frage hervor, ob Saul nun König gewesen war oder nicht.

Einer der Gäste fand die Erörterung von Sauls Stellung im Stämmebund Israel ziemlich nutzlos. „Was habt ihr davon, wenn Saul wirklich König war? Er hat die Philister nicht geschlagen, das steht fest. Erst David hat sie besiegt."

Er wurde unterbrochen: „Dafür dürfen wir jetzt für Salomo Holz und Steine schleppen! Und das schon jahrzehntelang!"

Der Vorredner fuhr ruhig und gelassen fort: „Ich sage ja nicht, daß wir über Davids und Salomos Herrschaft jubeln sollen. Aber wir können doch nicht ändern, daß auf Salomo sein Sohn Rehabeam im Königtum folgen wird. Was wir tun müssen, das will ich euch sagen. Wenn Rehabeam König wird, müssen wir fordern, daß er die Dienste herabsetzt, die wir für den König leisten!"

Enan ärgerte diese plötzlich aufgeflammte Debatte. Das Hochzeitsfest war bis zum Spottlied auf das Königtum so friedlich verlaufen, wie es sich jeder nur wünschen konnte. Niemand hatte sich sinnlos betrunken, keiner hatte eine Schlägerei angefangen, nirgends hatte trockenes Gesträuch Feuer gefangen. Dabei wären solcherlei Unannehmlichkeiten sogar harmloser gewesen als dieses gewagte Palaver über die Machtverhältnisse im Lande. Hilfesuchend blickte er zu Huram, der ja die Erörterung ausgelöst hatte, indem er sichtbar seine Ablehnung des Liedes gezeigt hatte. Mochte er das Gespräch nun auch zu Ende bringen.

Aber sein Schwager beachtete ihn nicht, sondern hörte aufmerksam einem Mann zu, der es wagte, zugunsten von König Salomo zu sprechen: „Der König hat uns den Kriegsdienst erlassen und uns so von einer Last befreit, die sein Vater David uns auferlegt hatte. Habt ihr das vergessen? Oder achtet ihr das gering? Bedenkt doch, daß es besser ist, Häuser zu bauen, als Häuser zu zerstören! Daß es besser ist, auf dem Bauplatz zu schwitzen als auf dem Schlachtfeld zu verbluten!"

Wer war der Redner? Enan kannte ihn gar nicht. War er ein Verwandter der jungen Ehefrau?

Die übrigen Gäste ließen den Einwand des Salomoanhängers nur zur Hälfte gelten. „Wir würden ja gern Steine schleppen", rief einer aufgebracht, „wenn es hier bei uns in Tirza oder in Sichem wäre! Aber was geht uns die Stadt Jerusalem an? Sollen seine Mauern doch die Judäer bauen!"

Huram kam noch einmal auf Saul zu sprechen. „Wenn Saul und seine Söhne nicht gefallen wären, dann gäbe es das Lied vom König Dornenstrauch gar nicht!“ behauptete er mit Nachdruck. Prüfend blickte er in die Runde, lächelte hintergründig und meinte: „Aber vielleicht ist uns schon ein neuer Saul geboren, und wir wissen es bloß nicht?“

Der Gast, der die Friedenszeit unter Salomo gepriesen hatte, hakte sofort ein: „Ihr Männer von Tirza, laßt euch nicht irremachen! Natürlich ist der neue Saul längst geboren, und wir alle kennen sogar seinen Namen. Davids Enkel Rehabeam ist es! Er liebt Israel. Wenn König Salomos Zeit erfüllt sein wird, so wird uns er ein gerechter König sein. Und sicher wird er gnädig prüfen, ob unsere jetzigen Lasten so schwer sein müssen, wie sie sind.“

Enan schien das ein brauchbares Schlußwort zu sein. Da er sich aus der Debatte herausgehalten hatte, brauchte er nun nur noch allen klarzumachen, daß er das verwünschte Lied nicht bestellt hatte, ja es gar nicht kannte. So schlug er vor: „Der Sänger soll uns sagen, woher er das Lied hat. He, mein Freund, der du uns heute abend …“ Verdutzt brach er seine Anrede ab. Der Sänger war noch nicht zurückgekehrt. Sein Platz war leer. Den Lohn hatte er schon erhalten, und so war es ihm offenbar klüger erschienen, sich nach dem brisanten Liedvortrag davonzustehlen und in die finstere Nacht jenseits des gastlichen Weingartens zu entweichen. Vielleicht hatte er droben in der Stadt Freunde, die ihm Herberge boten.

„Unser Gast hat uns ohne Abschied verlassen“, stellte Enan fest. „Nun denn, so soll uns der eigene Gesang erfreuen!“ Und schon stimmte er ein Trinklied an. Sein Gesang war zwar nicht schön, dafür um so lauter, und alle hörten ihm mit wieder heiter gewordenen Mienen zu. Nicht aus bloßer Höflichkeit, sondern die meisten waren im Grunde froh wie Enan, daß dem gefährlichen Gespräch ein Ende bereitet war. Noch manche Schale Wein wurde an diesem Abend geleert, bis der fallende Tau alle in die Hütten und Zelte trieb.

Am nächsten Tag rüstete sich Huram mit Frau und Sohn zur Heimkehr. Enan dankte seinem Schwager für sein Kommen. Er war stolz, daß der angesehene Älteste der Stadt Tappuach ihm die Ehre seines Besuches erwiesen hatte. Auch das junge Ehepaar erklärte, wie glücklich es dessen Anwesenheit gemacht hatte.

Enan konnte es nicht lassen, als er mit Huram allein war, noch einmal sein Mißfallen an dem Fehlgriff des Sängers vom vorigen Abend auszudrücken. „Wenn nun Ochran unter uns einen Spitzel hatte! Überall, wo viele Menschen zusammenkommen, hat er doch seine Zuträger.“

Huram winkte ab. „Mach dir keine Sorgen! Wir haben das Lied nicht gesungen, und du hast es nicht bestellt. Und mich beobachten Ochrans Männer sowieso. Ich gelte ihnen als einer, der das Volk gegen König Salomo aufwiegeln will.“

„Warum mußtest du auch an König Saul erinnern!“ entfuhr es Enan. Betreten hielt er inne, obwohl er noch mehr hatte sagen wollen. Denn es ging nicht an, den vornehmen Schwager zu tadeln, der ihn durch sein Kommen geehrt hatte.

Aber Huram war nicht verletzt. „Wir müssen die Erinnerung an Saul wachhalten“, erwiderte er in ruhigem Ton. „Vor Ochran habe ich keine Angst. Salomo wird es nicht wagen, einen Stammesältesten Israels zu verfolgen.“ Er schaute Enan prüfend an und fuhr dann mit gesenkter Stimme fort: „Dir, lieber Schwager, kann ich es ganz klar sagen: Ich und meine Freunde wollen einen anderen König für Israel als diesen Rehabeam. Wir wollen tatsächlich einen neuen Saul, das heißt, einen von uns, einen Israeliten. Einen, der uns aus der Abhängigkeit von Jerusalem befreit. Keinen neuen Pharao. Denn Rehabeam wird uns nicht anders regieren als sein Vater. Vielleicht sogar schlimmer.“

Enan erschrak. „Das bedeutet doch aber Krieg gegen Jerusalem!“

„Wir wollen keinen Krieg“, entgegnete Huram. „Wenn ganz Israel sich vom Hause Davids lossagt, wird Rehabeam keinen Krieg wagen.“

Enan widersprach. „Und der Aufstand Israels unter dem Davidsohn Abschalom? Haben Davids Krieger damals unsere Väter nicht besiegt? Und später die Erhebung Schebas, des Benjaminiten, gegen David? Fiel sie nicht kläglich in sich zusammen, und David triumphierte?“

Huram ließ sich nicht beirren. „Damals waren andere Zeiten“, erklärte er mit Bestimmtheit. „Seitdem hat Salomo das Land heruntergewirtschaftet. Und seine Soldaten greifen lieber zu Weinbecher und Brettspiel als zu Schwert und Lanze. Salomo ist alt und krank. Und Rehabeam ist kein David, obwohl er sich für einen Kriegshelden gleich ihm hält. Laß dich von deinen Nachbarn nicht ängstigen, Enan, sondern stärke ihren Abscheu vor den Herrschern Jerusalems!“

Enan zog die Stirn zweifelnd in Falten und schwieg nachdenklich. Dann fragte er: „Wer soll denn unser König sein? Verrätst du es mir? Kenne ich seinen Namen?“

Jetzt seufzte Huram bekümmert. „Diese Frage mußtest du mir ja nun stellen. Ich kann sie dir jedoch nicht beantworten. Denn bisher kennen wir niemanden, dem wir die Königswürde anvertrauen können. Die Zeiten, da Jahwe sich einen Mann zum König erwählte und dies dem Seher Samuel kundtat, die sind leider vorbei. Du siehst, ich verheimliche nichts vor dir. Weder was wir wollen, noch daß es bisher nur ein Wunsch ist, nicht mehr. Aber eines ist klar: Rehabeam darf nicht unser König werden! Hilf uns, Enan, das zu verhindern! Sprich mit deinen Nachbarn, mit aller

Vorsicht natürlich, damit sie auch so denken! Zwei Fremdherrscher reichen uns. Israel soll nicht länger durch Jerusalem geknechtet sein!“

Enans Sohn störte das Zwiegespräch der beiden Verschwörer und teilte mit, daß die Esel der Gäste bereitstünden. Aber es war ohnehin alles gesagt, was Enan nach Hurams Willen wissen sollte. So ritten die Besucher nach herzlichem Abschied von den Gastgebern in den sonnigen Spätherbsttag hinein. Enan und seine Familie winkten noch ein Weilchen hinterher, dann aber zog sich der Hausherr zurück und versuchte, das Gehörte zu durchdenken. Was Huram und dessen Freunde planten, erschien ihm zwar verlockend, aber angesichts der Macht Salomos doch ziemlich gewagt. Wer waren überhaupt Hurams Gesinnungsgenossen? Und wie einflußreich waren sie? Und wie sollte man sich diese Judäer und ihre Bewaffneten vom Halse schaffen? Es war doch nicht damit getan, einfach einen Gegenkönig aufzustellen. Huram war zwar ein erfahrener und umsichtiger Mann, aber trübte ihm in dieser Sache etwa sein Wunsch den Blick dafür, welchen Felssturz er lostreten konnte? Ob Bedan in Sichem, der einflußreichste unter den Ältesten des Stammes Manasse, etwas von Hurams Plänen wußte? Und Malkiel in Bet-El, der große, alte Mann des Stammes Efraim?

Huram und seine Familie schaukelten unterdessen auf ihren Eseln der Stadt Sichem entgegen. Rolldisteln trieben vor dem Wind über die rissige Erde. Bald würde Jahwe dem dürstenden Land seinen Regen spenden und die Äcker für die neue Saat aufschließen. Wenn der Gott doch auch auf jenen Mann weisen wollte, der König sein sollte in Israel! Huram war überzeugt, daß es diesen Mann gab. Wo versteckte ihn Jahwe? Und warum ließ er ihn im Verborgenen? Schon morgen konnte König Salomo sterben – was dann?

Er blickte sich um. Noch immer ritt ein Mann in gleichbleibendem Abstand hinter ihnen. Huram blieb zurück, und als der Fremde nun näherkam, erkannte er ihn. Es war derjenige von Enans Gästen, der sich als einziger für Salomo und Rehabeam ausgesprochen hatte. „Auch du willst nach Sichem?“ fragte ihn Huram.

Der Mann bejahte und gab sich als Verwandter Enans zu erkennen. Huram wollte Genaueres über diese Verwandtschaft wissen, aber die Erklärung war umständlich und verworren, und so blickte er den Salomo-Anhänger scharf an und sagte: „Ich will dir nicht verheimlichen, wofür ich dich halte. Du bist Ochrans neuer Spitzel. Dein Herr will wissen, worüber man in Tirza spricht. Ist es so?“

Der Beschuldigte schoß einen zornigen Blick hinüber zu dem bekannten Salomo-Gegner. „Wärst du nicht Huram, würde ich dir die Beleidigung blutig heimzahlen. Aber du siehst ja in jedem, der das Gute in König Salomos Taten gelten läßt, einen Spion des Königs. Das ist ja überall bekannt.“

Huram schwieg hochmütig, und so ritten sie ein Stück Weg stumm nebeneinander her. Endlich forderte der Sichemit: „Sprich mit mir! Sag etwas, wogegen ich streiten kann!“

Huram blickte seinen Weggefährten an, als wundere er sich, daß der noch immer in seiner Nähe war. „Bestelle Ochran meinen Gruß!“ sagte er. „Und richte ihm aus, daß ich König Salomo ein langes Leben wünsche!“

„Ein solches Wort kommt von dir?“ staunte der Begleiter.

Huram grinste und ließ sich herab, seinen Wunsch zu deuten: „Je länger Salomo lebt, um so länger kann Ochran ihm die Füsse küssen.“ Und nun lachte er laut und herausfordernd.

Wütend hielt sein Weggefährte den Esel an und wartete, bis zwischen ihm und dem Ältesten von Tappuach ein gehöriger Abstand war. Als er in Sichem anlangte, erstattete er Ochran sofort Bericht, wie es ihm aufgetragen war. Voller Empörung erzählte er von Hurams Beleidigungen. Der Statthalter interessierte sich aber mehr für Enan und den Sänger des Spottliedes als für Huram, denn dessen Einstellung und freche Zunge kannte er zur Genüge. Die Liste der Salomofeinde, die er angelegt hatte und die Huram anführte, wurde an diesem Abend um zwei Namen länger.

2

König Salomo hatte die Kommandeure der Garnisonen draußen im Lande nach Jerusalem gerufen. Drei Tage vor dem angesetzten Termin bestieg Schallum, der Befehlshaber der Festung Geser, seinen Reitesel und machte sich auf den Weg. Das Tier war starkknochig, denn der Reiter war zwar nur mittelgroß, aber von stämmiger Gestalt. Schallum wäre lieber zu Fuß marschiert, aber dann hätten ihn die Kameraden kopfschüttelnd begrüßt. Froh war er, daß der königliche Befehl den eintönigern Dienst für ein paar Tage unterbrach. Sein junger Adjutant, der neben ihm ritt, empfand ebenso, und auch die fünf Soldaten der Eskorte marschierten mit fröhlichen Gesichtern hinterdrein.

Auf der Höhe des Berglandes angekommen, blieben sie in Bet-Horon über Nacht, und am nächsten Tag schloß sich ihnen der Kommandeur der dortigen kleinen Truppe an. Unterwegs stieß noch ein dritter, den Salomo gerufen hatte, zu ihnen, und zwar der Befehlshaber von Mizpa. In

Gibea, wo einst Saul, der Heerführer Israels, sein Standquartier gehabt hatte, trafen sie auf ihn, der mit seiner Garnison die Benjaminiten abschrecken sollte, sich gegen Jerusalem zu verschwören. Eigens zu diesem Zweck hatte David die Siedlung Mizpa nach dem Aufstand des Scheba ummauert.

Schallum fragte den Ankömmling: „Kannst du uns sagen, was der König bekanntgeben will? In Mizpa weiß man doch immer mehr als in Bet-Horon oder gar in Geser."

In der Tat genoß die Stadt Mizpa Salomos besondere Aufmerksamkeit, obwohl die Garnison nur aus 50 Mann bestand. Der Davidsohn mißtraute noch immer den Benjaminiten. Er wußte, daß sie Saul als ihren hervorragendsten Stammeshelden verehrten und glaubten, alles wäre anders gekommen, wenn Jahwe den Heerführer Israels – manche sagten: den ersten König Israels – nicht den Philistern preisgegeben hätte.

Der Kommandant von Mizpa wußte aber leider auch nicht, wozu der König seine Befehlshaber gerufen hatte. Von Unruhen irgendwo im Lande oder an den Grenzen hatte er nichts gehört.

Die drei Kommandeure mit ihren Begleitern und Schallums kleiner Eskorte erklommen die letzte Anhöhe vor Jerusalem. Nun sahen sie endlich die Königsstadt vor sich liegen. Im Schein der tief stehenden Sonne schienen die Mauern und Dächer des riesigen Palastkomplexes mit Goldblech beschlagen zu sein, und es sah aus, als ob allein diese leuchtenden Prunkbauten Jerusalem wären. Denn die Wohnstadt für die Einwohnerschaft erstreckte sich unterhalb der neuen Salomostadt und war von hier aus nur zu erahnen. Die Ankömmlinge hielten an und ließen das Bild der Königsstadt auf sich wirken. Das tat jeder, der sich von hier aus Jerusalem näherte. Die Bauten, die König Salomo nach den Plänen phönizischer Baumeister hatte errichten lassen, kündeten von der Macht dessen, der hier regierte, und wer sich dem Anblick hingab, der konnte glatt vergessen, daß jenem Reich, das sich König David erobert hatte, schon beachtliche Teile abhanden gekommen waren. Im Nordosten waren die Aramäer unter der Vormacht von Damaskus längst von Unterworfenen zu mächtigen und bedrohlichen Nachbarn des Davidreiches geworden. Im Osten hatten die Ammoniter ihre Untertanenschaft aufgekündigt. Auch die Edomiter im Südosten gehorchten wieder einem eigenen König, wenn auch nur in einem Teil ihres Landes. Im Nordwesten hatte Salomo die Stadt Akko und ihr weites Hinterland den Phöniziern vermacht, als Bezahlung für ihre Leistungen beim Bau seiner Palaststadt. Die Tribute der Moabiter blieben aus, obwohl das Volk östlich des Salzmeeres formell noch zum Reich gehörte. Und was schließlich die beiden Kernländer des Reiches, Juda und Israel, anbetraf, so wuchs in Israel die Unzufriedenheit, und Salomo wußte, daß nicht nur die Benjaminiten von Saul schwärmten. Aber das beunruhigte ihn nicht sonderlich. Solange die Israeliten uneins darüber waren, was sie eigentlich wollten, und solange sie ihre Abgaben leisteten und die geforderte Anzahl junger Männer an die königlichen Baustellen schickten, solange bestand keine Gefahr für die Einheit von Juda und Israel.

Vor dem Stadttor verließ Schallum die anderen beiden Kommandeure und die Begleitmannschaft. Er hoffte nämlich, hier irgendwo auf seinen Freund Jerobeam zu treffen. Den Adjutanten nahm er mit sich.

Bald sahen sie den Steinbruch vor sich, der das Material für Salomos Bauten lieferte. „Wer ist dieser Jerobeam?" wollte der Adjutant wissen.

„Ein Efraimit", lautete Schallums Auskunft. „Er befehligt seine Volksgenossen, die hier in Jerusalem für König Salomo die Steine aus dem Fels holen. Deshalb werden wir ihn hier am ehesten finden."

Der Adjutant war verwundert. „Einen von diesen verschwitzten Lastträgern nennst du deinen Freund?"

Schallum mißfiel, wie abfällig sein junger Begleiter von denen sprach, ohne die Salomos Stadt nie erbaut worden wäre. „Wer, denkst du, hat die Mauern von Geser erbaut, hinter die du dich ducktest, falls die Philister gegen uns zögen und die Festung belagerten?" meinte er unwirsch. „Waren es nicht schwitzende Steineschlepper?" Der Adjutant schaute verlegen drein, und so erklärte Schallum gelassener: „Jerobeam hat mir einst das Leben gerettet. Doch auch wenn ich ihm nicht aus diesem Grund nahestünde – er ist ein tüchtiger Beamter, der sein Fach versteht." Der Adjutant schien interessiert, und so kam der Kommandeur ins Erzählen: „Als junger Mann war Jerobeam mit im Libanongebirge, wo die Zedern für die Paläste König Salomos geschlagen wurden. Weil die Aufseher seinen Fleiß und sein Geschick erkannten, wurde er später Kolonnenführer bei der Befestigung Megiddos. Schließlich kam er nach Geser, als der Mauerring ausgebessert wurde. Da war er schon Aufseher über alle Lastträger, die dort arbeiteten. Zu dieser Zeit lernten wir uns kennen. Heute nun ist er der Vorsteher aller Arbeiter, die der König Jahr für Jahr von Gibea bis Dotan ausheben läßt. Vielleicht wird er eines Tages der Oberste aller königlichen Baustellen. Ich traue es ihm zu und wünsche es ihm."

„Offenbar ist er beim König gut angesehen", warf der Adjutant ein.

„So ist es", bestätigte Schallum. „Rehabeam wurde auf ihn aufmerksam, nachdem er in Geser verhindert hatte, daß seine Männer die Arbeit verweigerten. Es ging um bessere Verpflegung und Unterbringung. Der Prinz hat ihn daraufhin Salomo für das Amt empfohlen, das er jetzt innehat.

Und die Essenrationen der Arbeiter wurden erhöht, ihre Schlafstellen verändert – Jerobeam hat das durchgesetzt."

Der Adjutant kam zu der Auffassung, daß es auf dem Bau ähnlich zuging wie bei den Streitkräften. Entweder diente man sich Stufe um Stufe nach oben, oder man verfiel dem Stumpfsinn des täglichen Einerlei. Aber bevor er diesen Gedanken aussprechen konnte, wies Schallum nach vorn: „Sieh, da ist er!" Der Adjutant erblickte einen Mann mit üppigem Haarschopf, dessen tiefschwarze Fülle er mit einem grünen Stirnband gebändigt hatte. Der Mann war schlank, fast hager, und erschien größer als seine Arbeiter, aber das lag sicher nur an deren gebückter Haltung, mochten sie nun mit Hammer und Meißel oder mit dem Transportgeschirr hantieren.

Jerobeam sah die Besucher nicht kommen. Ehe sie nahe genug waren, um sich durch Rufen bemerkbar zu machen, schwang er sich auf einen Esel und ritt hastig in der Gegenrichtung davon. „Schade!" meinte Schallum. „Ich hätte ihn gern als ersten in Jerusalem begrüßt."

So traf er seinen Freund erst am Abend. Jerobeam wohnte im Haus des Meisters, der die königlichen Bauten entwarf und mit seinen Fachleuten errichtete, eines Phöniziers. Diese Wohngemeinschaft war vorteilhaft für beide, denn sie waren aufeinander angewiesen und konnten sich so verständigen, ohne einander erst aufsuchen zu müssen. Jerobeam hatte dafür zu sorgen, daß immer genügend Baumaterial an der Baustelle vorhanden war, und der Baumeister war dafür verantwortlich, daß die Hilfsarbeiter stets erfuhren, was gerade gebraucht wurde. Manchmal aber schlief Jerobeam draußen vor der Stadtmauer bei seinen Leuten. Die sahen das gern, denn ihnen galt Jerobeam als einer der ihren. Er hatte sich zwar am Rand des Lagers eine feste Hütte gebaut, während sie in Zelten schliefen, aber das tat dem Vertrauen, das sie in ihren Vorsteher setzten, keinen Abbruch. Und Jerobeam bemühte sich nach Kräften, dieses Vertrauen immer aufs neue zu rechtfertigen. Nicht aus Berechnung, sondern aus Überzeugung. Denn die jungen Männer waren kaum dem Knabenalter entwachsen und fühlten sich in Jerusalem wie in fremdem Land, manche hatten Heimweh, und überdies mußten sie ja auch erst einmal lernen, mit dem Stein umzugehen. Obwohl er selbst nur knapp über Dreißig war, empfand er sich oft wie der Vater seiner Schutzbefohlenen.

Der Baumeister leistete seinem Mieter und dem Militärbefehlshaber Gesellschaft. Er wußte um die Freundschaft der beiden Männer, kannte aber nicht deren Ursprung, denn darüber sprachen die beiden niemals. Im Grunde hatte eines der Pferdegespanne von Geser diese Freundschaft gestiftet, und Schallum hatte dabei keine gute Figur abgegeben. Der Kommandeur gebot nicht nur über die Fußtruppe, sondern auch über die Streitwagenabteilung seiner Garnison. Er selbst war jedoch kein Wagenkämpfer. Dennoch bestieg er ab und zu einen der Wagen und fuhr zu seinem Vergnügen ein Stück ins Land hinaus. Er duldete dann auch keinen Beifahrer neben sich, weil er sich als Ungeübter nicht blamieren wollte. Bei einer dieser gelegentlichen Ausfahrten nun lief ihm am hellen Tag ein Wolf über den Weg, der sich vielleicht verirrt hatte, denn nie hatte hier ein solches Raubtier sein Unwesen getrieben. Die Pferde erschraken noch mehr als Schallum selbst und rasten mit dem Wagen davon, weder dem Zügel noch den verzweifelten Zurufen ihres Lenkers gehorchend. Da kam zufällig Jerobeam des Weges. Er hatte, als er in Megiddo arbeitete, seine Liebe zu den Pferden entdeckt, und vom damaligen Kommandanten war ihm gestattet worden, sich als Gespannführer zu versuchen. Einer der Wagenkämpfer hatte ihn mittags, wenn die Arbeit ruhte, trainiert und ihm so manche Lenkerweisheit und allerlei Tricks vermittelt. Als er jetzt die jagenden Pferde und den hilflosen Kommandeur sah, rannte er, so schnell er konnte, dem Gefährt entgegen, und es gelang ihm, sich hinaufzuschwingen. Die Pferde spürten eine feste Hand am Zügel und hörten Befehle, die sie gewohnt waren, und so gelang es Jerobeam, die Tiere zu beruhigen und den Wagen anzuhalten.

In Gegenwart des Baumeisters sprachen die Freunde jedoch nicht über die alten Zeiten, sondern über die Bauten, für die Jerobeams Leute im Einsatz waren. An der Ostmauer entstand an der Nahtstelle zwischen der alten Davidstadt und Salomos Neustadt eine Bastei, von deren Plattform aus Salomo die nach dem Hinnomtal zu abfallenden Terrassen der Unterstadt besser als von den bisherigen Befestigungen aus zu beobachten hoffte. Je älter er wurde, desto mehr nahm seine Befürchtung zu, daß irgendein Feind die Davidstadt besetzen und von dort aus das Palastviertel bedrohen könnte. Er dachte dabei vor allem an die Ägypter. Der Pharao hatte nämlich Rehabeam, der ihn vor Jahren als Salomos Gesandter besucht hatte, gebeten, ihm jährlich Wein, Öl, Honig und Harz zu senden. Salomo hatte diese dreiste Tributforderung zornig ignoriert, aber er wußte, daß man in Ägypten einen unfreundlichen Akt nie vergaß.

„Wer wird denn den Palast von der Stadt her angreifen!" rief Schallum aus, als er vom Zweck der Bastei hörte. „Wer Jerusalem erobern will, der kommt von Norden!"

Jerobeam und der Baumeister sahen sich an und lächelten einander verständnisinnig zu. Der Soldat hatte soeben ihre eigene Auffassung bestätigt. Aber kein kritisches Wort kam über die Lippen des Phöniziers. „Des Königs Wunsch ist die Richtschnur der Bauleute", bemerkte er lediglich. Und Jerobeam fügte erläuternd hinzu: „Man sagt, daß er das Gebäude wohl auch als Kaserne nutzen will."

Schallum wiegte bedächtig den Kopf. Ob Salomo bei der Bedrohung von Süden her vielleicht gar nicht so sehr an äußere Feinde dachte? Er sagte freudig ja, als der Baumeister ihn einlud, am kommenden Tag die Baustelle zu besichtigen.

Am nächsten Morgen mußte er sich aber zunächst zur angesetzten Beratung einfinden. Im Gästehaus, wo die in die Residenz Gerufenen übernachtet hatten, war bereits bekanntgegeben worden, daß der Thronfolger Rehabeam die Konferenz leiten werde. Puwa, der junge Kommandeur von Megiddo, der sich nach Salomos Tod und Rehabeams Thronbesteigung den Aufstieg zum Oberbefehlshaber aller Streitkräfte erhoffte, welches Amt zur Zeit der Kronprinz selbst ausübte, hatte sogleich mit herausgestellter Besorgnis gefragt, ob es dem König doch hoffentlich gutgehe. Wie vorauszusehen war die Antwort ein Ja gewesen, aber Puwa war es gelungen, sich ein weiteres Mal als den Ergebensten der führenden Militärs darzustellen.

Im Audienzsaal war es kühl, und die Kommandeure behielten ihre Mäntel an. Alle hofften, daß die Beratung rasch zu Ende ging, damit sie hinaus in die Spätherbstsonne konnten, die gegen Mittag immer noch angenehm wärmte.

Rehabeam erschien. Mit gewohnt federndem Gang nahm er die Stufen zum Podest, auf dem sein Stuhl stand, und setzte sich. Die Offiziere hatten sich erhoben und riefen nun: „Lang lebe König Salomo!“ Die Kommandeure von Megiddo und Mizpa verständigten sich mit einem Blick und fügten hinzu: „Und sein Sohn Rehabeam!“

Der Kronprinz nickte gnädig und forderte seine Befehlshaber mit einer Handbewegung auf, wieder auf ihren Bänken Platz zu nehmen. Schallum wie auch die anderen registrierten im stillen, daß Rehabeam wie gewöhnlich eine schwarze Perücke trug. Er hatte mehrere davon. Händler brachten sie ihm. Sie stammten aus Ägypten und waren nicht billig. Niemand außerhalb seines Palastes sollte sehen, daß sein Haar schon grau wurde, obwohl er erst vierzig Jahre zählte. Im Gegensatz zu seinem greisen Vater wollte er Jugend und Gesundheit ausstrahlen. Doch dazu hätte er schlanker sein müssen – man sah ihm an, daß er gern aß und trank.

Die Kommandeure mußten der Reihe nach die Lage in ihrem Bereich einschätzen. Als erster sprach Ittai von Hazor. Er war schon über fünfzig und sah erwartungsvoll dem Tag entgegen, da ihm der König gestatten würde, sich auf seinen Landbesitz zurückzuziehen, der seinem Vater von König David geschenkt worden war. Er berichtete, daß bei den Aramäern alles ruhig sei. Der König von Damaskus war offenbar damit beschäftigt, seine Herrschaft weiter zu festigen und seinen Einfluß nach Norden hin auszudehnen.

Puwa meldete sich als zweiter zu Wort. Er lobte die Gefechtsbereitschaft seiner Garnison über alle Maßen. Und die Straße von Ägypten nach den Nordländern werde streng bewacht. Niemand könne unbemerkt zwischen Geser und Hazor unterwegs sein.

Schallum konnte den Streber aus Megiddo nicht leiden und hörte ihm nur mit halbem Ohr zu. Er selbst war in Megiddo geboren und aufgewachsen. Sein Vater, der von jenseits des Jordans stammte, war seit den letzten Jahren König Davids in der Festung Kommandant gewesen. Bei einem Streifzug gegen die abtrünnigen Aramäer, den er wegen seiner Ortskenntnis anführen mußte, war er umgekommen. Er hatte seinem Sohn ein Stück Land in Megiddo hinterlassen. Aber nun beanspruchte es Puwa. Er behauptete, Schallum habe das Land zu Unrecht geerbt, denn es gehöre dem jeweiligen Kommandeur von Megiddo, und das sei unbezweifelbar er. Er hatte zwar wenig Aussicht, mit seiner Unterstellung durchzukommen, solange Salomo lebte, denn der hatte Schallums Anspruch bestätigt, aber sein Querulantentum bereitete Schallum trotzdem viel Verdruß. Deshalb scheute sich der Kommandeur von Geser, als nächster zu sprechen, denn er hätte sich einen Seitenhieb gegen seinen Vorredner nicht verkneifen können. Aber das wäre bei Rehabeam wohl nicht gut angekommen. So wartete er erst einmal ab und lauschte, was die Kameraden aus Bet-Horon und Mizpa und aus den judäischen Stützpunkten zu sagen hatten.

Sie alle berichteten von der Ruhe unter den umwohnenden Völkern. Auch Schallum würde von den Philistern, über die Geser wachte, nichts anderes aussagen können. Ihm fiel ein schlimmer Vergleich ein. Es war, als ob alle Völker, die David einst besiegt und unterjocht hatte, den Atem anhielten, bis dessen friedliebender Sohn gestorben war. Würden sie dann über das restliche Reich herfallen und es unter sich aufteilen?

Schallum bemühte sich, von seinen trüben Gedanken nichts preiszugeben, als er schließlich seinen Rapport erstattete. Er sah die Zukunft sicherlich zu schwarz.

Rehabeam freute sich, daß Juda und Israel von außen keine Gefahren drohten. „Wer sollte es auch wagen“, rief er pathetisch, „sich mit uns anzulegen?“ Herausfordernd schaute er in die Runde, als ob er die Gegner vor sich hatte, an die er dachte.

Schallum zog unwillkürlich die Stirn in Falten. Er fand, daß der Prinz den Mund zu voll nahm. Die Aramäer waren eine Bedrohung, seit sie nach Davids Tod sogleich vom Reich abgefallen waren. Daß sie noch keinen Angriff unternommen hatten, lag sicher nur daran, daß sie anderweitig beschäftigt waren. Auch die Völker im Osten und Südosten, die Ammoniter, Moabiter und Edomiter, waren unberechenbar. Nur gut, daß sie an keine Bündnisse untereinander dachten. Und die Philister, die einst Israel hart unterdrückt hatten? Ihren Bezwinger David hatten sie geachtet – vor

dem Bauherrn Salomo jedoch war ihnen der Respekt rasch abhanden gekommen. Was sie von erneuten Angriffen abhielt, das war ihre eigene Uneinigkeit. Ihr früherer Bund lebte nur noch in den Reden ihrer Könige, wenn die sich trafen. Und überdies blickten sie seit einigen Jahrzehnten ängstlich nach Ägypten. Besonders seit dort der libysche Heerführer Scheschonk sich die Pharaonenkrone aufgesetzt hatte und energisch daranging, seiner Familie die Macht auf Dauer zu sichern.

Schallum konnte seine Gedanken nicht länger schweifen lassen. Rehabeam sprach jetzt über die innere Lage, und sein Gesicht hatte den selbstsicheren Ausdruck von vorhin verloren. „Die Israeliten stöhnen laut über die Abgaben und Dienste, die sie dem König schuldig sind. Als ob es nicht ihre Pflicht ist, dem König zu dienen, der sie in Frieden unter ihrem Weinstock und Feigenbaum wohnen läßt! Sie scheinen vergessen zu haben, daß sie unter Salomo in keinen Krieg mehr ziehen mußten." Er merkte, daß seine Klagen in diesem Kreis unangebracht waren, und setzte wieder sein herrisches Gesicht auf. „Bestimmte Männer gehen in Israel umher und schüren die Unzufriedenheit. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es hier und da sogar zu Unruhen kommt. Dann werden euch die Statthalter des Königs um Hilfe bitten. Wenn das der Fall ist, so wartet nicht auf einen Befehl aus Jerusalem, sondern schlagt die Erhebung mit Härte nieder! Man muß das Unkraut ausreißen, ehe es wuchert!"

Schallum vermutete, daß noch eine genauere Begründung für die Besorgnis des Hofes folgen werde. Denn daß es in Israel gärte, das war ja nun wirklich keine Neuigkeit. Nur der Befehl, jede Rebellion im Keim zu ersticken, war schärfer gefaßt als bisher. Doch keiner der Salomogegner hatte je zu den Waffen gerufen. Wozu also das Härtegebot? Oder plante der König eine weitere Erhöhung der Abgaben, und es war vorauszusehen, daß die Israeliten noch aufsässiger reagieren würden?

Rehabeam schickte sich tatsächlich an, auf den eigentlichen Anlaß der Beratung einzugehen. Aber dazu wechselte er völlig das Thema. „Ihr habt vielleicht einmal erzählen hören", so begann er, und die Kommandeure sahen ihn verwundert an, „daß König David, als er alt geworden war und sich nicht mehr erwärmen konnte, nach einem jungen Mädchen verlangte. In der Stadt Schunem fanden seine Männer eines, das ihm zusagte. Die schöne Abischag ging nun täglich bei ihm ein und aus, pflegte ihn liebevoll und machte ihn durch ihren Anblick glücklich, bis er in Frieden starb. König Salomo hat sich, da er nun in gleichem Alter ist wie damals sein Vater und es ihm ähnlich ergeht wie diesem, daran erinnert, was König David damals gut getan hat. So hat er die Ältesten der Judäer und seine Statthalter in Israel gebeten, nach einem Mädchen zu suchen, das ihm zur Seite sein soll, um ihm die kalten Füße zu wärmen und ihn durch seine Schönheit zu erfreuen. Ich muß nicht hervorheben, wie gnädig sich der König der Familie eines solchen Mädchens erweisen wird. Die geforderten Vorschläge sind mittlerweile hier eingegangen, und in diesen Tagen werden sich Männer der Leibwache des Königs aufmachen, um die vorgeschlagenen Jungfrauen nach Jerusalem zu geleiten, damit der König seine Auswahl treffen kann. All das sollt ihr wissen, denn es könnte sein, daß in der einen oder anderen Siedlung der Wunsch des kranken Königs mißverstanden wird. Also: Seid bereit, den ausgeschickten Kommandos zu helfen, falls sie ihren Auftrag allein nicht ausführen können!"

Er winkte einem Schreiber, der die ganze Zeit über bescheiden im Hintergrund gestanden hatte, und der trat nun zwei Schritte nach vorn und verlas jene Orte, wohin der königliche Blick in diesen Tagen erwartungsvoll gerichtet war.

Dann gestattete Rehabeam den Kommandeuren, Fragen zu stellen. Aber niemandem schien irgendetwas unklar geblieben zu sein. Auch der ehrgeizige Puwa hatte keine Frage. So beendete der Kronprinz mit einer letzten kernigen Ermahnung die Beratung.

Die Männer erhoben sich und drängten ins Freie. „Nun wissen wir, wegen welcher reichserhaltenden Aktion wir herbeordert worden sind", regte sich Ittai auf, als er sich mit Schallum allein sah, zu dem er Vertrauen hatte. Er lachte bitter. „Salomo findet in seinem Harem offenbar keine mehr, die ohne Widerwillen bereit ist, mit dem alten Bock das Lager zu teilen."

Schallum pflichtete ihm bei. „Noch mehr solcher Jerusalemer Verrücktheiten, und wir erleben tatsächlich den Aufstand in Israel, den wir fürchten sollten."

Sie sahen den judäischen Kameraden nach, die gemeinsam zum Jahwetempel schlenderten, und beneideten sie. Außer im Bereich der Garnison Arad gab es bei ihnen nirgends eine Schöne, die auf Salomos Liste stand. War das Absicht?

„Hoffen wir, daß nirgends Steine fliegen!" meinte Schallum und verabschiedete sich von Ittai. Er wollte ja noch das „Haus am Millo" besichtigen. So wurde das jüngste Bauwerk der Befestigungsanlagen Jerusalems genannt, weil es auf den mächtigen Aufschüttungen errichtet wurde, die an dieser Stelle die Stadtmauer trugen.

Der Baumeister freute sich über Schallums Kommen und sein Interesse und zeigte ihm alles, was bereits fertiggestellt war. Der Kommandeur blickte in die geräumigen Mannschaftskammern und lobte sie sachkundig, er schaute in die Wachtstube und auf die gerade erst entstehenden Magazine, und schließlich bewunderte er den angefangenen Turm, von dem aus Salomo seine Stadt

überblicken wollte. „Und wie kommt der König da hinauf?“ fragte Schallum den Phönizier, auf die enge Treppe weisend. „Er soll ja nicht mehr gut zu Fuß sein.“

Dem Baumeister war diese Frage unwillkommen. Er zuckte die Schultern. „Dazu kann ich dir nichts sagen. Rehabeam hat alles, was hier entsteht, gutgeheißen.“

Vielleicht war Salomo gar nicht so krank, wie die Gerüchte wissen wollten? Und wie sein Sohn gesagt hatte? Schallum versuchte, sich zu erinnern, wann genau er den König zuletzt gesehen hatte. Aber es gelang ihm nicht. Es war sicher schon über zwei Jahre her. Allerdings kam er selbst ja auch nur selten nach Jerusalem. Nichts außer seinem Lebensretter und Freund zog ihn hierher.

„Wo steckt denn eigentlich Jerobeam?“ fragte er seinen Führer, nachdem der Freund nirgends aufgetaucht war, wie er versprochen hatte. Der Baumeister winkte einen der Lastträger heran.

„Jerobeam? Der mußte in den Steinbruch“, gab der Mann mit finsterer Miene Auskunft. „Ein Felsstück ist abgestürzt und hat einen von uns erschlagen.“ Zwei seiner Kameraden hatten die Antwort gehört, traten näher und riefen aufgebracht: „Wieviele sollen noch sterben, bis das hier fertig ist?“

Der Baumeister beschwichtigte die Arbeiter und erklärte dann Schallum: „In ein paar Wochen ist ihr Einsatz zu Ende, und sie können nach Hause. Schlimm, daß es so kurz vor dem Schluß den Ärmsten noch erwischt hat! Aber solche Unfälle kommen eben immer wieder vor.“

Schallum bedankte sich für die Führung und bat den Phönizier, an Jerobeam Grüße auszurichten. Denn auf den Freund warten wollte er nicht. Der hatte wegen des Unglücks jetzt den Kopf voll. Er mußte seine Leute beruhigen, die Familie des Toten benachrichtigen, den Hergang und die Schuldfrage klären und sicher noch vieles anderes tun. Schade, Schallum hätte gern gewußt, welche Neuigkeiten in Jerusalem über Salomo und Rehabeam umliefen. Jerobeam wußte bestimmt so manches, denn er ging mit offenen Augen und Ohren umher. Gestern abend hatte das Beisein des Baumeisters verhindert, daß Schallum die Rede darauf bringen konnte. Der Phönizier war zwar ein umgänglicher Mann, aber ob es angebracht war, vor ihm offen über die Mißstände im Lande zu sprechen? Andererseits wußte gerade er sicherlich über vieles, was am Hof vor sich ging, Bescheid, denn er besaß das Ohr des Königs und des Kronprinzen. Aber nun war die Gelegenheit, wirklich wichtige Fragen zu erörtern, sowieso vorbei.

Schallum war aber doch froh, als er die Mauern Jerusalems hinter sich hatte. Vielleicht war es sogar besser, wenn er den hauptstädtischen Klatsch und Tratsch gar nicht kannte. Es wäre wirklich gut, wenn der alte König bald starb. Mit Rehabeam würde die gegenwärtige Lähmung der Königsgewalt ein Ende haben. Umherschwirrende Gerüchte würden durch klare Befehle abgelöst werden. Die Streitkräfte würden nicht länger für die Befriedigung seniler Launen mißbraucht. Rehabeam hatte die Krise des Reiches zweifellos erkannt. Hoffentlich besaß er genügend Klugheit und Mut, um ihr zu begegnen und den Niedergang aufzuhalten. Denn wenn der Zorn der Israeliten zum Ausbruch kam – was dann? Sah Rehabeam, daß er etwas tun mußte, um Israel fester an Jerusalem zu binden? Daß dafür Verständnis besser war als Strenge?

3

Im Dorf Zereda wurde es nach der Mittagsruhe wieder lebendig. Das Mädchen Ketura ergriff den großen Krug und eilte leichtfüßig hinab zur Zisterne, um den Wasservorrat im Haus aufzufüllen. Sie tauchte die Hände ins kühle Naß und benetzte ihr heißes Gesicht. Das Wasser roch abgestanden, und herangewehtes Laub schwamm darin. Doch bald fielen ja die winterlichen Regengüsse, und dann würde die nahe Quelle wieder plätschern und lebendiges Wasser spenden.

Ketura hob den schweren Krug auf ihre Schulter. Ob sie heute noch eintrafen? Aber wohl kaum.Wenn Boten aus Jerusalem kamen, dann doch eher vor dem Mittag. Ihre Aufregung war verfrüht. Wieso nur war der Blick des Königs auf sie gefallen? Er kannte sie doch gar nicht! Als sie ihn einmal von ferne hatte vorüberreiten sehen, da war sie noch ein Kind gewesen. Warum sollte er ausgerechnet sie zu sich nach Jerusalem holen? Gab es denn dort kein Mädchen, das den alten König pflegen konnte? Hier im väterlichen Hause war ihre Hilfe doch nötiger!

Ihre Familie gehörte nicht zu den vornehmen der Gegend. Seitdem die beiden Brüder nicht mehr lebten, hatte der Vater nur noch einen Knecht. Und die Großmutter, die Mutter und sie. Er hatte der Dorfgemeinschaft bereits Land abgetreten, weil er es nicht mehr bewirtschaften konnte. Und trotzdem gab es noch soviel Arbeit, daß er auf ihre Hände nicht verzichten konnte. Die Großmutter war alt und zu vielem nicht mehr imstande, und die Mutter war nicht gut zu Fuß. Und da sollte sie als die flinkeste und kräftigste der Frauen in die fremde Stadt? So fern von den Eltern und dem vertrauten Dorf? Wo sie niemanden kennen würde?

Ketura war so in ihren schweren Gedanken befangen, daß sie erst jetzt die Soldaten sah, die das Tal herab auf den Dorfhügel zustrebten. Sie erstarrte. Sie kamen also doch noch heute! Jetzt

sollte sie Eltern und Heimat verlassen! Vorsichtig setzte sie den Krug auf den Boden und rannte ohne ihn wie gejagt nach Hause. Die Dorfleute, die den Trupp noch nicht bemerkt hatten, sahen ihr verwundert nach. Doch bald erblickten auch sie die Unheilsboten. Es waren fünf Mann, und sie führten drei Esel mit sich. Der eine war mit dem Gepäck der Truppe beladen, die anderen beiden waren für die Schöne bestimmt, auf deren Anblick die Soldaten neugierig waren.

Der Anführer fragte nach dem Haus Eris, des Sohnes Nebats. Die umherstehenden Dorfleute zeigten es ihm, ließen stehen und liegen, womit sie gerade tätig gewesen waren, und begleiteten die Soldaten. Das ganze Dorf wußte, mit welchem Auftrag die fünf erschienen waren.

Eri hatte im Hof Reisig gestapelt, das die Frauen am Morgen zusammengetragen hatten. Er hörte die Menschenmenge draußen und trat hinaus vor das Hoftor. Ein Blick genügte ihm, und er war im Bilde.

Der Truppführer nahm an, einen älteren Bruder des Vaters der Schönen vor sich zu haben, denn Eri war schon nahe der Fünfzig und völlig ergraut, und die sechzehnjährige Ketura war ein Nachkömmling. So fragte er: „Bist du der Hausherr? Wir sind Männer des Königs, und unser Auftrag lautet an Eri, Sohn des Nebat."

Eri bedachte die Soldaten mit einem unfreundlichen Blick und sagte: „Ich bin es, den ihr sucht. Meine Tochter bekommt ihr nicht. Ihr hättet euch den Weg hierher sparen können."

Der Truppführer schaute nun genauso unwirsch drein wie der, dessen barsche Rede ihn so unerwartet traf. Man hatte ihm nämlich gesagt, es sei alles geklärt, und er brauche das Mädchen nur in Empfang zu nehmen. Er sah, daß Eri sich umdrehte, um wieder im Hof zu verschwinden, weil für ihn das Gespräch beendet war, und rief: „Warte! Höre doch erst einmal, was ich dir sagen muß!"

Eri wandte sich den ungebetenen Ankömmlingen wieder zu. Der Anführer glaubte, daß sich noch alles zum Guten wenden würde. In höflichem Ton erklärte er: „Ochran, der Sohn Hurs, der im Gebirge Efraim den Willen des Königs verkündet, ist bei dir gewesen. Er hat dir gesagt, welche Ehre König Salomo dir zugedacht hat. Und du hast seine Worte gehört. Wir sind nun vom König beauftragt, deine Tochter nach Jerusalem zu geleiten, damit er sie anschauen kann. Mach uns also keine Schwierigkeiten, denn wir müssen unserem Befehl gehorchen!"

Eri bezwang seinen Zorn und erwiderte so ruhig, wie es ihm möglich war: „Ihr habt euren Befehl, aber ich sage euch: Geht ohne meine Tochter zurück nach Jerusalem! Zieht in Frieden! Als Ochran bei mir war und mir das Ansinnen des Königs nannte, habe ich ihm wie jetzt euch geantwortet: Ich gebe meine Tochter nicht her! Ohne sie kann ich meine Wirtschaft nicht führen. Ich brauche sie."

Der Anführer der Soldaten blickte hilfesuchend nach den Umstehenden, deren immer mehr wurden. Aber er sah in verschlossene Gesichter. So wandte er sich erneut an Eri: „Wir verlassen dich, wie du uns aufforderst, aber nicht ohne deine Tochter! Sprich mit Ochran und bitte ihn, daß er dem König deine Lage schildert! Wenn dir einer helfen kann, dann ist es Ochran. Ich kann dir nicht helfen! Uns mußt du das Mädchen erst einmal mitgeben! Du und ich, wir dürfen beide nicht gegen das Gebot des Königs verstoßen."

Die Umstehenden ließen einen alten Mann durch. Der trat vor den Truppführer und stellte sich als Sprecher des Dorfes vor. Er bestätigte, daß Ketura für ihren Vater unentbehrlich sei. „Wir alle haben das Ochran gesagt, als er hier war", erklärte er mit Nachdruck. „Er wollte sich darüber bedenken. Aber nun sehen wir, daß er es nicht getan hat. Deshalb müßt jetzt ihr die Einsicht haben, die Ochran nicht hatte. Der König wird euch verzeihen, daß ihr ohne das Mädchen kommt, wenn er von euch erfährt, daß der Vater ohne die Tochter seine Steuer nicht mehr aufbringen kann."

Eri schenkte dem Alten einen dankbaren Blick und hoffte, die Rede habe den Königsboten endlich überzeugt. „Seid meine Gäste!" lud er die Soldaten ein, seinen Widerwillen überwindend. „Ihr habt einen langen Marsch hinter euch. Ich will euch zu essen geben und euren Durst stillen, und auch ein Nachtlager wird sich finden, falls ihr danach verlangt. Morgen früh mögt ihr dann in Frieden ziehen, um dem König vom Irrtum Ochrans zu berichten."

Der Truppführer würdigte die friedfertige Einladung keineswegs. Sein Gesicht verzog sich unwillig, und seine Stimme wurde lauter. „Genug geredet! Wir dürfen nicht mit leeren Händen vor dem König erscheinen. Begreif das endlich! Ruf nun deine Tochter! Sonst müssen wir sie uns herausholen!"

Eris Gesicht lief rot an. „Ihr werdet es nicht wagen!" rief er wutentbrannt. „Ich bin ein freier Mann! Dies ist mein Haus! Und der Herr meiner Tochter bin ich!"

Der Anführer gab seinen Männern ein Zeichen. Die öffneten ihre Mäntel und ließen ihre Schwerter sehen. Die Menge wurde unruhig. Eri schrie: „Mein Bruder ist Beamter in Jerusalem! Er wird sich beim König über dich beschweren! Man wird euch bestrafen!"

Nun stutzte der Anführer, und seine Miene verriet Unschlüssigkeit. „Dein Bruder, sagst du? Wer ist dein Bruder?"

„Es ist Jerobeam", war Eris stolze Antwort. „Er ist Vorsteher aller Efraimiten, die König Salomos Paläste bauen."

Sein Widerpart war erleichtert. Er wußte, wer Jerobeam war. Vor dem mußte er keine Angst haben, der war bedeutungslos. Er grinste überlegen und erklärte: „Ich kenne Jerobeam. Wenn er jetzt neben uns stünde, er würde dir raten, deine Tochter im Guten herauszugeben. Jerobeam weiß, daß man ein Gebot des Königs nicht mißachten darf."

Der Dorfsprecher fürchtete ein Handgemenge. Er kannte Eris Heftigkeit. Wenn der Gereizte jetzt die Beherrschung verlor! „Ich mache euch einen Vorschlag", warf er ein, bevor Eris Zorn zum Ausbruch kam. „Eri, begleite doch deine Tochter nach Jerusalem! Stell dort gemeinsam mit Jerobeam deine Lage dar! Du wirst sehen, man wird Einsicht haben und dir Ketura wieder mitgeben. Nicht wahr" – er wandte sich an den Truppführer – , „du bist doch einverstanden, daß der Vater des Mädchens euch begleitet? So könnt ihr eurem Befehl nachkommen" – er blickte wieder Eri an – „und du mußt Ketura nicht hergeben. Euch beiden ist geholfen."

Dem Anführer stand die Freude über den Vorschlag ins Gesicht geschrieben. Aber Eri brüllte: „Nein! Ich bleibe hier! Und auch meine Tochter bleibt! Macht, daß ihr wegkommt!"

Aus der Menge riefen einige: „Ja, verschwindet von hier!" „Laßt Eri in Ruhe!" „Geht, sonst machen wir euch Beine!"

Das Hoftor in Eris Rücken öffnete sich einen Spaltbreit, und die alte Zerua, Nebats Witwe, trat heraus. Verlegen strich sie ein paar weiße Haarsträhnen, die ihr ins Gesicht fielen, nach hinten, und bat die Soldaten: „Habt doch Einsicht! Besteht nicht auf eurem Befehl! Ich habe Eri und Jerobeam geboren, damit sie ihrem Vater Nebat eine Stütze sind. Nebat ist gestorben, als Eri gerade erwachsen wurde. Als Jerobeam in Eris damaliges Alter kam, hat ihn uns der König fortgenommen. Nun will er auch noch Ketura. Ist das gerecht, ihr Männer des Königs?"

Aus der Menge wurde gerufen: „Ungerecht ist das!" „Es ist schändlich, wie der König uns behandelt!"

Zerua blickte den Truppführer flehend an. Der suchte nach einer versöhnlichen Antwort. Eri knurrte die Mutter an: „Erniedrige dich nicht weiter vor diesen da!" Und den Soldaten schrie er zu: „Los, macht euch weg!" Er legte der Mutter die Hand auf die Schulter, damit sie mit ihm zurück ins Haus ging.

Zwei der Soldaten sprangen vor und packten ihn an den Armen. Einer der Esel wurde unruhig. Er begann, hin und her zu tänzeln, und plötzlich keilte er aus. Die Umstehenden wichen murrend ein Stück zurück, aber es hatte den Anschein, als ob sie im nächsten Moment noch näher heranrücken und die Soldaten bedrohen wollten. Der Truppführer bekam es mit der Angst zu tun. Überlaut rief er: „Bleibt ruhig, Leute! Wir tun ihm nichts!"

Eri riß sich los und hatte plötzlich ein Messer in der Hand. Die beiden Soldaten wichen erschrocken zurück. Der Anführer zerrte entnervt sein Schwert aus der Scheide und schrie: „Er bedroht uns! Ihr alle seid Zeugen! Wirf das Messer weg!" Aber Eri stürzte sich in blinder Wut auf ihn und lief direkt ins blanke Schwert. Der Anführer riß es entsetzt zurück, und Eri sackte blutend zu Boden. Frau und Tochter kamen aus dem Haus gelaufen, und gemeinsam mit der Großmutter knieten sie um den Verwundeten. Der alte Dorfsprecher rief ihnen zu: „Verbindet ihn! Schnell! Vielleicht kann er am Leben bleiben!" Er wandte sich an seine entsetzten Mitbürger: „Bleibt ruhig! Macht die Sache nicht noch schlimmer! Der Soldat wollte ihn nicht töten! Es war ein Unfall!"

Frau und Tochter eilten ins Haus und holten Stoffetzen, um die Wunde zu verbinden. Der Truppführer überwand seinen Schock und rief nun seinerseits: „Verbindet ihn! Er selbst hat sich ins Schwert gestürzt! Sein Blut kommt nicht über mich!"

Der Alte trat dicht an ihn heran und beschwor ihn: „Geht schnell weg von hier! Sonst fließt noch mehr Blut!"

Der Soldat fürchtete jedoch seine Vorgesetzten mehr als diese Bauern hier, trat auf die hockenden Frauen zu, die den Verband mit tatkräftiger Hilfe von Nachbarinnen immer dicker wickelten, weil das Blut nicht stillstehen wollte, und sagte: „Ihr Frauen, verbindet ihn, und er wird am Leben bleiben! Aber trotz dieses furchtbaren Unfalls – die Tochter müßt ihr mir mitgeben! Sagt euren Dorfgenossen, daß ihr das Mädchen ziehen laßt!" Er wandte sich an den Alten: „Ihr dürft uns nicht behindern! Wir haben nun mal den Befehl!"

Ketura erhob sich, blickte tränenverschleiert in die zornigen Gesichter ihrer Nachbarn und rief mit schluchzender Stimme: „Eine Bluttat reicht! Ich geh mit diesen Männern!" Sie blickte auf ihren bewußtlosen Vater, auf Mutter und Großmutter, aber die Frauen waren so mit dem Verwundeten beschäftigt, daß sie gar nicht darauf achteten, was um sie herum vorging. Niemand hinderte Ketura, als sie rasch ihre wenigen Habseligkeiten zusammenpackte.

Unterdessen trugen einige Männer den Schwerverletzten ins Haus. Die Frauen des Dorfes drängten nach, um zu helfen. Der Alte blieb bei den Soldaten, um zu verhindern, daß sich der Zorn seiner Mitbürger doch noch gegen diese entlud. Ketura schlüpfte an den Menschen vorbei nach draußen. Die Soldaten setzten sie behutsam auf einen der unbepackten Esel, und dem zweiten schnürten sie das Bündel ihres Schützlings auf. Dann zogen sie hastig davon. Einige Halbwüchsige hoben Steine auf, aber der Dorfsprecher verbot ihnen, die Abziehenden anzugreifen. Aus Versehen hätten sie Ketura treffen können, warnte er, und das sahen die Jungen ein.

In der Nacht starb Eri in den Armen seiner Mutter. Das Wehklagen der Frauen weckte das Dorf, soweit es nach diesem Unglückstag überhaupt im Schlaf lag. Noch vor Sonnenaufgang schickte der Sprecher Boten mit der Todesnachricht nach Tappuach zu Huram, zu dessen Sippe das Dorf gehörte, nach Bet-El zu Malkiel, dem Vornehmsten des Stammes Efraim, und natürlich nach Jerusalem zu Jerobeam. Das Begräbnis sollte kurz vor Sonnenuntergang stattfinden.

Huram überlief ein kalter Schauer, als er das Schreckliche erfuhr. Aber es hatte ja über kurz oder lang so kommen müssen, ging es ihm durch den Kopf, und wenn nicht in Zereda, so anderswo. Der unglückliche Eri hatte dem Zorn des Volkes Ausdruck gegeben und war dafür umgebracht worden. Doch sein gewaltsamer Tod kam zu früh. Aus dieser Bluttat ließ sich kein Aufstand gegen Salomo entfachen. Israel war noch nicht bereit dafür. Alles wartete auf das bevorstehende Ableben Salomos, und viele erhofften sich von seinem Sohn Rehabeam eine Aufhebung der königlichen Willkür und eine Milderung der Lasten. Und diejenigen, die wie Huram statt der verhaßten Judäer einen Israeliten zum König wollten, hatten noch immer keine Wahl getroffen. Der Tod in Zereda war sinnlos – leider.

Aber was steckte überhaupt hinter dem Gewaltakt gegen das Haus Nebats? Woher wußte der König von Eris Tochter? Hatte es Vorgespräche gegeben? Huram wollte wissen, wer wirklich schuld war an der Tötung eines unbescholtenen efraimitischen Mannes. Diese Aufklärung war er auch Jerobeam schuldig, den er gut kannte und den er schätzte, weil er trotz seines Jerusalemer Amtes ein Israelit geblieben war und so manchem der jungen Arbeiter, denen er vorstand, die schwere Dienstzeit erleichtert hatte. Er schickte den Boten aus Zereda allein zurück, mit dem Bescheid, daß er zum Begräbnis pünktlich dasein werde. Er selbst machte sich eilig auf ins nahe Sichem zu seinem Feind Ochran.

Der Statthalter des Königs wohnte in einem großen Haus, das über einen Durchgang mit dem Wohnsitz des Königs verbunden war, falls der geruht hätte, für einige Zeit in Sichem Hof zu halten. Salomo hatte die Gebäude errichten lassen, auch um die Bewohner der Umgegend zu ermuntern, in die spärlich besiedelte Stadt zu ziehen. Das war ihm auch gelungen, aber er selbst hatte Sichem immer seitlich liegengelassen, wenn er auf der Nord-Süd-Straße übers Gebirge unterwegs gewesen war. Trotzdem galt die Stadt nun wieder wie früher als Zentrum des mittleren Berglandes, sie war und blieb ein wichtiger Straßenknoten zwischen Jerusalem und Megiddo. Salomo hatte seinem Statthalter, der in Schilo zu Hause war, deshalb als Amtssitz Sichem zugewiesen.

Als Ochran die Ankunft des Ältesten von Tappuach gemeldet wurde, kam ihm bereits eine düstere Ahnung, daß in Zereda etwas schief gelaufen war. Hätte sonst Huram, der die Liste der Salomogegner anführte, freiwillig den Fuß in sein Haus gesetzt? Mit regloser Miene hörte er sich den Bericht über die Bluttat an. Er hatte Huram seit Monaten nicht gesehen und staunte erneut, daß der Älteste immer noch so jung wirkte, trotz seines weißen Haars. Der war doch mindestens an die fünfzehn Jahre älter als er selbst.

Auch Huram musterte seinen Gesprächspartner mit dem kurzgeschnittenen Haar und Bart. Keiner wußte, warum der alternde Salomo vor Jahren diesen damals jungen Mann zum Statthalter gemacht hatte. Mittlerweile war Ochran zwar über Dreißig, aber immer noch war er so unklug, überall den treuen Gefolgsmann des Königs herauszukehren und sich so allgemeine Ablehnung zuzuziehen, anstatt die Verständigung mit den Ältesten Efraims und Manasses zu suchen. Zumal er ja selbst aus einer efraimitischen Familie stammte.

Huram knüpfte an seinen Bericht sofort die unverblümte Frage: „Hast du den Auftrag der Soldaten veranlaßt?“

Ochran konnte sein schlechtes Gewissen nur schwer verbergen. Hatte sich denn dieser störrische Esel in Zereda gleich ins blanke Eisen stürzen müssen? Warum hatten die schönsten Töchter oft so verbohrte Väter? Er hatte fest geglaubt, daß dieser Eri angesichts der Soldatenschwerter zur Vernunft kommen und das Mädchen herausgeben würde. Bloß gut, daß die Dorfleute gescheiter waren und ihren Unmut nur in Worten äußerten! Er ließ Hurams Frage offen und wollte den Hergang noch eingehender geschildert haben. Aber Huram wußte ja nur das, was ihm der Bote mitgeteilt hatte. Und wieder fragte er: „Was hast du mit der Sache zu tun?“

Ochran erkannte, daß er antworten mußte, und erklärte den Befehl des Königs. Weil er bei der letzten Aushebung der dienstpflichtigen jungen Männer zufällig nach Zereda gekommen und ihm dort das Mädchen aufgefallen war, habe er sich nach dem Dorf begeben und Eri die Ehre angetragen, die der König ihm erweisen werde, wenn er seine Tochter nach Jerusalem schicke. „Natürlich hat sich der Mann zuerst geweigert und geziert, aber im Verlauf der Unterredung hat er schließlich zugestimmt.“ Ochran sagte es, so ruhig er konnte. Eri war tot – wer wollte das Gegenteil der Behauptung nachweisen?

Huram sah den Statthalter scharf an. Ihm war klar, daß der die Unwahrheit sprach. Aber Ochran hielt dem mißtrauischen Blick stand. Jetzt nur keine Schwäche zeigen! Er sagte: „Ich werde dem König über den schlimmen Unfall berichten. Hab Dank für deine schnelle Mitteilung! Übermittle der Witwe und dem gesamten Dorf mein Mitgefühl! Wenn sie meine Hilfe brauchen, sollen sie es mir melden. Und nun laß mich allein, mich drängen unaufschiebbare Geschäfte!“

Huram schüttelte energisch den Kopf. „Muß ich dich erst daran erinnern, was dich dein Amt zu tun heißt?“

Ochran blickte seinen Feind hochmütig an, aber er wagte nicht, den Einspruch zurückzuweisen. Und schon sprach Huram aus, was er meinte: „Du wirst mich nach Zereda begleiten und dich vor dem Leichnam des Ermordeten verneigen! Und bei der Witwe wirst du dich im Namen des Königs für die Gewalttat seiner Leute entschuldigen! Und den Männern von Zereda wirst du Rede und Antwort stehen!“

Ochran machte eine Handbewegung, als ob er die Worte wegwische. „Ich werde mich in dem Dorf sehen lassen, aber nicht heute! Ich sagte schon, wichtige Aufgaben erwarten mich jetzt! Ich bin für mehr verantwortlich als für dieses Dorf Zereda!“

Huram schwieg, aber sein Schweigen war beredter als Worte. Nun wich der Statthalter seinem Blick doch aus und starrte zur Tür, als ob er von dorther eine Befreiung aus der mißlichen Situation herbeizwingen könne. Huram trieb ihn nun weiter in die Enge: „Sollen die Männer von Zereda denken, daß dir der Mord an einem ihrer Mitbürger durch Soldaten deines Herrn gleichgültig ist? Wie willst du, daß die Efraimiten dir künftig begegnen?“

Ochran wurde rot vor Wut, aber auch vor Scham. Was sich dieser Mann aus Tappuach herausnahm! Gegen dessen bohrende Worte war nicht anzukommen. Leider hatte der Älteste recht, und er selbst hätte das von Anfang an erkennen und zugeben müssen. Er stand auf und preßte heraus: „Laß mich einige Anweisungen geben! Danach reise ich mit dir!“ Wie er diesen Huram haßte!

In Zereda formierte sich soeben der Trauerzug, als die beiden Würdenträger anlangten. Auch Malkiel aus Bet-El war eingetroffen. Wegen seines hohen Alters hatte man ihm einen Schemel hingestellt, damit er bis zum Aufbruch zur Grablegung sitzen konnte. Aber stolz verschmähte er die Hilfe. Würdevoll stand er da, sein langes, weißes Haar wehte im Abendwind, und seine flinken Augen huschten hin und her, damit ihm nichts entging. Jerobeam war noch nicht da, aber mit ihm rechnete auch keiner, denn von Jerusalem war es weit. Wahrscheinlich würde er morgen kommen, oder gar erst übermorgen.

Malkiel und die Männer des Dorfes begrüßten Huram herzlich und knirschten dann auch ein Grußwort für den Statthalter hervor. Huram erklärte mit lauter Stimme, so daß alle ringsum ihn hören sollten: „Ochran ist gekommen, um dem Geist des Toten im Namen des Königs Abbitte zu leisten. Und danach wird er uns allen darlegen, wie es zu der Gewalttat der Männer des Königs gekommen ist.“ Mancher der Dorfleute betrachtete den Statthalter nun mit etwas freundlicherem Blick.

Die Bahre mit dem Leichnam, die einige Männer schon geschultert hatten, wurde wieder abgesetzt. Ein freier Platz entstand um den Toten. Alles schaute auf Ochran. Der trat zögernd näher, hob Staub auf und streute ihn sich aufs kurzgeschnittene Haar. Dann blickte er dem Leichnam ins Gesicht. Er schauderte. Hätte er nicht gewußt, wer der Tote war, er hätte ihn nicht erkannt. Dessen Gesicht war verzerrt, der Körper irgendwie verdreht, und Ochran war es, als würde der Tote im nächsten Moment die Augen aufreißen und sich auf ihn stürzen. Verstohlen ließ er seinen Blick zu den Umstehenden schweifen. Die lauerten darauf, was er tun und sagen würde. Er riß sich zusammen, verbeugte sich tief vor der Bahre und sagte mit trockener Kehle: „Eri, Sohn des Nebat, vergib denen, deren Schwert dich tötete! Sie waren dir nicht feind und wollten dir nicht ans Leben. Es ist alles ein Mißverständnis gewesen. Ruhe in Frieden! Und sorge dich nicht“ – er wollte die Tochter erwähnen, aber im letzten Moment kam ihm ein, daß er damit die Zuhörer nur noch mehr gegen sich aufbringen würde – „sorge dich nicht um deine Familie! Man wird ihr helfen!“ Er verbeugte sich erneut und trat zurück.

Er war unsicher. Ob der Geist des Toten nun beruhigt war? Man wußte in Fällen wie diesem ja nie so recht, ob Worte überhaupt etwas ausrichteten. Und die Dorfbewohner? Sie ließen nicht erkennen, ob sie mit ihm zufrieden waren. Aber zumindest erhob sich kein Widerspruch. Die Träger nahmen die Bahre wieder auf, und der Zug setzte sich ohne irgendein Kommando in Bewegung, hin zur Grabhöhle, wo bereits die Geister der Vorfahren den Neuankömmling erwarteten.

Das Totenmahl fand im Hof des Getöteten statt, denn auf dem freigelegenen Kultplatz des Dorfes verbot die Abendkühle, längere Zeit zu sitzen. Einige Schafe waren geschlachtet worden, und das gesamte Dorf hatte Brot und Wein gespendet. Im Hof war es eng, aber um so besser verstanden alle, was im Kreise der Hausväter, wo die ehrwürdigen Gäste saßen, gesprochen wurde.

Ochran versuchte, sich von dem Verdacht, daß er die Gewalttat veranlaßt habe, zu reinigen. Lang und breit schilderte er die Nöte des kranken Königs, der sich des Mädchens Abischag erinnert hatte, das einst König David zu einem friedvollen Sterben verholfen hatte. Er berichtete, wie ihm der Befehl Salomos zugegangen war, ein ebensolches Mädchen zu suchen. Und dann sprach er über die Ehren, mit denen der König den Vater der Auserwählten zu bedenken gedachte. Seine Zuhörer wurden unruhig. Das alles interessierte sie nicht sehr. Sie wollten wissen, wieso er die Soldaten geschickt hatte. Eri hatte doch eindeutig erklärt, daß er die Tochter nicht herzugeben bereit war.

„Ich habe die Soldaten nicht geschickt“, verteidigte sich Ochran, „und ihr wißt es. Ich gebiete nicht über Bewaffnete. Ich habe lediglich dem König gemeldet, daß in Zereda ein Mädchen lebt, wie er es sucht, und daß der Vater des Mädchens nicht abgeneigt zu sein scheint, dem Wunsch des Königs nachzukommen.“ Ochran sah, wie sich die Stirnen runzelten, und setzte hinzu: „Es war doch nicht so, daß die Übersiedlung des Mädchens nach Jerusalem eine beschlossene Sache war. Es sind ja mehrere Mädchen im gesamten Land ausgesucht worden, und niemand weiß, ob der Blick des Königs auf Eris Tochter haften wird.“

„Das ist wie auf dem Sklavenmarkt in Gaza“, ließ sich einer der Zuhörer vernehmen, dem ein reisender Händler von der fernen Philisterstadt erzählt hatte.

Der Dorfälteste blickte den Mann strafend an und widersprach dann dem Statthalter: „Vor unser aller Ohren hat Eri gesagt, daß er dir gegenüber abgelehnt hat, seine Tochter dem König zu geben.“ Er sah Ochrans bösen Blick und fügte erklärend hinzu: „Weil er sie zur Arbeit braucht.“

In die Umsitzenden kam Bewegung. „Ja, wir alle haben es gehört!“ „Wir glauben Eri!“ „Ketura ist arbeitsam und fleißig, was hätte er ohne sie anfangen sollen?“

Ochran wünschte sich weit weg von hier. Er murmelte etwas von Mißverständnis und Übergriff. Aber keiner hörte recht hin, denn Malkiel reckte sich und beugte sein zerknittertes Gesicht nach vorn in den Schein der Lampe, die in der Mitte der Männer neben den Fleischschüsseln und Weinkrügen stand. „Wer hätte es früher gewagt“, grollte der Alte, „die Tochter eines freien Mannes zu rauben! Damals, als alle Macht in den Händen der Ältesten lag, da galt noch die Ordnung der Väter. Und heute darf einer fordern: Gib mir deine Tochter, damit sie um mich sei! Ohne daß er das Herz des Mädchens gewonnen hat und die Jungfrau zu seiner Ehefrau machen will! Nur weil er König ist! Welch ein Sittenverfall!“

Ochran fuhr auf: „Der König hat gebeten, nicht gefordert! Und er will eine Pflegerin, keine Beischläferin!“

Die Männer lachten böse. „Wir haben mit angesehen, wie er gebeten hat!“ rief einer. „Mit dem Schwert in der Hand!“

Malkiel gebot mit weit ausholender Geste Ruhe. Er sprach jetzt den Statthalter direkt an: „Ochran, du bist ein Efraimit wie wir. In Schilo ist dein Vater ansässig. Was hat dich denn dazu getrieben, nach Sichem zu ziehen und Salomos Aufpasser über uns zu spielen? Seinen Häscher, der ihm die schönsten Mädchen verschafft? Weißt du nicht, was Jakobs Söhne ihrer Schwester Dina wegen an Sichem getan haben, als der Sohn des Königs von Sichem das Mädchen mit Gewalt genommen hatte? Sie haben den Schandbuben und alle Männer der Stadt erschlagen! Und was tust du, ein Sohn Jakobs wie wir?“

Ochran verschlug es angesichts der ungeheuerlichen Anklage die Sprache. Ähnliches hatte ihm noch nie jemand zu sagen gewagt. Auch Huram nicht. Sollte er gleich unflätig antworten? Malkiel war mindestens doppelt so alt wie er! Und alle hier waren auf dessen Seite!

Aber der greise Ankläger erwartete gar keine Rechtfertigung von ihm. Er beachtete ihn nicht einmal und wandte sich an die Männer von Zereda: „Hört die Warnungen Samuels, des Sehers aus Rama: Der König wird vom Ertrag eurer Äcker und eurer Weinberge Abgaben fordern! Eure besten Felder, Weinberge und Ölbäume wird er euch wegnehmen und seinen Beamten geben! Eure jungen Leute und eure Esel wird er holen und für sich arbeiten lassen! Ich frage euch: Ist es nicht genauso eingetroffen unter David und Salomo, wie es der Seher Samuel einst vorausgesagt hat?“

Die Umsitzenden nickten. „Ja, genauso ist es!“ Fast war es ein Sprechchor, der Malkiels Rede bestätigte. Huram warf ein: „Deshalb wollen wir einen gerechten König, wie Saul einer war!“

Malkiel blickte den Sprecher mißbilligend an und fuhr fort: „Als unser Stammvater Jakob den Namen Israel erhielt, gab es da etwa einen König?“ Er wandte sich an den verschreckt dreinblickenden Statthalter: „Ochran, du kannst es Salomo ruhig ausrichten: Wir Israeliten brauchen weder ihn noch seinen Sohn Rehabeam noch sonst jemanden als König!“ Ein flinker Blick huschte zu Huram, um zu prüfen, ob auch er die Antwort auf seinen Einwurf verstanden hatte. Malkiel sah ein trotziges Gesicht. Huram hatte verstanden und war nicht bereit, seine eigene Auffassung fallenzulassen.

Der alte Sprecher des Dorfes war schon unruhig hin und her gerutscht, seit der Eiferer aus Bet-El begonnen hatte, seine aufrührerischen Reden zu führen. Wenn sich nun Salomo an Zereda rächte, weil alle diesen Reden zugehört hatten? Denn an den großen Malkiel selbst traute sich ja wohl nicht einmal der König heran. Um die Worte des vornehmen Gastes abzuschwächen, ergänzte sie der Dorfsprecher: „Wir brauchen keinen König, dessen Soldaten freie Israeliten erschlagen. Aber sie werden es ja nicht wieder tun, denken wir.“ Hoffentlich hatte Ochran herausgehört, daß nicht alle hier so radikal dachten wie Malkiel.

Ochran war diese Einschränkung in der Tat hochwillkommen. Er ermannte sich und blickte den Königsfeind aus Bet-El fest an. „Malkiel, ich wußte schon vorher, wie du denkst, und der König kennt deine abfälligen Meinungen auch. Aber nicht alle Efraimiten sind einer Auffassung mit dir.“ Er wandte sich an die anderen: „Ihr Männer von Zereda, ich weiß, daß ihr unter den Abgaben und

Diensten, die der König fordert, seufzt. Schon einigemal habe ich Salomo zu bewegen versucht, die Lasten zu verringern. Aber der König ist alt und krank, und es ist schwer, sein Ohr zu erreichen. Eines ist jedoch sicher: Sein Sohn Rehabeam ist ein Mann, dem Recht und Gerechtigkeit viel bedeuten."

„Und das sollen wir dir glauben?" rief einer der Männer. Ein anderer meinte: „Du kannst uns viel versprechen, aber du bist nicht Rehabeam!"

Huram verschaffte sich Gehör. „Ihr Männer, Ochran wird morgen nach Sichem auf seinen elfenbeinverzierten Stuhl zurückkehren. Und wo findet ihr Sichem, wenn ihr noch mehr seiner wohlklingenden Versprechungen hören wollt? Ihr werdet mir sagen: Ganz in der Nähe, im Land Israels. Ich aber sage euch: Ihr habt unrecht. Sichem liegt in Juda. Denn spricht Ochran nicht zu uns wie einer von Salomos judäischen Knechten?"

Ein allgemeines Gelächter erhob sich. Ochran schoß einen giftigen Blick auf den Spötter ab. Er hatte ja immer gewußt, Huram war gefährlicher als der alte Malkiel. Aufgebracht rief er in die Runde: „Ihr lacht, wo ihr doch über den Tod eures Dorfgenossen weinen solltet!"

Die meisten verstummten betroffen. Malkiel machte Miene, erneut das Wort zu ergreifen, aber der Dorfsprecher fürchtete Salomos Statthalter mehr als den Stammesältesten. „Wir sitzen hier wahrhaftig, um des Erschlagenen zu gedenken", sagte er rasch, bevor Malkiel den Mund auftat. Und er erzählte, wie Eri einem Nachbarn, der in Not geraten war, geholfen hatte, obwohl er selbst nicht begütert war. Andere im Kreis erinnerten sich an weitere seiner Taten, und so wurde an diesem Abend noch viel Gutes über den Toten gesprochen. Malkiel merkte, daß seine Reden nun nicht mehr ins Gespräch paßten, und hielt lieber den Mund, obgleich ihm das schwerfiel.

Huram aber stahl sich heimlich davon und ritt noch in der Nacht trotz der Gefahr, reißenden Tieren zu begegnen, nach Hause, damit er nicht morgen gemeinsam mit dem Statthalter reisen mußte. Er war ärgerlich. Über Ochran, den er verachtete? Über den weltfremd gewordenen Malkiel? Über die Dorfbewohner, die sich an seinen und Malkiels Reden ergötzten und doch vor dem hinterhältigen Statthalter kuschten? Huram seufzte. Ob es überhaupt gelingen würde, Israel aus der Gewalt Jerusalems zu lösen?

4

Der Abend sank auf Jerusalem nieder. Jerobeam hockte vor seiner Hütte draußen beim Lager der Arbeiter, und um ihn waren die Leiter der fünf Trupps, in die er seine Leute eingeteilt hatte. Die Männer genossen schweigend den Sonnenuntergang hinter der Stadtmauer. Sie waren müde, einige hatten schon mehrmals gegähnt. Abend, das hieß Ausruhen, Essen, Schlafen, Kräfte sammeln für den nächsten Tag.

Jerobeam streifte sein grünes Stirnband ab. Soeben hatte er für morgen die Aufgaben verteilt. Die Arbeit drängte, denn das Haus am Millo mußte vor Wintereinbruch fertig werden. Und je früher, desto eher konnten alle nach Hause in ihre Dörfer.

Einer der Männer zeigte zum Stadttor hinüber. „Seht, dort bringen sie wieder eines der neuen Mädchen für den König!" Die Köpfe wandten sich der Stadt zu. Fünf Männer und drei Esel beeilten sich, um das Tor noch beim letzten Tageslicht zu erreichen. Auf einem der Esel saß ein Mädchen. Jerobeam und seine Leute wußten, was es damit auf sich hatte, denn des Königs Befehl hatte sich längst herumgesprochen.

„Was muß die für einen Vater haben!" tadelte einer der Männer. Ein anderer blies sich auf: „Zu mir sollten sie kommen und meine Schwester fordern!"

Jerobeam ärgerten die leichtfertigen Bemerkungen der beiden. „Seid ihr etwa freiwillig hier?" knurrte er sie an.

„Du meinst, man hat den Vater gezwungen?" fragte ein dritter naiv.

Jerobeam hielt die Debatte für überflüssig und erhob sich. „Macht euch keine Gedanken über das Mädchen!" warf er hin. „Das geht uns nichts an." Gemeinsam schlenderten die Männer zum Lagerherd, wo für alle das Abendessen bereitet wurde. Es war schon dunkel, so daß Jerobeam nicht erkennen konnte, wen man soeben in die Stadt gebracht hatte.

Dem klaren Abend folgte ein wolkenloser Tag. Regen war noch nicht zu erwarten. Jerobeam war froh darüber. Er hatte im Steinbruch nach dem rechten gesehen, und nun ritt er zur Stadt hinauf. Dem Führer eines Ochsenkarrens voller Steine, der ihm zu langsam fuhr, rief er zu: „He, schlaf nicht ein! Die Kameraden warten auf dich!" Er überholte den Wagen und wollte eilig durchs Stadttor, da trat ihm ein junger Mann in den Weg. Jerobeam erkannte ihn sofort. Es war der Enkel des Dorfsprechers von Zereda. Was hatte der ihm zu melden? Wieso schickte der Bruder den und nicht seinen Knecht, wenn er ihm etwas mitzuteilen hatte? „Was ist passiert?" fragte er den Dorfgenossen. „Machs kurz, denn ich bin in Eile!"

Sie gingen ein paar Schritte abseits, wo sie ungestört waren, und dort berichtete der Bote von der Gewalttat der königlichen Soldaten und von Eris Tod. Jerobeam überlief es eiskalt. Wie un-

wichtig war plötzlich der Bau oben beim Palastbezirk! Seine Augen füllten sich mit Tränen. Er erinnerte sich an den Tag, als der Vater gestorben war. Der Bruder hatte ihn, den kleinen Jungen, streng angeblickt und gesagt: „Jetzt bin ich dein Vater!“ Siebzehn war Eri damals gewesen. Und er hatte ihm seither tatsächlich wie ein Vater gegolten, obwohl das Verhältnis zwischen ihnen eher kühl gewesen war.

„Komm rasch nach Hause, läßt dir der Großvater ausrichten!“ sagte der Bote, aber er war unsicher, ob Jerobeam die Worte gehört hatte. Denn der scharrte mit den Sandalen Staub zusammen, und dann bückte er sich, nahm zwei Handvoll und streute sie sich aufs Haar. Sein Stirnband war nun nicht mehr grün, sondern aschgrau. Mit fahriger Handbewegung faßte er sein Gewand, und da es alt und morsch war, gelang ihm mit wenig Anstrengung der Riß, den die Trauersitte erforderte. Noch immer starrte er vor sich hin. Der Bote scheute sich, ihn erneut anzusprechen.

Jerobeam mühte sich, die neue Situation zu begreifen. Wer sollte nun die väterliche Wirtschaft besorgen? Er selbst wurde in Jerusalem oder anderswo gebraucht. In Zereda hatte er nur immer den tiefsten Winter verbracht. Und eigentlich nur, damit die Verbindung zur Familie nicht abriß. Er war kein Bauer. Er war Bauarbeiter und wollte es bleiben. Im väterlichen Haus war nun der Knecht Ard der einzige Mann. Die Mutter war alt und die Schwägerin auch nicht mehr die Jüngste. Blieb die Nichte Ketura. Aber wegen der waren ja die Soldaten gekommen! Er blickte hoch und fragte besorgt: „Wo ist Ketura?“

Der Bote war froh, daß Jerobeam endlich die Sprache wiederfand, und berichtete: „Sie ist mit den Soldaten mitgegangen, damit der König nicht etwa das ganze Dorf bestraft.“

„Und das sagst du erst jetzt?“ rief Jerobeam. Und er dachte: Der König! Der ist schuld! Der hat Eri getötet! Sein aufkeimender Zorn verstärkte sich, als ihm der gestrige Abend einfiel. Das Mädchen auf dem Esel, umringt von den Soldaten – ob das nicht Ketura gewesen war? „Ich muß ihr helfen!“ stieß er hervor und zerrte seinen Esel zu sich heran, um in die Stadt zu eilen.

„Was soll ich im Dorf sagen?“ fragte der Bote übellaunig, weil er nach der langen Reise eine Bewirtung erwartete.

Jerobeam schrak zusammen. Wie konnte er nur einzig an sich denken! Er bat den jungen Mann um Verzeihung und nahm ihn mit zum Haus des Baumeisters, wo er ihm Essen und Trinken vorsetzen ließ. „Sage im Dorf, daß ich komme, so schnell ich kann!“ gab er ihm mit auf den Weg. „Vielleicht reise ich schon morgen. Aber zuvor muß ich erfahren, was mit Ketura ist. Und sag meiner Mutter und meiner Schwägerin, daß meine Gedanken bei ihnen sind!“ Er dachte: Ich muß das Mädchen mitnehmen! Wie soll ich sonst vor die Frauen treten! Jetzt bin ich es, auf den sie schauen und hoffen.

Sobald der Bote weg war, ging er zum Haus Adonirams, des obersten Beamten für die Ausführung der königlichen Bauten. Adoniram war Phönizier wie der Baumeister, aber weit älter als dieser. Noch David hatte ihn in sein Amt berufen. Jerobeam traf ihn glücklicherweise an, aber er war nicht allein. Der Baumeister war bei ihm. Es ging um die Planung der Bauvorhaben für den nächsten Frühling und Sommer.

Adoniram empfing seinen Unterbeamten sofort. Er und sein Gast blickten beunruhigt drein. War etwa schon wieder ein Unfall geschehen? Und beide erschraken, als sie die Zeichen der Trauer an dem unvermuteten Besucher sahen. „Was ist passiert?“ fragte Adoniram.

„Ein Todesfall“, erwiderte Jerobeam mit dumpfer Stimme. „In meiner Familie. Die Botschaft hat mich soeben erreicht. Mein Bruder …“ Er wollte sagen, der sei erschlagen worden, aber er verkniff sich diese Aussage vor den Beamten, die nichts mit der Bluttat zu tun hatten.

Adoniram versicherte ihn seines Mitgefühls. „Und nun möchtest du nach deinem Dorf, um deine Familie zu trösten“, versuchte er Jerobeams Anliegen zu erraten. „Das darfst du selbstverständlich. Wann willst du reisen?“

Jerobeam fühlte sich unbehaglich. Er wäre lieber mit seinem Vorgesetzten allein gewesen. Sein Verhältnis zum Baumeister war zwar gut, fast freundschaftlich, aber hier ging es um eine Freveltat, die der König zu verantworten hatte, und darüber zu sprechen konnte gefährlich werden, falls Salomo über Dritte davon erfuhr. So sagte er nur: „Zuvor muß ich mit dem König sprechen. Oder wenigstens mit Rehabeam.“

Der alte Minister riß die Augen auf. „Was willst du?“ fragte er überrascht zurück.

Jerobeam blickte ihn fest an. „Ich bitte dich, erwirke mir eine Audienz! Heute noch! Es ist wichtig.“

Der Würdenträger begriff, daß seinen Unterbeamten mehr bewegte als die Trauer um den verstorbenen Bruder. Und daß der offenbar gehofft hatte, ihn allein anzutreffen. Er warf dem Baumeister einen auffordernden Blick zu, und der verstand. Von ihm aus könnten sie auch ein andermal ihre Beratung fortsetzen, meinte er. Adoniram nickte und versprach, ihn zu rufen, sobald er die Zeit dazu finden werde.

Als der Baumeister gegangen war, lud Adoniram Jerobeam zum Sitzen ein. Er lehnte seine hagere Gestalt bequem zurück und blickte seinen Besucher aufmunternd an. Er mochte den Efraimiten, der fleißig und umsichtig seine Arbeit versah und seine Leute im Griff hatte, so daß es

trotz häufiger Unfälle kaum zu Widersetzlichkeiten kam. „Ich will dir helfen“, versprach er. „Wenn nötig auch beim König. Aber du mußt mir sagen, warum du ihn sprechen willst.“

Jerobeam holte tief Luft. Jetzt galt es, den alten Hofmann als Fürsprecher zu gewinnen. Ohne ihn drang er nie und nimmer zum König vor. „Mein Bruder war nicht krank, und ein Unfall hat ihn auch nicht niedergestreckt“, erklärte er. Der Minister sollte gleich anfangs wissen, von welcher Art dieser Todesfall war. „Soldaten des Königs haben ihn getötet. Mit dem Schwert. Obgleich er niemandem etwas getan hatte.“

Adonirams wohlwollende Miene wurde besorgt. Gut, daß der Baumeister weg war. Er forderte Jerobeam auf, den Vorfall im Zusammenhang zu erzählen, und der wiederholte nun, was er von dem Boten aus Zereda gehört hatte. Und um klarzustellen, daß Ketura zurück ins Dorf mußte, weil Mutter und Schwägerin trotz des Knechtes auf sie angewiesen waren, pries er ihre Arbeitskraft.

Adoniram kommentierte die Erzählung mit einem trübseligen „schlimm, schlimm“. Er schüttelte den Kopf und wiederholte: „Eine schlimme Sache ist das.“ Er versank in Gedanken, und Jerobeam wagte nicht, ihn zu stören. Endlich wandte sich der Minister dem Bittsteller zu. „Und nun willst du wohl den Dienst für den König aufkündigen, damit du den Acker deines Bruders bestellen kannst? Aber deshalb mußt du doch nicht selbst vor den König treten. Bedenke jedoch, was du aufgeben willst! Hier bist du einer, der andere zur Arbeit anstellt. Dort in deinem Dorf mußt du dich selbst plagen und schinden.“

Jerobeam hörte seinem Vorgesetzten ärgerlich zu. Der hatte ihn überhaupt nicht verstanden! Der begriff gar nicht, daß das Blut des Bruders nach Rache schrie! Und daß die Tochter jetzt zur Mutter gehörte! Gewiß, man konnte sich streiten, ob die Tötung ein Mord gewesen war. Aber ein bloßer Unfall war die Tat nicht.

Jerobeams Einwand klang härter als beabsichtigt: „Aber das ist es doch gar nicht, weshalb ich dich gebeten habe, mich anzuhören! Ich fordere den Tod jenes Soldaten, der meinen Bruder ermordet hat. Und ich möchte meine Nichte mit mir nehmen, wenn ich nach Zereda reise, um an das Grab ihres Vaters zu treten und ein Totenopfer darzubringen.“

Der Minister starrte ihn an. Jerobeam schalt sich wegen der Schärfe seiner Worte. Wenn der Alte nun ablehnte? Wie sollte er Ketura dann freibekommen? Adoniram sagte mit grämlicher Stimme: „Empfindest du gar nicht, wie ungehörig deine Rede ist? Du willst dem König Forderungen stellen? Nun gut, du bist aufgeregt, und deshalb werde ich dir trotzdem antworten. Was den Tod deines Bruders betrifft, so handelt es sich nicht um Mord. Ob sich der Soldat unbilliger Härte schuldig gemacht hat, kann eine Untersuchung klären. Wenn ja, wird er bestraft werden, aber natürlich nicht mit dem Tod. Und was deine Nichte betrifft: Sie wäre nicht hier, wenn ihr Vater nicht zugestimmt hätte. Der König ist kein Mädchenräuber! Vergiß also deine vorigen Worte!“

Aufgebracht rief Jerobeam: „Als der Statthalter Ochran meinen Bruder ansprach, um ihm die Tochter abzuschwatzen, da hat mein Bruder ihm die Tür gewiesen! Wieso sind die Soldaten dennoch nach Zereda geschickt worden? Warum haben sie meinen Bruder mit dem Schwert bedroht?“

Adoniram sah eine Möglichkeit, den peinlichen Bittsteller loszuwerden. Er gab sich erstaunt. „Aber wenn es sich so verhält, dann mußt du dich doch an Ochran wenden!“

Jerobeam erkannte, daß er sich verrannt hatte. Die Antwort des Ministers bewies es. Aber er mußte das Mädchen freibekommen! Er zwang sich zur Ruhe. „Ochran würde mir vielleicht nicht die Wahrheit sagen“, erwiderte er. „Und meine Nichte muß nach Hause. Ist es nicht genug, daß aus meiner Familie ich dem König diene und weiterhin dienen will?“

Adoniram hatte ein gutes Herz. Der Efraimit tat ihm leid. Der wußte offenbar wirklich nicht, wie er den Familienbesitz erhalten sollte, wenn er hier weiter sein Amt versah. Und die Aktion in Zereda war vielleicht tatsächlich nicht ganz rechtmäßig verlaufen. Er rieb sich die Stirn und seufzte laut, um anzudeuten, daß er einen schweren Interessenkonflikt durchmachte. Entgegen der gebotenen Ablehnung versprach er: „Nun gut, ich werde sehen, was ich für dich tun kann. Geh jetzt an deine Arbeit!“

Jerobeam verließ den Minister nicht ganz ohne Hoffnung. Er glaubte, der habe eingesehen, daß die Forderungen seines Unterbeamten berechtigt waren. Doch sein Eindruck trog. Adoniram hatte gar nichts eingesehen. Er wollte lediglich Jerobeam entgegenkommen, aber er wußte nicht wie, und das machte ihn unzufrieden. Die unmöglichen Forderungen Jerobeams zeigten ihm, daß der Efraimit noch immer ein Kindskopf vom Lande war, der glaubte, er könne mit dem König umgehen wie mit einem seiner Ältesten.

Adoniram stand ächzend auf und ging hinüber zum Hause Asarjas, des Obersten der königlichen Statthalter. Er teilte seinem Kollegen mit, was ihm Jerobeam anvertraut hatte, und fragte ihn, ob er darüber von Ochran aus Sichem informiert worden sei. Asarja, jünger als Adoniram, dem er nachsagte, daß er seinem Amt nicht mehr gewachsen sei, verneinte die Anfrage. Und höhnisch grinsend fügte er hinzu: „Meinst du, daß meine Beamten mir jeden Unfall melden, bei dem einer zu Tode kommt? Da gingen die Kuriere ja Tag und Nacht bei mir aus und ein!“

Adoniram machte gekränkt kehrt. Er beschloß, den Fall nun doch Salomo vorzutragen, denn aus Kleinigkeiten erwuchsen manchmal bedrohliche Folgen.

Am Abend desselben Tages traf ein Bote Ochrans mit der Nachricht über das Vorkommnis ein. Die Meldung wurde sofort Salomo überbracht, da es sich um eines der nach Jerusalem geholten Mädchen handelte. Der König wußte also bereits Bescheid, als ihm am nächsten Tag Adoniram seine Aufwartung machte.

Salomo empfing seinen ältesten Minister im Bett. Seit einiger Zeit ließ er sich, wenn er Beamte empfing, immer öfter gehen, und vor Adoniram sowieso. Manchmal tauschten sich die beiden alten Männer über ihre Krankheiten aus, und dann wollte häufig einer den anderen mit der Schilderung seiner Beschwerden übertrumpfen. So ächzte auch heute der König, daß es ihm wieder einmal sehr schlecht gehe. Sein feistes Gesicht war aber keinesfalls schmerzverzerrt. Im Gegenteil: Sein gewöhnlich bleicher Teint war heute rosig angehaucht. Das bewirkte die Vorfreude auf die eingetroffenen Mädchen. Er lud Adoniram zum Sitzen ein, und der rückte sich einen Schemel nahe ans glühende Kohlebecken, weil ihm kalt war. Salomo grinste. „Du frierst, weil du so dürr bist, Alter." Adoniram fragte sich, wieso denn dann der dicke König eine beheizte Schlafkammer brauchte. „Ich danke dir, daß du extra für mich das Kohlebecken aufstellen ließest", erwiderte er.

Nach einigen Hänseleien dieser Art forderte der König den Minister auf, sein Anliegen vorzutragen. Adoniram begann zu berichten, was er über den Vorfall in Zereda von Jerobeam wußte. Salomo winkte ab, als er merkte, worum es ging. „Ich weiß Bescheid, Ochran hat mich informiert. Eine gute Wahl, dieser Mann. Aber nun sag mir lieber: Wie geht hier in meiner Stadt die Arbeit voran?"

Adoniram wechselte notgedrungen das Thema und schilderte den Stand der Bauarbeiten, obwohl er erst unlängst darüber berichtet hatte. Doch dann bat er um Verzeihung, weil er noch einmal auf Jerobeams Mitteilung zu sprechen kommen müsse. „Man hat ihm nämlich versichert, daß sein Bruder schon Ochran gegenüber die Ehren ausgeschlagen hat, die du ihm in Aussicht gestellt hast, falls seine Tochter Gnade vor deinen Augen finden sollte. Und nun möchte Jerobeam das Mädchen wieder mitnehmen, wenn er nach Zereda reist, weil er ihre Hände braucht, um die Steuer für dich zu erwirtschaften. Denn jetzt ist er ja der Hausherr auf seinem Familienbesitz."

Salomos Miene verfinsterte sich. „Ochran meldet, daß der Vater des Mädchens einverstanden war", brummte er. „Sag das Jerobeam! Er soll nicht alles glauben, was man ihm versichert."

„Da wäre noch etwas", murmelte Adoniram. Er hatte Jerobeams andere Forderung gar nicht erwähnen wollen, aber weil er verstimmt war, wollte er es nun doch tun.

„Was denn noch?" fragte Salomo ungnädig. „Sprich lauter, ich verstehe dich nicht!"

Wie aufgefordert teilte Adoniram mit: „Er bittet, daß jener Soldat, der den Bruder tötete, bestraft wird."

Jetzt lachte Salomo. „Der Efraimit traut sich was!" meinte er. „Belobigen werde ich den betreffenden Mann, weil er trotz seines Mißgeschicks das Mädchen mitgebracht hat! Weiß Jerobeam nicht, daß sich sein Bruder selbst ins Schwert gestürzt hat? Aber das haben ihm seine Leute wohl verschwiegen!"

Adoniram war erleichtert, daß er Jerobeams unsinnige Forderungen doch vorgebracht hatte. Der König wußte Bescheid und konnte ihm nicht vorwerfen, etwas verheimlicht zu haben, falls Jerobeam keine Ruhe gab. Und er selbst konnte dem Efraimiten wahrheitsgemäß mitteilen, daß er dem König seine Anliegen vorgetragen hatte. Er versicherte Salomo: „Ich habe mit Jerobeam schon ganz in deinem Sinn gesprochen. Aber er wollte nicht einsehen, daß er im Unrecht ist. Nun, das muß er mit sich abmachen! Ich habe dir nur deshalb berichtet, damit ich mich in meiner Auffassung bestätigt fühlen kann. Und damit ich ihm um so nachdrücklicher ausreden kann, selbst vor dich treten zu wollen."

Wider Erwarten ließ Salomo keine abfällige Bemerkung hören. Er hob den Kopf vom Kissen und fragte maßlos erstaunt: „Mich wollte er sprechen? Das hat er wirklich verlangt? Wieso denn das? Hat er kein Vertrauen zu dir?"

Adoniram sah eine neue, winzige Chance für den Wunsch Jerobeams, seine Nichte freizubekommen. „Er will dich selbst um das Mädchen bitten", antwortete er auf des Königs Frage. „Nur du kannst sie nach Hause entlassen."

„Hat er was mit ihr?" fragte Salomo. „Sie ist doch seine Nichte!" Aber er hörte Adoniram gar nicht zu, als der noch einmal auf die Not hinwies, in die der Tod des Hausherrn die Familie Jerobeams gestürzt hatte. Er überlegte. Dann ließ er seinen Sohn Rehabeam rufen.

Der Kronprinz war anzutreffen gewesen, und bald trat er mit fragendem Blick ans Bett des Vaters und begrüßte ihn und den Minister. Nachdem auch er Platz genommen hatte, erteilte ihm Salomo folgenden Auftrag: „Nimm dich unverzüglich Jerobeams an! Der Mann droht in seiner Trauer über den Bruder durchzudrehen, und Adoniram wird mit ihm nicht fertig. Jerobeams Bruder hat mir die Tochter zugesagt. Als meine Männer ins Dorf kamen, um sie abzuholen, wollte er sich jedoch nicht mehr an sein Ja erinnern. Er hat die Soldaten bedroht, und als einer das Schwert zog, um ihn zur Vernunft zu bringen, ist er in seiner Raserei hineingelaufen und hat sich tödlich verwundet. Jerobeam will nun, daß jener Soldat bestraft wird und daß ich das Mädchen zurückgebe. Du sagst Jerobeam: Der König hat die Soldaten für ihren Diensteifer belobigt, und das Mädchen wird er ge-

mäß der Zusage seines Vaters behalten. Jerobeam soll begreifen, daß ihn niemand anderer als sein eigener Bruder in die jetzige Lage versetzt hat. Er soll seine Klagen an dessen Totengeist richten, vielleicht hilft der ihm."

Rehabeams Miene versteinerte, je länger er Salomo zuhörte. Er blickte den Minister an. Wie nahm der diese Verhöhnung Jerobeams, diese Kampfansage an das Dorf Zereda, ja vielleicht an ganz Efraim auf? Rehabeam kannte Ochrans Bericht, denn Asarja hatte ihn ebenfalls darüber informiert, und so wußte er auch um die aufrührerischen Reden, die Malkiel und Huram beim Totenmahl geführt hatten.

Adoniram zeigte keinerlei Regung im Gesicht. Selbst Salomos Spitze gegen ihn nahm er ungerührt hin. Da erhob sich Rehabeam stocksteif, versprach dem König, Jerobeam den Kopf zurechtzurücken, und eilte davon.

In seinem Palast angekommen, zog er sich zurück und versuchte, seiner Empörung Herr zu werden. Der Vater wußte wahrhaftig nicht, wie verhaßt er in Israel war und daß es nur eines brennenden Spans bedurfte, um einen Flächenbrand zu entfachen. Salomo war zu einer Bedrohung des inneren Friedens geworden. Starb der Alte nicht endlich, damit er die Israeliten nicht länger mit plötzlichen Willkürmaßnahmen zusätzlich aufreizen konnte? Dachte er bei seinen Entscheidungen gar nicht an den Thronfolger, der dieses zerrüttete Erbe antreten mußte? Wie sollte sich denn das Mißtrauen gegen Salomo in Vertrauen zu ihm, Rehabeam, wandeln?

Allmählich bezwang er seinen Zorn, denn er mußte darüber nachdenken, was er mit dem väterlichen Auftrag anfangen sollte. Klar war, daß Jerobeam beruhigt werden mußte. Er durfte Salomos Antwort nicht erfahren, denn dann sprach diese sich todsicher bis zu Huram und Malkiel herum und konnte jenen Brand entzünden, den der König fürchten müßte, wenn er noch bei Verstand wäre. Rehabeam erinnerte sich, was er über die Aufstände gegen König David wußte. Die Erhebung Israels unter dem Davidsohn Abschalom war fehlgeschlagen, weil Abschalom gefallen war. Die Rebellion des Benjaminiten Scheba war durch das Tempo der militärischen Gegenwehr zusammengebrochen. Wenn sich Israel aber jetzt erhob, dann war zu bezweifeln, ob die träge gewordene königliche Streitmacht und das ungeübte judäische Heer seiner Herr werden konnten. Nein, nein, man mußte Jerobeam glauben machen, daß seine Forderungen ernst genommen wurden. Und Salomo mußte als König weg, egal wie.

Rehabeam hatte schon mehrfach mit dem Gedanken gespielt, den kränkelnden König zu stürzen. Er selbst war schon Vierzig – wie lange sollte er noch warten, bis er den Thron besteigen und das Reich zur Gesundung führen konnte? Doch mit wessen Hilfe sollte Salomo verdrängt werden? Die Soldaten hingen an dem alten König, denn auf ihm ruhte noch ein Abglanz von Davids Ruhm, und außerdem führten sie unter seiner Herrschaft ein ruhiges Leben. Die Minister waren alt und allesamt Kreaturen des Königs – man brauchte nur den greisen Adoniram anzusehen, der sich, ohne mit der Wimper zu zucken, vom König kränken ließ. Aber wenn man nun den tief verletzten Jerobeam zu einer Rachetat aufstachelte? Doch der Prinz verwarf den Einfall sofort wieder, ohne ihn weiter zu verfolgen. Jerobeam war Efraimit, und als solcher kam er als Mörder Salomos nicht in Frage. Ein Königsmord durch einen Israeliten – das konnte für ganz Israel zum Gotteszeichen werden, um die Herrschaft der Daviddynastie in Israel hinwegzufegen. Nein, keine Verschwörung gemeinsam mit Jerobeam! Mit dem Feuer spielte man besser nicht, wenn der Ölkrug daneben stand.

Rehabeam war verdrossen, als er am nächsten Tag Jerobeam zu sich rief. Der hatte schon qualvoll auf eine Antwort Adonirams gewartet und trat nun trotz des Staubes auf seinem Haar und des zerrissenen Gewandes mit leuchtendem Blick vor den Kronprinz. Wenn der ihn empfing, dann mußte die Antwort auf seine Forderungen eine gute sein. Vielleicht konnte er noch heute mit Ketura nach Zereda aufbrechen!

Seine Hoffnung wuchs, als ihm Rehabeam sogar mit raschen Schritten entgegenkam und ihn sogleich in eine Nische des Audienzsaales führte, wo an einem niedrigen Tischchen zwei Stühle standen. Da störte ihn auch nicht die verschlossene Miene des Prinzen. Sie nahmen Platz, und ein Diener servierte eine Schale voll Weintrauben und Feigen. „Ich kenne das Unglück, das dich betroffen hat", begann Rehabeam das Gespräch. „Und ich weiß auch von deinen Forderungen. Deshalb können wir sogleich zur Sache kommen."

Jerobeam vermißte ein Wort des Bedauerns über die Tat, aber das ließ er sich nicht anmerken, als er sich für die Audienz bedankte. „Ich bin trotz meiner Trauer froh, daß du mich empfängst, denn du kennst mich und weißt am besten, wie treu ich dem König all die Jahre gedient habe. Deshalb hast du mich ihm ja auch für mein jetziges Amt vorgeschlagen. Drei Jahre ist das nun her. Nie habe ich etwas für mich erbeten. Aber jetzt bitte ich dich in Ansehung meiner langen Dienstzeit: Laß jenen Soldaten, der meinen Bruder umbrachte, töten! Ich muß meinen Bruder rächen, doch wie sollte ich es tun können, da doch der Mörder im Dienst des Königs steht? Ich kann nicht an das Grab meines Bruders treten, wenn ich ihm nicht versichern kann, daß er seine Ruhe finden wird. Und außerdem bitte ich dich: Gib mir die Tochter des Bruders mit nach Hause! Von allen Kindern, die ihre Mutter geboren hat, lebt nur noch sie. Und ich brauche sie zur Arbeit, denn nun

bin ich der Vater meiner Familie und muß dafür Sorge tragen, daß der König auch von meinem Acker erhält, was er fordert."

Rehabeam langweilte sich. Nun mußte er alles noch einmal im einzelnen anhören, was er von Salomo schon wußte. Aber als der Bittsteller schwieg, zwang er sich zu einem Lächeln. „Mein lieber Jerobeam, in Ansehung deiner Treue zum Königshaus ist es mir eine Freude, daß du mich um Hilfe in deiner Notlage angehst. Sei froh, daß du deine Sache nicht vor den König selbst bringen mußt! Denn leider hat er wenig Verständnis für dich, wovon ich mich gestern überzeugen mußte."

Er machte eine Pause, und Jerobeam blickte erwartungsgemäß enttäuscht drein. Rehabeam fand das nicht schlecht, denn er wollte den Efraimiten, wenn der schon nicht als Helfer zu gebrauchen war, wenigstens ausnutzen, um in Israel für sich als Nachfolger Salomos zu werben. So setzte er seine Rede fort: „Wie du bemerkt haben wirst, verläßt der König kaum noch seinen Palast. Und deshalb bleibt ihm fremd, was draußen im Lande vor sich geht. Wie anders als er würde ich vieles entscheiden!" Er seufzte tief, um sein Bedauern über die schlechte Regierung des Vaters zu unterstreichen. Aber nun straffte er sich. „Was hilft es, daß ich dich in mein Herz blicken lasse! Israel muß mit seinem König auskommen, solange er noch lebt. Aber ich – wie ich dein Freund bin, so bin ich ein Freund ganz Israels! Viele deiner Volksgenossen wissen das, und ich bin ihr Hoffnungsträger. Aber leider setzen mich einige eurer Ältesten aus Unkenntnis oder Bosheit mit meinem Vater gleich. Du kennst sie ja, diese Malkiels und Hurams." Er sah Jerobeam an wie einen Vertrauten.

Der verzog keine Miene. Was sollte das Gerede des Prinzen? Hier ging es nicht um die Nachfolge des Königs, sondern um Sühne für eine Gewalttat. „Verzeih!" sagte er. „Hat der König in meiner Sache entschieden?"

Rehabeam lächelte vertraulich. „In deinem Fall entscheide ich, mein lieber Jerobeam! Den Totschläger werde ich hinrichten lassen. Du begreifst sicherlich, daß ich das aber nicht mit deiner Begründung tun kann, denn dein Bruder ist, wie du weißt, selbst ins Schwert gelaufen. Ich werde den Rohling, der sein Schwert zur Unzeit zog, auf einen Posten stellen, wo er umkommen wird. Und nun zu deiner Nichte. Selbstverständlich werde ich sie dir zurückgeben. Allerdings weiß ich noch nicht, wann der König geruhen wird, die eingetroffenen Mädchen zu mustern und eine davon auszuwählen. Auf jeden Fall werde ich verlangen, bei der Auswahl dabeizusein, und bei dieser Gelegenheit werde ich ihm deine Nichte ausreden. Du mußt verstehen, daß darüber einige Zeit vergehen kann. Reise unterdessen nach deinem Dorf, tritt vor das Grab deines Bruders und lasse seinen Geist wissen, wie ich dir helfen werde! Und tröste die Witwe! Die Bewirtschaftung deines Besitzes mußt du auch regeln. In der Zwischenzeit werde ich an dich denken und die Erfüllung deiner Wünsche fördern. Du siehst, lieber Jerobeam, mit mir läßt sich reden. Sag das auch deinen Freunden!"

Jerobeam erkannte, daß er vorläufig nichts weiter erreichen konnte. Er dankte Rehabeam und bat um eine Woche Urlaub.

„Informiere Adoniram von deiner Abreise!" trug ihm der Prinz auf. „Und komm, so schnell du kannst, zurück! Laß dich von Adoniram nicht fragen, was wir besprochen haben!"

Jerobeam tat, wie ihm geheißen, regelte seine Vertretung durch einen seiner Vorarbeiter und reiste am nächsten Morgen ab. Hoffentlich hatte der König die Mädchen empfangen, wenn er zurückkehrte! Ketura würde mit im Haus des Baumeisters wohnen müssen, bis er zur Winterpause abermals nach Zereda aufbrechen konnte.

Seine Besorgnis, daß sich die Entscheidung des Königs über die Mädchen verzögern könnte, war unbegründet. Obwohl noch eines fehlte, beschloß Salomo, nicht länger zu warten. Er wählte eines seiner Galagewänder aus und probierte, welches seiner Diademe am besten sein schütteres Haar verbarg. Dann ordnete er an, im Thronsaal mehrere Kohlebecken aufzustellen. Als ihn Rehabeam bat, der Vorstellung beiwohnen zu dürfen, sagte er freudig zu, denn zum erstenmal, so schien es ihm, interessierte sich der Prinz für sein Wohlergehen. Außerdem sollte der Palastvorsteher zugegen sein.

Die Mädchen wurden, gebadet, wohlriechend und geschmückt, nacheinander in den Saal geführt.. Sie waren nur leicht bekleidet, damit der König ihre Gestalt beurteilen konnte. Die meisten waren verschüchtert und wußten nicht, wohin sie den Blick richten sollten, als sie den König in seinem Prunkgewand voller funkelnder Edelsteine, mit einem goldenen Stirnreif auf dem Kopf, unmittelbar vor sich thronen sahen. Denn Salomo saß nicht wie üblich und wie man es ihnen gesagt hatte auf hohem Podest, fern und unnahbar, sondern er hatte seinen Sessel einfach auf den Saalboden stellen lassen, so daß er den Schönsten seines Landes nahe sein konnte. Wie sie unterwiesen worden waren, knieten die Mädchen vor dem König nieder, und der fragte jedes nach Namen und Herkunft und ließ sich schildern, worin es besonders geschickt war. Gern hätte er jeder der Schönen übers Haar gestrichen und die Wange getätschelt, aber seit seinem Schlaganfall gehorchte ihm der rechte Arm nicht mehr, und so saß er unbeweglich auf seinem Thron und bemühte sich lediglich, freundliche Worte zu finden und Liebenswürdigkeit auszustrahlen. Das gelang ihm noch.

Am Schluß der Vorstellung zogen alle Mädchen noch einmal langsam an ihm vorüber, damit er erneut vergleichen konnte. Rehabeam hatte genau auf die Namen und Herkunftsorte geachtet. Er verwünschte sein Versprechen an Jerobeam, denn Ketura schien ihm die Schönste von allen zu sein. Als die Männer wieder unter sich waren, empfahl er deshalb dem Vater ein Mädchen aus dem Ostjordanland, und wortreich pries er dessen Vorzüge.

Salomo gab seine hoheitsvolle Haltung auf und räkelte sich im Sessel. Ein selbstgefälliges Lächeln trat auf sein Gesicht. „Mein lieber Sohn“, erwiderte er, „von Frauen verstehst du nichts. Meine Wahl fällt auf diese Ketura aus Efraim. Das ist eine, wie ich sie mir vorgestellt habe. Sie ist schön, sie ist kräftig und sie ist nicht auf den Mund gefallen. Ein bißchen mehr Freundlichkeit könnte sie zeigen, aber das wird noch.“

Rehabeam versuchte ohne Begeisterung, ihm Jerobeams Nichte auszureden, aber Salomo winkte ab und verkündete, daß seine Entscheidung endgültig sei. Und sogleich wies er den Palastvorsteher an, Ketura in sein Schlafgemach zu führen. Der Minister erkundigte sich, was mit den anderen Mädchen geschehen sollte.

„Die anderen?“ Salomo kratzte sich unter dem schweren Diadem. Als er fertig war, entschied er: „Laß sie aus dem Gästehaus in den Harem bringen! Es wird sich eine Verwendung für sie finden.“

Rehabeam warf ein: „Verzeih, wolltest du die anderen nicht zu ihren Vätern zurückschicken?“

Salomo sah den Sohn ungnädig an. „Warum sollte ich? Die Väter haben mir ihre Töchter doch geschenkt!“

Da beschloß Rehabeam endgültig, der Willkür dieses Königs ein Ende zu machen.

5

Der Empfang in Zereda ging Jerobeam nahe. Es waren nicht nur die Tränen der Mutter und der Schwägerin, die ihm den Verlust des Bruders erst richtig bewußt machten. Vor allem die strenge Frage der Schwägerin, nachdem sie sich ausgeweint hatte, wieso er die Tochter nicht mitgebracht habe, traf ihn so, daß er sich nun trotz seiner Unschuld schuldig fühlte. Er hatte sich ja schon in Jerusalem vor dieser Frage gefürchtet. „Der Prinz Rehabeam persönlich hat mir zugesagt, daß er mir Ketura zurückgibt“, stammelte er mit unsicherer Miene. „Wenn ich zur Winterruhe heimkomme, bringe ich sie mit. Ich verspreche es, Hogla.“

Die Schwägerin blickte ihn zweifelnd an, und er senkte den Kopf. Was sollte er tun, falls sein Versprechen zu voreilig war?

Die Mutter sagte: „Dein Vater traute den Mächtigen nie. Nicht einmal unseren Stammesältesten.“ Und Hogla fand eine praktische Antwort auf seine Auskunft. „Wenn du uns Ketura nicht wiederbringst, dann mußt du uns einen zweiten Knecht beschaffen. Dich aber will ich dann nicht mehr sehen.“

Die alte Zerua verwies der Schwiegertochter die schroffe Rede: „Jerobeam ist jetzt der Vater dieses Hauses! Trotz all deines Kummers – du schuldest meinem jüngeren Sohn Achtung und Gehorsam!“

Hogla stand zornig auf und ging nach draußen. Jerobeam seufzte, und um etwas zu tun, machte er sich daran, Haus und Hof zu inspizieren. Er fand nichts auszusetzen, alles war in mustergültiger Ordnung. Weizen und Gerste waren dauerhaft gelagert, Trauben und Oliven waren gekeltert, und die Aussaat war vorbereitet.

Hogla beruhigte sich allmählich, und so erzählte Jerobeam am Nachmittag den Frauen im Zusammenhang, was er in Jerusalem unternommen hatte, um den Tod Eris zu rächen und Ketura zu befreien. Auch der Knecht Ard war mittlerweile aus der Feldflur zurückgekehrt und saß dabei. Die Frauen nahmen den Bericht schweigend zur Kenntnis, und Jerobeam hatte erneut den Eindruck, daß sie den Zusagen, die er erhalten hatte, nicht glaubten. Nahmen sie ihm wenigstens ab, daß er sich ernsthaft um Sühne für die Gewalttat bemühte?

Er fragte den Knecht, ob er sich zutraue, allein den Acker zu pflügen und die Saat in den Boden zu bringen. Ard, gleichaltrig mit Jerobeam, war bucklig, und Jerobeam wußte ungefähr, welche Arbeiten Eri ihm übertragen hatte und welche nicht. Das Pflügen und Säen hatte der Bruder stets selbst besorgt. Die Leute des Dorfes mochten den Buckligen nicht, obwohl er zu allen freundlich war. Jerobeam dagegen störte die Verwachsung des Knechtes nicht, wie sie auch Eri nicht gehindert hatte, den Mann in Dienst zu nehmen. Ein schlechter Mensch trug kein sichtbares Zeichen seiner Bosheit und fiel nicht auf – warum sollte man einen Gutmütigen nur seiner häßlichen Gestalt halber meiden?

Ard versicherte, daß er sehr wohl pflügen und säen könne. Aber spätestens zum Frühjahr müsse Ketura dasein. Und selbst dann fehlten immer noch zwei Hände.

Jerobeam schüttelte unwillkürlich den Kopf. Zerua fragte ihn: „Gibt dir der König nicht soviel, daß du uns einen zweiten Knecht kaufen kannst?“

Nun verdrehte Jerobeam hilflos die Augen. Wie sollte er klarmachen, daß sein Silber, das ihm der König zahlte, tatsächlich nicht für eine solche Ausgabe reichte? Jedenfalls nicht in den nächsten Monaten. Salomo hielt ihn kurz, denn er war ja als Miterbe des väterlichen Anwesens nicht mittellos. Was er erhielt, zerrann ihm unter den Fingern. Zwar waren Unterkunft und Essen kostenlos, aber für seine Kleidung und für seinen Esel mußte er selbst aufkommen. Außerdem unterstützte er seine Arbeiter, wenn sie dringender Hilfe bedurften. Und die Huren Jerusalems waren auch nicht gerade billig.

Der Abend zog ins Dorf, und nachdem es dunkel geworden war, nahm Jerobeam einen halben Krug Wein und machte sich auf zu den Grabstätten. Der Himmel war wolkenverhangen. Es sah nach Regen aus. Aber es durfte nicht regnen – der Bau in Jerusalem mußte fertig werden! Sogleich schalt sich Jerobeam. Wie konnte er jetzt an Salomos Bau denken? War er denn schon solch ein Königsknecht, daß ihm Wünsche des Königs näherlagen als dessen Untat am Bruder?

Er beschleunigte seinen Schritt, und bald stand er vor der niedrigen Grabhöhle, die mit drei Felsbrocken verschlossen war. Hier drin würde einst auch er ruhen. Der Gedanke daran machte ihn schaudern. Über dreißig Jahre alt war er bereits und hatte noch nicht einmal eine Frau, geschweige denn Kinder! Falls ihn derTod vor der Zeit niederwarf, bei einem Felssturz im Steinbruch oder beim Abriß eines alten Gemäuers, dann hatte er umsonst gelebt. Der Tote da drin in der Höhle dagegen, der hatte das Familienerbe vorbildlich verwaltet und Söhne und Töchter gezeugt. Er hatte etwas aus seinem Leben gemacht, auch wenn ihm am Ende nur eine einzige Tochter geblieben war.

Er tastete sich in der Dunkelheit dicht an den Höhleneingang heran und flüsterte in die Ritzen hinein: „Eri, dein Bruder Jerobeam ist hier! Erfreue dich an diesem Schluck Wein!“ Er hob den Krug hoch und goß dessen Inhalt über den obersten Türstein, so daß der Wein ins Innere der Höhle sickerte. Dann suchte er nach dem Sitzstein, der hier irgendwo liegen mußte, und da sich seine Augen an die Finsternis gewöhnt hatten, fand er ihn rasch vor einem der Nachbargräber. Er wälzte ihn vor das eigene Familiengrab und hockte sich darauf nieder.

„Eri, hörst du mich?“ wandte er sich an den Geist, den er hinter den Felsbrocken wußte. „Ich bin untröstlich über die Bluttat an dir. Und ich hasse den König, der sie veranlaßt hat. Du hattest recht, so oft du mich aufgefordert hast, meinen Dienst zu verlassen und heimzukehren. Aber ich werde dich rächen! Dein Mörder wird den Tod finden, der Kronprinz selbst hat es mir versprochen.“

Noch während er sprach, ergriffen auch ihn Zweifel, ob er sich auf Rehabeams Zusage wirklich verlassen konnte. Sein Vater Nebat hätte dem Prinzen nicht vertraut, und Eri auch nicht. Und wieso eigentlich sollte dieser Soldat sterben? War nicht Salomo der tatsächlich Schuldige? Soeben hatte er es ausgesprochen. Und schon sein allererster Rachegedanke, als ihm die Unglücksnachricht überbracht worden war, hatte ja dem König gegolten.

Er verscheuchte diese Gedanken, denn er war hier, um mit dem Geist des Bruders zu sprechen. „Eri, ich bringe Ketura nach Hause. Du brauchst um sie keine Angst zu haben. Die neue Hure des Königs wird sie nicht!“ Er wollte abermals auf Rehabeams Zusage verweisen, aber er unterließ es. „Du kannst in Frieden ruhen, Eri. Ich werde mich um unser Besitztum kümmern.“

Ja wie denn? fragte er sich im stillen. Eris Stelle als Hausvater einzunehmen, das hieß, hier in Zereda zu leben, den Acker zu bestellen, die Ernte einzubringen, Wein und Öl zu keltern, das Vieh zu versorgen, das Haus ständig auszubessern, im Kreis der anderen Hausväter zu sitzen und über die Angelegenheiten des Dorfes zu beraten. Sicherlich war die Aufkündigung des Dienstes zu erreichen – Adoniram würde ihn verstehen und beim König um seine Entlassung bitten. Mutter, Schwägerin und Knecht wäre mit seiner endgültigen Heimkehr geholfen. Ein zweiter Knecht war dann nicht mehr nötig. Warum war er überhaupt Bauarbeiter geblieben, nachdem sein Pflichteinsatz vorüber gewesen war? Niemand hatte ihn dazu gezwungen. Warum war er aus der Art geschlagen? Was gingen ihn, einen Efraimiten, Salomos Bauten an? Doch Mutter und Schwägerin rechneten ja gar nicht mit seiner Heimkehr! Kannten sie ihn genauer als er sich selbst?

Er schrak hoch. Glitt er abermals in seine Gedankenwelt ab, statt den Geist des Bruders zu beruhigen, wozu er hergekommen war? Doch im Grunde hatte er alles gesagt. Ihn fröstelte in der Nachtkühle. Was sollte er noch hinzufügen? Sollte er sich wiederholen? Er erhob sich. „Eri, sei gewiß, ich räche die Gewalttat an dir und deiner Tochter! Ich werde dem König seine Schandtat heimzahlen! Ruhe nun in Frieden bei unserem Vater!“ Er verneigte sich tief vor der Grabhöhle, ergriff den leeren Krug und machte sich auf den Rückweg ins Dorf.

Am nächsten Tag erklärte er den Frauen und Ard, daß er vorläufig nicht in der Lage sei, einen zweiten Knecht zu kaufen. Und daß er morgen nach Jerusalem zurückreisen werde. „Ich muß mich um Ketura kümmern. Und um meine Arbeiter. Für unser Besitztum werde ich einen Verwalter finden. Ich bleibe solange im Dienst des Königs, bis dessen Schandtat gesühnt ist.“

Hogla erwiderte mürrisch: „Bring du meine Tochter nach Hause, und wir brauchen keinen Verwalter!“ Auch der Knecht schaute mißmutig drein. Zerua aber stimmte Jerobeam zu: „Es wird so am besten sein. Sprich doch mit Ira, dem Sohn Bohans, mit dem du als Kind oft zusammen warst!“

„Genau an den habe ich gedacht“, war Jerobeams Antwort. Den Einwand der Schwägerin überging er. Und da er seine Entscheidung heute nacht eingehend bedacht hatte, suchte er den Jugendfreund sogleich auf. Ira war der jüngste Sohn eines der Hausväter Zeredas. Jerobeam erinnerte ihn an die fernen Zeiten, da sie, wenn sie nicht daheim arbeiten mußten, gemeinsam das Tal durchstreift und Abenteuer gesucht und bestanden hatten, und rückte dann vorsichtig mit seinem Anliegen heraus. Der Freund hatte keine Einwände, vorausgesetzt, der Vater stimmte zu. Jerobeam erklärte Bohan seine Lage und seine Absichten und bat ihn um sein Einverständnis. Der beriet sich mit seinen anderen beiden Söhnen und gab danach seine Einwilligung. „Eris wegen“, betonte der knorrige Alte mit strengem Blick auf Jerobeam, „nicht etwa um deinetwillen, du Königsdiener!“

Der Gescholtene fragte sich, ob Bohan seinen Vorsatz, den Dienst in Jerusalem aufzukündigen, für eine Täuschung hielt. Aber notgedrungen schluckte er die Kränkung und bedankte sich für das Entgegenkommen. Hätte ihm Bohan vor der Gewalttat des Königs sein Amt vorgeworfen, so hätte er sich das nicht gefallen lassen. Aber der Tod des Bruders hatte vieles ins Gegenteil verkehrt. Was gestern galt, schien heute falsch zu sein. Deshalb nahm Jerobeam Bohans Vorwurf hin.

Als es dunkelte, ging Jerobeam hinüber zum Dorfsprecher, der ihn schon mit einigen der Hausväter erwartete. So gern er sich sonst im Kreis der Nachbarn zum Plaudern niedergelassen hatte, so unwohl war ihm heute zumute. Ob die Dorfgenossen wie Bohan ihm eine Mitschuld an dem Unglück gaben, das seine Familie betroffen hatte? Weil er dem Schuldigen an der Bluttat noch immer zu dienen bereit schien?

Aber zunächst entwickelte sich das Gespräch einigermaßen harmlos. Die Männer schilderten Jerobeam noch einmal mit allen Einzelheiten, wie es mit dem Tod des Bruders zugegangen war. Sie entsannen sich aller Reden und Gegenreden der schrecklichen Begegnung mit den Häschern des Königs. Auch vom Begräbnis erzählten sie, und sie gaben, einander lebhaft ergänzend, jene Debatte wieder, die beim Totenmahl Malkiel und Huram mit Ochran geführt hatten. Jerobeams Gereiztheit verging, und er berichtete den Dorfgenossen von den Forderungen, die er an den König gestellt hatte, und von den hoffnungsvollen Antworten, die ihm der Prinz Rehabeam gegeben hatte.

Der Sprecher des Dorfes meinte daraufhin: „Wenn Rehabeam nur erst König wäre! Vielleicht wird mit ihm wirklich vieles besser für uns.“

Bohan war anderer Ansicht. „Wieso soll es besser werden? Ist Rehabeam nicht der Sohn seines Vaters? Wie kannst du auf ihn hoffen? Und du, Jerobeam, ich sagte es dir schon am Nachmittag: Wie lange willst du Salomo noch dienen? Und glaubst du im Ernst, daß der Sohn des Königs deine Rache an einem Mann des Königs vollziehen wird?“

Ein anderer fiel ein: „Wirklich, Jerobeam, du solltest heimkehren und dein Land beackern, wie es jeder rechtschaffene Efraimit tut!“

„Noch nicht einmal eine Frau hast du!“ warf ihm ein dritter vor.

Jerobeams Befürchtungen vor diesem Gespräch waren plötzlich wieder da. Jetzt also fielen sie doch über ihn her. Bohans Beschimpfung vom Nachmittag als Königsdiener war ein Vorgeschmack davon gewesen. Sein Trotz erwachte. „Habt ihr einmal nachgedacht“, fragte er in forschem Ton, „wie es wäre, wenn nicht ich das Amt hätte, das ihr mir vorwerft? Ginge es dann den jungen Efraimiten im königlichen Dienst auch so erträglich, wie es durch mich geschieht? Beamter des Königs bin ich doch nicht für mich und mein Wohlleben, sondern für Israel! Ich führe kein Wohlleben, und ihr wißt es! Nicht einmal eine Frau habe ich!“

Einer der Männer ermahnte ihn: „Nicht so heftig, Jerobeam, wir sind deine Freunde! Und was deine Rede betrifft: Du betrügst dich selbst. Was kannst du für unsere Jungen schon tun? Ist nicht erst neulich wieder einer im Steinbruch umgekommen? Hast du es verhindern können?“

Bohan wandte sich an die Dorfgenossen: „Wir alle könnten mehr für unsere Jugend tun, als Jerobeam es kann. Nämlich wenn wir von vornherein niemanden mehr nach Jerusalem schickten. Und Jerobeam käme dann freiwillig zu uns zurück, weil er nicht mehr gebraucht würde.“ Er schaute in die Runde, abwartend. Aber die anderen wußten nicht recht, ob seine Worte ernst gemeint waren oder ob sie ein Scherz sein sollten. Waren sie ernst gemeint, dann sprach Bohan ja wie Malkiel oder Huram. Sie waren verwundert, denn er war doch keiner der Ältesten, die sich solche rebellischen Reden offenbar ungestraft erlauben durften.

Auch Jerobeam ging Bohans Forderung, dem König den Gehorsam zu verweigern, im Kopf herum. Der ihm gegenüber saß, war das wirklich Bohan, den er von Kindesbeinen an kannte, oder nicht etwa der berühmte Malkiel von Bet-El, von dessen lästerlichen Reden er vorhin gehört hatte? Malkiels radikale Ansichten hatte er bisher nie richtig ernst genommen. Aber wenn nun sogar dieser einfache Mann Bohan hier zum Ungehorsam gegen den König aufrief?

Das peinliche Schweigen beendete der Dorfsprecher: „Wie dem auch sei – Jerobeam, du solltest wirklich heimkehren! Natürlich mußt du erst noch einmal nach Jerusalem zurück, um Ketura abzuholen. Wir verstehen das.“ Die Männer nickten. „Aber danach solltest du unverzüglich deinen Dienst aufkündigen!“

Nun blickten alle Jerobeam an und erwarteten eine klare Antwort. „Ich werde darüber nachdenken“, versprach er, kleinlaut geworden, weil ihm schlagartig bewußt geworden war, daß ihn eine tiefe Kluft von seinen Volksgenossen trennte. Deshalb war sein Versprechen ehrlich gemeint.

In dieser Nacht lag er wie schon in der vorigen lange wach. Vielleicht, so überlegte er, sollte er wirklich für immer nach Hause kommen und anfangen, ein normales Leben zu führen. Schon gestern am Grab hatte er ja darüber nachgegrübelt. Aber sofort begann es in ihm zu bohren: Jetzt in Zereda seßhaft zu werden und auf nichts anderes mehr als aufs Altwerden zu warten, sollte so sein weiteres Leben aussehen? Natürlich hatte es einen gewissen Reiz, endlich eine Frau zu nehmen und mit ihr Kinder zu zeugen, die heranwachsenden Söhne zu lehren, worauf es im Leben ankam, abends mit den Dorfgenossen zu schwatzen und gemeinsam mit ihnen die Erntefeste zu feiern. Aber eine größere Verlockung spürte er darin, noch etwas mehr als bisher schon vom Land Israels zu sehen. Gewiß, er kannte die Städte Sichem, Megiddo, Geser und Jerusalem, er hatte das Bergland zwischen diesen Orten kreuz und quer zu Fuß und auf dem Esel durchwandert. Als junger Mensch war er sogar im Libanongebirge gewesen, weit nördlich von den Wohnstätten Israels. Nur wenige Israeliten hatten soviel gesehen wie er. Aber in den Bergen zwischen der Megiddo-Ebene und der Stadt Dan, dem nördlichsten Ort Israels, war er noch nicht gewesen. Auch nicht auf dem schneebedeckten Berg Hermon, an dessen Fuß die Quellen des Jordans sprudelten. Und nicht in den weiten Ländern östlich des Jordans. Ob er Rehabeam bitten sollte, ihn irgendwo in diesen fernen Gegenden einzusetzen? Nicht nur in Jerusalem wurde gebaut.

Aber ob Rehabeam, wenn er erst König war, nicht lieber Krieg führen würde als Paläste und Befestigungsanlagen zu errichtern? Manche wußten es angeblich genau: Unter der Herrschaft König Rehabeams werde den Soldaten die Lust am Brettspiel ausgetrieben werden. Falls es wirklich so kam, dann wurde jedoch einer wie er sowieso nicht mehr gebraucht. Denn für den Krieg fühlte er sich nicht geboren. Wenn nur Salomo bald sterben würde, damit man erkennen konnte, wie es weiterging!

Der König war ihm immer gleichgültig gewesen. Der hatte nie das Wort an ihn gerichtet. Die Berufung ins jetzige Amt hatte Rehabeam veranlaßt, und der alte Adoniram hatte ihn darin unterwiesen, was er zu tun und zu lassen hatte. Aber seit Eris Tod sah er Salomo mit ganz anderen Augen. Nun haßte er ihn wie einen persönlichen Feind. Was war das für ein König, der die Töchter seines Volkes zusammentreiben ließ, damit er sich die Schönste aussuchen konnte! Daß er eine Pflegerin brauchte, das war doch Lüge – nach einer neuen Bettgespielin gelüstete es ihn, weil er all seiner Frauen und Nebenfrauen überdrüssig war! Aber falls er Ketura anrührte, dann sollte er merken, daß Eri nicht der einzige gewesen war, der sich gegen den Mädchenraub auflehnte!

Am Morgen wusch sich Jerobeam den Staub aus dem Haar, und er nähte den Riß in seinem Gewand zu. Sein Stirnband reinigte er ebenfalls gründlich, und dann färbte er es mit Ruß von Hoglas Herd schwarz. Als er es anlegte, war es fast so dunkel wie sein Haar.

Den Abschied von Mutter, Schwägerin und Knecht machte er kurz. Eilig führte er seinen Esel nach draußen, und schon ritt er, nach allen Seiten grüßend, aus dem Dorf. Die Nachbarn, die ihm nachblickten, sahen mit Verwunderung, daß er die Richtung nach Norden einschlug. Bohan kratzte sich im struppigen Haar und knurrte: „Er wird doch nicht etwa nach Sichem wollen, um Ochran zu berichten, was wir vorgestern besprochen haben.“

Der alte Dorfsprecher verwies ihm diesen Verdacht: „Unsinn! Er wird zu Huram reiten, um sich mit ihm zu beraten, was er tun soll. Aber viel besser ist das auch nicht. Wer weiß, was Huram ihm einredet.“

„So sprichst du vom Ältesten unserer Sippe?“ entrüstete sich Bohan.

Der Dorfsprecher hielt ihm vor: „Erst kürzlich warst du dabei, als Huram laut von einem eigenen, israelitischen König träumte. Wenn er Anhänger findet, dann kann das zum Krieg führen! Denn Salomo und Rehabeam geben Israel doch nicht kampflos preis!“

Jetzt entspannte sich Bohans Miene. „Du sorgst dich umsonst! Wer sollte denn an Rehabeams Statt König Israels werden? Huram selbst etwa? Niemand würde ihn wählen, glaub mir! Weil Israel keinen König mehr will. Und Huram weiß das wie wir, davon bin ich überzeugt. Wenn er einen anderen König wie Rehabeam fordert, dann doch nur, weil er seinem Zorn gegen die Davidbrut Luft machen will. Aber das alles ist Gerede, weiter nichts. Die Stämme Israels werden Knechte Jerusalems bleiben, leider. Weil morgen Rehabeam auf Salomo folgen wird wie gestern Salomo auf David.“

Der Dorfsprecher murmelte: „Besser so, als daß unsere Häuser zerstört und unsere Äcker verwüstet werden.“

6

Jerobeam hatte sich tatsächlich entschlossen, Huram in Tappuach aufzusuchen. Wer dem Ältesten seine Sorgen vortrug, der ging nie ohne einen brauchbaren Ratschlag von ihm. Jerobeam

vertraute ihm fast so wie seinem Freund Schallum, dem Kommandanten der Festung Geser. Daß Huram von der Einsetzung eines eigenen Königs über Israel träumte, das hatte ihn bisher wenig interessiert. Denn ihm war als unabänderlich erschienen, daß auf Salomo Rehabeam folgte. Aber seit Eris Tod war nichts mehr klar, und an Hurams Standpunkt war vielleicht doch etwas dran. Zumindest war dieser wohl lebensnäher als die Forderung Malkiels, daß Israel wie in früherer Zeit ganz ohne König auskommen sollte.

Jerobeam betrachtete sorgenvoll den Himmel. Im Westen hingen graue Wolken. Kein Zweifel, bald würden die ersten Regengüsse dieses Winters die durstige Erde erquicken, sie aufschließen für die neue Saat. Diese Aussichten, die jeden Bauern froh machten, beunruhigten ihn. Nein, aus ihm würde nie einer werden, dessen Gedanken allein um Acker und Weide kreisten. Egal, ob er für die Jerusalemer Könige Steine heranschaffte oder für irgendeinen anderen König Israels, er war Bauarbeiter, und in Zereda wäre er fehl am Platze, mochten ihn die Nachbarn auch noch so sehr bedrängen, heimzukehren und bei ihnen zu leben.

Vor ihm lag der Hügel mit der alten Stadt Tappuach. Einst sollte in ihr ein König geherrscht haben. Aber das mußte lange her sein, denn die Efraimiten, die in der Stadt wohnten, wußten so gut wie nichts darüber, und auch Huram konnte nichts davon erzählen. Jerobeam ertappte sich immer wieder dabei, daß er nach der Vergangenheit dieser oder jener Ortschaft, dieser oder jener Sippengemeinschaft neugierig war. Ihn beschäftigte auch, warum sich Huram und Malkiel und einige andere Vornehme als Mitglieder im Stammesrat Efraims bezeichneten, wenn doch dieser Stammesrat kaum noch zusammentrat. Aber was hätte er auch beraten sollen, wo doch die großen Dinge der König entschied und die Alltagsfragen von den Hausvätern der Städte und Dörfer geklärt wurden.

Huram begrüßte Jerobeam herzlich. „Ich habe dich erwartet“, verriet er ihm.

Jerobeam wunderte sich darüber. „Mich erwartet hast du? Wieso denn?“

Huram lächelte. „Die Antwort ist einfach. Dir mußte klar sein, daß du nach der Gewalttat des Königs an deiner Familie nicht weiterleben kannst wie bisher. Das Band um deine Stirn beweist deine Einsicht schon rein äußerlich: Es leuchtet nicht mehr in der frischen Farbe der jungen Saat. Aber nun weißt du nicht recht, was du tun sollst. Was liegt dir also näher, als zu mir zu kommen und meinen Rat einzuholen. Denn die Männer von Zereda können dir deinen Weg nicht weisen – sie brauchen selbst Unterweisung.“

Jerobeam war verblüfft. „Du scheinst meine Gedanken wahrhaftig zu kennen“, meinte er beifällig. Der Älteste freute sich darüber, daß er die Gemütslage seines Gastes richtig eingeschätzt hatte.

Er bewirtete Jerobeam zuvorkommend, und der fühlte sich hier wohler als im väterlichen Haus, trotzdem ihm dieses ja nun allein gehörte. Er erzählte dem Gastgeber, wie er sein Zuhause angetroffen hatte, und schilderte den Kummer von Mutter und Schwägerin. Dann lobte er die mustergültige Ordnung, die der Bruder gehalten hatte, und er berichtete, daß er seinen Jugendfreund Ira als Verwalter eingesetzt hatte.

„Du willst also nicht heimkehren und dein Land bestellen?“ fragte Huram.

„Doch, denn es ist meine Pflicht“, antwortete Jerobeam zögernd. „Die Nachbarn erwarten es auch. Aber erst will ich mir Genugtuung für die Bluttat verschaffen. Und Ketura muß ich heimholen. Und …“ Er unterbrach sich. Huram blickte ihn forschend an. Jerobeam seufzte. Dann gab er seinen Zwiespalt preis. „Du hast recht, daß ich nicht länger einem König dienen kann, der meinen Bruder in den Tod getrieben hat. Ich weiß es. Aber ich habe mich Jahr um Jahr an mein jetziges Leben gewöhnt, und Pflug und Sichel sind mir nicht vertraut. Und außerdem – die jungen Efraimiten, die im Frühling nach Jerusalem kommen werden, um den Bau der Befestigungen weiterzuführen, die brauchen mich! Wie sollen sie ohne mich zurechtkommen?“

Huram stellte eine Gegenfrage: „Warum bist du dir so sicher, daß unsere jungen Leute erneut zum Dienst für den König antreten werden?“

Jerobeam stutzte. Er fühlte sich an Bohans Aufruf zum Ungehorsam erinnert, und er wiederholte seinem Gastgeber dessen Worte.

„Wie Bohan denken viele“, sagte Huram, erfreut, daß sich auch in Zereda der Widerstand gegen das Königshaus stärker regte. „Und was deine Entscheidung betrifft“, fuhr er fort, „deine Wirtschaft nicht selbst zu besorgen, so ist sie richtig. Denn du bist nicht dazu bestimmt, Korn anzubauen und Wein zu keltern. Damit sage ich aber nicht, daß du wie bisher Salomo dienen sollst. Doch dazu später. Dein Verwalter ist der Sohn Bohans? Ist er ein tüchtiger Mann, der das Deinige mehrt und dich nicht hintergeht? Du hättest auch mich fragen können, ob ich mich um deinen Besitz kümmern würde, während du fort bist. Ich hätte nicht nein gesagt, und bei mir wärst du an einen wahren Freund geraten. Nicht weit von hier verwalte ich das Erbe eines Mannes, der ohne Brüder gestorben ist und dessen beide Söhne erst heranwachsen müssen. Du siehst, mir ist die Sorge um das Eigentum anderer nicht fremd.“

Jerobeam machte das unerwartete Angebot verlegen. Aber wie hätte er darauf kommen sollen, dem vornehmen Huram, der hier in Tappuach wohnte, die Leitung der Feldarbeiten und der

Viehpflege in Zereda anzutragen? Und es ging ja zugleich darum, daß jemand Eris Arbeitskraft ersetzte. Ira konnte das selbst tun, Huram dagegen hätte einen weiteren Knecht schicken müssen. Nein, nein, Ira war der bessere Mann für die ererbte Wirtschaft. Jerobeam bedankte sich für die Bereitwilligkeit Hurams und bat um Verständnis, daß er sie leider nicht nutzen könne, denn Ira habe er nun einmal sein Ja gegeben, und rückgängig machen könne er die Zusage schwerlich.

Huram sah das ein. Aber im stillen bedauerte er doch Jerobeams Voreiligkeit, denn falls der ohne Sohn starb, hätte sein Land mit ein wenig Druck auf die Männer von Zereda seinen eigenen Familienbesitz vergrößern können. Wie voraussichtlich das Erbe des Verstorbenen, das er bereits verwaltete, denn dessen Kinder waren nicht recht gesund.

Er führte Jerobeam durch Haus und Hof und ging mit ihm dann hinaus vor die Stadt in den Weingarten. Von fern wies er ihm seine Äcker. Jerobeam staunte über die Größe des Besitztums. Aber Huram hatte ja auch drei verheiratete Söhne, und schon wuchsen ihm Enkelkinder heran, so daß an Arbeitskräften kein Mangel war.

Am Abend zogen sich die beiden Männer zurück und sprachen darüber, was Jerobeam nun tun sollte. Der hatte sich soeben beklagt: „In Zereda behandeln sie mich wie einen Verräter, solange ich mein Amt nicht aufgegeben habe."

„Dann zeige ihnen, daß du keiner bist!" ermunterte ihn Huram. „Nutze dein Amt für Israels Befreiung!"

„Wie meinst du das?" Jeroberam dachte an Hurams Traum von einem eigenen, israelitischen König. Hatte der Älteste etwa einen Anwärter für diese hohe Würde gefunden? Aber was hatte das mit ihm zu tun?

Huram beugte sich ein wenig vor und blickte den Jüngeren beschwörend an. „Du hast von Rehabeam gefordert, daß derjenige, der deinen Bruder umgebracht hat, für seine Tat sterben soll, und der Prinz hat es dir zugesagt. Aber glaubst du wirklich, daß Rehabeam einen seiner Männer töten wird, weil der den erhaltenen Auftrag getreulich ausgeführt hat? Und selbst wenn er es täte – was würde sich für Israel ändern? Du hättest zwar deine kleine, persönliche Rache, aber wäre der Willkür Salomos ein Ende gemacht?"

Jerobeam war klar, daß Hurams Zweifel an dem Versprechen des Kronprinzen berechtigt war. Schon Bohans Mißtrauen hatte er ja im Grunde geteilt.

Huram zwang ihn, seinem Gedankengang noch weiter zu folgen. „Wer hat denn den Totschläger nach Zereda geschickt, um deine Nichte nach Jerusalem zu verschleppen? Ist dieser Mann nicht der wahrhaft Schuldige an der Ermordung deines Bruders? Muß deine Rache nicht ihn treffen? Und wäre diese deine Rache nicht zugleich der erste Schritt zu Israels Befreiung aus dem jahrzehntelangen Joch der Judäer, unter das sich unsere Väter der Not gehorchend gebeugt haben?"

Jerobeam starrte seinen Gegenüber an. Was er selbst seit der Unglücksbotschaft dumpf als seine Aufgabe empfunden hatte, das war nun klar und deutlich ausgesprochen. Ein Ausweichen war nicht möglich. „Du willst, daß ich den König …?"

Huram schüttelte leicht den Kopf. „Nicht ich will es. Israel will es! Und du willst es!"

Der Königsmord war auf einmal kein bloßes Gedankenspiel mehr, sondern eine Bestimmung, der man sich nur bei Strafe der Verachtung durch ganz Israel entziehen konnte. Doch Jerobeam fürchtete sich davor, denn noch nie hatte er den Dolch gegen einen Menschen erhoben. Und der Mensch, um den es hier ging, war der König, verborgen in seinem Palast, Tag und Nacht umgeben von seinen Leibwächtern. Jerobeam stammelte: „Aber ich kann doch nicht …"

Huram erwiderte mit strenger Miene: „Es geht um den Gewalttäter, der deinen Bruder ermordet hat! Es geht um den Mädchenräuber, der deine Nichte schänden will! Haßt du diesen Mann etwa nicht?" Seine Augen bohrten sich in Jerobeams erschrockenen Blick, und an dessen Stelle antwortete er selbst: „Natürlich haßt du diesen Gottlosen. Und deshalb wirst du Israel von ihm befreien! Du mußt es auch um deinetwillen tun. Denn du wirst keine Ruhe finden, solange das Blut deines Bruders um Rache schreit."

Er ließ Jerobeam Zeit, völlig zu begreifen, was er von ihm forderte. Sollte ihn die Wucht des Auftrags niederdrücken, dann hatte er sich in ihm getäuscht, und er konnte die Unterredung beenden. Sollte sich Jerobeam jedoch der Aufgabe stellen, dann stand ihm möglicherweise, falls er den Anschlag überlebte, eine große Zukunft bevor.

Der Bedrängte hob endlich den Kopf und äußerte einen sachlichen Einwand. „Du sprachst von der Willkür des Königs, die es zu beenden gilt. Aber wenn er tot ist, dann wird sich sein Sohn auf den Thron setzen. In Zereda sind viele der Meinung, daß es unter Rehabeam nicht besser wird als unter Salomo. Ich denke, es wird zwar anders werden, aber eine Besserung sehe auch ich nicht. Was also hat Israel davon, wenn Salomo stirbt?"

Huram freute sich, daß Jerobeam zu vernünftiger Rede zurückfand. Er sprach nun wie ein Vater, der seinen Sohn belehrt: „Israel will weder Salomo noch Rehabeam. Das ist dem Volk bloß noch nicht in voller Klarheit bewußt. Viele können sich einfach noch nicht vorstellen, daß nach Salomos Dahinscheiden ein anderer als sein Sohn Rehabeam herrscht. Deshalb hoffen sie auf

Rehabeam, nicht etwa, weil sie ihn wirklich für einen besseren König halten als seinen Vater. Wenn aber nun Salomo eines gewaltsamen Todes stirbt, wird das unser Volk nicht aufrütteln? Wird Israel dann noch immer Rehabeam als natürlichen Nachfolger ansehen? Und wenn es ein Efraimit ist, der den Fremdherrscher tötet, wird dann dieser Efraimit nicht zu jenen Helden Israels zählen, die vor Zeiten Israels Freiheit verteidigt haben, wie Josua und Barak, Gideon und Saul?“

Nun erkannte Jerobeam, daß es Huram mit seinem Traum von einem anderen, einem israelitischen König völliger Ernst war. Sollte er ihn danach fragen? Wer war als neuer König vorgesehen? Doch er scheute sich, das heikle Thema aufzuwerfen. Der Thronwechsel lag ja auch in weiter Ferne, solange Salomo noch lebte. So sprach er lieber über die Schwierigkeiten, den König auch nur zu sehen, geschweige denn, ihn umzubringen. „Und falls es mir wirklich gelingt“, so schloß er, „den Anschlag auszuführen, so wird man mich doch ergreifen und auch töten, soviel ist sicher.“

Aber die Einwände galten Huram wenig. „Ich kann dir nur raten, was du tun mußt. Wie du es vollbringen kannst, das mußt du selbst herausfinden. Du kennst dich in Jerusalem aus, ich nicht. Du wirst wissen, wann und wo der König in der Öffentlichkeit zu erscheinen pflegt. Und du wirst eine Art und Weise für deine Tat finden, die dir selbst größtmögliche Sicherheit vor Entdeckung und Verfolgung gibt. Bedenke, seit der Bluttat an deinem Bruder schauen alle Efraimiten auf dich, um zu sehen, was du tun wirst! Bald wird ganz Israel auf dich blicken, weil du ihm die Freiheit gebracht hast, wonach es sich sehnt!“

Jerobeams nüchternem Verstand klangen Hurams Worte über den Heldenruhm ein wenig hochtrabend, aber bei allem Schaudern vor dem furchtbaren Königsmord ging doch zugleich eine gewisse Verführung von den Reden des Ältesten aus. Wieder eins zu werden mit seinem Volk, die Kluft zu schließen, die zwischen Israel und ihm wegen seinem Amt klaffte, und das durch eine solche Heldentat, wie sie Huram forderte, war das nicht ein Ziel, für das sein Leben zu wagen lohnte? Und wem sollte er fehlen, falls der Anschlag mißlang und er tatsächlich sein Leben verlor? Frau und Kinder hatte er nicht, sein Besitz war in treuen Händen und efraimitische Arbeiter in königlichem Dienst gäbe es dann sicherlich nicht mehr.

Als die beiden Verschwörer schlafen gingen, war Jerobeam prinzipiell bereit, die Rachetat am König zu vollziehen. Kopfschmerzen bereitete ihm allerdings, wie er den Anschlag ausführen sollte. Eines war ihm klar: Erdolchen würde er Salomo nicht. Er mußte ihn auf andere Weise töten.

Auch Huram lag noch längere Zeit wach. Hatte er sich zu weit vorgewagt? War Jerobeam wirklich der Mann, für den er ihn hielt? Nämlich einer, der sich zwar schwer zu einer Entscheidung durchringt, aber dann seinen Weg unbeirrbar verfolgt? Falls der Mordanschlag gelang, dann wäre das der Funke, der den Aufruhr in Israel entfachte. Dann wäre Eris Tod doch nicht umsonst gewesen, wie er anfangs angenommen hatte. Und Jerobeam wäre der Held Israels. Ihn würde das Volk umjubeln. Auch nach der Befreiungstat blieb er sicherlich ein bescheidener Mann, der auf den Rat seines Sippenältesten hörte. Man könnte ihn den Wortführern der Stämme Israels präsentieren und fordern, daß sie sich ihn zum Vorbild nähmen und sich von der Daviddynastie lossagten. Aber welch weiter Weg war es noch bis dahin! Und welch gefahrvoller Weg! Schade, daß Jerobeam kein Krieger war! Bei all seiner Brauchbarkeit war das ein schwerwiegender Mangel. Aber man mußte eben jenen Mann nehmen, den die Umstände anboten. Wer weiß, ob sich noch eine weitere Möglichkeit ergab, bevor Salomo von selbst entschlief. Und selbst wenn, dann war doch die Frage, ob ein anderer Mann geeigneter war als dieser Jerobeam.

Am Morgen machten sich die beiden Rebellen auf den Weg nach Sichem, um vom Statthalter Ochran zu fordern, daß er Jerobeam von der kommenden Ernte die Abgabe für Salomos Hofhaltung erließ. Ein steifer Westwind wehte. „Heute noch wird es Regen geben“, verkündete Huram. „Ich kann ihn riechen. Das ist zwar gut für die Felder, aber Ochran wird aus dem rechtzeitigen Regen auf eine gute Ernte schließen, damit er unser Anliegen ablehnen kann. Mach dich auf eine Auseinandersetzung gefaßt.“

Tatsächlich ging ein heftiger Regenschauer nieder, bevor sie die Stadt erreichten. Sie kauerten sich mit ihren Eseln in den Windschatten eines steilen Hügels, aber trotzdem waren sie triefend naß, als sie in Sichem durchs Tor schritten. Huram schlug vor, erst einmal Bedan zu besuchen und bei ihm ihre Kleider zu trocknen, damit sie vor dem königlichen Statthalter keine lächerliche Figur abgaben. Bedan war im Stamm Manasse eine ähnlich angesehene Persönlichkeit wie Malkiel bei den Efraimiten, aber im Gegensatz zu dem radikalen Eiferer aus Bet-El war er ein Mann des Ausgleichs und der Versöhnung. Sein Vater hatte dort, wo bis zu den Untaten Abimelechs, des Sohnes Jerubbaals, die Ratsherren der Stadt gewohnt hatten, ein ansehnliches Haus gebaut, nachdem er die Sichemiten veranlaßt hatte, sich dem Stamm Manasse anzuschließen. Seitdem galt Sichem als Zentrum der Manassiten, und nicht mehr die Stadt Dotan.

Jerobeam hatte Bedan zwar ein paarmal gesehen, aber noch nie mit ihm gesprochen. Von seinen Arbeitern hatte er jedoch kein schlechtes Wort über den Ältesten gehört.

Bedan begrüßte die Besucher mit Herzlichkeit. Huram kannte er gut, aber auch für Jerobeam hatte er freundliche Worte. „Ich habe schon viel von dir reden hören. Unsere jungen Leute loben immer wieder deine Hilfsbereitschaft. Wir sind froh, daß du der Oberste unserer Jugend bist.“

Jerobeam verglich diese Würdigung seiner Bemühungen mit der Geringschätzung durch die Männer von Zereda. War etwa dieser wohlgenährte Grauhaarige ein Anhänger der Daviddynastie? Oder nahm er sich nur in acht, weil er einen königlichen Beamten vor sich hatte?

Jerobeam und Huram entledigten sich der durchnäßten Obergewänder, und ein Enkel des Hausherrn nahm diese in Empfang, um sie am Herd zu trocknen.

Das Gespräch der drei Männer drehte sich natürlich um die Gewalttat von Zereda. Bedan drückte seinen Abscheu davor recht offen aus, und Jerobeam hatte nun keinesfalls mehr den Eindruck, daß er einem Salomofreund gegenübersaß. Huram erwähnte Jerobeams Forderungen an den König, und Bedan unterstützte die Ansprüche lebhaft. Die Absicht, den König zu ermorden und damit Israel das Zeichen für den Aufstand zu geben, ließ Huram jedoch nicht einmal andeutungsweise erkennen. Und bald wurde Jerobeam der Grund dafür klar. Denn Bedan war der gleichen Ansicht wie der Dorfsprecher von Zereda, daß mit dem Königssohn Rehabeam sicherlich vieles besser werden würde. „Es kommt nur darauf an", meinte Bedan, „daß wir Rehabeam zwingen, mit uns einen Vertrag abzuschließen, so wie unsere Väter mit seinem Großvater David ein Abkommen getroffen hatten."

Huram widersprach natürlich. „Deine Idee ist zwar nicht schlecht, aber falls Rehabeam überhaupt darauf eingeht – was ist damit gewonnen? Hat uns der Vertrag mit David etwa davor bewahrt, Jerusalem abgabe- und dienstpflichtig zu werden? Im Gegenteil: Unsere Väter haben mit dem Vertrag Israel an die Herrscher Judas ausgeliefert."

„Ich weiß, ich weiß", entgegnete Bedan mit sanfter Stimme. „Du glaubst noch immer, Israel könnte einen eigenen König aufstellen. Aber wo hast du denn jenen Mann, der Rehabeam schlagen kann, wenn es zum Krieg kommt? Hast du Krieger, die er befehligen kann? Salomos Truppenkommandeure sind Fremde – kein Israelit ist unter ihnen, den wir für uns gewinnen könnten. Und unser Volk ist des Krieges entwöhnt. Übrigens betrachten das viele gerade als eine der guten Seiten der Herrschaft Salomos. Und viele einflußreiche Israeliten sind grundsätzlich gegen einen König, gleichviel, woher er stammt. Ich muß nicht an Malkiel von Bet-El erinnern, du kennst seine Ansichten besser als ich. Wir beide wissen natürlich, daß heutzutage Israel ohne einen König nicht mehr bestehen kann. Ist es dann aber nicht klüger, sich auf Rehabeam einzulassen und ihm mit einem Vertrag die Hände zu binden? Ich halte das für die einzige Lösung, die Israel vor der Gefahr eines Vernichtungskrieges bewahrt und ihm obendrein noch Vorteile verschaffen wird."

Huram schielte mehrmals besorgt nach Jerobeam, um zu prüfen, welchen Eindruck Bedans Beweisführung auf ihn machte. Hoffentlich wurde er im Entschluß, Salomo zu töten, nicht wankend. Und Hurams Befürchtung war nicht abwegig, denn Jerobeam gestand dem Manassiten innerlich zu, daß seine Argumente überzeugend waren.

Aber das waren sie nicht für Huram. „Mein lieber Bedan", hielt er dem Hausherrn entgegen, „es wird keinen Krieg geben, wenn ganz Israel wie <u>ein</u> Mann hinter dem König steht, den es sich aus seiner Mitte erwählen wird. Denn dann wird Rehabeam gar nicht wagen, unser Stämmeheer anzugreifen, auch wenn es für den Kampf ungeübt ist. Wir sind ihm an Zahl weit überlegen, und seine Soldaten, das wissen alle, lieben das Spiel, den Wein und das Hurenhaus mehr als ihre Waffen."

So ging es noch eine Weile zwischen den beiden Würdenträgern hin und her, und Jerobeam neigte bald Huram, bald Bedan zu. Wenn nur Huram einen Mann hätte nennen können, der zum König Israels taugte – Jerobeam wäre trotz Bedans einleuchtender Vertragsidee endgültig auf die Linie seines Sippenvorstehers eingeschwenkt.

Nachdem die beiden Efraimiten der Gastfreundschaft des Hausherrn Genüge getan und sich gestärkt hatten, streiften sie ihre getrockneten Kleider über und verabschiedeten sich, um den Statthalter aufzusuchen.

Bedan meinte: „Ich freue mich, daß wir über die mißliche Lage Israels einer Meinung sind. Übrigens kennt Ochran meine Auffassung zum bevorstehenden Thronwechsel, und so ist sie auch in Jerusalem bekannt. Falls du, lieber Jerobeam, dort zufällig etwas von unserem Gespräch erwähntest, so bekämen deine Zuhörer nichts Neues zu hören."

Jerobeam fühlte sich nun doch noch als Parteigänger Salomos verdächtigt und erwiderte in schroffem Ton: „Ich bin Israelit. Beamter des Königs bin ich, um meinem Volk zu helfen, nicht, um es zu bespitzeln!"

Bedan lächelte versöhnlich. „Aber das weiß ich doch. Vergiß meine unbedachten Worte!"

Huram bestätigte dem Hausherrn, daß er mit Jerobeam genauso offen sprechen könne wie mit ihm selbst.

Die beiden Efraimiten gingen die wenigen Schritte zu Ochrans vornehmem Haus, die Esel hinter sich herführend. Aber nun mußten sie erst einmal Geduld aufbringen. Der Statthalter sei in einer wichtigen Unterredung begriffen, erfuhren sie, und da sie unangemeldet kämen, könnten sie nicht erwarten, sogleich vorgelassen zu werden. Huram schimpfte gegenüber Jerobeam, das sei bloße Schikane, und in Wirklichkeit räkle sich der Salomoknecht mit seiner Gespielin auf seinem Lager.

Sie warteten noch immer, als die Sonne schon bedenklich abwärts wanderte. Endlich erinnerte sich Ochran ihrer und bat sie in seinen Amtsraum. Höflich entschuldigte er sich für die lange Wartezeit, aber dabei grinste er so unverschämt, daß Huram sich in seinem Argwohn bestätigt sah.

Ohne Umschweife trug der Älteste das Anliegen seines Sippenbruders vor. Einer Begründung, so führte er aus, bedürfe der Antrag nicht, denn Ochran kenne ja die traurige Situation, in die Jerobeam gestürzt wurde. Ochran erkundigte sich, ob das alles sei, was sie beide hergeführt habe. Als das Huram bejahte, war er erleichtert, denn auf ein erneutes Wortgefecht mit seinem spitzzüngigen Feind hatte er nicht die geringste Lust, und mit Jerobeam wollte er in dessen Gegenwart auch nicht sprechen. So genehmigte er kurzentschlossen die Steuerfreiheit für dieses Jahr und wünschte Jerobeam günstige Aussaat und reiche Ernte.

Jerobeam bedankte sich. Huram vermißte die Auseinandersetzung, die er vorausgesagt hatte, und knurrte Ochran an: „Wir haben nichts anderes erwartet. Eine Weigerung wäre dir ja auch schlecht bekommen."

Ochran wandte sich hochmütig schweigend von ihm ab und fragte Jerobeam: „Warum hast du ihn als Fürsprecher mitgebracht? Du als königlicher Beamter brauchst doch keinen Beistand!" Jerobeam wollte entgegnen, daß Huram sein Sippenvorsteher sei, aber Ochran hatte inzwischen doch noch eine Widerrede auf die Grobheit des Salomofeindes gefunden: „Huram, ich warne dich! Die Geduld des Königs mit dir hat auch einmal ein Ende!"

Huram lachte höhnisch auf. „Diesmal stimme ich dir zu. Denn man sagt, daß Salomo nur noch wenige Wochen zu leben hat!" Nun mußte auch Jerobeam grinsen, obwohl ihm bei dieser Anspielung auf den verabredeten Mord eigentlich gar nicht zum Lachen zumute war.

Die beiden Verschworenen verließen Sichem unverzüglich. Sie wollten nicht noch einmal bei Bedan anklopfen und um Nachtlager bitten. Huram versicherte, daß sein Esel den Weg nach Tappuach auch in der Dunkelheit finde. Doch dann zogen urplötzlich erneut schwarze Wolken auf, und da sie sich soeben einem der Dörfer näherten, die früher zu Sichem gehört hatten, so baten sie dort um Unterkunft für die Nacht.

Der nächste Morgen war sehr kühl, aber die Wolken hatten sich verzogen. Huram nahm an, daß Jerobeam ihn zurück nach Tappuach begleiten werde. Er wollte ihn noch gern einen Tag bei sich haben, um seinen Entschluß, Salomo umzubringen, weiter zu festigen. Aber Jerobeam wollte nun so schnell wie möglich nach Jerusalem, damit er sich um Ketura kümmern konnte. So begleitete ihn Huram noch ein Stück Weg. „Was hältst du von Bedan?" fragte er ihn.

Jerobeam überlegte nicht lange. „Wenn Rehabeams Königtum unabwendbar wäre, so hielte ich die Idee mit dem Vertragsabschluß für einen gangbaren Ausweg aus der jetzigen Lage Israels. Bedan ist ein kluger Mann, aber er glaubt offenbar nicht an die Möglichkeit, einen König aus Israels Stämmen zu wählen."

„Und glaubst du daran?" wollte Huram wissen.

Jetzt mußte sich Jerobeam für eine der zwei Auffassungen, die ihm gestern beide nicht als falsch erschienen waren, entscheiden. Er wandte den Kopf und blickte Huram an. „Ja, ich möchte einen König aus unserem Volk. Aber es müßte ein Mann sein, der kriegerische Erfahrungen hat. Darin gebe ich Bedan recht. Und das Volk muß ihn kennen und lieben."

Huram freute sich sehr über Jerobeams klares Bekenntnis, und er sagte ihm das. Und er beschloß, den Jüngeren noch ein wenig mehr in seine Pläne einzuweihen. „Manche denken, daß ich mich lediglich wichtig machen will. Sie achten mich zwar als Gegner Jerusalems – doch welcher Israelit ist das nicht? – aber meine Idee eines israelitischen Königs halten viele für bloßes Geschwätz, das nicht ernst zu nehmen ist. Du hast es von Bedan gehört: Die einen glauben, es gehe ganz ohne einen König, und die anderen hoffen auf Rehabeam. Zu denen gehört auch Bedan selbst, wobei seine Vertragsidee natürlich besser ist, als die Thronfolge einfach nur hinzunehmen. Aber mir ist es bitterernst mit einem eigenen König Israels. Und ich habe Anhänger. Täglich werden es mehr. Nicht nur in den Stämmen Efraim und Manasse. Auch Baaljada von Issachar und Elasa von Benjamin wollen einen israelitischen König. Und nun also auch du." Er lächelte Jerobeam aufmunternd zu.

„Ich denke, das Volk würde einen eigenen König sofort anerkennen und ihm zujubeln", erwiderte Jerobeam. „Daß so viele sich mit Rehabeam abfinden wollen, liegt doch nur daran, daß du ihnen noch keinen Anwärter auf das Königtum genannt hast."

Huram runzelte die Stirn, als Jerobeam die Stimme des Volkes erwähnte. Er belehrte ihn: „Es kommt auf die Ältesten der Stämme an! Sie wählen den König und setzen ihn ein!" Und er ließ Jerobeam keine Zeit, sich dazu zu äußern, denn die wichtigere Frage war natürlich die nach dem neuen König. „Glaube mir", verkündete er feierlich, „wenn das Land in Aufruhr geraten wird über den plötzlichen Tod Salomos" – er sah Jerobeam beschwörend an – „dann wird auch jener Mann da sein, der König werden kann und König werden wird! Trotz aller Vorbehalte einiger Ältester! Aber Salomo muß fallen, bevor er einen natürlichen Tod stirbt! Durch deine Hand, Jerobeam!"

Sie ritten eine Weile schweigend nebeneinander her. Endlich hob Jerobeam den Kopf, blickte seinen älteren Freund an und sagte ebenso feierlich wie vorhin er: „Wie du es sagst, so sei es!"

Bald hielt Huram sein Tier an, um den Rückweg anzutreten. „Laß mich wissen, wie du Salomo erledigen willst!“ bat er. „Und sei vorsichtig! Traue keinem Jerusalemer und keinem Judäer!“

Sie verabschiedeten sich, und Huram lenkte seinen Esel zufrieden nach Hause. Dieser Jerobeam war geeigneter, als er ursprünglich angenommen hatte. Die Gewalttat des Königs hatte ihn von seinem Lebensweg abgedrängt, und nun suchte er nach einer neuen Aufgabe im Dienst an Israel. Und er war ein so bescheidener Mann, er würde gut zu lenken sein.

Jerobeam aber ritt aufgewühlt der Residenz entgegen. Wer sollte der künftige König sein? Die Rachetat an Salomo war das eine, und sie fiel ihm schwer genug. Aber wirklich wichtig war das, was danach kommen sollte. Nur von daher bekam der Mordanschlag einen Sinn für ganz Israel. Er kannte nur zwei Männer, die er für fähig hielt, der Königswürde gerecht zu werden. Da war zum einen sein Freund Schallum. Der war ein Kriegsmann durch und durch und konnte an der Spitze des israelitischen Heeres Jerusalem und Juda sicherlich einschüchtern. Allerdings hing ihm ein großer Nachteil an: Niemand in Israel kannte ihn, außer den Einwohnern der Festungen Megiddo und Geser. Als zweiten Anwärter auf den Thron sah Jerobeam Huram selbst. Der war zwar kein Krieger – ob er überhaupt eine Waffe zu führen verstand? – aber ihn kannte halb Israel. Und er war klug und beredt und wußte stets, was zu tun war. Vielleicht hatte der neue Freund sich sogar selbst im Auge, wenn er vom künftigen König sprach. Was sonst hätte ihn so sicher gemacht, daß der Anwärter da sein werde, wenn die Zeit reif war?

Als sich Jerobeam am nächsten Tag, nachdem er in Bet-El übernachtet hatte, Jerusalem näherte, hatte er einen weiteren Entschluß gefaßt. Beim nächsten Gespräch mit Huram würde er diesem selbst das Königtum antragen, und Schallum würde er zum Heerführer vorschlagen. Er wollte so schnell wie möglich diesbezüglich mit Schallum sprechen. Der war weder Judäer noch Philister, sondern stammte aus dem Osten – er mußte für den Aufstand Israels zu gewinnen sein. Er selbst wollte, falls Huram ihn brauchte, sich um die Befestigungsbauten in den israelitischen Städten kümmern. Im Laufe der Jahre hatte er soviel gelernt, daß er sich auch die Rolle eines Baumeisters zutraute.

Gefaßt schritt er durchs Stadttor. Wie hatte ihn doch diese Reise verändert! ging es ihm durch den Kopf. Die Wachsoldaten sahen nur verwundert, daß er sein Stirnband schwarz gefärbt hatte.

7

Rehabeam bewohnte in der von König Salomo angelegten Oberstadt Jerusalems jenen Palast, der für die längst verstorbene ägyptische Frau des Königs, eine Pharaonentochter, errichtet worden war. Bei ihm lebte seine Mutter Naama. Salomo hatte es ihr auf Drängen seines Sohnes gestattet. Damit unterstrich er ihre besondere Stellung als Mutter des Thronfolgers unter seinen noch lebenden Frauen. Naama gehörte dem Volk der Ammoniter an, das im Bergland östlich des Jordans, am Oberlauf des Flusses Jabbok, wohnte und von König David besiegt und unterworfen worden war. Sie haßte Salomo, seit sie von ihrem Vater an den Sohn Davids verkuppelt worden war, denn ursprünglich war sie einem vornehmen jungen Mann des eigenen Volkes versprochen gewesen.

Ihren Sohn Rehabeam aber liebte sie. Ihr Lebensziel war, daß er König wurde. Und als solcher sollte er ihrem Volk, welches sich inzwischen aus der Abhängigkeit von Salomo gelöst hatte, schwören, daß das Haus Davids für alle Zeiten auf die Herrschaft über es verzichtete. Seit Rehabeam ihr das versprochen hatte, bestand zwischen Mutter und Sohn völlige Eintracht in allen Fragen, die das Reich betrafen.

So stimmten beide auch darin überein, daß der senile König durch seine Unfähigkeit, die Zuspitzung der Lage im Lande zu erkennen, die königliche Macht gefährdete. Nachdem Rehabeam sich zum Entschluß durchgerungen hatte, den Vater zu stürzen, weihte er die Mutter in seine Absicht ein. Sie kannte des Königs Befehl, ihm die schönsten Mädchen des Landes zuzuführen, und als ihr der Sohn berichtete, daß Salomo nicht nur eines davon, sondern alle behalten wollte, war sie empört. „Du hast völlig recht, mein Sohn“, sagte sie. „Das Maß ist voll. Der Schwachsinnige muß sterben.“

Rehabeam erschreckte die Antwort ein wenig. Nicht die Beschimpfung des Königs, denn daran war er gewöhnt, wenn sich seine Mutter über ihren Gemahl ausließ, sondern die Leichtigkeit, mit der Naama dessen Ermordung ins Auge faßte. Er selbst hatte sich noch gar nicht festgelegt, wie er den Vater von der Macht verdrängen wollte. Auch eine Absetzung aus Krankheitsgründen und seine eigene Einsetzung als Regent konnte er sich vorstellen. So wandte er ein: „Ich dachte eher an die Entfernung des Königs vom Thron, weil die Last der Herrschaft für den Kranken zu schwer geworden ist.“

„Was willst du?“ rief Naama mit spöttischem Lachen. „Glaubst du im Ernst, dein Vater läßt sich so einfach beiseite drängen? Du müßtest ihn besser kennen. Eher wird er dir den Kopf abhauen.“

Naama war trotz ihres Alters von fast sechzig Jahren noch immer eine temperamentvolle Frau. Es hielt sie nicht mehr auf ihrem Stuhl, und sie begann, im Gemach hin und her zu gehen. Auch Rehabeam erhob sich, eilte mit federnden Schritten zur Tür und riß sie auf. Aber im Vorraum stand kein Lauscher. Er hatte verboten, daß sich dort jemand aufhielt, wenn er Besucher empfing. Beruhigt schloß er die Tür und setzte sich wieder. Unbeeindruckt von seiner Vorsichtsmaßnahme fuhr Naama mit ihrer gewöhnlichen Lautstärke fort: „Wenn wir ihn jetzt nicht töten, verpassen wir die Gelegenheit, die vielleicht nie wiederkehrt. Wie ich darauf gewartet habe! Daß sich ein Mann findet, der ihn genauso haßt wie ich!“

Rehabeam machte das Hin und Her der Mutter nervös. „Setz dich doch!“ forderte er sie auf. „Und sprich leiser! Welchen Mann meinst du? Wie soll ich deine Gedanken verstehen, wenn du dich in Andeutungen verlierst?“

Er fürchtete, daß sie den Namen jenes Mannes aussprach, den er selbst als Helfershelfer verworfen hatte. Und seine Vermutung stimmte. „Ich meine Jerobeam, wen sonst?“ kam es locker über ihre Lippen. Sie nahm nun wieder Platz und erklärte ihre Wahl: „Sein Bruder ist auf scheußliche Weise umgekommen. Seine Nichte wird seit Tagen geschändet. Wenn er den Schurken dort drüben“ – sie zeigte in Richtung des Königspalastes – „nicht tödlich haßt, dann muß Molke statt Blut in seinen Adern fließen.“

Rehabeam machte ihr leidenschaftlicher Haß betroffen, der so anders war als sein eigener. Er galt dem ungeliebten Mann, der sie von der Seite ihres Verlobten gerissen hatte. Sein eigener Haß dagegen richtete sich weniger gegen Salomo als Person. Er vergaß nie, daß der König sein Vater war. Sein Haß war sachlich geprägt, von der Sorge um die Einheit des Reiches bestimmt. Würde die Mutter überhaupt verstehen, warum er Jerobeam als Attentäter ablehnte?

„Er ist ein Israelit!“ rief er, vergessend, daß er soeben gemahnt hatte, leiser zu sprechen. „Wenn er den König tötet, wird gerade das geschehen, was wir verhindern wollen! Ganz Israel wird sich gegen uns erheben! Ich darf gar nicht daran denken.“

Naama wischte seinen Einwand mit einer herrischen Geste beiseite. „Laß dich doch nicht von solchen Hetzern wie Malkiel oder Huram, von denen du mir erzählt hast, einschüchtern! Niemand nimmt sie ernst. Die meisten Israeliten hoffen auf dich! Wenn der Großkotz dort drüben“ – wieder wies ihr Zeigefinger auf den Königspalast – „tot ist, wirst du die Zügel ein wenig lockern, und der Esel Israel wird weiterhin geduldig die Lasten tragen, die du ihm aufbürdest.“

Sie stritten lebhaft miteinander, und Rehabeam riß sich sogar die Perücke vom erhitzten Kopf. Mehr noch als die Gefahr eines israelitischen Aufstands regte ihn auf, daß es darüber zum Streit mit der Mutter gekommen war. Seit Jahren waren sie sich stets einig gewesen, und nun entzweite sie dieser armselige Efraimit, von dem sie nicht einmal wußten, ob er bei seiner Rache überhaupt an den König dachte.

Am Ende setzte sich Naama durch. Als folgsamer Sohn erklärte sich Rehabeam bereit, ein Gespräch mit Jerobeam herbeizuführen, damit sie beide prüfen konnten, ob der Mann für einen Königsmord zu gebrauchen war. „Aber nach der Tat, falls diese überhaupt gelingt und falls er dabei überlebt, bringe ich ihn um!“ kündigte Rehabeam an.

Naama schüttelte energisch den Kopf. „Sei nicht so voreilig! Ich weiß von dir, daß Jerobeam ein tüchtiger Beamter ist. Warte doch erst einmal ab, wie er uns begegnet! Und ob der Anschlag gelingt! Erst dann entscheide über ihn! Wird er zu einer Gefahr, so laß ihn töten! Will er uns aber weiterhin dienen, so gib ihm ein Amt, das ihn bei seinem Volk verhaßt macht!“

Rehabeam fühlte sich unbehaglich, als er allein war und die Unterredung mit der Mutter überdachte. Sie hatte ihm nicht zum erstenmal ihren Willen aufgezwungen. Worauf ließ er sich bloß ein? Ihm graute vor der Begegnung mit Jerobeam, wenn der aus seinem Dorf zurückkehrte und das Mädchen Ketura nicht vorfand. Wenn der Efraimit doch nur die Gewalttat gelassener sehen könnte und sich drein fügen würde, daß ihm die Nichte verloren war! Dann müßte die Mutter ihren Einfall, den Israeliten als Vollstrecker des erstrebten Königsmordes zu benutzen, vergessen. Doch war dann die Gefahr, in der das Reich schwebte, geringer? Was war denn wahrscheinlicher: daß der König selbst mit weiteren Willkürmaßnahmen die Israeliten in den Aufstand trieb oder daß Jerobeam mit dem Königsmord Israel zum Abfall vom Haus Davids ermunterte? Rehabeam wußte keine Antwort. Seufzend gebot er dem Baumeister, seinen Hausgenossen zu ihm zu schicken, sobald der in Jerusalem eintraf.

Aber der Baumeister kam gar nicht dazu, sich dieses Auftrags in gebührender Weise zu entledigen. Jerobeam hatte kaum die Türschwelle im Haus des Phöniziers überschritten, da fragte er den Hausherrn schon statt eines Grußes: „Wo ist meine Nichte Ketura?“

Der Baumeister sah die angestrengte Miene des Ankömmlings, und dann blieb sein Blick auf dessen schwarzem Stirnband haften. Es schien ihm, daß ein Trauernder fortgegangen war, aber ein Aufsässiger zurückkehrte. Das verhieß nichts Gutes. Hoffentlich verschwand der Efraimit schnell wieder, wenn er erfuhr, daß der König Winterpause angeordnet hatte. Mochte er seinen Unmut doch unter seinesgleichen austoben! Deshalb begrüßte ihn der Phönizier freundlich und bat ihn, sich doch erst einmal hinzusetzen und von den Anstrengungen der Reise zu erholen. Danach

werde er ihm alles berichten. Aber Jerobeam fragte erneut, und sein Blick war nun noch grimmiger: „Was ist mit Ketura? Sie ist nicht hier?“

Nun mußte der Baumeister sofort mit der ganzen Wahrheit herausrücken. „Nein, sie ist nicht hier, und du wirst sie auch nicht zu Gesicht bekommen. Der König hat ihr die Ehre erwiesen, sie als seine Pflegerin anzustellen. Rehabeam wird dir alles erklären. Beruhige dich! Du kannst es nicht ändern.“

Jerobeam stöhnte auf bei dieser Mitteilung. Er hatte es ja geahnt! Rehabeam war ein Schwächling oder ein Lügner, und der König ein Lump, den man zu Recht totschlagen konnte. „Als Pflegerin!“ wiederholte er und lachte bitter. Er wandte sich und wollte das Haus sogleich wieder verlassen, um bei seinen Arbeitern den Trost zu suchen, den er hier nicht fand. Der Hausherr glaubte, daß er zu Rehabeam wollte, und hielt ihn zurück. „Du mußt nicht gleich losstürzen. Der Prinz mag keine aufgeregten Besucher. Beruhige dich doch erst einmal! Iß etwas, du wirst hungrig sein! Außerdem hast du viel Zeit. Der Bau ruht, und deine Leute hat der König nach Hause geschickt.“

Jerobeam riß erstaunt die Augen auf. Daß Ketura nicht frei war, hatte er insgeheim befürchtet. Aber daß der begonnene Bau den Winter über unvollendet bleiben sollte, das hatte er sich nicht vorstellen können. Deshalb also war der Baumeister zu dieser Tageszeit zu Hause. Und da hatte er sich unterwegs dauernd gesorgt, daß der Regen Schaden anrichten könnte!

Er legte nun doch den Mantel ab, setzte sich und ließ sich bewirten. Während ihm der Baumeister berichtete, daß der königliche Befehl alle wie vor den Kopf gestoßen hatte und daß sich niemand den plötzlichen Sinneswandel erklären konnte, auch Adoniram nicht, jagten sich in Jerobeams Kopf die Gedanken. Alles war nun auf einmal anders. Hier in Jerusalem wurde er ein Vierteljahr lang nicht mehr gebraucht. Er konnte sofort gehen, wohin es ihm beliebte. Aber würde er fern von der Stadt auch den Anschlag planen können, den er nun mehr denn je zu unternehmen entschlossen war?

Nachdem er alles erfahren hatte, was er im Moment wissen mußte, verließ er das Haus und ging hinauf ins Palastviertel, um Rehabeam nun doch sogleich seine Rückkehr zu melden. Der Prinz war anwesend und ließ ihn ohne Wartezeit zu sich. Unangenehme Gespräche wurden noch bedrohlicher, so sagte er sich, wenn man sie aufschob.

Jerobeam sah sich wie vor einer Woche liebenswürdig empfangen und zuvorkommend bewirtet. Aber trotzdem saß er mit frostiger Miene vor dem Königssohn und wartete auf dessen Erklärung zu den Versprechungen, die er gemacht hatte.

Aber zunächst sprach Rehabeam über die Einstellung der Bauarbeiten. Der König habe Mitleid mit den Arbeitern gehabt, die nun schon seit einem Dreivierteljahr von ihren Familien getrennt lebten. Das Haus am Millo könne statt jetzt auch genausogut im kommenden Frühjahr fertiggestellt werden. Die offenen Innenräume habe man mit Zeltplanen abgedeckt, damit Regen und Schnee abgehalten würden.

Jerobeam hörte mit wachsender Ungeduld zu. Der Prinz sprach viel zu lange über das unvollendete Gebäude, und Jerobeam kam der Verdacht, er scheute sich bloß zuzugeben, daß er seine Versprechungen nicht erfüllt hatte. Und an Salomos Mitleid war ohnehin zu zweifeln. Der Gewalttäter als Menschenfreund, das war lachhaft! Wahrscheinlich hatten die kräftigen Regenschauer die Einstellung der Arbeiten veranlaßt. Aber dann hätte der Baumeister das wissen müssen. Auf den wirklichen Grund kam Jerobeam nicht. Der bestand darin, daß Salomo sich vor einer Ansammlung so vieler Israeliten in Jerusalem fürchtete, während er sich der schönen Ketura und der anderen Mädchen erfreute.

Rehabeam machte eine Pause in seinen Erklärungen, und Jerobeam nutzte sie, um in eisigem Ton festzustellen: „Ich denke unablässig an meine Nichte. Ich habe dir vertraut und gehofft, sie bei meiner Rückkehr vorzufinden.“

Rehabeams Blick verdüsterte sich nun auch. „Gemach, gemach, lieber Jerobeam! Eins nach dem anderen! Ich habe dir zuerst mitgeteilt, was sich hier verändert hat, während du weg warst. Oder glaubst du, es reiche aus, was dir der Baumeister berichtet hat? Und nun zu jenem, was noch zu vollbringen ist.“ Er hielt in seiner schwerfälligen Rede inne, und Jerobeam bemerkte, wie widerwärtig dem Prinzen die Erklärungen waren, die er nun abgeben mußte.

Rehabeam schnappte nach Luft und fuhr fort: „Der Truppführer, in dessen Schwert sich dein Bruder gestürzt hat, ist mit einem Sonderauftrag des Königs im Süden und wird vorläufig nicht zurückkehren. Aber er entkommt mir natürlich nicht, um deinen Racheanspruch einzulösen, wie ich dir ja zugesichert habe. Was nun jedoch deine Nichte betrifft, so hat sie trotz meiner Einwände vor den Augen des Königs Gnade gefunden. Ich kann vorderhand nichts in dieser Sache tun. Wir müssen abwarten, bis es dem König beliebt, sich einer anderen Pflegerin anzuvertrauen. Es tut mir leid für dich, aber ich muß dem König gehorchen wie du.“

Jerobeam fühlte mit jeder der verlogenen Phrasen seinen Zorn auf diesen Schleimer mit der lächerlichen Perücke auf dem runden Kopf wachsen. Er konnte sich nicht mehr beherrschen, sprang auf und schrie: „Ich werde nicht zusehen, wie nach meinem Bruder auch noch seine Toch-

ter zugrunde gerichtet wird! Meinst du, ich glaube an das Märchen von der Krankenpflegerin? Für wie dumm hältst du mich?“

Rehabeam war ebenfalls aufgeschnellt, um sich vor dem Wütenden in Sicherheit zu bringen. Sollte er die Wache rufen? Aber schon stürzte einer der Leibwächter mit gezogenem Schwert ins Gemach und fragte seinen Herrn verwirrt, ob er ihn etwa gerufen habe. Jerobeam blickte auf den Soldaten, verwünschte seinen Ausbruch, der alles gefährden konnte, was er tun wollte, und wandte sich an den aschfahlen Prinzen: „Verzeih, aber die Nachricht hat mich tief getroffen! Du kennst meine Trauer und wirst mir vergeben.“

Rehabeam schickte den Wachhabenden hinaus und forderte seinen Gast auf, sich wieder hinzusetzen. Nun war auch er aufgebracht. Er hatte richtig vermutet, daß es mit diesem Israeliten Ärger geben würde. Und den wollte die Mutter als Werkzeug für ihren Haß benutzen? Es mochte ja sein, daß er sich zum Mord am König bereiterklärte. Aber würde er auch lenkbar sein und bleiben? Rehabeam zwang sich zur Ruhe und sagte: „Ja, eine böse Nachricht nach der anderen trifft dich. Aber deine Freunde fühlen mit dir und möchten dich trösten.“

Jerobeam hob verwundert den Kopf. Der Prinz enträtselte seine Andeutung. „Meine Mutter Naama nimmt wie ich Anteil an deinem Elend. Sie will dir ihr Mitgefühl aussprechen, wenn sie dir demnächst einmal begegnet.“

„Die Gemahlin des Königs?“ Jerobeams Überraschung war echt. Er hatte sich wenig für die Frauen des Königs interessiert, denn eine Israelitin war nicht darunter, und so wußte er kaum, wer diese Naama war. Aber sie kannte das Unheil seines Hauses offenbar genau. Ansprechen wollte sie ihn, wenn sie ihm begegnete? Als ob die Gemahlin des Königs und er sich alle paar Tage über den Weg liefen! Nein, hinter den Worten des Prinzen steckte eine bestimmte Absicht. Aber welche? „Ich werde deiner Mutter nichts anderes sagen können wie dir, nämlich worin meine Forderungen bestehen“, bemerkte er vorsichtig. Und nach einer erneuten winzigen Pause schloß er an: „Selbstverständlich stehe ich ihr zur Verfügung, wann immer sie mich sehen will.“ Ihm war eingefallen, daß er bei dieser Begegnung vielleicht etwas Wichtiges über den Zustand des Königs und dessen Gewohnheiten in Erfahrung bringen konnte.

Rehabeam war klar, daß jenes Treffen, das die Mutter wünschte, keinesfalls hier im Palast stattfinden durfte. Es konnte ja sein, daß der Efraimit erneut die Beherrschung verlor. Eine peinliche Situation wie vorhin sollte nicht noch einmal eintreten. Vielleicht lachten die Leibwächter schon über ihn. „Wir wollen der königlichen Gemahlin die Erfüllung ihres Wunsches erleichtern“, antwortete er. „Übermorgen wird sie das Heiligtum ihres Gottes aufsuchen, und ich werde sie auf diesem Gang begleiten. Du kennst das Haus des Gottes Milkom sicherlich, drüben jenseits des Kidrontales. Halte dich gegen Mittag in der Nähe des Heiligtums auf! Wenn du uns kommen siehst, dann geh in das Haus des Priesters und sage ihm, daß wir dich dort erwarten!“

Jerobeam nahm den merkwürdigen Treffpunkt genauso verwundert zur Kenntnis wie die Verabredung überhaupt. Warum empfing ihn die hohe Frau nicht hier im Palast ihres Sohnes? Fürchteten beide irgendwelche Lauscher hinter der Tür? Er versprach, pünktlich am angegebenen Ort zu sein, und bat, sich verabschieden zu dürfen.

Rehabeam erhob sich rasch, froh, daß er dieses Gespräch hinter sich gebracht hatte. Nun gelang ihm sogar wieder ein Lächeln. „Wir beide haben fortan ein gemeinsames Ziel“, sagte er, als sei die ganze Zeit über von nichts anderem die Rede gewesen. „Wir werden Recht und Gesetz im Lande wieder zur Geltung bringen.“

Was war das für ein Rätselwort? Jerobeam wußte nichts zu erwidern, verbeugte sich und ging.

Der Kronprinz trat vors Haus und blickte dem Efraimiten nach. Ein hartnäckiger Mann! dachte er. Warum wollte er seine Nichte nicht dort lassen, wo es ihr besser ging als zu Hause? Er gebärdete sich, als sei seine Ehre entscheidend verletzt. Aber freilich, er war ja nun der Familienvater, und der Mutter des Mädchens mußte er beweisen, daß er seine neue Würde ernst nahm. Wahrscheinlich lag darin der Grund für seine lästige Quengelei. Doch möglicherweise haßte er den König wahrhaftig. Und falls das so war, dann war er allerdings zu gebrauchen. In diesem Fall war es jedoch egal, was mit seiner Nichte geschah. Denn als Attentäter mußte er sterben, ob bei oder nach der Tat. Im Grunde war es schade um ihn. Aber es ging um den Erhalt des Reiches! Und er war ja nur ein Israelit.

Für Jerobeam war sonnenklar, daß der Salomosohn und seine Mutter etwas Wichtiges, etwas Entscheidendes mit ihm vorhatten. Recht und Gesetz wollte der Prinz mit ihm gemeinsam wiederherstellen! Was sollte das heißen? Er erinnerte sich an das Gespräch vor einer Woche. Da hatte sich Rehabeam damit großgetan, daß er vieles anders entscheiden würde als der König, wenn er die Macht hätte. Es schien einen Zusammenhang zwischen den beiden Aussagen zu geben.

Um lästigen Fragen des Baumeisters zu entgehen, verließ Jerobeam Haus und Stadt. Er mußte sowieso das verlassene Lager seiner Arbeiter überprüfen. Die Zelte fand er jedoch schon abgebaut. Seine eigene Hütte stand jetzt einsam in der Landschaft, und er konnte nun von hier aus den Pfad sehen, der auf die Höhe des Ölbergs hinaufführte. Unschlüssig blickte er umher. Was

wollte er hier ohne seine Leute? Aber dann band er doch seinen Esel an den vorgesehenen Pfahl und setzte sich nieder. Heute schien wieder die Sonne, und die Hüttenwand wärmte ihm angenehm den Rücken.

Drüben jenseits des Tals ragte die Stadtmauer Jerusalems auf. Gern hatte er hier gearbeitet. Aber Huram hatte recht: So wie bisher konnte er nicht weiterleben. Der Geist des Bruders würde ihn bedrängen, bis die Rache für die Gewalttat vollzogen war. Aber auch wenn die Wende in seinem Leben nicht eingetreten wäre – hätte er denn für immer hier bleiben und hier eine Familie gründen wollen? Fern von seinem Volk? Er wußte keine Antwort darauf, denn er hatte darüber nie ernsthaft nachgedacht. Er hatte über vieles nicht nachgedacht, das war ihm in den vergangenen Tagen bewußtgeworden. So gesehen, war das Unglück, das über ihn so jäh hereingebrochen war, vielleicht heilsam. Er hatte sich entschieden, zu seinem Volk zurückzufinden. Das würde dem Geist des Bruders wohl noch besser gefallen als die Rachetat am König.

Was nur Rehabeam und die Königsgemahlin von ihm wollten? Er sträubte sich zu glauben, was er ahnte. Nämlich daß die beiden eine Verschwörung gegen den König planten und ihn dabei benutzen wollten. Aber wenn es so wäre, dann stimmte ihr Ziel ja tatsächlich mit seinem überein. Konnte das denn sein?

Er schloß die Augen und stellte sich das Mädchen Ketura vor. „Hilf mir!“ rief es und streckte flehend die Hände nach ihm aus. Eine ganze Weile saß er so und bemühte sich, das erbarmungswürdige Bild festzuhalten. Es steigerte seinen Haß auf den königlichen Mädchenschänder. „Ja, Ketura“, antwortete er dem Bild seiner Vorstellung, „ich werde dich herausholen, und indem ich dich befreie, befreie ich zugleich unser Volk.“ Er öffnete die Augen und wußte plötzlich, daß die Verschwörung von Sohn und Gemahlin gegen den König eine Fügung Gott Jahwes war. Ja, genauso war es .

Jerobeam hatte die Wendungen seines Lebenslaufes nie göttlicher Führung zugeschrieben. Eine solche Sicht hätte er als vermessen abgelehnt. Er hatte sich niemals so wichtig gefühlt, daß er vermutet hätte, einer der Götter, in deren Machtbereich er gelebt und gearbeitet hatte, wäre auf ihn aufmerksam geworden. Und gleich gar nicht Jahwe, der höchste Gott des Stämmebundes Israel. Jahwe, so war seine Überzeugung, tat zwar den Ältesten des Volkes seinen Willen kund, nahm sich eines Heerführers wie Saul an und sprach zu einem Gottesmann wie Samuel, und auf diese Weise lenkte er das Geschick seines Volkes Israel. Aber in das Leben eines beliebigen Israeliten griff er nicht ein. Doch nun sah Jerobeam diese seine Auffassung ins Wanken geraten. Daß sich seine Rache für die Untat des Königs und die Verschwörung des Königssohnes gegen den Vater im geplanten Tod des Königs trafen, das konnte nur durch Jahwe gefügt sein. Und das hieß, Jahwe hatte ihn, Jerobeam, den Sohn einer Witwe, ausersehen, mit seinem Anschlag auf Salomo Israel vom Joch des Davidhauses zu befreien. Er, ein gewöhnlicher Efraimit und kleiner Beamter des Königs, sollte ein Werkzeug in den Händen Jahwes werden.

Doch halt, auch die Judäer und seit David sogar die Jerusalemer bekannten sich zu Jahwe und verehrten ihn! Dort drüben hinter der Mauer ragte neben dem Königspalast sein protziger Tempel auf. Wie konnte Jahwe als Gott Israels sich selbst als Gott Judas und Jerusalems Schaden zufügen wollen? Welch absurde Idee! Aber genauso verrückt war der Gedanke, daß Jahwe ihm, der sich soeben stolz als Werkzeug des Gottes erkannt hatte, eine Falle stellte, damit Salomo ihn umbrachte. Wenn Jahwe strafte, dann doch nicht hinterhältig wie ein Mensch! Und er, Jerobeam, der Sohn Nebats, hatte sich ja nicht gegen Israels Gott vergangen.

Nein, nein, Jahwe war auf seiner Seite! Es verhielt sich vielmehr so: Salomo hatte den Gott durch seinen Lebenswandel aufs äußerste erzürnt, und nun wollte Jahwe seinen Tod, und Israel sollte nicht länger dem Haus Davids untertan sein. Es gab gar keinen Zweifel, daß er selbst Jahwes Werkzeug war! Also keinesfalls Rehabeams Werkzeug. Aber Hurams Werkzeug auch nicht.

Es hielt ihn nicht länger hier bei seiner Hütte. Jetzt brauchte er Bewegung. Die plötzlichen, bestürzenden Einsichten waren in seinem Kopf wie gärender Wein, der gegen die Krugwand drückt. Er trieb seinen Esel an und ritt, so schnell das Tier laufen konnte, um die Stadt herum an ihre Nordseite, wo der Steinbruch im Felsgrund gähnte. Nun hielt er an und saß ab. Auch hier war jetzt eine Stille wie sonst nur des Nachts. Er dachte schmerzlich an jene Israeliten, die in diesem Loch ihre Gesundheit und gar ihr Leben eingebüßt hatten.

Plötzlich wußte er, wie er Salomo umbringen würde. Steine sollten es sein, die ihn erschlugen. Oder über die er stürzte und sich den Hals brach. Auch wenn er den Winter über in seinem Palast auf dem Siechbett lag – im Frühjahr würde er bestimmt seine neuen Bauten besichtigen wollen. Und darin lag der verborgene Sinn seiner Anordnung, die Arbeiter schon vor Beginn der eigentlichen Winterregen zu entlassen. Jahwe war es, der Salomo dazu angestiftet hatte, damit das Haus am Millo erst im Frühjahr fertig wurde, wenn die Sonne wieder kräftig schien! So schuf sich der König nichtsahnend selbst die Gelegenheit zu seiner Ermordung. Jerobeam freute sich. Eins fügte sich zum andern. Darin erkannte er Jahwes Plan. Im Frühjahr würde Salomo umkommen, und Israel sollte Huram als seinen König wählen. Er selbst war ausersehen, gewissermaßen der Baumeister des neuen Hauses Israel zu sein.

Am Tag, den der Kronprinz genannt hatte, verließ Jerobeam gleich morgens die Stadt, und zwar zu Fuß. Darüber wunderten sich die Torwächter, denn sonst hatte er stets seinen Esel bei sich, weil er immer in Eile war. Er gab an, daß das Tier auch einmal ruhen wolle, und er selbst habe ja jetzt Zeit, da der Bau eingestellt sei. Er werde in den Dörfern jenseits des Tales Bekannte besuchen. Die Wächter wünschten ihm einen angenehmen Weg.

Er wanderte zielstrebig jenem Dorf zu, in dessen Nähe Salomo das Heiligtum des ammonitischen Gottes Milkom hatte erbauen lassen. Ihm war beklommen zumute. Was sollte er antworten, wenn die königlichen Verschwörer von ihm verlangten, Salomo mit dem Dolch zu töten? Und wenn sie die Tat ihm gleich morgen oder übermorgen abverlangten? Er mußte doch erst zu Huram, um das Gespräch von neulich fortzusetzen. Huram mußte den Zeitpunkt und die Art des Anschlags erfahren, und er mußte sich als künftiger König Israels bekennen. Sonst ging Jahwes Plan nicht auf. Und auch zu Schallum mußte er. Der sollte doch Hurams Heerführer werden. In den Städten Geser und Tappuach – beide genügend fern von Jerusalem, um nicht allzu leicht erreichbar zu sein – wollte er den Winter verbringen. Das hatte er sich gestern fest vorgenommen. Denn nach Zereda konnte er nicht. Wie hätte er vor Mutter und Schwägerin treten sollen, wenn er Ketura nicht mitbrachte? Und was hätte er den Dorfgenossen über seine weiteren Pläne sagen sollen?

Er hatte sein erstes Ziel erreicht. Im Dorf kannte man ihn. Er unterhielt sich eine Weile mit den alten Männern, die beieinander saßen, Röstkorn naschten und ihre Vermutungen über das weitere Wetter austauschten. Sie wunderten sich, daß er noch in der Stadt war, denn es war schon bis zu ihnen gedrungen, daß der König die Bauarbeiten hatte einstellen lassen. Jerobeam versuchte, die Männer auszuhorchen, wie oft denn die Mutter des Thronfolgers das Heiligtum aufsuchte. Die Alten, denen nichts entging, was im Tal zu ihren Füßen geschah, wußten natürlich Bescheid. Früher sei die Gemahlin des Königs jede Woche gekommen, aber jetzt verlasse sie die Stadt seltener. Vielleicht habe sie sich ganz und gar dem Gott Salomos zugewandt. Der habe ja auch einen gewaltigen Tempel zu seiner Wohnung, nicht so ein mickriges Haus wie der Ammonitergott.

Jerobeam verabschiedete sich froh. Es sah wirklich so aus, als ob diese Naama nur wegen der Begegnung mit ihm hierher zum Heiligtum kam. Zügig stieg er bergan. Er hatte den Männern gesagt, daß er ins nächste Dorf jenseits der Anhöhe unterwegs sei. Oben angekommen, setzte er sich hinter ein Steinmal, dessen Ursprung niemand mehr kannte, so daß er von der Stadtmauer aus nicht gesehen werden konnte. Es war schon richtig gewesen, daß er sich ohne sein Reittier aufgemacht hatte. So fiel er weniger auf. Von Zeit zu Zeit spähte er aus, ob denn die hohe Frau und ihr Sohn noch immer nicht in Sicht kamen. Bloß gut, daß es heute nicht regnete.

Die blasse Sonne hatte fast den höchsten Punkt ihrer Bahn erreicht, da endlich erblickte er diejenigen, die ihn hierher bestellt hatten. Eine Sänfte schwankte hügelan, getragen von den vier schwarzen Sklaven, die sonst den königlichen Tragsessel zu schleppen pflegten. Sie stammten aus dem fernen Land Ofir, wohin Salomo vor langer Zeit gemeinsam mit dem König der Stadt Tyros Schiffe ausgesandt hatte. Jeder in Jerusalem kannte die vier Schwarzen, die mittlerweile gereifte Männer geworden waren, denen ihre Last zu schultern schon nicht mehr leicht fiel. Aber sie wurden ja auch immer seltener gebraucht, je älter der König wurde, denn die meisten Tage verbrachte er in seinem Palast. Und von seinen Frauen durfte nur Naama als Mutter des künftigen Königs die Träger ausleihen. Neben der Sänfte der königlichen Gemahlin erblickte Jerobeam den Kronprinzen auf einem weißen Maultier und eine Dienerin auf einem Esel, die einen zweiten Esel am Zügel hielt, der vermutlich die Opfergaben trug.

Jerobeam verließ seine Deckung und schritt quer über den Berg abwärts, als ob er aus einem der Dörfer jenseits der Anhöhe kam und auf kürzestem Weg das Stadttor ansteuerte. Das Heiligtum des Gottes Milkom lag so direkt in seiner Richtung. Es war keine große Anlage. Das Tempelhaus erschien winzig, wenn man es mit dem Jahwetempel in der Stadt verglich. Vor dem Haus ragte der heilige Stein des Gottes empor. Ein wenig abseits standen das Wohnhaus der Priesterfamilie und ein Lagerschuppen. Eine niedrige Mauer umschloß das Ganze.

Jerobeam sah, daß die Sänfte anhielt und die hohe Frau ausstieg. Rehabeam und die Magd überließen ihre Reittiere den Trägern, denen die bevorstehende lange Rast sicherlich willkommen war. Nur den Packesel nahmen die drei mit, als sie nun zu Fuß ihren Weg fortsetzten. Jerobeam mußte sich beeilen, wenn er rechtzeitig am Heiligtum sein wollte. Falls man von der Stadtmauer her die königlichen Personen beobachtete, sollte es aussehen, als kreuze er zufällig ihren Weg.

Rehabeam war zufrieden, daß die Begegnung diesen Anschein erhielt – das war sogar besser, als wenn der Efraimit allein das Haus des Priesters aufgesucht hätte. Er winkte ihm zu, und als der Erwartete heran war, ein wenig außer Atem vom schnellen Gehen und auch vor Beklommenheit, weil er nicht wußte, was ihn erwartete, stellte er ihn seiner Mutter vor. Jerobeam verneigte sich tief und sprach unterwürfig sein Grußwort. Er hatte Naama bisher nur ein- oder zweimal flüchtig von weitem gesehen und keine rechte Vorstellung von ihr gehabt. Er war auf eine füllige, schwerfällige Greisin gefaßt gewesen. Aber nun sah er sich einer schlanken Frau gegenüber, die nicht kleiner als ihr Sohn war, zwar weißhaarig, aber offenbar noch recht rüstig, wie er aus ihrem kräftigen Ausschreiten beim Anstieg zum Heiligtum schloß. Sie machte auf ihn den Eindruck, als

wartete sie ungeduldig darauf, daß ihr Sohn endlich König wurde, damit sie kraftvoll mitregieren konnte.

Naama gab ihrer Freude Ausdruck, daß sie ihm hier so unverhofft begegnete, und sprach ihm ihr Mitgefühl für das Unglück aus, das seine Familie ereilt hatte. Jerobeam dankte und verwies auf seine Forderungen an den König, die Prinz Rehabeam unterstütze.

Naama gab ihrer Dienerin, einer unscheinbaren Frau in mittlerem Alter, einen Wink, und die ging daraufhin zu der unweit wartenden priesterlichen Familie. Dann wandte sich die Gemahlin des Königs an Jerobeam: „Tritt doch einen Moment mit uns ins Haus, damit wir noch ein wenig mehr über deine Familie und deine Absichten erfahren!“ Also doch! dachte der Eingeladene. Es sollte wahrhaftig eine Unterredung geben.

Die Dienerin führte die Priesterfamilie ein wenig abseits, und Naama betrat deren leeres Wohnhaus, als ob es ihr gehöre. Rehabeam suchte drei Schemel zusammen, denn Stühle gab es hier nicht, und Naama lud zum Sitzen ein.

Jerobeam mußte von seiner Familie erzählen, und er sparte nicht mit der Ausmalung des Elends, in das er und seine Angehörigen geraten waren. Und er beklagte, daß der Geist des Bruders keine Ruhe finden konnte, weil sein unschuldig vergossenes Blut noch immer nicht gerächt war.

Rehabeam hätte am liebsten der versteckten Anprangerung des Königs ein Ende gemacht, um endlich zur Sache zu kommen, aber hier führte die Mutter das Wort, und er mußte Geduld aufbringen. Doch auch Jerobeam dauerte die Unterhaltung schon zu lange. Sollten sie doch endlich sagen, was sie von ihm wollten! Offenbar diente der Frau mit dem wachen Blick das Gespräch dazu, seine Eignung zu prüfen. Aber ihre dunkle Stimme klang angenehm, obwohl er sich an ihren noch immer fremdländischen Akzent erst gewöhnen mußte.

„Du hast recht“, sagte sie. „Das Blut deines Bruders wurde unschuldig vergossen. Die Rache dafür liegt bei dir. Aber wenn diese statt jenen Soldaten, dessen Tod du gefordert hast, nicht den tatsächlich Schuldigen trifft, wird der Geist deines Bruders weiterhin ruhelos umherirren, und endlich wird er noch über dich herfallen, weil du ihm keine Rache verschaffst. Wie denkst du über deine Rache? Sprich offen, außer uns hört hier im Verborgenen niemand mit!“

Jerobeam war beinahe erleichtert, als nun das Anliegen ausgesprochen war. Er hatte also richtig vermutet. Doch nun stand ihm an, erst einmal den Hilflosen zu spielen. Er seufzte laut und schlug den Blick nieder, als falle es ihm schwer, der Ermutigung zu offener Rede Folge zu leisten. „Ich wage es kaum, dir zu antworten“, bekannte er mit leiser Stimme. „Denn der wirklich Schuldige am Tod meines Bruders ist der König. Er gab den Befehl, die einzige Tochter eines freien, unbescholtenen Mannes zu rauben. Aber für mich ist er unerreichbar. Wie dürfte ich nur daran denken, meine Hand gegen ihn zu erheben! Das ist es ja, was wie eine Krankheit in mir frißt! Ich muß die Rache vollziehen, aber ich kann es nicht tun! Und kein Gott erlöst mich aus dieser Zwangslage!“ Er stöhnte auf und schwieg dann sorgenvoll.

Naama schickte einen schnellen Blick zu Rehabeam. Jetzt war er dran. Der Sohn wußte, was er zu sagen hatte. „Jerobeam, deine Notlage wird ein Ende haben. Du kannst deine Rache vollziehen. Denn Jahwe hat sich vom König abgewandt, weil der das Erbe seines Vaters David verschleudert und vertan hat. Der König ist jetzt nur noch ein gewöhnlicher Mensch, der Schuld auf sich geladen hat und dafür büßen muß. Wenn du ihn umbringst, wie er deinen Bruder umgebracht hat, so werden wir dich nicht verfolgen. Denn mit deiner Tat rettest du zugleich das Reich Davids vor dem Ruin.“

Das war deutlich, und Jerobeam wußte nicht, was er antworten sollte. Er konnte doch nicht sofort ja sagen. Und so fragte er kühn: „Wenn mein Bruder nicht getötet worden wäre, so daß ich kein Rächer wäre – wer würde dann das Reich Davids retten?“

Rehabeam blickte hilfesuchend seine Mutter an. Und die wußte, wie der dreisten Frage des Efraimiten, der vielleicht klüger war, als sie angenommen hatte, beizukommen war. „Mein lieber Jerobeam“, erklärte sie, überlegen lächelnd, „du weißt, daß ein Sohn seinen Vater nicht töten darf. Ohne dich hätten wir nach einem anderen Mann suchen müssen, der vor dem Gott Davids einen Grund hat, den König zu töten. Doch was soll deine Frage? Du bist doch längst entschlossen zu tun, was du tun mußt! Rehabeam, sage ihm, was er für seine Tat obendrein von uns zu erwarten hat!“

Der Prinz stützte die Arme auf die Oberschenkel und sah Jerobeam an wie einen, den er bezwingen mußte. „Höre, was ich dir bieten will, wenn ich König sein werde!“ sagte er in rauhem Ton. „Dein Vorgesetzter Adoniram ist alt. Ich mache dich zu seinem Nachfolger. Und selbstverständlich erhältst du das Mädchen zurück, deine Nichte. Wir fordern aber, daß du keine Mitwisser deiner Tat haben darfst. Du ganz allein mußt sie planen und ausführen. Solltest du über unser heutiges Gespräch irgendjemandem Mitteilung machen, so wirst du als Hochverräter zum Tode verurteilt und hingerichtet.“

Jerobeam begriff, daß sich der königliche Verschwörer absichern mußte. Trotzdem schauderte ihn. Das lag sicher auch an Rehabeams finsterem Gesicht und seinem schneidenden Tonfall.

Vielleicht war es besser, noch einmal dem Ansinnen auszuweichen. „Es ist unnütz, daß du mir drohst“, sagte er, so ruhig er konnte. „Auch wenn ich der Rächer meines Bruders bin – ich kann nicht tun, was ihr verlangt. Der König wird streng bewacht, und es ist mir unmöglich, ungehindert zu ihm vorzudringen und mit ihm allein zu sein. Und ich kann auch nicht mit einem Dolch umgehen. Ich bin ein Bauarbeiter, kein Krieger.“

Rehabeam schaute ihn ärgerlich an. „Wie wolltest du denn deine Rache vollbringen?“

Naama gefiel die Zuspitzung des Gesprächs gar nicht. Rasch hakte sie ein. „Jerobeam, der Dolch ist doch nicht die einzige Möglichkeit! Natürlich hast du recht, daß es für dich schwer sein wird, überhaupt erst einmal an den König heranzukommen. Aber ich habe bereits eine ganz bestimmte Gelegenheit im Auge. Im Frühjahr wird Salomo das Haus am Millo besichtigen. Das läßt er sich trotz seiner Krankheit nicht nehmen, denn er ist verliebt in seine Bauten. Du bist ein geschickter Mann, Jerobeam – laß dir etwas einfallen! Ein Steinblock kann sicherer töten als ein Messer!“

Beinahe hätte Jerobeam sein Erstaunen darüber verraten, daß diese Frau auf die gleiche Idee gekommen war wie er. Er war also auf dem richtigen Wege. Aber wenn er jetzt ja sagte, mußten sie dann nicht Verdacht schöpfen, daß er doch schon vor diesem Gespräch entschlossen gewesen war, den König umzubringen, und jetzt den Zaghaften nur spielte? Steigerte das nicht die Todesgefahr, in die er mit seinem Ja geriet? Was war das Versprechen, daß er Minister werden sollte, einem Königsmörder gegenüber denn wert, auch wenn der im höchsten Auftrag handelte? Nein, es war sicherer, sich zum drittenmal als einen Mann darzustellen, der nur auf heftiges Zureden hin die Gelegenheit zur Rache ergreift. Zögernd erwiderte er: „Angenommen, ich bereite vor, was ihr verlangt und was dem Geist meines Bruders Ruhe verschaffen wird – die Männer des Königs werden mir doch möglicherweise auf die Spur kommen! Sie werden mich ergreifen und töten, bevor der Anschlag gelungen ist.“ Er blickte Naama zweifelnd an.

„Aber wir werden doch unsere Hände über dich halten“, versprach die Königsgemahlin im Tonfall einer Mutter, die ihrem Kind die Scheu vor einem neuen Schritt ins Leben nehmen will. „Mach du deinen Plan und leg uns diesen dann vor! Wir werden dich beraten und dir helfen. Und nun wiederhole ich, was mein Sohn schon sagte: Nur wir drei sind eingeweiht, und so muß es bleiben! Du darfst niemanden ins Vertrauen ziehen und als Helfer anstellen!“

Ihr habt gut fordern! dachte Jerobeam. Huram hatte wenigstens nur verlangt, daß er keine Jerusalemer und Judäer einbezog. Diese beiden hier aber wollten, daß er es ganz allein vollbrachte. Wie sollte das zu machen sein? Er löste seinen Blick von Naama und erkundigte sich bei Rehabeam: „Und ich werde wirklich Adonirams Nachfolger?“

Der Prinz schmunzelte, weil ihm die Unterwürfigkeit des Efraimiten gefiel. Der war gar nicht so störrisch, wie er vermutet hatte. Mit der Verlockung eines Anteils an der königlichen Macht bekam man eben jeden klein. Würdevoll bestätigte er seine Zusage von vorhin.

Jerobeam schaute vom einen zur anderen und sagte versonnen: „Das ist ein Amt, das ich gern auf mich nehmen würde.“ Und dann, als ob er sich einen Ruck gab: „Also gut, ihr habt mich überzeugt, und ich bin bereit. Ich werde mir überlegen, wie es gelingen kann, ohne Mitwisser und Helfer. Laßt mich den Winter wie üblich in meinem Dorf verbringen! Dort werde ich nachdenken und eine Lösung finden.“

Rehabeam und Naama unterdrückten ihre Freude nur mühsam. „Jahwe will, daß die Tat geschieht, und er wird dir beistehen“, versicherte der Prinz. Doch dann wurde seine Miene ernst, und er fügte hinzu: „Aber deine Bitte können wir dir leider nicht erfüllen. Der König hat verfügt, daß du diesen Winter über in Jerusalem bleibst.“ Er sprach eine Lüge aus. Für Salomo war der Fall Jerobeam mit der Entlassung der Arbeiter erledigt.

Der Efraimit erschrak jedoch, denn er glaubte an das königliche Gebot. Wie sollte er nun mit Schallum und Huram sprechen, wenn er hier festsaß? „Warum?“ fragte er. „Der König braucht mich doch nicht! Aber in Zereda muß ich die neue Saat ausbringen! Mein Knecht kann das nicht. Soll man denn in Efraim sagen, daß ich meine Familie im Stich lasse und meinen Acker zur Ödnis mache?“

Die beiden Verschwörer blickten einander ratsuchend an. „Sprich mit dem König!“ forderte Naama den Sohn auf, als sie merkte, daß dem keine Antwort einfiel. Und Jerobeam beschied sie: „Geh jetzt zurück nach der Stadt! Wir werden uns um die Erlaubnis deiner Heimkehr bemühen. Warte auf Nachricht von uns!“ Sie nickte ihm freundlich zu, und er war entlassen. Er verabschiedete sich und machte, daß er wegkam.

Sein Herz schlug heftig. Was würde bloß Huram sagen, wenn er ihm entdeckte, in was für eine Verschwörung er hineingeraten war? Aber hatte er denn eine Wahl gehabt? Und war nicht gerade die heutige Unterredung ein Zeichen Jahwes, daß der Anschlag gelingen werde?

Während er ins Tal hinuntereilte, stritten Naama und Rehabeam über seinen Wunsch, nach Zereda zu gehen. Naama war zwar auch der Meinung, daß es sehr gewagt war, Jerobeam mit dem Wissen um ihre Verschwörung nach seiner Heimat ziehen zu lassen, wo er tagtäglich in Versuchung kam, das Geheimnis preiszugeben, und wo er kaum zu ergreifen war, wenn ihn seine Landsleute versteckten. Aber sie wollte ihm dennoch die Reise gestatten. „Säen muß er, das steht

nun einmal fest“, erklärte sie, auf und ab gehend. „Und wir sollten ihm wirklich entgegenkommen. Ich fühle, daß er kein Verräter ist. Ich vertraue ihm. Er ist zwar klug, und ich wünschte mir, er würde weniger Fragen stellen, aber er ist zugleich bescheiden. Und das hohe Amt scheint ihn wirklich zu locken.“

Rehabeam hielt trotzdem nichts vom Nachgeben. „Wir könnten Ochran beauftragen, die Familie aus den königlichen Vorräten zu ernähren“, schlug er vor.

„Und damit Aufsehen erregen!“ Naama schüttelte energisch den Kopf. „Nein, mein Sohn! Glaub mir, Jerobeam wird nicht ausplaudern, daß er mit uns im Bündnis ist! Jeder würde sich doch von ihm abwenden, weil er unser Werkzeug ist. Nein, nein, das verbietet ihm sein Stolz.“

„Da könntest du allerdings recht haben“, mußte Rehabeam einräumen. „Die Israeliten würden ihn verachten. Sie würden sagen, daß er seine Rache aus unseren Händen empfängt.“

Naama lächelte überlegen. „Na siehst du! Wir können ihn beruhigt ziehen lassen.“

Drei Tage später bestellte der Salomosohn Jerobeam zu sich und teilte ihm mit, daß er reisen dürfe. Er gab ihm mit auf den Weg: „Denk an unser Schweigegebot! Wenn nicht, so ereilt dich der Tod durch jenen, an dem du ja deinen Bruder rächen willst!“

Jerobeam nickte. Und im stillen fragte er sich: Wer hatte nun mehr Angst, er vor den königlichen Verschwörern oder diese vor ihm?

8

Jerobeam war auf dem Weg nach Geser. Gestern hatte es geregnet, aber heute war der Himmel wolkenlos. Immer wieder sah er Bauern, die auf ihrem Acker prüften, ob die Regenschauer der vergangenen zwei Wochen den Boden schon genügend durchfeuchtet hatten, so daß ans Pflügen gedacht werden konnte. Vor ihm lag Gibea. Von hier aus war Saul aufgebrochen, um die Stämme Israels in den Kampf gegen die Philister zu führen. Nichts erinnerte mehr an sein Standquartier. Die Burg, von deren Türmen aus der Heerführer ins Land gespäht hatte, war schon von König David niedergerissen worden. Jetzt war Gibea seit langem schon ein Dorf wie jedes andere.

Eigentlich, so ging es Jerobeam durch den Kopf, mußte Saul seine Bestimmung, die Philister zu schlagen, leichter erschienen sein als den heutigen Israeliten die Aufgabe, Israel vom judäischen Königshaus zu befreien. Saul war zwar gescheitert, aber der Gegner war damals eindeutig gewesen. Die Philister waren Fremde, sie verehrten andere Götter, hatten eine andere Lebensordnung, redeten eine andere Sprache. Aber heute, da wurde in Juda und Jerusalem derselbe Jahwe angerufen wie in Israel. Ob Männer aus Hebron oder aus Sichem stammten, sie verständigten sich in derselben Sprache. Und viele Israeliten setzten ihre Hoffnung auf den Salomosohn Rehabeam, und man konnte sie nicht einmal Verräter nennen, denn ihre Großväter hatten David zum König des Stämmebundes Israel gesalbt. Was für eine unübersichtliche Frontstellung, mitten durch Israel hindurch!

Wieso eigentlich war Rehabeam der Meinung, daß nur die Ermordung Salomos das Reich Davids vor dem Ruin retten konnte? Salomo war doch alt und krank und hatte ohnehin nicht mehr lange zu leben. Warum warteten der Thronfolger und seine Mutter nicht einfach ab? Offensichtlich hatten sie Angst vor etwas, das noch zu des Königs Lebzeit eintreten konnte, das durch seine weitere Herrschaft ausgelöst werden konnte. Was war das? Jerobeam rätselte nicht lange. Ganz klar, sie fürchteten den Abfall Israels vom Haus Davids, falls der König sich noch ein oder zwei solcher Willkürakte erlaubte wie mit dem Mädchenraub. Und deshalb durfte es für den Mord am König keine Helfer geben, denn diese wären natürlich israelitische Arbeiter gewesen. Und ihn, den Einzeltäter, hatten die Verschwörer den Winter über in Jerusalem festhalten wollen, damit er keinen von den Aufrührern in Israel ins Vertrauen ziehen konnte.

Jerobeam hielt seinen Esel an. Sie würden sicher kontrollieren, ob er wirklich in Zereda war und seinen Acker bestellte. Er aber wollte nach Geser reiten. Er war plötzlich sehr unsicher, ob sein Entschluß richtig war. Seine heitere Laune, die ihn beherrscht hatte, seit er Jerusalem im Rücken wußte, verging. Daß er bei seiner leichtsinnigen Behauptung, er müsse die Saat in den Boden bringen, die Kontrolle nicht bedacht hatte! Sie würden ihn bei seiner Lüge ertappen, und am Ende verdächtigten sie sogar noch Schallum der Mitwisserschaft am Mordplan. Und das blieb sicher nicht ohne Folgen für den Freund.

Mißmutig änderte Jerobeam sein Reiseziel und ritt auf der Straße nach Norden weiter, statt westlich in Richtung Bet-Horon abzubiegen. Er mußte sich in Zereda zumindest sehen lassen.

Seine rasche Rückkehr erregte Verwunderung im Dorf. Von der frühen Winterpause bei den Bauarbeiten hatte man hier noch keine Nachricht. „Du bist schon wieder da?“ hörte er von allen Seiten, und: „Wo ist denn deine Nichte Ketura?“ Mürrisch trat er über die Schwelle seines Hauses. Hogla hatte soeben Wasser geholt und den schweren Krug abgestellt. Ächzend richtete sie sich auf und sah ihn mit großen Augen an. Jerobeam war es, als blicke er in brennende Kohlen, die aufglühten und ebenso rasch verloschen. Grußlos wandte sich die Schwägerin wieder ihrer Arbeit

zu. Die Mutter kam angeschlurft, begrüßte den Sohn freundlich, aber dann fragte auch sie sogleich: „Wo ist meine Enkelin?“

Die Auskunft Jerobeams kam hart über seine Lippen: „Der König hat sie zu seiner Beischläferin gemacht.“

Zerua murmelte irgendetwas Unverständliches, dann fragte sie: „Was wirst du nun tun?“

Jerobeam warf den Mantel ab und zog sich den Hocker heran, auf dem früher Eri zu sitzen pflegte, wenn er die Arbeit verteilte, und sagte: „Befiehl deiner Schwiegertochter, daß sie mir zu essen gibt. Ich bin hungrig.“ Er streifte sich das rußgeschwärzte Stirnband ab, beugte den Kopf nach vorn und vergrub die Hände im dichten Haarschopf. Er hatte ja gewußt, daß er hier nicht wohlgelitten sein konnte. Bloß kein Gespräch jetzt – worüber denn?

Später kam Ira und wollte wissen, ob Jerobeam etwa für immer dableibe und sich sein Verwaltungsauftrag erledigt habe. Jerobeam verneinte wortkarg. Er hatte den Eindruck, daß Ira die Antwort mit Zufriedenheit aufnahm und nun darauf wartete, daß der Jugendfreund erzählte, warum er schon nach Hause gekommen war, wo sonst doch die Saatzeit über meist noch gearbeitet wurde. Aber Jerobeam schwieg. Draußen ging ein Regenschauer nieder und klatschte geräuschvoll aufs Dach. Die beiden Männer lauschten eine Weile, dann fragte Ira: „Was wirst du tun?“

Jerobeam hob den Kopf und erwiderte: „Ich werde Ketura heimholen.“ Und nun wurde er etwas lebhafter. Er berichtete von Rehabeams schwächlicher Rechtfertigung, daß er das Mädchen nicht freibekommen hatte, und ließ seinem Haß auf den König freien Lauf. Ira erzählte noch am selben Abend seinem Vater alles, was er gehört hatte, und Bohan meinte, daß Jerobeam nun wohl endlich eingesehen habe, wie würdelos sein Dienst sei.

An den nächsten Tagen wiederholten sich immer wieder die gleichen Fragen und Antworten. Die wichtigste Frage der Nachbarn war stets: „Was wirst du tun?“ Und seine Antwort lautete gleichbleibend: „Ich werde Ketura befreien und heimholen. Danach gebe ich mein Amt auf.“ Mehr war nicht aus ihm herauszubekommen, und bald ließen ihn die Männer in Ruhe. Die einen, darunter Bohan, sagten, er sei ein Schwächling, und glaubten seinem Versprechen nicht. Andere lobten seine wortkarge Zurückhaltung, weil er das erlittene Übel offenbar nicht noch größer machen wollte. Einige jedoch vermuteten, daß er seine Nichte entführen wollte. Auch Ira dachte so und bewunderte ihn dafür im Voraus.

Eines Tages erschien im Dorf ein Beauftragter Ochrans. Mit wichtiger Miene eilte er zum Dorfsprecher und informierte ihn, daß Jerobeam für die kommende Ernte von allen Abgaben befreit sei. Und wie nebenbei erkundigte er sich, ob besagter Jerobeam wie jedes Jahr die Winterpause im Dorf verbringe. Nachdem der Dorfsprecher verwundert bejaht hatte, denn er konnte den Sinn der Nachfrage nicht erkennen, wies der Bote ihn an, dem Herrn Ochran unverzüglich zu melden, falls Jerobeam das Dorf vor der Zeit verließ. Der Dorfsprecher wollte den Grund dafür wissen, aber der Mann aus Sichem ließ sich auf keine Fragen ein, verabschiedete sich kurz angebunden und suchte Jerobeam selbst auf.

Er traf ihn gemeinsam mit Ira und dem buckligen Ard draußen in der Nähe seines Ackers. „Was willst du?“ herrschte ihn Jerobeam an, nachdem er wußte, wer den Fremden geschickt hatte.

„Dein Herr Rehabeam sorgt sich um dich“, erklärte der Bote und grinste. „Er hat meinen Herrn Ochran beauftragt, sich nach deiner wohlbehaltenen Ankunft hier in Zereda zu erkundigen. Und das ist der Fall, wie ich sehe.“

„Warum spionierst ihr mir nach?“ Jerobeam war aufgebracht. Er hatte sich also nicht getäuscht, als er eine solche Kontrolle geahnt hatte. Wie gut, daß er erst hierher gegangen war statt sogleich nach Geser. Er hörte Iras Frage: „Soll ich ihn verjagen?“, und er sah, wie Ard einen kantigen Stein aufhob und in der Hand wog. Ochrans Spitzel verging das anzügliche Grinsen. Dafür hellte sich Jerobeams Miene zu einem spöttischen Lächeln auf. „Richte deinem Herrn aus, daß Jerobeam in Zereda ist und einen Aufstand vorbereitet! Und daß der Thronfolger Rehabeam ihm dazu die Anweisung gegeben hat! Und daß die Aufrührer nach Sichem kommen und Ochrans Verdienste würdigen werden!“

Dem Spitzel blieb der Mund offenstehen. Er war gewohnt, daß der Name Ochran Respekt auslöste, auch Bestürzung und Abneigung, aber daß einer den hohen Herrn furchtlos veralberte, das kannte er nur von dem Rebellen Huram. Es war klar: Der Älteste von Tappuach und dieser kleine Salomobeamte hier steckten unter einer Decke. Ochran würde sich für diese Entdeckung erkenntlich zeigen. Und nun fand er auch die Sprache wieder. „Bald wirst du nicht mehr die hohen Namen lästern!“ preßte er hervor und ging eilig davon. Auf die Übermittlung des Auftrags, daß Jerobeam sich abmelden sollte, falls er das Dorf verließ, verzichtete er aus Furcht, doch noch den Stein des Buckligen zu spüren.

Abends ging Jerobeam zur Grabhöhle, wo Eris Geist auf eine gute Nachricht wartete. Aber es gab ja keine. Im Gegenteil. Die Rache war zu einer höfischen Verschwörung verkommen. Jerobeam war unschlüssig, ob er nicht lieber wieder umdrehen und zum Dorf zurückgehen sollte. Er paktierte ja nun mit den Feinden Israels. Und nach deren Willen sollte sich nach Salomos Tod nichts ändern – einzig der Name des Zwingherrn würde ein anderer sein. Er selbst war nur der Schlag-

stein, den man beiseite warf, nachdem man mit ihm den Schädel des Widersachers zertrümmert hatte. Sie überwachten ihn. Sie mißtrauten ihm. Und er stand ganz allein und konnte mit niemandem reden. Außer mit Huram, dem Kopf der israelitischen Verschwörung. Aber erst mußte er zu Schallum. Ihn mußte er gewinnen, ohne ihm die volle Wahrheit preiszugeben. Doch wie sollte das gelingen? Und würden ihn seine neuen „Freunde“ nicht auch dort in Geser zu finden wissen? Ihn möglicherweise mit Gewalt nach Jerusalem zurückholen? Oh, es war nicht leicht, ein Verschwörer zu sein! Der Geist des Bruders, der Geist des Vaters, sie konnten ihm hierbei nicht helfen. Es war zu groß für sie. Nur Jahwe konnte ihm helfen. Sollte er den Gott anrufen? Aber trotzdem er gewiß war, dessen Werkzeug zu sein – er empfand sich als zu gering, um den göttlichen Herrn Israels mit seiner Angst belästigen zu dürfen.

Am ersten Tag der neuen Woche kam gegen Mittag die Sonne hinter den Wolken hervor, und am zweiten Tag schien sie schon seit dem frühen Morgen. Das ganze Dorf kam in Bewegung. Die arbeitsreiche Zeit der Aussaat war da. Auch Ira und Ard luden den Pflug auf den Lastesel und zogen mit ihm und dem Zugstier auf Jerobeams Acker hinaus. Jerobeam selbst jedoch führte seinen Reitesel vors Haus, verabschiedete sich von Mutter und Schwägerin und schwang sich auf das Tier. Die Nachbarn fragten ihn, wohin er reite, aber er antwortete nur: „Ich reite weg.“ Der alte Dorfsprecher hörte von seinem Aufbruch und eilte ihm nach. Als Jerobeam ihn rufen hörte, hielt er an, aber er hatte für ihn keine andere Auskunft als für die Frager von vorhin. Und er fügte hinzu: „Jeder pflüge seinen Acker! Eure Äcker sind hier in Zereda, meiner ist in Jerusalem!“ Deshalb nahm der Dorfsprecher an, daß er zurück in die Residenzstadt wollte.

Jerobeam nahm auch tatsächlich den Weg dahin, aber nach der Übernachtung in einem der letzten efraimitischen Dörfer wandte er sich nach Westen und führte seinen Esel am Zügel auf steilen Pfaden hinab in die Küstenebene.

Er ließ sich Zeit. Erst am dritten Tag erklomm er die Anhöhen, auf denen sich stolz und wie uneinnehmbar die Festung Geser erhob. Gegen Abend durchschritt er das Stadttor, und sofort spürte er ein lang entbehrtes Gefühl der Sicherheit.

Schallum empfing ihn freudestrahlend. „Was für eine Überraschung! Du bleibst doch für länger?“

Jerobeam bestätigte es: „Ja, ich möchte dir für ein paar Wochen zur Last fallen.“

An den nächsten Tagen hatten die beiden Freunde sich viel zu erzählen. Der Kommandant wußte ja noch gar nichts von der Gewalttat des Königs gegen Jerobeams Familie, und ihn interessierten alle Einzelheiten. Jerobeam sprach auch von seinem Zorn und von seinen Forderungen an den König, und er klagte über die Erfolglosigkeit seiner Gespräche mit Rehabeam. Aber über die Verschwörung des Thronfolgers und seiner Mutter verlor er kein Wort, obgleich es ihm schwerfiel. Und seinen Vorsatz, den König zu töten, verschloß er in der tiefsten Tiefe seines Innern.

Das Wetter blieb schön. Tagtäglich stand eine milde Wintersonne am Himmel. Es war richtiges Saatwetter. Schallum erlaubte Jerobeam, seine früheren Künste im Wagenfahren zu erproben, und einmal stieg auch der Kommandeur selbst zu ihm ins Gefährt. Sie erinnerten einander an jenen Beinahe-Unfall, der ihre Freundschaft begründet hatte. „Ja, wäre dir damals nicht der Wolf über den Weg gelaufen“, sagte Jerobeam, „dann stünden wir jetzt nicht gemeinsam auf diesem Wagen.“ Und plötzlich überkam ihn eine Idee, wie er Salomo zur Strecke bringen konnte, ohne Helfer und ohne technische Hilfsmittel. Schallum sah ihn verwundert an, weil er stumm und starr auf den Rücken der galoppierenden Pferde stierte. „Schau auf den Weg!“ mahnte er den Freund.

Jerobeam blickte auf, lächelte entschuldigend und sagte dann: „Eigentlich sollte ich gar nicht hier sein.“ Aber das Rattern des Streitwagens verhinderte, diese Bemerkung näher zu erläutern.

Am Abend jedoch, als sie beim Wein saßen, kam Schallum auf den Satz zurück. „Der König mißtraut mir“, erklärte Jerobeam, „weil ich Ketura zurückfordere. Er hatte angewiesen, daß ich in Jerusalem bleiben sollte. Er fürchtet vielleicht, daß ich eine Verschwörung gegen ihn anstifte. Nur weil ich darauf bestanden habe, daß ich in Zereda die Saat in den Boden bringen muß, hat er mich ins Heimatdorf entlassen. Aber auch dort hat er mir nachspionieren lassen.“

Schallum sah das nicht so ernst. Er lachte sogar. „Du ein Verschwörer? Trotz des Unrechts, das dir zugefügt wurde – eher glaube ich, daß du noch das Pflügen erlernst wie früher das Wagenfahren.“

Aber Jerobeam ging auf den Scherz nicht ein. „Schallum, die Zeiten ändern sich, und ich bin nicht mehr der, der ich einmal war. Und es könnte tatsächlich sein, daß sich in Israel eine Verschwörung gegen das Haus Davids vorbereitet. Und daß ich dabei bin.“

Der Kommandant sah ihn forschend an. Wie weit mochte der Aufstandsplan schon gediehen sein? „Du meinst, daß Israel vom Königshaus abfallen wird? Hast du genaue Nachrichten?“

Jerobeam wurde unsicher. Schallum war zwar sein Freund, aber er war auch ein Soldat Salomos und diesem zum Gehorsam verpflichtet. Wie weit durfte er in seiner Antwort gehen? Er versuchte, die angestrengte Miene zu lockern. „Du weißt wie ich, daß viele Israeliten mit der Herrschaft Salomos unzufrieden sind. Sie wollen eine Verringerung der Arbeitsdienste oder gar deren Wegfall. Und eine Milderung der Abgaben. Und sie mögen den König nicht wegen solcher Gewalt-

akte wie mit den Mädchen. Ist es da nicht naheliegend, daß manche in einem Aufstand den Ausweg sehen?“

Schallum nickte. „Rehabeam hat uns Kommandeuren vor kurzem in ähnlicher Weise die Gefahren geschildert, die der königlichen Herrschaft drohen. Wir wurden zu erhöhter Wachsamkeit ermahnt. Was du sagst, ist mir also nicht neu. Aber du machtest den Eindruck, als ob du Genaueres wüßtest. Mir kannst du es sagen. Ich bin dein Freund.“

„Also gut“, erwiderte Jerobeam. „Ich will dir sagen, was ich weiß, obwohl es nicht das ist, was du vielleicht erwartest. Denn ich kenne keine Planungen, und es gibt sicher auch keine. Ich weiß jedoch, daß die efraimitischen Ältesten Malkiel und Huram zum Abfall vom Davidhaus aufrufen. Huram will einen israelitischen König einsetzen, Malkiel aber lehnt jedweden König ab. Der Älteste Bedan vom Stamm Manasse dagegen hofft auf eine Besserung der Lage unter Rehabeam und möchte ihn durch einen Vertrag binden. Falls nicht schon früher, so wird sich Israel auf jeden Fall erheben, wenn Salomo stirbt. Wer sich dann mit seinem Ziel durchsetzen wird, das kann niemand vorhersehen, wenigstens jetzt nicht. Jedes Vorhaben hat seine Anhänger.“

Schallum schnaufte. So klar und deutlich hatte er noch nie die Lage beurteilen hören. Er mußte die Verschwörer, zu welcher Richtung sich auch sein Freund hingezogen fühlen mochte, jedoch warnen. „Rehabeam wird die Garnisonen in Marsch setzen und den Aufstand niederschlagen“, stellte er sachlich fest. Aber eigentlich ging es ihm nicht so sehr darum, die Verschwörer abzuschrecken. Die hörten sowieso nicht auf einen wie ihn, falls sie seinen Einwurf überhaupt erfuhren. Sondern er wollte Jerobeam herausfordern, noch mehr zu sagen als bisher. Er ahnte, daß der noch nicht alles ausgesprochen hatte, was ihm auf dem Herzen lag.

Jerobeam machte die Antwort betroffen. Hatte Schallum neuerdings keine eigene Meinung mehr? „Warum kommst du mir mit den Soldaten des Königs?“ fragte er erregt. „Du weißt wie ich, daß Israel, wenn es sich bewaffnet, diesen Soldaten durch seine Überzahl standhalten kann. Und was wichtiger ist: Die größten Garnisonen befinden sich im Königreich Israel, nicht im Königreich Juda! Sie gehören also nicht dem Haus Davids, sondern dem König Israels, wer immer das sein mag! Angenommen, die Ältesten Israels wählen sich einen anderen König als den Salomosohn Rehabeam, und dieser neue König würde von allen Israeliten anerkannt – auf wessen Seite würdest du dich stellen, Schallum? Würdest du den gewählten König von Israel unterstützen oder würdest du Rehabeam, dem König von Juda und Jerusalem, helfen, Krieg gegen Israel zu führen?“

Jetzt war es heraus, was der Freund mit dem Besuch eigentlich bezweckte. Schallum strich sich nervös den eckig geschnittenen Bart. Der Aufstand war wohl beschlossene Sache, und Jerobeam schien ein wichtiger Mann bei den Verschwörern zu sein. Und nun erwartete der eine eindeutige Antwort. Was würde er tun, wenn diese nicht in seinem Sinne ausfiel? Würde dann die Freundschaft in die Brüche gehen? Natürlich würde sie das! „Du machst es mir schwer“, beklagte sich Schallum. „Du willst mich zu einer Entscheidung drängen, deren Voraussetzungen du mir jedoch hartnäckig vorenthältst. Wenn du selbst mir gegenüber nicht offen sein darfst, nun gut, ich werde das hinnehmen. Aber dann mußt du mir zugestehen, daß ich mich genauso ausschweige wie du. Sprechen wir also lieber von harmlosen Dingen und bleiben wir auf diese Weise Freunde!“

„Nein, Schallum!“ Jerobeam beugte sich nach vorn und legte seine Hand versöhnlich auf den Arm des Kommandanten. „Laß uns weiter über Israel reden! Ich weiß, was du vermutest. Du glaubst, der Führer des Aufstands schickt mich zu dir, um dich auszuhorchen. Traust du mir das wirklich zu? Ich versichere dir: Ich weiß von keinem Anführer Israels und auch von keinen Aufstandsplänen. Aber vorstellen könnte ich mir, daß nach Salomos Tod im Falle einer Königswahl der efraimitische Älteste Huram aus Tappuach als König eingesetzt wird. Ich kenne ihn gut, wir gehören ein und derselben Sippe an. Huram ist kein Kriegsmann – wer soll seine Krieger befehligen, wenn Rehabeam uns angreift? Wir brauchen einen Heerführer, und der kann nur einer von Salomos Kommandeuren sein. Das alles ist nur meine persönliche Überlegung, glaub mir! Niemand weiß, daß ich mit dir darüber spreche. Auch Huram nicht.“

Schallums Gesicht war todernst geworden. Er nahm Jerobeam ab, daß der in niemandes Auftrag sprach. Und trotzdem blieb dessen Anfrage schlicht und einfach eine Aufforderung, den König und Oberbefehlshaber zu verraten. „Jetzt habe ich dich verstanden“, sagte er spröde. „Aber bedenke doch: Geser ist eine Stadt Salomos! In ihren Mauern wohnen keine Israeliten! Und sie liegt Jerusalem näher als Sichem!“

Jerobeam war froh, daß das Gespräch weiterging. „Du bist doch kein Jerusalemer oder Judäer!“ rief er leidenschaftlich. „Du stammst aus dem Norden! Dein Erbbesitz liegt in Israel!“

Schallum nickte. „Das alles ist richtig, aber einem der israelitischen Stämme gehöre ich trotzdem nicht an. Doch das nebenbei. Wichtiger ist, daß ich zwar über mich entscheiden kann, aber ob meine Garnison bereit wäre, vom Haus Davids abzufallen, das weiß ich nicht. Es könnte auch sein, man setzt mich gefangen und liefert mich Rehabeam als Verräter aus. Und was die Männer der Stadt Geser betrifft: Sie neigen Israel genausowenig zu wie Juda, am liebsten würden sie wieder unabhängig sein und sich selbst regieren. Es wäre also gewagt, wenn ich dir zusagte, daß Garnison und Stadt Geser auf Israels Seite stehen werden, wenn das eintritt, was du kommen siehst.“

„Mir würde ja schon genügen“, erwiderte Jerobeam hoffnungsvoll, „wenn du persönlich dich für Israel entscheiden würdest. Israels Bauernkrieger brauchen einen Anführer – würdest du das werden? Dein Ja gäbe mir Sicherheit, wenn ich Huram zurede, sich den Ältesten Israels als künftiger König zu empfehlen.“

Über Schallums Gesicht huschte ein Lächeln, als er die Begeisterung des Freundes sah. „Du bist doch ein Verschwörer!“ stellte er fest. „Ich bin zwar keiner, zumindest jetzt noch nicht, aber die Bande, die mich an das Haus Davids knüpfen, sind seit langem schon mürbe. Du wirst es bemerkt haben, sonst hättest du nicht den Mut, mir einen Hochverrat vorzuschlagen. Deshalb mache ich dir jetzt folgende Zusage: Wenn das Volk Israels sich einen König erwählt, dem alle anhängen und der ein tüchtiger Mann ist, einer, der Rehabeam entgegenzutreten imstande ist, dann will ich mich auf die Seite Israels schlagen und euer Heerführer sein.“

Jerobeam strahlte, als er das hörte. Er hatte sich in Schallum nicht getäuscht. An den nächsten Tagen kamen beide immer wieder auf dieses Gespräch zurück und versuchten, die Zukunft des Landes vorauszuahnen. Zeit dafür hatten sie genug, denn der Hochwinter, der mit Wucht hereinbrach, war in diesem Jahr besonders unfreundlich, und immer öfter mischten sich Schneeflocken in die eiskalten Regenschauer. Viel Zeit widmeten sie auch dem Brettspiel, und sogar an Holzschnitzereien versuchten sie sich, wobei sich herausstellte, daß Schallum besser Pferde zu schnitzen als mit wirklichen Pferden umzugehen verstand. Oft saßen sie auch mit den Unterführern zusammen, und Jerobeam hatte den Eindruck, daß der Festungskommandant nicht nur geachtet, sondern überdies beliebt war.

Eines Tages erschien trotz der kaum passierbaren Wege ein Bote aus Jerusalem. Rehabeam fragte an, ob der Israelit Jerobeam hier sei. Der Israelit! Das hörte sich nicht gut an. Hätte es nicht heißen müssen: der königliche Beamte? Schallum ließ Jerobeam holen, obwohl der Bote das gar nicht verlangte, denn eine Nachricht hatte er nicht. „Richte dem Herrn Rehabeam aus“, trug ihm Jerobeam auf, „daß ich hier in Geser meinen Freund, den königlichen Kommandeur, besuche und daß ich pünktlich in Jerusalem sein werde, wie es einem treuen Beamten ziemt!“

Als er mit Schallum wieder allein war, machte er seiner Verstimmung Luft. „Also auch hier spioniert er mir nach! Dabei habe ich niemandem anvertraut, wohin ich gereist bin.“

„Es war sicher nicht schwierig, dein Versteck zu erraten“, meinte Schallum. „Dein Hausherr in Jerusalem weiß doch von unserer Freundschaft.“

„Aber ja doch“, stimmte ihm Jerobeam zu. „Hoffentlich gerätst nun nicht auch noch du ins Zwielicht!“

Schallum schüttelte den Kopf. „Mach dir keine Sorgen! Sie wollen lediglich wissen, wo du bist. Ich bin unverdächtig. Wenn sie dich allerdings bei diesem Huram gefunden hätten … Schade, daß ich den Mann nicht kenne!“

Sobald die Regenfälle nachließen, verabschiedete sich Jerobeam von Schallum und ritt auf dem nächsten Weg nach Zereda. Er verließ die Stadt ungern, aber daß er nun auf den Freund zählen konnte, machte ihm die Trennung nicht gar so schwer.

In Zereda fand er seinen Acker wie all die anderen Felder sorgsam bestellt vor. Aber von dörflicher Winterruhe war nichts zu spüren. Gerüchte, die seit einigen Tagen umherschwirrten, wurden heftig erörtert. Im Norden, im Stamme Issachar, hatten Bauern einen Soldatentrupp, der nach Hazor unterwegs war, überfallen und die Männer heftig verprügelt. Der Anführer der Schläger, so erzählte man, war der Bruder eines der Mädchen, die sich der König hatte nach Jerusalem kommen lassen. Und am See Kinneret hatten vor dem Haus des königlichen Statthalters die Wachen morgens ein totes Schwein vorgefunden, ekelhaft zugerichtet, und es hatte lange gedauert, bis die Steinstufen vor dem Haus wieder saubergeschrubbt waren. In Efraim gab es zwar keine solchen Vorkommnisse, aber Ochran, so hieß es, habe sich in seinem Sichemer Haus verkrochen und sei schon tagelang nicht mehr gesehen worden.

Die Männer von Zereda stritten, ob man Ochran die Zähne zeigen sollte. Die Aushebung der jungen Mannschaft, die Salomos Bauten fortsetzen sollte, hatte nämlich begonnen, und schon im vorigen Jahr waren aus Zereda zwei Burschen benannt worden, die nun nach Jerusalem ziehen sollten.

Jerobeam war der Trubel zuwider. Er wollte nicht hineingezogen werden, denn er durfte nicht auffallen. Der Dorfsprecher fragte ihn zwar nicht, ob er Bohan und dessen Freunden nachgeben sollte, die zur Verweigerung des Arbeitsdienstes für den König aufriefen, aber er stellte ihn zur Rede, weil er ihn über sein Reiseziel belogen habe.

„Das ist nicht wahr“, widersprach Jerobeam. „Ich habe dir lediglich mein Ziel verschwiegen. Rehabeam wußte jedoch, wo ich war, denn er hat mir Nachricht nach Geser geschickt.“

Auch Bohan war ärgerlich. „Wenn du uns allen schon nicht sagst, wo du hingehst, so hättest du es wenigstens Ira mitteilen können! Wie steht er denn da – ist dein Verwalter und weiß nicht, wo du bist!“

Jerobeam war froh, als er am nächsten Tag dem Dorf den Rücken kehren konnte. Besonders quälend war sein Umgang im eigenen Haus gewesen. Selbst die Mutter hielt ihn für einen

Schwächling. Die Schwägerin sprach nicht mit ihm, und der Knecht nahm es übel auf, daß er nun Ira untertan war. Nein, sagte sich Jerobeam, ich gehöre nicht mehr hierher.

Aber auch die Dorfleute waren im Grunde erleichtert, als er weg war. Nachdem er den Winter lieber bei diesem Salomoknecht in Geser als hier bei seinen Dorfgenossen verbracht hatte, galt er ihnen mehr denn je als Fremder. Nein, sagten sie, der kommt wohl nicht wieder. Schlimm, daß Eri einen so mißratenen Bruder hatte.

Jerobeam ritt nach Tappuach. Der Empfang dort war auch nicht gerade ermunternd. Hurams Begrüßung war steif, und bald prasselten Vorwürfe auf den Mitverschworenen herab: „Warum bist du nicht gleich von Jerusalem aus zu mir gekommen? Wo hast du den Winter über gesteckt? Bist du der Meinung, ich müßte nicht um jeden deiner Schritte wissen?“

Jerobeam trafen die Fragen hart. Erst Rehabeams Nachspionieren, dann der Ärger in Zereda und nun, wo er gute Nachricht brachte, diese Zurechtweisungen. War er denn ein Sklave, der nichts ohne Erlaubnis tun durfte? Es kam zu einem heftigen Wortwechsel, und Jerobeams Enttäuschung setzte sich fest. Huram rechtfertigte die Vorwürfe zwar mit den Sorgen, die er sich gemacht hatte, aber seine Erklärungen klangen herablassend. Jerobeam fühlte sich nicht als Freund, sondern als Untergebener behandelt. War Huram wirklich geeignet, der künftige König Israels zu sein? Jerobeam schämte sich zwar für diesen Zweifel, aber seine Bedenken blieben.

Um sich zu beruhigen, erzählte er vom Besuch in Geser. Und wie beiläufig fügte er ein: „Wenn Israel sich von Jerusalem lossagt, dann wird mein Freund Schallum auf der Seite Israels stehen.“

Huram fuhr auf. „Was sagst du da? Hast du ihm etwa unseren Anschlag gegen den König verraten?“

Jerobeam beschwichtigte ihn. „Ich habe ihm nur verraten, wie du es nennst, was er ohnehin weiß. Nämlich daß es in Israel gärt, daß es Israeliten gibt, die statt Rehabeams einen eigenen König wollen und daß es beim Tod Salomos möglicherweise zu einem Aufstand kommt.“

Hurams Blick drückte Skepsis aus. Ging dieser junge Sippenbruder etwa eigene Wege? Aber dann vergewisserte er sich: „Und Geser hält sich zu Israel?“

„Ob ganz Geser, das weiß selbst Schallum nicht“, schränkte Jerobeam ein. „Aber er selbst auf jeden Fall. Unter einer Bedingung: daß der künftige König Israels vom ganzen Volk anerkannt und unterstützt wird. In diesem Fall ist er bereit, sich als Heerführer des neuen Königs an die Spitze der israelitischen Krieger zu stellen.“

Huram sann vor sich hin. Dann urteilte er: „Gar nicht so schlecht, deine Mitteilung. Sogar gut. Sehr gut! Wir brauchen ja einen Heerführer.“

„Das will ich meinen“, bemerkte Jerobeam mit Nachdruck. „Deshalb war ich doch in Geser!“ Und stirnrunzelnd wagte er Kritik an seinem Ältesten: „Deine Vorwürfe waren voreilig. Und ungerecht. Nun siehst du es.“

Huram blickte ihn scharf an. Von Gleichgesinnten war er Entgegnungen solcher Art nicht gewohnt. Aber er gestand sich ein, daß der Jüngere leider recht hatte. „Verzeih mir!“ bat er. „Und nun berichte mir, wie weit du mit dem Anschlag gegen unseren Feind bist!“

Jerobeam erzählte ausführlich von der Verschwörung Rehabeams und Naamas und vom Versuch beider, ihn als Werkzeug zu benutzen. Mehrmals wechselte Huram die Gesichtsfarbe, und am Ende des Vortrags saß er wie versteinert. Nun sah er so alt aus, wie er wirklich war.

Jerobeam sagte in das Schweigen hinein: „Es ist ein Zeichen Jahwes.“

Bissig kam es zurück: „Überlaß es mir, die Sache zu deuten!“ Und wieder versank Huram in seine Erstarrung. Als er die Sprache wiederfand, da kam nichts Wegweisendes über seine Lippen. „Sie werden dich zum Dank umbringen“, stellte er lediglich fest. „Der Tod Salomos wird uns zwar nutzen, und Rehabeam wird seines Anschlags nicht froh werden. Aber du, wie willst du dem Salomosohn nach der Tat entkommen?“

Ein winziges Lächeln stahl sich in Jerobeams Gesicht. „Sie haben mir die Nachfolge Adonirams zugesagt.“

„Und das glaubst du?“

„Natürlich nicht. Abgesehen davon, daß ich ja gar nicht Minister in Jerusalem werden will. Ich weiß, daß mein Leben in Gefahr ist. Aber ich hatte keine Wahl. Ich muß zusehen, daß ich mich rette.“ Er dachte: Jahwe wird mich, sein Werkzeug, bewahren. Aber das sprach er nicht aus.

„Wie willst du den Anschlag ausführen?“ erkundigte sich Huram.

Ihn interessiert die Tat mehr als meine Rettung, stellte Jerobeam im stillen fest, aber er beantwortete die Frage. „In etwa vier Wochen werden die Bauarbeiten wieder beginnen. Danach wird es abermals vier Wochen dauern, bis das Haus am Millo fertiggestellt ist. Der König wird es besichtigen. Eine steile Treppe führt hinauf auf die Plattform, von wo aus man die gesamte Stadt überblicken kann. Auf dieser Treppe wird sich Salomo den Hals brechen.“

„Und wie?“ wollte Huram Genaueres wissen. Aber Jerobeam wehrte ab. Er müsse noch darüber nachdenken, genauso auch darüber, wie er nach der Tat gesund an Leib und Leben nach Israel gelange. Und nun stellte er die Frage, die ihn vor allem zu Huram geführt hatte: „In spätes-

tens acht Wochen muß der künftige König Israels feststehen, damit ihn die Ältesten berufen können. Wer wird es sein?“

Hurams Miene verschloß sich. „Es wird einen Mann geben, der zum König taugt. Mehr kann ich dir jetzt nicht sagen.“

Jerobeams Blick hatte etwas Seherisches, als er antwortete: „Ich kenne diesen Mann.“ Huram starrte ihn mißtrauisch an. Jerobeam gab sich einen Ruck – trotz aller Schwächen blieb dieser Würdenträger hier der einzige, den er sich als König Israels vorstellen konnte. „Du bist dieser Mann“, verkündete er, als verfüge er über eine Offenbarung. Und er setzte hinzu: „Ich kann meine Tat nur tun, wenn ich gewiß bin, daß du dich um die Königswürde bewirbst.“ Nun war es heraus, er hatte ausgesprochen, was Jahwe sicherlich wohlgefiel.

Leider lockerte sich Hurams Haltung kein bißchen. Mit verschlossener Miene erwiderte er: „Dein Vertrauen ehrt mich. Ich danke dir. Du weißt, daß ich für Israels Freiheit glühe. Aber den König müssen die Ältesten der Stämme berufen. Nur so kann der Stämmebund frei werden und bleiben. Es geht nicht an, daß ich mich als künftiger König bewerbe. Traue den Ältesten zu, daß sie den Besten auswählen – das möge dir Kraft für deine Tat geben.“

Er war nicht zu bewegen, sich ausführlicher zu äußern. Aber Jerobeam war überzeugt, daß der Älteste König werden wollte. Er gab es nur nicht zu. Als Jerobeam abreiste, war er zwar nicht so zufrieden wie beim Abschied aus Geser, aber bedrückt verließ er Tappuach nicht. Trotz seiner Enttäuschungen.

In Jerusalem angekommen, versuchte er sofort, sich bei Rehabeam zu melden, damit der Thronfolger nicht wegen der verzögerten Rückmeldung an seiner Treue zweifelte. Aber der Prinz war nicht da. Auch Adoniram hatte sich wegen der Aushebung der Arbeiter hinaus ins Land begeben. Offenbar war er selbst zu früh gekommen.

Am nächsten Tag besichtigte er den Lagerplatz seiner künftigen Mannschaft. Zwei königliche Knechte waren damit beschäftigt, den Platz vom Unrat zu säubern, den der Winter hinterlassen hatte. Noch während Jerobeam mit den beiden sprach, kam plötzlich der Salomosohn auf seinem weißen Maultier herangeritten. Er schickte die Knechte an ihre Arbeit und winkte Jerobeam beiseite. Und dann warf er ihm vor: „Du hast uns belogen. Warum?“

Jerobeam war nicht länger bereit, den Unterwürfigen zu spielen. „Ich habe nicht gelogen!“ verteidigte er sich. „Ich war in Zereda, und du weißt es. Als ich mich überzeugt hatte, daß mein Acker von anderen besser als von mir gepflügt werden kann, bin ich nach Geser zu meinem Freund Schallum gereist, den ich das ganze vergangene Jahr über nur selten und nur kurz gesehen hatte. Warum wirfst du mir meinen Besuch bei ihm vor? Das verstehe ich nicht.“

Man sah dem Prinzen an, daß ihm diese Antwort nicht behagte. „Du bist Mitwisser eines Geheimnisses“, belehrte er Jerobeam. „Deshalb muß ich wissen, mit wem du Umgang hast. Jedem deiner Gesprächspartner könntest du unser Geheimnis verraten. Aber so dumm wirst du nicht sein. Das hieße, dem Ministeramt die Hinrichtung vorzuziehen.“

Jerobeam spürte eine winzige Freude über die Furcht des königlichen Verschwörers. „Wenn du mir mißtraust“, gab er zur Antwort, „dann mußt du mir mein Amt nehmen. Denn jeden Tag werde ich mit meinen Männern sprechen, und jedem von ihnen könnte ich das Geheimnis verraten.“

Der Mann ist aufsässig, ging es dem Salomosohn durch den Kopf. Dessen Zaghaftigkeit war nur gespielt. Keine Frage, ihn durfte man nicht am Leben lassen. „Schluß jetzt!“ fauchte er. „Hast du einen Plan für die bewußte Sache?“ Er machte noch immer keine Anstalten abzusteigen.

„Ja, ich habe meinen Plan“, erwiderte Jerobeam, unbeeindruckt vom rüden Ton des Prinzen. „Ich will ihn gern dir und deiner hohen Frau Mutter erläutern.“ Zu Naama hatte er ein wenig Vertrauen, zu ihrem Sohn nicht.

Rehabeam machte eine unwillige Handbewegung. „Sag mir jetzt gleich, was du vorhast! Es ist nicht nötig, daß du noch einmal vor meine Mutter trittst.“

„Nein.“ Jerobeam war selbst verwundert, daß er so einfach abzulehnen wagte. „Gestatte mir, vor euch beiden zu sprechen! Deine Mutter war so freundlich, mir ihre Hilfe zuzusichern. Mein Plan bedarf dieser Hilfe.“

Rehabeam blickte böse auf ihn herab. „Du hörst von uns“, warf er hin und ritt ohne Abschiedswort davon.

Schon einen Tag später wurde Jerobeam in den Palast des Kronprinzen bestellt. Rehabeam empfing ihn mit noch immer ungnädiger Laune, aber Naama gab sich freundlich wie beim ersten Treffen. Sie sah ihn an, als ginge es um Vorschläge zu einem Festgelage.

Ohne Umschweife erklärte er, wie er sich den Anschlag dachte. Und als das Erstaunen in den Gesichtern der Zuhörer immer größer wurde, verteidigte er den Plan: „Ihr könnt sagen, was ich vorhabe, ist primitiv. Aber ich antworte darauf: Wenn ich keine Helfer haben darf, dann muß zwangsläufig der Plan ganz einfach sein. Aber dennoch ist er nicht unsicherer als irgendein anderer. Ein Anschlag ist nun einmal sicher und unsicher zugleich.“

Die beiden königlichen Verschwörer drehten und wendeten seine Darlegungen hin und her, hoben immer wieder hervor, wie fraglich das Gelingen sei, aber endlich stimmten sie zu. Jerobeam

fiel ein Stein vom Herzen. Und er erkundigte sich: „Was ist, falls es wirklich mißlingt? Kann ich mich auch dann auf eure Zusagen verlassen?“

„Welche meinst du?“ fragte Rehabeam ärgerlich zurück.

„Ich meine alle“, erwiderte Jerobeam. „Zuerst meinen persönlichen Schutz. Und wenn du König geworden sein wirst, die Freigabe meiner Nichte und die Nachfolge im Amt Adonirams.“

Rehabeam bestätigte ihm die drei Versprechungen. Er tat es leichthin, als bedürfe all das gar keiner Erwähnung mehr.

Jerobeam bedankte sich, aber er hatte noch etwas auf dem Herzen. „Verzeih, daß ich mich damit nicht zufriedengeben kann! Niemand wird euch der Anstiftung verdächtigen, aber ich bin ein geringer Mann und dazu ein Israelit. Ich brauche deinen Schwur vor Jahwe, daß du mich vor jeder Verfolgung bewahren wirst, wenn die Tat mißlingt, aber auch, wenn sie gelingt.“

Rehabeam warf seinen massigen Oberkörper empört nach vorn. „Was erlaubst du dir?“ rief er mit drohend aufgerissenen Augen. „Wenn du Erfolg hast, wirst du Minister! Ich habe es soeben bekräftigt. Und auch mein Schutzversprechen hast du. Überspanne den Bogen nicht!“

Leise, aber überdeutlich sagte Jerobeam: „Falls mir nach der Tat etwas zustößt, so wird das in Israel Aufsehen erregen. Denn man kennt mich, und das nicht nur im Stamm Efraim. Muß ich noch mehr dazu sagen?“

Rehabeam lief rot an und erstickte fast, da er nicht einfach losbrüllen konnte, denn das hätte erneut seine Leibwache zwei Räume weiter aufgescheucht. Aber schnell beruhigte ihn Naama, und dann wandte sie sich dem Mitverschworenen zu: „Jerobeam, auch wenn wir heute nicht im Heiligtum meines Gottes sind: Ich rufe ihn, Milkom, meinen Gott, zum Zeugen an, daß ich dir mein Wort gebe: Ich werde nicht zulassen, daß dir als einem treuen Diener des zukünftigen Königs Rehabeam wegen dieser Sache, die wir hier besprechen, auch nur ein Haar gekrümmt wird! Genügt dir das?“

Jerobeam las keine Falschheit in ihren Augen. „Du wirst die Mutter des Königs sein“, erwiderte er. „Kein Sohn mißachtet das Wort seiner Mutter, und ein König gleich gar nicht. Ja, hohe Frau Naama, deine Zusage genügt mir.“

9

Täglich trafen neue Arbeiter in Jerusalem ein, und Jerobeam war ständig zwischen Stadttor und Lager unterwegs, um sie in Empfang zu nehmen, sie nach Namen und Herkunft zu befragen und ihnen die Unterkunft zuzuweisen. Auch die zwei Burschen aus Zereda waren dabei. Bohan und seine Freunde hatten sich also mit ihrem Aufruf zur Dienstverweigerung gegenüber der Mehrheit im Dorf nicht durchsetzen können.

Jerobeam bemerkte schon bald, daß er mit der neuen Mannschaft Schwierigkeiten haben würde. Die früheren Zwangsverpflichteten hatten ihn geachtet, vom ersten Tag an, denn sein guter Ruf war in aller Munde. Ihm zuliebe hatten sie sich angestrengt und die notwendigen Handgriffe und Verrichtungen willig erlernt. Aber mit den jetzigen Ausgehobenen war es anders. Einige zeigten sich ruppig und aufsässig, und die Masse begann, auf diese wenigen zu hören. Jerobeam sah sich auf einmal als Büttel Salomos betrachtet und nicht mehr als verständnisvollen älteren Freund, der den Druck der Zwangsarbeit zu lindern versuchte, der für jedes Anliegen und jede Klage ein offenes Ohr hatte. Einer der jungen Männer, fast noch ein Knabe, aus Tirza stammend, beschimpfte ihn sogar offen als Salomoknecht und spuckte vor ihm aus.

Eines Abends, der tägliche Arbeitsdienst hatte noch gar nicht begonnen, weil noch ein paar Leute fehlten, und die Burschen kannten noch keine Müdigkeit, grölte einer das Spottlied vom Dornstrauch, der König der Bäume geworden war. Die Kameraden spendeten ihm lauthals Beifall. Jerobeam wußte, daß es dieses Lied gab, aber gehört hatte er es noch nicht. Nun lauschte er beklommen dem Text. Seine Besorgnis rührte nicht so sehr daher, daß Zuträger Salomos oder Rehabeams den Gesang hören konnten, sondern weil er fürchtete, daß viele in Israel so dachten wie der Dichter des Liedes. Denn dann stand es um Hurams Königtum schlecht, und die Oberhand gewannen jene, die wie Malkiel jedes Königtum ablehnten, auch ein israelitisches. Und er selbst hatte dann Schallum die Lage in Israel völlig falsch dargestellt und ihn ganz umsonst in Unruhe versetzt.

Er war froh, als drei Tage später der alte Adoniram im Lager erschien und den Beginn des Einsatzes für den nächsten Morgen ankündigte. Die Mannschaft war bereits in Gruppen eingeteilt, und es waren Kolonnenführer bestimmt. Nach Sonnenaufgang marschierte alles zum Steinbruch, und gegen Mittag rollte bereits der erste Karren voll gebrochener Steine zur Baustelle. Die Frühlingssonne schien warm, aber noch nicht heiß, so daß die Männer nicht heftiger schwitzten als im Sommer bei der Ernte. Jerobeam schien überall zu sein, und für jeden hatte er ein aufmunterndes Wort. Abends war die Mannschaft müde, und nur wenige hockten nach dem Essen noch schwatzend beisammen.

So ging es nun Tag für Tag, und allmählich gewöhnten sich die jungen Männer an die schwere Arbeit, die ungewohnten Handgriffe, den Gebrauch der speziellen Werkzeuge. Manch einer freute sich sogar, wenn es ihm gelang, geschickter zu sein als am Vortag. Und unter den kunstreichen Händen des phönizischen Baumeisters und seiner Mitarbeiter wuchs das Haus am Millo seiner Vollendung entgegen. Jerobeam konnte abschätzen, wann es fertig sein würde.

Da ritt er eines Mittags, als seine Mannschaft ruhte, zum Dorf, in dessen Nähe das Milkom-Heiligtum stand. Dort hatte er gleich, nachdem er wieder in Jerusalem eingetroffen war, einen Bekannten gewonnen, einen zugezogenen Fremdling, der in Verbindung mit einer Familie von Wanderhirten stand. Einer von deren Söhnen hatte ihm einen erbeuteten Hasen gebracht, und den erhielt nun Jerobeam, wie verabredet. Am Abend lockte er mit einem Fleischbrocken einen der umherstreunenden Hunde an, auf den schon vor Tagen sein Blick gefallen war. Es war ein kräftiges Tier, in der Größe eines Schakals, mit gelbbraunem, kurzem Fell und einer langen, spitzen Schnauze. Der Hund machte sich gierig über das frische Fleisch her, und als es aufgefressen war, sah er den Spender erwartungsvoll an. „Morgen gibt es mehr“, sagte Jerobeam, gab dem Tier einen Klaps und jagte es fort.

Am nächsten Abend war der Hund wieder da und strich um die Hütte, aus der ihm das gute Fleisch entgegenduftete. Jerobeam gab ihm erneut einen Happen, und das wiederholte sich nun nach jeder Arbeitsschicht. Bald mußte Jerobeam bei seinem Bekannten für neue Fleischrationen sorgen. Der Hund verlor seine Scheu vor ihm und den lärmenden Männern im Lager, und endlich lag er die ganze Nacht vor Jerobeams Hütte. Der spielte jeden Abend mit ihm und ließ ihn auch Spuren suchen, die er vorher gelegt hatte, und dem Hund machte das sichtlich Spaß. Der Baumeister wunderte sich, daß sein Mieter überhaupt nicht mehr in der Stadt übernachtete, aber Jerobeam begründete das damit, daß er diese Mannschaft nicht so allein lassen könne wie die früheren Arbeiter.

Und dann kam der Tag, da das Haus am Millo vollendet war. Wie Naama vorausgesagt hatte, befahl der König, alles für dessen Besichtigung vorzubereiten. Die Beamten und ihre Familien, die in der Palaststadt wohnten, die phönizischen Maurer und Zimmerleute und die Wachmannschaften der Salomostadt gerieten in Festtagsstimmung. Wenn dem König der Bau gefiel, gab es möglicherweise Geschenke und vielleicht sogar ein Gelage.

Das Volk Jerusalems betrachtete die neue Befestigungsanlage jedoch mit Argwohn. Viele vermuteten ganz richtig, daß diese sich im Grunde gegen die Stadt richtete. Vom Turm aus war für einen scharfen Beobachter gut erkennbar, was in den Straßen und Gassen, ja teilweise sogar in den Höfen der Häuser vor sich ging. Sie fühlten sich vom König ausgespäht.

Wen dagegen das Für und Wider zum Bau gleichgültig ließ, das waren die israelitischen Steinschläger und Fuhrleute. Sie hatten drei Tage frei, was sie natürlich zu schätzen wußten. Danach sollten sie an einer bestimmten Stelle der Stadtmauer für deren Ausbesserung und Verstärkung sorgen.

Am Vortag der königlichen Besichtigung wanderte Jerobeam vor Sonnenaufgang mit seinem Hund, den er angeleint hatte, zum Heiligtum des Milkom. Seine Leute schliefen noch und bemerkten nicht, daß er wegging. Als es hell wurde, saß er bereits im Häuschen des ammonitischen Priesters, der von seinem Kommen unterrichtet war, und wartete. Er mußte lange warten.

Dann endlich erschien die Abgesandte Naamas. Es war die unscheinbare Dienerin, die er von seiner ersten Begegnung mit der Mutter des Thronfolgers her kannte. Sie hatte einen großen Korb bei sich, in den sie nun hineinlangte und ein Rasiermesser und eine Dose mit einer barterweichenden Paste hervorholte. Unter Seufzen und Stöhnen entledigte sich Jerobeam seines gepflegten, kräftigen Bartes. Welch eine Schande! Was war schon ein Mann ohne Bart! Aber wahrscheinlich gehörte das mit zum Plan der königlichen Verschwörer: ihn nicht nur zu benutzen, sondern überdies auch noch zu demütigen.

Die Vertraute Naamas, die offenbar mancherlei Künste beherrschte, schabte ihm das Gesicht schließlich restlos nackt, denn er selbst hatte nicht sauber genug gearbeitet. Und dann griff sie auch noch in sein dichtes Haar und schnitt ganze Strähnen heraus. Mit einer Salbe strich sie das verbliebene Haar glatt, so daß es eng am Kopf klebte. In einer Schüssel voll Wasser besah er sein Spiegelbild und erschrak. Ein fremdes Gesicht starrte ihm entgegen, nicht mehr männlich, aber weiblich auch nicht. Er zwang sich, an Israels Freiheit und Hurams Königtum zu denken, und wortlos wandte er sich der Frau wieder zu.

Die leerte nun ihren Korb völlig und breitete Frauenkleider aus. Jerobeam mußte diese anlegen, und zum Schluß knüpfte ihm die Dienerin ein Kopftuch um, so daß nur noch Augen und Nase aus der Verkleidung herausschauten. Die Frau musterte ihre vermeintliche neue Gehilfin, und nur deren Körpergröße störte sie. Aber daran ging ja nun wirklich nichts zu ändern, und es gab schließlich auch hochgewachsene Frauen.

Jerobeam durfte das beengende Tuch noch einmal abnehmen, denn vorerst hieß es wiederum warten. Fast der gesamte Tag verrann, und immer wieder fragte sich Jerobeam, ob der Aufwand sich tatsächlich lohnte. Reden konnte er nicht mit der Naama-Vertrauten, denn die ging auf

nichts ein, was außerhalb ihres Auftrags lag. So war er einzig auf den Hund angewiesen. Er kraulte ihm das Fell und sprach beruhigend auf ihn ein, denn das Tier langweilte sich wahrscheinlich noch mehr als sein Herr.

Endlich erhob sich die Frau und meinte, es sei an der Zeit. Jerobeam griff nach den bereitliegenden Stricken und band dem Hund die Schnauze zu, danach fesselte er ihm die Füße. Der ließ das merkwürdigerweise geschehen, vielleicht hielt er es für ein neues Spiel. Die Dienerin tat Jerobeams Kleider zuunterst in den Korb, dann legte Jerobeam den Hund darauf. Das alles verhüllte die Frau mit einigen Tüchern, wobei sie sorgsam darauf achtete, daß dem Tier genügend Luft zum Atmen blieb. Jerobeam bekam sein Kopftuch wieder umgewunden, und dann lud er sich den Korb auf die Schulter. So schritten nun zwei Mägde, vor aller Augen aus dem ammonitischen Heiligtum kommend, wohin sie von der Königsgemahlin gesandt worden waren, dem Stadttor zu. Die Wachen kannten natürlich Naamas vertraute Dienerin, und sie hatten Respekt vor ihr. Sie fragten weder nach ihrer Gehilfin, die augenscheinlich nichts Anziehendes an sich hatte, noch etwa nach dem Inhalt des Korbes. So gelangte der verkleidete Jerobeam mit seinem Hund unerkannt und ungefährdet in Rehabeams Palast.

Dort bekam er weder den strengen Hausherrn noch dessen umtriebige Mutter zu Gesicht. Die Dienerin wies ihm eine kleine Kammer zu, fernab von den Wohn- und Empfangsräumen, angefüllt mit altem Haus- und Küchengerät, schadhaftem Werkzeug und zerbrochenem Mobiliar. Eine Rumpelkammer. Er löste dem Hund die Fußfesseln, denn hier konnte er nicht entlaufen, die Schnauze ließ er ihm jedoch verbunden, damit er keinen Laut von sich geben konnte. Zu fressen gab er ihm auch nichts, obwohl er ein Stückchen Fleisch bei sich hatte. Ihm selber brachte die Frau einen Topf mit Grütze und altes Brot, auch einen Krug mit Wasser.

Die Nacht war qualvoll. Aus einem Haufen alter Lumpen hatte sich Jerobeam eine Lagerstatt bereitet. Der Hund war unruhig, natürlich hatte er Hunger und Durst und sicherlich Schmerzen, vielleicht auch Atembeschwerden. Und üble Gedanken peinigten Jerobeam. War dieses Quartier etwa ein Vorgeschmack auf Schlimmeres? Würde Naama ihr Wort halten? Ob Rehabeam auf sie hörte? Hätte er sich nur nicht darauf eingelassen, daß er den Hund selbst zum Tatort brachte! Sein Vorsatz war ein anderer gewesen. Die Dienerin sollte den abgerichteten Hund allein hierher bringen und im richtigen Moment loslassen. Er selbst wollte bei seinen Leuten im Lager bleiben und sich nach dem Anschlag sogleich davonmachen, um auf Schleichwegen Tappuach zu erreichen und Huram zur Verfügung zu stehen. Aber selbstverständlich war das nicht durchzusetzen gewesen. Rehabeam und Naama hatten darauf bestanden, daß er selbst den Hund in die Stadt brachte und hier zu Ende führte, was er ersonnen und vorbereitet hatte. Ihm war eines der kleinen Vorratshäuser als Versteck zugewiesen worden, aber er hatte verlangt, wenn er schon selbst die Salomostadt betrat, die Tat vom Palast aus durchzuführen. Auch ein königlicher Mitverschwörer sollte ein wenig die Gefahr spüren, der er selbst sich aussetzte. Rehabeam und Naama hatten sich zu diesem Zugeständnis durchgerungen, und so war er nun hier in diesem dumpfigen Loch, dem Vatermörder und der Gattenmörderin hilflos ausgeliefert. Er hätte sich doch im Vorratshaus verstecken sollen! Dort hätte er sich besser gefühlt als hier. Freier.

Am Morgen brachte ihm die Dienerin frisches Brot, Milch und eingelegte Feigen. Alle Knochen taten ihm weh, und ihn fröstelte. Mürrisch nahm er entgegen, was wichtiger war als Essen und Trinken. Es war das die Sandale eines der königlichen Sänftenträger, die gestern in aller Frühe die Dienerin in dem Häuschen, das die Afrikaner bewohnten, entwendet hatte, als die Männer noch schliefen. Jerobeam gab die Sandale dem Hund zu riechen. Er legte das Stückchen Fleisch darauf, das er mitgebracht hatte, und stellte eine Schale voll Wasser daneben. Dann löste er dem Hund die Maulfessel, und gierig stürzte der sich auf Wasser und Fraß. Das Fleisch stillte nicht seinen Hunger, und er begann wütend die Sandale zu zerkauen. So nahm er die Witterung auf, die ihn zum Träger der Fußbekleidung führen sollte.

Mittlerweile kam die Zeit heran, da der König am Neubau erscheinen wollte. Jerobeam stieg auf den Schemel, den ihm die Dienerin hingestellt hatte, und starrte durch die Luke, die sich oben in der Wand befand, vorsichtig nach draußen. Hier mußte der König vorüberkommen. Aber vorläufig eilten nur einige der Minister und Höflinge vorbei. Leider war das Haus am Millo von hier aus nicht zu sehen. Das beobachtete die Dienerin, die im oberen Stockwerk Posten bezogen hatte.

Endlich kam die königliche Sänfte herangeschwankt, gold- und silberglänzend. Salomo lümmelte mehr darin, als daß er aufrecht saß. Man war ja bei dieser Besichtigung unter sich, und so hatte er auch auf Stirnreif und Galagewand verzichtet. Die vier Träger schritten langsam, damit der Tragsessel möglichst wenig hin- und herschaukelte, aber der König schaute ungnädig drein und rügte die Männer, weil sie sich Zeit ließen. Er konnte es gar nicht erwarten, den Bau zu sehen, den Adoniram so gelobt hatte. Jerobeam stieg von seinem Hocker herab. Mußte man diesen widerlichen Fettwanst überhaupt hassen? Schon Verachtung war zuviel an Aufmerksamkeit für ihn. Man mußte ihn einfach zerquetschen wie eine Stechmücke, damit es ein Ende mit ihm hatte.

Nach einer Weile kam die Dienerin und berichtete, der König sei noch bei der Besichtigung der unteren Räumlichkeiten des Neubaus. Rehabeam, Adoniram und der Baumeister seien die

Männer an seiner Seite. Und schon eilte sie wieder nach oben an ihren Ausguck. Jerobeam hielt dem unruhigen Hund erneut die Sandale des Afrikaners hin.

Endlich erschien abermals die Dienerin und meldete, es sei soweit. Die Sänftenträger schickten sich an, den schweren, alten Mann die Stiege hinaufzustemmen, damit er sich an der Aussicht über seine Stadt ergötzen konnte. Jerobeam lud den Hund auf seine Arme, und die Dienerin führte ihn zu der kleinen Pforte, durch die sie beide am Vorabend hineingelangt waren. Die Frau betätigte den verborgenen Mechanismus, der das Türchen öffnete, und Jerobeam hielt dem Hund ein letztes Mal die Sandale an die Nase. Dann setzte er ihn ab und befahl ihm: „Faß!“ Das gereizte, hungrige Tier jagte wie von der Bogensehne geschnellt der Fährte nach, die der Fuß des Sänftenträgers unsichtbar hinterlassen hatte. Die Dienerin schloß die Tür und führte Jerobeam zurück in seine Kammer. Sie selbst rannte nach oben, um zu beobachten, ob der Anschlag gelang.

Da der Hund nicht bellte, wurden die vor dem Gebäude umherstehenden Soldaten erst auf ihn aufmerksam, als er schon fast heran war. Erschrocken sprangen die Männer beiseite. Denn hier oben in der Palaststadt wurden keine Hunde geduldet. Gewöhnlich verdrückten sich diese sowieso, wenn ihnen Menschen zu nahe kamen. Falls sich eines der feigen Tiere hierher verirrte, dann wurde es verjagt oder, wenn man seiner habhaft wurde, erschlagen. Aber dieser Hund hier rannte direkt auf die Männer zu. Kein Wunder, daß sie trotz ihrer Waffen erst einmal entsetzt auseinanderstoben.

Der Hund beachtete sie aber gar nicht, sondern lief zielstrebig durch das weit offenstehende Tor in den Innenhof des Bauwerks. Dort blieb er kurz stehen, schnüffelte und sprang dann zur Treppe. Rehabeam war im Gegensatz zu den anderen Würdenträgern unten geblieben und stand in der Nähe, aber er gab sich den Anschein, als sehe er das Tier gar nicht. Am Fuß der Treppe stand einer der Offiziere. Er hatte mehr Mut als seine Leute draußen, zückte seinen Dolch und warf sich dem Hund entgegen. Der erwies sich zunächst jedoch kräftiger und gewandter als der Mann, befreite sich immer wieder und biß wild um sich. Der Offizier blutete, vom Hund und vom eigenen Dolch verletzt. Aber schließlich gelang es ihm, das wütende Tier niederzudrücken.

Die Sänftenträger hatten die Hälfte der Stiege bewältigt und hielten keuchend an, als sich unten der grauenhafte Lärm erhob. Sehen konnten sie nichts. Aber offenbar drohte irgendeine Gefahr. Ihre Augen weiteten sich vor Angst, ihre Muskeln verkrampften sich. Salomo schrie, man solle ihm sagen, was los sei. Er warf sich im Stuhl herum, aber auch er konnte ja nichts sehen. Und der Minister und der Baumeister standen mit all den anderen seiner Begleitung schon oben auf der Plattform und warteten ergeben, daß ihr Herr erschien und sie ihm seine Stadt symbolisch zu Füßen legen durften. Was unten geschah, bekamen sie zunächst gar nicht mit.

Mittlerweile hatte sich einer der Soldaten von seinem Schreck erholt. Er stürzte dem Hund hinterher und kam dem verletzten Offizier zu Hilfe. Mit einem gezielten Lanzenstich tötete er das Tier, das sich soeben wieder befreit hatte. Auch seine Kameraden kamen nun herzugelaufen. Rehabeam konnte sich nicht länger verbergen. Er eilte herbei und spielte vor den überraschten Soldaten, die ihn hier nicht vermutet hatten, den Fassungslosen, seine Wut darüber verbergend, daß der Anschlag gescheitert war. Er ließ den blutenden Offizier hinwegbringen, damit seine Wunden versorgt wurden, obgleich er ihn am liebsten hätte sterben sehen, weil er schuld daran war, daß der König unüberhörbar noch lebte.

Denn Salomo schrie noch immer, jemand solle ihm endlich sagen, was los sei. Die Träger waren sich unklar, ob sie weiter aufwärts oder wieder abwärts steigen sollten, und hatten große Mühe, den sich umherwälzenden König im Gleichgewicht zu halten. Die Männer oben auf der Plattform wußten nicht, was das Geschrei zu bedeuten hatte, und fürchteten Schlimmes. Die unten zusammengelaufen waren, sahen zwar, was den Tumult ausgelöst hatte, aber sie schauten auf Rehabeam, ob der nicht endlich den König beruhigen wollte. Der Prinz eilte nun auch die Treppe hinauf und rief dem Vater zu, daß die Gefahr vorüber sei. Ein verirrter Hund habe alle in furchtbaren Schrecken versetzt, aber das gefährliche Tier sei erlegt.

Salomo befahl den Trägern, ihn wieder nach unten zu bringen. Rehabeam sah ihnen zu, und während er sie ermahnte, vorsichtig zu sein, flehte er im stillen, daß doch einer fehltreten und stürzen möge. Aber keiner der vier strauchelte, und Salomo langte unversehrt zu ebener Erde an. Die Aussicht da oben war ihm jetzt unwichtig. Er ließ sich den toten Hund zeigen. „Wer war das?“ schrie er und sah die Umstehenden der Reihe nach an. Die begriffen nicht gleich, daß die Frage auf denjenigen zielte, der das Tier hierhergebracht hatte. Nur Rehabeam wußte sofort, was gemeint war. „Der Hund hat sich verirrt“, wiederholte er mit Nachdruck. „Angst trieb ihn um. Jeder hier kann das bestätigen. Oder glaubst du etwa …?“

Salomo kniff boshaft die Augen zusammen. „Schwachkopf!“ murmelte er. Und laut sagte er: „Jemand hat das Vieh hierhergebracht. Es war ein Anschlag.“ Sein Blick huschte mißtrauisch von einem zum anderen, und auch die Würdenträger, die verstört die Treppe herabkamen, verschonte er nicht mit seinem Argwohn. Ohne noch etwas hinzuzufügen, befahl er seinen Trägern, ihn zurück in den Palast zu bringen. „Und du kommst mit!“ rief er Rehabeam zu. Zähneknirschend folgte der Sohn der Sänfte.

Die Minister, die Wachsoldaten standen ratlos umher. So richtig verärgert war der Baumeister. Da hatte er so ein schönes Haus hingebaut und sich großes Lob erwartet, und der König verschwand ohne ein Wort der Anerkennung, und den Blick über seine Stadt hatte er nicht einmal genossen.

Im Palast angekommen, überschüttete Salomo Rehabeam mit Vorwürfen, warum er nicht sogleich bemerkt habe, daß der Hund zu einem Mordanschlag gehörte. „Ein Israelit steckt dahinter!“ rief er aufgebracht. „Irgendjemand ist verrückt geworden. Wegen der Mädchen, derer ich mich erbarmt habe. Ich zog sie aus dem Dreck ihrer Dörfer heraus, und so ein Idiot will sich darum an mir rächen.“

Rehabeam machte ein trotziges Gesicht und schwieg. Salomo beachtete ihn nicht und dachte weiter nach. Er tat es laut. „Wie war das doch mit diesem Jerobeam? Hatte der nicht die Frechheit, mir Forderungen zu stellen, wegen seines Bruders, der ins Schwert gelaufen ist, der Tölpel?“ Er wandte sich dem Sohn zu. „Hatte ich dich nicht beauftragt, Jerobeam im Auge zu haben?“

Rehabeam schluckte. „Ich habe mit ihm gesprochen“, verteidigte er sich und den Efraimiten. „Er schien seitdem vernünftig. Und seine Arbeit ist untadlig.“

„Das sind die Schlimmsten!“ wütete der König. „Tarnen sich als gehorsame Diener und planen insgeheim Verderben. Laß unverzüglich das Lager der Israeliten umstellen! Und das Palastviertel und die ganze Stadt absuchen! Bring mir diesen Mörder her! Such ihn! Überall! Ich will ihn hier vor mir sehen, tot oder lebendig!“

Rehabeam blickte gleichgültig über den Vater hinweg. So versuchte er, seine eigene Aufregung zu verbergen. Es war sinnlos, noch etwas zugunsten des Mitverschworenen zu sagen, denn der König hatte sich an dem Efraimiten festgebissen. So nahm er den Befehl mit starrer Miene entgegen und eilte davon. Bloß gut, daß Salomo gegen ihn keinen Argwohn hegte. Er rief den Obersten der Jerusalemer Garnison zu sich und beauftragte ihn mit der unverzüglichen Ausführung der königlichen Befehle.

So wurden die Arbeiter, die vom Lager aus das festliche Geschehen drüben an der Stadtmauer hatten verfolgen wollen, zusammengetrieben und nach Jerobeam befragt. Aber keiner wußte, wo der Aufseher war. Auch die Suchkommandos, die in ganz Jerusalem und seiner Umgebung bis Sonnenuntergang umherstreiften, fanden ihn nicht. Salomo tobte.

Er war nun felsenfest davon überzeugt, daß Jerobeam der Täter war. Sein rätselhaftes Verschwinden sprach eindeutig gegen ihn. Außerdem hatten seine Leute ausgesagt, daß er seit ein paar Wochen einen Hund um sich gehabt habe, dessen Beschreibung mit dem im Palastviertel getöteten übereinstimmte. Salomo berief eine Versammlung der Minister, der Jahwepriester, der höheren Offiziere und der Häupter der vornehmen Jerusalemer Familien ein. Er saß auf seinem Thron, im Galagewand und mit dem Diadem auf dem Kopf, jetzt sehr aufrecht, ja geradezu steif, und er verkündete, daß er seinen Beamten Jerobeam, den Sohn Nebats, für dessen Anschlag gegen das Leben des Königs zum Tode verurteilt habe. Der Verurteilte sei flüchtig. Es ergehe Befehl an alle Statthalter und alle Garnisonskommandeure, ihn aufzuspüren, zu ergreifen und nach Jerusalem zu bringen. Die Bauarbeiten seien auch ohne besagten Jerobeam sofort wiederaufzunehmen. Für den nächsten Morgen solle der Oberpriester ein Dankopfer an Jahwe vorbereiten für die Errettung des Königs vom Tode.

Jerobeam hockte noch immer in seiner engen Kammer und sah furchtsam seiner dritten Nacht in diesem Verlies entgegen. Die Dienerin hatte ihm gestern mitgeteilt, daß Salomo unversehrt geblieben sei, aber ein Offizier schlimme Bißwunden erlitten habe. Der Hund sei tot. Seitdem quälte ihn die Angst vor Rehabeam. Ob der ihn nicht doch umbrachte? Und ihn peinigte die Frage, warum Jahwe ihm den Erfolg verwehrt hatte. Falls er wirklich ein Werkzeug des Gottes gewesen war, so hatte der ihn verworfen, bevor die Tat gelungen war. Aber warum nur? Wodurch war er bei Jahwe in Ungnade gefallen?

Wenn man in Israel von seinem fehlgeschlagenen Mordversuch erfuhr, würden viele ihn auslachen. Was für ein Feigling war er! Anstatt dem König von Angesicht zu Angesicht gegenüberzutreten und dessen schäbiges Leben mit dem Dolch auszulöschen, hatte er sich hinter einem unvernünftigen Tier versteckt! Kein Wunder, daß diese Tat gescheitert war! Sie war lächerlich. Einfach lächerlich. Sein eigenes Leben war ihm mehr wert gewesen als Israels Freiheit. Wahrscheinlich hatte ihn Jahwe deshalb fallengelassen. Ein Feigling konnte kein göttliches Werkzeug sein.

Auch Rehabeam saß sinnend da und grübelte über den mißlungenen Anschlag. Was sollte jetzt werden? Wenn nun Salomo ihm doch noch auf die Schliche kam? Würde er ihn töten? Ihn, den Thronfolger? Aber außer ihm gab es keinen anderen – die Brüder waren alle schon gestorben. Nein, der Vater mußte ihn am Leben lassen, denn an ihm hing der Fortbestand der Dynastie. Doch dann mußte er sich eingestehen, daß dieser Trost nicht einmal ein Strohhalm war, nach dem er in seiner Angst die Hand ausstreckte. Denn da war sein Sohn, der siebzehnjährige Abija, der zur Zeit in Hazor lebte, damit ihn der Kommandeur Ittai zu einem tüchtigen Soldaten und Offizier ausbildete. Konnte nicht auch ein Siebzehnjähriger König werden, wenn man ihm Berater zur Seite stellte? Würde Salomo zögern, das zu tun?

Ein wilder Haß gegen Jerobeam ergriff ihn. Nicht mehr jener Offizier, der sich auf den Hund gestürzt hatte, war ihm jetzt der Schuldige am Mißerfolg, sondern der Efraimit selbst. Dieser Versager! Der hatte alles verdorben! Aber er selbst hatte ja von Anfang an geahnt, daß er sich diesen Israeliten vom Halse halten mußte. Warum nur hatte er der Mutter nachgegeben? Die saß jetzt da und tat, als habe sie lediglich eine Spielpartie verloren, nicht mehr. Welch ein Leichtsinn! Nein, Jerobeam mußte sterben, und zwar rasch. Er war gefährlich. Auf die Dienerin und den Milkom-Priester war wohl hingegen Verlaß, denn beide hingen der Mutter in blindem Gehorsam an.

Er ging zu Naama und forderte sie auf, mit ihrem Gott, den sie ja als Zeugen ihres Schutzversprechens an Jerobeam angerufen hatte, ins reine zu kommen. Denn nach solch einem Fehlschlag müsse er den Israeliten natürlich beseitigen, trotz aller Zusagen an ihn. Man würde den Mann auf der Flucht stellen und ihn, da er sich wehrte, erschlagen.

Aber Naama war mit seinem Vorhaben ganz und gar nicht einverstanden. Sie bestand darauf, Jerobeam zu retten, denn dessen Tötung wäre nur ein neuer Triumph für Salomo. Nein, nun erst recht sollte der Efraimit leben, damit der König sich vor einer Wiederholung seiner Tat fürchtete und seinetwegen in Alpträumen schwitzte. Sie wußte nur noch nicht genau, was mit dem verhinderten Mörder geschehen sollte. Ihn vor die Stadt zu bringen, das traute sie ihrer gewandten und verschlagenen Dienerin zwar zu. Aber wohin dann mit dem Mann, damit er überlebte, bis der König tatsächlich starb? Mutter und Sohn gingen auseinander, ohne sich einigen zu können.

Jerobeam hatte die Dienerin jedesmal, wenn sie erschien, bestürmt, ihn zu ihrer Herrin zu bringen. Naama erschien dieser Wunsch ihres Schützlings zu gefährlich, aber sie entschloß sich, ihn in seinem Versteck zu besuchen, um sein Mißtrauen gegen sie zu zerstreuen und ihm Geduld anzuraten. Als sie seine Kammer betrat, erschrak sie. Das war ein Kerker, und der Mann, der ein treuer Diener ihres Sohnes war, glich einem Gefangenen, nur die Fesseln fehlten ihm. Aber sein Haar war verfilzt, und sein sprießender Bart klebte ihm wie eine Schmutzschicht im Gesicht. Sein Blick flackerte. Er warf sich ihr zu Füßen und flehte: „Hol mich hier heraus, hohe Frau! Hast du mir nicht versprochen, daß mir keiner ein Haar krümmen darf?“

„Steh auf!“ sagte sie, und es klang mild. „Ich beschütze dich, und ich werde dich retten, so, wie ich es dir versprochen habe. Vertrau mir! Bald werden wie jedes Jahr zur Zeit der aufgehenden Saat Händler in die Stadt kommen. Mit ihnen wirst du ins Edomiterland reisen und dich dort verbergen, bis Salomo gestorben ist.“

In der kommenden Nacht erschien die Dienerin bei Jerobeam und führte ihn heimlich in ihre eigene Wohnkammer. Dort sollte er bleiben, bis er Palast und Stadt verlassen konnte. Sie selbst zog zu ihrer Herrin und wohnte und schlief mit ihr fortan im selben Raum. Jerobeam atmete auf. Jahwe hatte sich wohl doch seines Elends erbarmt.

Niemand im Palast ahnte, daß derr Auftritt des Königs vom Vortag sein letztes öffentliches Erscheinen gewesen war. Der heimtückische Anschlag gegen sein Leben und die vergebliche Suche nach dem Attentäter hatten ihn maßlos aufgeregt. Er hielt zwar an der Meinung fest, daß es Jerobeam nur um Rache für seinen Bruder und um die Freiheit seiner Nichte ging, aber er fürchtete doch insgeheim, daß mehr im Spiel war. Gehörte der Efraimit etwa zu jenen Hetzrednern, die er bisher nicht ernst genommen hatte? Die zum Abfall von Jerusalem aufriefen? Der Verlust Israels, das wäre das Ende des Reiches, das David geschaffen hatte. Die Loslösung der unterworfenen Nachbarvölker war noch zu verschmerzen gewesen, aber was blieb Juda ohne Israel? Ein winziges, karges Land, abseits der großen Handelsstraßen, die Dörfer ärmlich, die Menschen borniert. Der drohende Zerfall seines Reiches fuhr Salomo ins Hirn, und ihn ereilte in der Nacht ein zweiter Schlaganfall. Zwar überlebte er, aber fortan war er ans Bett gefesselt, und sprechen konnte er nicht mehr. Niemand wußte die dumpfen Laute, die pausenlos seinem verzerrten Mund entquollen, zu deuten. Aus dem befohlenen Dankopfer für seine Bewahrung wurde nun ein Bittopfer für seine Genesung.

Als sich Rehabeam überzeugt hatte, daß der Vater regierungsuntauglich war, und sich sein erster Schreck über den Anblick des hilflosen Greises gelegt hatte, durchströmte ihn eine große Freude. Es war also kein Zufall gewesen, daß der Mordanschlag mißglückt war. Jahwe hatte das Anliegen selbst in die Hand genommen und ihm die Regentschaft übertragen, ohne daß er selbst sich mit Schuld beflecken mußte. Nun konnte er herrschen, wie es ihm beliebte. Fast, wie es ihm beliebte. Denn das Todesurteil gegen Jerobeam konnte er nicht aufheben, falls er es hätte tun wollen, und das Mädchen Ketura konnte er auch nicht freigeben. Noch lebte ja der König, und Entscheidungen, die seine Person betrafen, konnte nur er selber rückgängig machen. Und da er dazu nicht imstande war, blieben diese bis zu seinem Tod in Kraft.

Aber über die Bauarbeiten stand Rehabeam Entscheidungsbefugnis zu. Zum Leidwesen Adonirams und des Baumeisters stellte er alle Arbeiten ein und schickte die israelitischen Männer nach Hause. Die Verabschiedung nahm er persönlich vor, und ganz Jerusalem wunderte sich darüber. Er sprach von der Stimme seines Herzens, das für Israel schlage, und er bat die jungen Leute, von seinen freundlichen Gefühlen in ihren Dörfern zu erzählen. Die Israeliten jubelten und zogen noch am selben Tag davon. Adoniram hatte ihnen Wegzehrung austeilen müssen.

Jerobeam erfuhr von der unheilbaren Krankheit des Königs, von der Regentschaft Rehabeams und vom Abzug der Bauarbeiter durch Naama selbst. Er deutete Salomos Schlaganfall wie dessen Sohn als Eingreifen Jahwes. Der Gott Israels hatte den Mord verhindert, weil die Freiheit Israels nicht mit dem Blut des Unterdrückers befleckt werden sollte. Es konnte gar nicht anders sein. Er freute sich sehr, daß seine Leute wieder nach Hause zu ihren Familien konnten und daß der Arbeitsdienst anscheinend überhaupt zu Ende war. Aber sogleich wurde er nachdenklich. Mußte das nicht die Ältesten und das ganze Volk für Rehabeam einnehmen? Würde nicht die Anhängerschaft Bedans, die den Salomosohn zum König wollte und einen Vertrag mit ihm abzuschließen gedachte, ungeheuer anwachsen? Es stand nun wohl schlecht um Hurams Königtum. Und Schallum würde kein Heerführer Israels werden. Und er selbst? Was würde aus ihm, wenn Rehabeam erst König war? Und dessen Mutter vielleicht nicht mehr lebte? Es schüttelte ihn. Die Ungewißheiten waren nicht kleiner, sie waren größer geworden.

Die erwartete Handelskarawane traf endlich ein. In ihrem Gepäck hatte sie herrlich anzuschauende Festgewänder, verziert mit kunstvollen Stickereien und besetzt mit Edelsteinen. Und Schmuckstücke, in deren Goldglanz sich die Sonne spiegelte. Die Herren und Damen der Jerusalemer Oberschicht bekamen leuchtende Augen, als die Händler ihre Waren im Palastviertel zur Schau stellten. Drei Tage lang durften sie die Kostbarkeiten betrachten und aus ihnen nach Herzenslust auswählen, soweit das der eigene Reichtum zuließ. Als die Kaufleute zum Aufbruch rüsteten, da waren die Lasten ihrer Packesel bedeutend leichter geworden, und der Karawanenführer hatte Rehabeam versprochen, jenen Mann, der Ebed gerufen wurde, ins Edomiterland mitzunehmen. Die hohe Bezahlung für diesen Dienst schloß ein, alle neugierigen Fragen an den geheimnisvollen Reisenden nach seinem wirklichen Namen, nach seiner Herkunft und nach seinem Vergehen zu unterlassen.

So wurde Jerobeam abermals rasiert und verkleidet, und die Dienerin Naamas brachte ihn mit seinem Korb, in dem jetzt nur seine eigenen Kleider lagen, zum Milkom-Heiligtum. Dort nahmen ihn vor Tagesanbruch die Edomiter in Empfang und zogen mit ihm eilig in Richtung Betlehem davon. Seine sonstigen Habseligkeiten lagen teils im Hause des Baumeisters, teils in seiner Hütte und waren ihm wohl für immer verloren.

Rehabeam hatte für diesen Morgen mit dem Kommandeur der Garnison einen Rundgang auf der Stadtmauer vereinbart. Er richtete diesen so ein, daß er bei Sonnenaufgang die abziehenden Händler beobachten konnte. Er sah die Männer ihre Esel antreiben, aber welcher von ihnen Jerobeam war, das konnte er nicht ausmachen. Und das war gut so. Zufrieden ging er weiter, und sein Begleier achtete seine Schweigsamkeit. Rehabeam aber dachte an die versiegelte Botschaft für den Kommandanten der Grenzfestung Elat, die er dem unbequemen Efraimiten mitgegeben hatte. Darin wurde der Offizier angewiesen, den Mann Ebed entgegen der Absprache mit dem Karawanenführer bei sich zu behalten und ihn nach Abzug der Händler unverzüglich und ohne Aufsehen zu töten und an einem verborgenen Ort zu begraben. Rehabeam lächelte vor sich hin. Hatte nicht sein Großvater David einen ähnlichen Brief dem Urija mitgegeben, dem ersten Ehemann der Großmutter Batseba? Und war jener Jerusalemer, der David im Wege stand, nicht tatsächlich vor der Hauptstadt der Ammoniter umgekommen? So würde Jerobeam sterben, bevor er die Auftraggeber des Mordanschlags verraten konnte. Und Naama wußte nichts davon. Sie stand vor ihrem Gott gerechtfertigt da.

10

Jerobeam wollte den Edomitern nicht als Müßiggänger erscheinen. Die Menge Silber, die Rehabeam für seine Mitreise bezahlt hatte, verbot den Händlern zwar, ihn zur Arbeit anzustellen, aber er machte sich dennoch nützlich, wo er konnte. Er glaubte, das schon seinem angeblichen Namen Ebed, „der Knecht“, schuldig zu sein. Die Dienerin Naamas hatte ihm das Verbot übermittelt, Auskünfte über sich zu geben. Aber er hätte ohnehin nichts von sich erzählt – er hatte gar kein Bedürfnis, es zu tun. Ein gescheiterter Königsmörder konnte ja doch nur Hohn und Spott ernten, noch dazu einer, der fremden Interessen gedient hatte. Bohan und die jungen Israeliten hatten wohl recht: Er war ein Knecht. Zwar nicht ein Knecht Salomos, aber ein Knecht Rehabeams. Ihm war elend zumute. Gut, er lebte und war gesund, Naama hatte ihr Versprechen gehalten. Aber die Israeliten würden die Aufhebung des Arbeitsdienstes dem Salomosohn zugute halten und ihm als König Israels huldigen, und Hurams kühne Pläne verwehte der Wind.

Die Händler stellten ihrem geheimnisvollen Reisegefährten gemäß der Absprache keine Fragen. Aber sie erzählten ihm von sich selbst, als sie sahen, daß er ihre Mühen und Anstrengungen bescheiden und fleißig mit ihnen teilte. Bald kannte er ihre Namen, ihre Familienverhältnisse, ihre Geschäfte. Und von ihrem König berichtete ihm der Karawanenführer.

Dieser König hieß Hadad und war nun schon ein alter Mann. Als König David sein Volk besiegt und abhängig gemacht hatte, war er fast noch ein Knabe gewesen. Der damalige König von

Edom, sein Vater, war in der Schlacht gefallen. Treue Diener des Vaters waren mit ihm, dem Thronfolger, nach Ägypten geflohen. Der Pharao hatte ihm ein Haus gegeben, damit er anständig wohnen konnte, und für seinen Unterhalt gesorgt, und später hatte er ihm sogar eine vornehme Ägypterin zur Frau gegeben, die ihm einen Sohn gebar. Als dann König David gestorben und dessen Heerführer Joab im Auftrag König Salomos ermordet worden war, kehrte Hadad mit Frau und Kindern ins Edomiterland zurück. Denn der Pharao hatte von König Salomo als Gegenleistung dafür, daß er eine ägyptische Prinzessin heiraten durfte, gefordert, die östliche Hälfte Edoms dem Hadad zu überlassen, und in diesem Landesteil herrschte der seitdem als König. Ein Grenzvertrag zwischen ihm und König Salomo regelte den Zugang der Judäer zu ihrer Festung Elat und dem Hafen Ezjon-Geber am Ufer des südlichen Meeres.

Jerobeam hörte sich die Geschichte an, ohne dazu viel zu sagen. Aber er wunderte sich, daß ihn Rehabeam und Naama gerade in den Herrschaftsbereich Hadads schickten. War dieser König nicht geradezu ein geborener Widersacher der Daviddynastie? Würde er Salomos Tod nicht als günstige Gelegenheit nutzen, sich der Festung Elat und des Hafens Ezjon-Geber zu bemächtigen, die beide auf vormals edomitischem Gebiet lagen? Oder hatte Rehabeam etwa schon beschlossen, auf die entlegene Region zu verzichten? Schon lange war vom Hafen aus kein Schiff mehr nach dem fernen Land Ofir gefahren. Wer hätte auch ein Schiff bauen und steuern sollen, nachdem sich der König von Tyros von seinem einstigen Geschäftspartner Salomo zurückgezogen hatte? Nur Phönizier verstanden sich auf den Schiffbau und auf Fahrten übers Meer. Was also wollte Rehabeam noch mit dem Hafen? Aber Jerobeam war viel zu niedergeschlagen, als daß er sich jetzt tiefere Gedanken über sein Exil bei den Edomitern gemacht hätte. Vielleicht war sein Reiseziel nichts als Zufall, weil die Händler nun einmal diesem Volk angehörten. Es war sowieso merkwürdig, daß edomitische Händler nach Jerusalem kamen, denn jene Krämer, die über Israels Berge von Dorf zu Dorf zogen, stammten gewöhnlich aus den Städten der Küstenebene.

In der alten Hauptstadt Judas Hebron verweilte die Karawane zwei Tage. Die Edomiter boten den Rest ihrer Waren feil, aber das Geschäft ging nicht gut – der Reichtum der Städter war nicht groß. Und noch geringer war der Erfolg in der nächsten Reisestation, der Festung Arad, die von Süden her den Aufstieg ins judäische Gebirge bewachte. Der Garnisonskommandeur erwarb einen billigen Armring für seine Frau, und das war alles, was die Händler umsetzten.

Nun ging es in die Wüste hinein. Winterliche Regengüsse hatten Gras und Kräuter sprießen lassen und die spärlichen Büsche und Bäume belebt, so daß Jerobeam dieses Land gar nicht so abweisend vorkam, wie er es sich nach dem Hörensagen vorgestellt hatte. Immer wieder begegneten die Reisenden Hirten mit ihren Schaf- und Ziegenherden, und hin und wieder tauchten in der Ferne Zelte auf. Aber je weiter sie nach Süden kamen, desto mehr bestimmten Steine und Felsen ihren Weg. Zerklüftete Berge erhoben sich drohend vor ihnen, und gefährliche Schluchten taten sich unvermutet auf. Jerobeam bewunderte die Edomiter, die sich in dieser steinernen Welt zurechtfanden und genau wußten, welchen Pfaden sie folgen mußten. Er hätte unablässig so dahinwandern mögen, denn er war vollauf damit beschäftigt, die rasch wechselnden Landschaftsbilder zu bewundern.

Aber nach jedem Tag kam zwangsläufig das Nachtlager, und nun stürmten trotz bleierner Müdigkeit die Sorgen auf ihn ein, und bei jeder Rast wurde es schlimmer. Er hatte nun einmal sein persönliches Geschick an Israels Zukunft gebunden, aber die sah dunkel aus, das schien ihm immer gewisser. Was für eine listige Entscheidung hatte doch der Salomosohn getroffen, als er die israelitischen Dienstverpflichteten nach Hause geschickt hatte! Im Geiste sah Jerobeam die biederen Männer von Zereda mit wichtigen Mienen im Kreise sitzen, und er hörte sie sagen, daß es unter Rehabeam anscheinend doch besser werden würde als unter Salomo, und daß es deshalb geraten sei, den vielversprechenden Sohn als König Israels zu bestätigen. Und selbst der grimmige Bohan stimmte vielleicht dieser Auffassung zu, indem er dazu schwieg. Und so wie in Zereda war es sicherlich überall im Land. Und Huram? Der würde nirgends mehr Gehör finden. Wie der alte Eiferer Malkiel. Die Zukunft Israels, die lag fest in den Händen Rehabeams, und nach ihm würde dessen Sohn Abija König Israels sein.

Und was wurde aus ihm, dem gescheiterten Königsmörder? Würde er sich vor Rehabeams Nachstellungen verbergen müssen? Blieb er ein Flüchtling bis ans Ende seiner Tage? Sollte er Männer um sich scharen, die gleich ihm heimatlos waren, und wie einst David, bevor er König wurde, ein Räuberdasein führen? Er, ein Mann des friedlichen Aufbaus und nicht der kriegerischen Gewalt? Doch zunächst galt es ja, sich im Edomiterland einzurichten. Was sollte er dort tun? Er würde ein Knechtsleben führen müssen, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Und wenn ihm der Regent den Tod Salomos gar nicht mitteilte, sondern ihn einfach vergaß? Vielleicht war das überhaupt der verborgene Sinn dieser Reise! Der Mann Jerobeam sollte für immer verschwunden, sein Name ausgelöscht sein! Denn töten konnte ihn Rehabeam ja nicht, wegen Naamas Versprechen vor den Ohren ihres Gottes Milkom.

Eines Nachts, als er abermals ängstlich grübelte, fiel ihm der Brief ein, den er in Elat abgeben sollte. Man hatte ihm gesagt, es sei eine allgemeine Mitteilung, die alle Kommandanten erhielten.

Er sei nur der Bote, mit ihm habe die Nachricht nichts zu tun. Aber wenn das nicht stimmte? Er tastete nach dem Lederfutteral, in dem der Brief steckte. Er befingerte das Siegel. Es zu erbrechen, nutzte ihm nichts – er konnte ja nicht lesen, und seine edomitischen Beschützer natürlich auch nicht. Erst in Elat konnte sich das Rätsel dieser Botschaft auflösen, sofern ihn der Kommandant oder dessen Schreiber am Inhalt teilhaben ließen. Aber wenn nun der Brief doch eine Order enthielt, die ihn betraf? Den Befehl, ihn still und heimlich zu beseitigen? Ihn, den Mitwisser, der für Rehabeam eine Bedrohung war, solange er lebte? Naama würde ja gar nichts davon erfahren. Er war dann eben verschollen. Gab es nicht diese Gerüchte über den Tod des ersten Ehemannes von Salomos Mutter Batseba? Auch diesem Mann hatte angeblich ein Brief den Tod gebracht. Sicher war an dieser Geschichte, die sich die alten Männer immer wieder einmal erzählten, etwas Wahres. Er faßte erneut nach dem Futteral. Es brannte in seinen Händen.

Die Angst ließ ihn nicht mehr los. Nun brütete er auch tagsüber darüber nach, was er tun sollte, und er hatte keinen Blick mehr für die grünen Büsche, die sich hier und da in den Ritzen zwischen den Felsen festklammerten. Es nutzte ja wahrscheinlich nichts, den Brief einfach zu unterschlagen. Enthielt er tatsächlich einen Todesbefehl über ihn, so würde Rehabeam Vollzugsmeldung fordern und dadurch erfahren, daß ihm sein Mitverschwörer entwischt war. Der Regent würde ihn bei den Edomitern aufstöbern, entführen und doch noch umbringen lassen. Nein! Jerobeam schüttelte heftig den Kopf, als ob er sich stritt. Er durfte überhaupt nicht an sein Reiseziel gelangen! Aber wohin sollte er fliehen? Er konnte sich doch nicht nachts einfach davonstehlen – allein war er hier in der Einöde verloren. Sollte er die Händler ins Vertrauen ziehen? Sie um Hilfe bitten? Mußte die Karawane denn Elat überhaupt berühren? Vielleicht konnte man schon früher ins Königreich Hadads abschwenken. Vielleicht gab es eine Möglichkeit, bis zum König vorzudringen und ihn um seinen Schutz zu bitten. Es mußte diesem Hadad doch eine Genugtuung bereiten, einem Feind Salomos Asyl zu gewähren! Rehabeams Häscher stießen dann ins Leere.

Heute abend würde die Karawane die kleine Festung Tamar erreichen, das hatte ihm einer der Reisegefährten beim morgendlichen Aufbruch erzählt. Dort kreuzte der Weg, den sie entlangzogen, mit einer anderen Route, und auch diese führte ins Edomiterland. Aber eventuell hatte er sich auch verhört. Denn der Gefährte sprach die Landessprache des Nordens, das Kanaanäische, schlecht. Nur der Karawanenführer und sein Sohn beherrschten diese ausreichend, so daß eine Unterhaltung möglich war. Aber ob nun das Nachtlager in Tamar oder in der Felseinsamkeit herzurichten war – heute abend wollte Jerobeam mit dem Anführer sprechen. Vielleicht verstand ihn der Mann und konnte ihm helfen. Dem mußte es doch egal sein, wo sein Mitreisender ins Edomiterland abbog, seine Bezahlung hatte er ja erhalten.

Die Gegend begrünte sich immer mehr, je tiefer sie in die Senke, die sich vor ihnen ausdehnte, hinabstiegen, und am Nachmittag tauchte tatsächlich die Zitadelle von Tamar vor ihnen auf. Als sie unterhalb der Festungsmauer ihr Lager aufschlagen wollten, fanden sie jedoch den Platz bereits besetzt. Eine andere edomitische Karawane hatte dort ihre Zelte aufgestellt, so daß sie sich ein wenig abseits einrichten mußten. Als Jerobeam hörte, daß die anderen nach dem fernen Ägypten unterwegs waren, schoß ihm eine kühne Idee durch den Kopf. Wenn er sich nun jenen anschloß und mit ihnen nach Ägypten wanderte? War nicht auch der Prinz Hadad dorthin geflohen? Und hatten nicht auch immer wieder Sippen aus Kanaan im Land am Nil Nahrung für sich und ihre Herden gefunden, wenn der Regen ausgeblieben war? In Ägypten suchte ihn Rehabeam gewiß nicht! Dort war er sicher. In diesem volkreichen Land konnte ihn niemand finden, selbst wenn man nach ihm forschte.

Kurzentschlossen teilte er dem Karawanenführer seinen Wunsch mit. Der musterte ihn so argwöhnisch wie noch nie vorher, aber er fragte nichts. Er ging zum Anführer der Nachbarn und sprach lange mit ihm. Endlich kam er zu Jerobeam zurück und meinte, die Gruppe sei bereit, ihn mitzunehmen. Als Knecht, denn sein Essen müsse er sich selbstverständlich verdienen. Auf ägyptischem Boden sei er dann wieder ein freier Mann. „Einverstanden!“ rief Jerobeam erfreut, verabschiedete sich von seinen bisherigen Gefährten und ging hinüber zu den neuen Weggenossen. Es stellte sich gleich heraus, daß keiner von denen die kanaanäische Sprache beherrschte, aber Jerobeam nahm das nicht schwer. Hauptsache, sie brachten ihn aus dem Einflußbereich Salomos heraus.

So zog er nun am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang wieder aus dem Tal hinauf in die Berge, das Königreich Hadads, das östlich der breiten Senke begann, im Rücken. Er war frohen Mutes. Aber schon am ersten Tag fragte er sich, ob er seinen Entschluß etwa bereuen mußte. War er bei der ersten Karawane Reisegast gewesen, der sich freiwillig nützlich machte, so war er jetzt wahrhaftig ein Sklave, und man trug ihm die schwersten und widerwärtigsten Arbeiten auf. Während mittags die Edomiter im Schatten kühler Felsen ruhten, mußte er die Esel von ihren Lasten befreien. Und die hatten Gewicht. Die Karawane brachte nämlich Kupferbarren ins Pharaonenreich, worauf dort die Gießereien schon warteten. Danach trug man ihm auf, dürres Gesträuch zu suchen und den Eselsmist aufzusammeln, als Brennmaterial für das Lagerfeuer. Abends hob er wieder die schweren Körbe von den Eseln, und dann mußte er das Feuer unterhalten, und wehe,

das Brennmaterial reichte nicht. Er erinnerte sich seiner Jugendjahre, als er Baumstämme und Steine geschleppt hatte für Salomos Großbauten. Das war zwar auch schwere Arbeit gewesen, aber er hatte sie als Gleicher unter Gleichen verrichtet. Hier bei diesen Edomitern war er jedoch der letzte Dreck, und die rohen Gesellen, die fast alle jünger waren als er, freuten sich, so billig einen Sklaven erworben zu haben, der ihnen die gröbste Arbeit abnahm, und machten sich einen Spaß daraus, ihn zu schikanieren. Und das gelang ihnen um so leichter, als er ihre Sprache kaum verstand und Mühe hatte, ihre Befehle zu deuten.

Er war heilfroh, als sie in der Oase Kadesch-Barnea anlangten. Sie hatten zwar noch nicht einmal den halben Weg nach Ägypten zurückgelegt und befanden sich noch immer in jenem Gebiet, auf das König Salomo Anspruch erhob, aber hier sollte zwei Tage gerastet werden, und hier wohnten Menschen, deren Sprache sich von derjenigen der Israeliten und Judäer nur wenig unterschied. Und ein seltsames Heiligtum gab es, ein Zelt aus sehr weißer Wolle, mit einem quadratischen Felsblock als Altar davor. Dieses Heiligtum bewachte ein Priester, ein noch junger Mann. Gemeinsam mit den Ältesten der Siedlung hatte er die Karawane willkommen geheißen und dabei bemerkt, daß Jerobeam kein Edomiter war. Als der Israelit wie üblich den Eselsmist aufsammelte, näherte er sich ihm und fragte: „Woher kommst du? Du bist doch kein Edomiter."

Jerobeam blickte freudig auf. Endlich wandte sich ihm jemand so zu, wie man einen Menschen anzusprechen pflegt. „Ich bin ein Israelit und auf der Flucht", antwortete er bereitwillig. „Ich habe mich in Tamar dieser Karawane angeschlossen und will mit ihr nach Ägypten."

„Und ich dachte, du bist ein Sklave", meinte der Priester verwundert.

Jerobeam schüttelte den Kopf. „Nein, ich bin ein freier Mann. Aber ich muß Knechtsdienste verrichten, weil ich anders die Männer nicht bezahlen kann."

Der Priester betrachtete den Flüchtling neugierig. Wie ein Sklave sah der wahrhaftig nicht aus. Sein Gesicht war zwar sorgenvoll, aber die Augen blickten ihn offen an, und er wußte sich auszudrücken. Das war keiner, der es gewohnt war, sich zu ducken, man konnte eher annehmen, daß er selbst zu befehlen verstand. „Warum bist du auf der Flucht?" fragte er voller Anteilnahme. „Was hast du getan? Wer verfolgt dich denn?"

Jerobeams Miene wurde noch bekümmerter. „Ich danke dir für dein Interesse an mir", sagte er. „Aber weshalb ich Verfolgung befürchte, das ist eine Sache zwischen meinem Gott Jahwe und mir. Verzeih, daß ich nicht darüber sprechen möchte!"

„Dann sprich mit Jahwe darüber!" riet ihm der Priester. „Dies weiße Zelt dort drüben ist sein Heiligtum, und ich bin sein Diener. Kenas heiße ich. Und wie heißt du?"

Jerobeam durchfuhr ein freudiger Schreck, als er hörte, daß die Bewohner der Oase den Gott Jahwe verehrten. „Hier inmitten der Wüste gibt es ein Jahweheiligtum?" rief er verwundert.

Der Priester Kenas war sehr angetan von diesem geheimnisvollen Israeliten. Er klärte ihn auf: „Weißt du nicht, daß Jahwe der Gott dieses Landes ist? Hier hat er sich eurer Vorväter angenommen, als sie auf der Flucht waren wie du, allerdings in entgegengesetzter Richtung. Hier ist Jahwe euer Gott geworden."

Der Karawanenführer kam herangestapft und machte dem Gespräch ein Ende. Er befahl Jerobeam, nicht herumzustehen, sondern wieder an die Arbeit zu gehen, und dem Priester kündigte er an, daß er morgen gegen Abend Jahwe opfern wolle, damit der Gott auf dem weiteren Weg die Hand über die Karawane halte. Kenas bat daraufhin den Edomiter, am Vormittag seinem Sklaven zu erlauben, mit Jahwe Zwiesprache zu halten. Jahwe sei dessen Gott, und der Sklave habe ihm anvertraut, daß er eine bestimmte Sache mit dem Gott auszutragen habe. Der Karawanenführer zuckte gleichgültig die Achseln und brummte etwas, was eine Zustimmung sein sollte. Da Jerobeam nichts verstanden hatte, obgleich er noch in der Nähe war, denn die Unterhaltung war auf Ägyptisch geführt worden, rief Kenas ihm die Einladung zu.

Nachdem Jerobeam am nächsten Tag seine Morgenarbeit erledigt hatte, ging er zum Heiligtum, neben dem der Priester mit seiner Familie wohnte. Kenas saß vor dem Haus und wartete schon auf seinen Gast. Jerobeam ließ sich neben ihm nieder und meinte: „Wenn eure Siedlung nicht jenen noch zu nahe läge, die mich verfolgen, so würde ich gern hierbleiben wollen. Es ist schön hier, und ich könnte euch nützlich sein. Ich bin erfahren im Steinebrechen und im Bau steinerner Häuser. Möchtest du statt deines heiligen Zeltes nicht ein richtiges Tempelhaus bauen?"

Kenas freute sich über das Angebot, aber die Frage verneinte er. „Unser Stammvater Aaron hat uns geboten, dieses Zelt zu errichten und am heiligen Steinblock, den das Zelt umschließt, Jahwe, den Herrn des Sinai, zu verehren. Der Stein stammt vom Gottesberg Sinai, auf dem Jahwe unseren und euren Vätern in einer gleißenden Feuersäule erschienen ist. Reisende, die hier in Kadesch hindurchziehen, legen vor dem heiligen Stein gewöhnlich etwas nieder, was ihnen lieb und teuer ist, und weihen es auf diese Weise Jahwe. Komm mit, ich zeige dir alles!"

Sie gingen zum Zelt. Kenas schlug die Plane beiseite, die den Eingang verschloß, und im Halbdunkel erkannte Jerobeam eine aufrecht stehende rötlich-graue Steinsäule, und davor eine niedrige, ebenfalls steinerne Platte voller Weihgaben. Sein Blick fiel auf einen blitzenden Goldring, daneben lag ein bronzener Dolch mit geschnitztem Elfenbeingriff. Auch einen kupfernen Arm- oder

Fußreif und einen bunt bestickten Gürtel beschaute er genauer. Viele weitere Dinge waren ausgebreitet, meist simple Gebrauchsgegenstände ohne großen Wert. Auch bauchige Krüge standen umher. Sie dienten der endgültigen Aufbewahrung der Gaben, nachdem sich Jahwe an ihrem Anblick sattgesehen hatte.

„Ich lasse dich jetzt allein“, sagte Kenas. „Sprich mit Jahwe! Übrigens fragte ich dich gestern schon nach deinem Namen.“

Jerobeam traute sich trotz der Freundlichkeit des Priesters nicht, seinen wirklichen Namen preiszugeben. So antwortete er: „Man nennt mich Ebed.“

„Nun denn, Ebed“, setzte Kenas seine Aufforderung fort, „wenn du willst, so lege etwas nieder, was du Jahwe schenken willst!“

„Aber ich habe doch nichts“, erwiderte Jerobeam bedrückt. „Mein Messer brauche ich.“ Ihm fiel die Botschaft ein, die er noch immer bei sich trug. Aber das war kein Geschenk für den Gott. Abgesehen davon, daß der Brief Schaden anrichten konnte, falls jemand das Siegel erbrach und ihn zu lesen verstand. Wer weiß, welche Nachricht er enthielt!

Kenas ließ jedoch Jerobeams Erklärung nicht gelten. „Jeder kann den Gott erfreuen – Jahwe sieht nicht auf den Wert der Gabe, sondern auf die Demut des Spenders. Trenne einfach ein Stückchen deines Gewands ab, wenn du nichts anderes hast! Schäme dich nicht, denn wie gesagt: Jahwe sieht auf dein Herz!“

Jerobeam betrachtete den Jüngeren, der zu ihm sprach wie ein weiser alter Mann. Dieser Priester gefiel ihm. Der könnte ihm ein Freund werden, wenn er selbst hier Zuflucht suchen dürfte. Gehorsam nahm er sein Messer und trennte einen Zipfel seines Gewandes ab, der noch einigermaßen sauber war. Kenas lächelte ihm aufmunternd zu und ließ ihn allein.

Jerobeam legte den Stoffetzen zu den anderen Weihegaben, etwas versteckt, damit er nicht gleich ins Auge fiel, und trat dann dem heiligen Stein einen Schritt näher. Er versuchte sich auszumalen, wie Jahwe damals im Feuer auf seinen heiligen Berg, der da irgendwo in der südlichen Felswüste zum Himmel aufragte, herabgefahren war. Er scheute sich, den gewaltigen Gott anzurufen, der Berge zum Beben und Steine zum Schmelzen brachte. Aber als er unschlüssig im Zelt umherblickte und sah, daß es trotz seiner weißen Farbe einer ganz gewöhnlichen Hirtenbehausung glich, und als er sich vorstellte, wie Jahwe mit gütigen Augen auch auf die bescheidenen Weihegaben schaute, da öffnete er doch die Lippen und sprach: „Jahwe, Gott Israels, höre mich an! Du weißt, daß ich dich nicht mit meinen kleinlichen Angelegenheiten zu belästigen pflege. Aber nun bin ich hier in der Fremde, und ich bin einsam, und ich habe Angst. Deshalb wage ich dich anzuflehen: Führe mich heil nach Ägypten und verhindere, daß die Edomiter ihr Wort brechen und mich dort etwa als Sklaven verkaufen! Bewahre mich vor den Nachstellungen Rehabeams und erinnere ihn täglich, daß er mir seinen Schutz versprochen hat! Und behüte meine Nichte Ketura! Und bringe mich, wenn Salomo gestorben ist und Rehabeam das Todesurteil über mich aufhebt, wieder zurück nach Israel zu meinen Freunden Schallum und Huram! Vielleicht kannst du ihnen ein Zeichen geben, woran sie erkennen, daß ich am Leben bin. Ich gelobe dir, mich dafür einzusetzen, daß dir in Israel ein Haus gebaut wird, so wie dir Salomo eines in Jerusalem errichtet hat. Mit meinen eigenen Händen will ich dafür die Steine aus dem Fels brechen, hörst du?“ Er hielt inne, denn alles, was ihn bewegte, hatte er gesagt. Er starrte den heiligen Stein an, als ob auf ihm irgendeine Bestätigung erscheinen müßte, daß Jahwe die Rede gehört hatte und die Bitten erfüllen wollte. Aber dann mußte er über seinen Kinderglauben lächeln. Er verbeugte sich tief vor dem Stein und trat rückwärts gehend hinaus ins Freie.

Kenas fegte den Platz vor dem Altar mit einem Reisigbesen, damit alles sauber sei, wenn am Nachmittag der Karawanenführer sein Opfer darbrachte. „Nun, hast du Jahwe deine Sorgen anvertraut?“ fragte er.

Jerobeam flog ein ganz leichtes Mißtrauen an. Hatte der Priester ihn etwa belauscht und wußte nun über ihn Bescheid? Aber sofort verscheuchte er den Verdacht. Er nickte. „Ja, ich glaube, daß er sich meiner annehmen wird. Er hat mich ja auch bis hierher beschützt.“ Und um von sich und seinen Bitten an den Gott abzulenken, wechselte er das Thema. „Du sprachst gestern von meinen Vorvätern. Ich weiß nur wenig von den vergangenen Zeiten, denn die Lasten der Gegenwart drücken uns so, daß wir mehr an die Zukunft denken als an die Vergangenheit. Ich erinnere mich aber, daß mehrere Sippen meines Stammes ihre Herkunft aus Ägypten ableiten. Sie erzählen von harter Knechtschaft und der Flucht aus dem Land hinaus in die Wüste, von der Verfolgung durch die Ägypter und der wunderbaren Errettung durch Jahwe, indem er die Verfolger im Meer ertränkte. Wegen dieser Rettungstat beschlossen später alle jene Stämme, die zur Abwehr der Philister den Stämmebund Israel gründeten, fortan Jahwe als ihren obersten Gott anzuerkennen und ihm zu dienen. So wurde Jahwe der Gott ganz Israels. Das lehren unsere Alten. Kennt ihr hier in Kadesch denn Einzelheiten von diesem Auszug aus Ägypten und vom Meerwunder?“

Kenas stellte den Besen beiseite und wies auf eine mächtige Eiche in der Nähe. Sie gingen hinüber zu dem Baum, setzten sich nieder und lehnten ihre Rücken an seinen Stamm. „Niemand hier kennt die Geschichte vom Auszug der Väter aus Ägypten besser als ich“, erklärte Kenas

selbstbewußt. „Bevor mein Vater starb, der vor mir dieses Heiligtum betreute, hat er mir und meinen jüngeren Brüdern das Wissen darüber anvertraut, das er von seinem Vater hatte. Da du danach fragst und ein Mann zu sein scheinst, der sein Volk liebt und dem Gott seines Volkes in treuer Hingabe verbunden ist, will ich dir in Kürze das Wichtigste erzählen. Ja, es war so, wie du schon sagtest, wir waren Knechte geworden in Ägypten. Der Pharao baute nämlich seine neue Hauptstadt, und uns hatte er dazu bestimmt, die Ziegel dafür zu machen. Die Arbeit lastete schwer auf uns, und unsere Bedrückung war groß. Da trat der Mann Mose zu uns und sagte, daß ihm draußen in der Wüste der Gott Jahwe erschienen sei und ihn beauftragt habe, uns aus Ägypten wegzuführen, denn der Gott habe unser Elend gesehen und wolle ihm ein Ende machen. Wir sehnten unsere Erlösung herbei und glaubten deshalb Mose, und so zogen wir unter seiner Führung heimlich davon in die Wüste, aus der wir einst wegen einer Hungersnot nach Ägypten gekommen waren. Aber die Ägypter hatten unsere Flucht bemerkt und verfolgten uns mit ihren Streitwagen. Vor uns war das wogende Schilfmeer, so daß wir den Verfolgern in die Hände fallen mußten. Da schrien wir zu Jahwe, daß er uns errette. Er erhörte uns und spaltete das Meer, und wir gingen trockenen Fußes hindurch. Als aber die Ägypter uns nachjagten, ließ er das Wasser über ihnen wieder zusammenschlagen, und Männer und Pferde ertranken jämmerlich, und ihre stolzen Wagen zerbrachen wie Reisigholz. Da glaubten wir, daß Jahwe wahrhaftig mit uns war. Mose führte uns auf langen, schwierigen Pfaden durch die Wüste bis zum Berg Sinai, auf dem Jahwe seinen Wohnsitz hat und wo sich der Gott dem Mose offenbart hatte. Am Fuße des heiligen Berges lagerten wir, und Mose stieg mit den Ältesten, deren einer unser Stammvater Aaron war, hinauf auf den Gottesberg. Und dort erschien ihnen Jahwe. Alles Volk blickte gebannt hinauf und sah das Feuer, das die Herrlichkeit Jahwes umschloß, hörte den gewaltigen Donner seiner Stimme und spürte, wie der ganze Berg bebte, und alle fürchteten sich sehr und dienten fortan dem Gott des Sinai, der sie aus der Knechtschaft errettet hatte und sie in ein Land führen wollte, wo Milch und Honig fließt, wie er es Mose und Aaron und den anderen Ältesten verspochen hatte.

Nachdem sich Jahwe uns allen offenbart hatte, brachen wir auf und zogen weiter durch die Wüste, bis wir schließlich hierher nach Kadesch gelangten. Hier richtete Mose das Heiligtum Jahwes ein, und seinen Bruder Aaron machte er zum Priester. Es ging uns gut, denn hier gab es lebendiges Wasser im Überfluß und grünes Land voller Bäume und Sträucher. Wir züchteten Schafe und Ziegen und bebauten die fruchtbare Erde, und viele glaubten, hier sei das Land, das uns Jahwe zugesichert hatte. Aber Mose sagte, daß wir weiterziehen müßten, denn das verheißene Land sei viel größer als dieses hier. Aaron aber wollte nicht fortgehen, denn nirgends, so meinte er, könne es besser sein als hier. Er setzte sich durch und blieb mit seiner Familie und seinen Anhängern hier. Mose aber zog mit dem größeren Teil des Volkes davon und gelangte endlich in das Land, das ihr nun Israel nennt. Wir aber wohnen immer noch hier, und das hat uns niemals gereut.“

Jerobeam hatte dem Bericht andächtig gelauscht. Und nun stellte er Fragen, aber manche davon konnte ihm Kenas auch nicht beantworten. So wußte er weder, wo genau sich das Meerwunder ereignet hatte, noch konnte er sagen, wieviele Männer mit ihren Familien eigentlich aus Ägypten geflohen waren. Aber trotzdem war Jerobeam froh über das Gehörte, denn so lebendig hatte ihm noch niemand die Geschichte vom Auszug aus Ägypten erzählt.

Am Nachmittag erschienen dann alle Männer der Karawane am Heiligtum, um ihr Opfer darzubringen. Auf dem Altar war bereits Brennholz aufgeschichtet, und als Kenas die Opfergesellschaft kommen sah, entzündete er das Feuer. Der Karawanenführer schlachtete das Lamm, das er hier gekauft hatte, schnitt die besten Stücke heraus und legte diese in die hochlodernden Flammen. Nun hob er anbetend die Arme und blickte zum Himmel empor. Mit lauter Stimme rief er Jahwe an, den Gott dieser endlosen Wüste, und bat ihn, das Opfer huldvoll anzunehmen und die Karawane vor Räubern und wilden Tieren zu bewahren, sie zuverlässig zu den Wasserstellen zu geleiten und an der Grenze Ägyptens für ihre freundliche Aufnahme zu sorgen. Dann zerteilte er das übrige Fleisch und warf es in den Kochkessel, den der Priester auf den Herd gestellt hatte. Als es eßbar war, gab er jedem den Anteil, der ihm nach seiner Stellung in der Gruppe zukam. Jerobeam bekam die Knochen zum Abnagen. Kenas, der am Mahl teilnahm, sah es mit Bedauern, aber er konnte dem Israeliten nicht helfen.

Als am nächsten Morgen die Sonne aufging, marschierten Männer und Esel schon in die felsige Wüste hinein. Immer wieder wandte sich Jerobeam nach der grünen Oase um und verwünschte sein Schicksal, das ihn den endlosen Weg nach Ägypten führte. Zu jenem Volk, das die Väter grausam unterdrückt und ausgebeutet hatte. Was würde ihn am Nil erwarten? Das freudlose Dasein der Väter oder wenigstens ein Abglanz vom heiteren Leben des Edomiterprinzen Hadad?

Er hatte viele Tage und Nächte Zeit, darüber nachzugrübeln. Und immer stärker wurde das Gefühl, daß er einen Fehler gemacht hatte, als er mit den anderen von Kadesch aus weitergezogen war. Er hätte dort bleiben sollen. Die Oase lag der Heimat viel näher als das Land Ägypten, und der Gott Israels war auch ihr Gott. Welch fremdartige Götter herrschten dagegen über Ägypten! In Kadesch hätte er schneller Salomos Ableben erfahren. Dann hätte er sich nach Geser zu Schallum durchschlagen können. Schallum würde ihn beschützen, auch vor Rehabeam.

So trottete er Tag um Tag dahin, von den Reisestrapatzen ärger zerschunden als seine Gefährten, zermartert von Ungewißheit, und der Wüstenzug seiner Vorväter war ihm qualvolle Gegenwart. Nein, so korrigierte er sich, ihm ging es schlimmer als seinen Vätern. Denn die zogen dem verheißenen Heimatland entgegen, er aber ging ins Exil.

Eines Tages tauchte am Horizont eine größere Menschengruppe auf. Waren es räuberische Nomaden? Nur Jerobeam blieb ruhig, ihm war schon egal, was der Karawane etwa zustieß. Aber im Näherkommen löste sich das Rätsel der Begegnung. Eine ägyptische Streifschar war unterwegs, um die Wasserstellen zu kontrollieren. Die Edomiter freuten sich und begrüßten den Anführer der Bewaffneten mit heiterer Ehrerbietung. Daß bis hier in die Wüste hinein die ägyptische Armee patrouillierte, verdrängte ihre Besorgnisse und gab ihnen Sicherheit. Selbst Jerobeam munterte das Treffen auf, denn nun konnte es nicht mehr weit sein bis zum Ziel der Reise.

Zwei Tage später erblickten sie denn auch in der Ferne den großen See, von dem die Edomiter bereits geschwärmt hatten. Am nächsten Tag zogen sie an seinem Ufer entlang bis zur Grenzfestung, wo sich jede Karawane zu melden hatte, wenn sie nach Ägypten hinein wollte. Die Festung sah trutzig aus, obwohl sie nur aus Lehmziegeln erbaut war. Eine hohe Mauer umschloß mehrere ein- und zweistöckige Gebäude, und ein Turm überragte die Anlage. Man hatte die Karawane schon kommen sehen, und der Wachhabende am Tor rief den Anführer sofort zu sich, kaum daß der seine Männer angewiesen hatte, sich in der Nähe einiger Tamariskenbüsche zu lagern.

Jerobeam nahm an, daß sie alle binnen kurzem würden weiterreisen dürfen. Aber die Unterredung am Tor dauerte lange, und als der Anführer endlich zurückkam, teilte er mit, daß er den Israeliten Ebed als einen gemeldet habe, der nicht zur Karawane gehöre, sondern der für länger im Land bleiben möchte. Er forderte Jerobeam auf hinüberzugehen, denn man werde ihn hierbehalten.

Jerobeam nahm die Nachricht, die er mehr erriet als verstand, mit Bestürzung auf. Damit hatte er nicht gerechnet. Er war davon ausgegangen, daß er am Zielort der Karawane als freier Mann sich würde Arbeit suchen können, und eine Unterkunft hätte sich dann auch gefunden. Die Edomiter hatten ihm gesagt, daß in Ägypten viele Fremde aus dem Land Kanaan lebten, mit denen er in seiner Sprache würde reden können. Und nun war er – ja was wohl? Ein Gefangener? Ein Eindringling, den man zurück in die Wüste schickte? Oder doch ein Sklave, wie er die gesamte Reise über gefürchtet hatte, den man verkaufen würde?

Langsam ging er hinüber zum Tor. Noch einmal wandte er sich um und sah, daß die Edomiter ihm gleichgültig nachblickten. Und schon wurde er in einen engen Hof geschoben, wo ihn zwei andere Ägypter gründlich durchsuchten. Natürlich fanden sie Rehabeams Brief an den Kommandanten der Festung Elat. Voller Interesse betrachteten die Soldaten das Siegel und debattierten lebhaft miteinander. Daß der Fund sie in frohe Laune versetzte, war ihren Mienen anzusehen. Sie nahmen Jerobeam den Brief und auch seinen Dolch ab und führten ihn dann in eine Kammer. Eine Bettstelle, ein Tisch und ein Stuhl standen darin. Die Tür schloß sich hinter ihm, und so merkwürdig es ihm selbst vorkam: Er freute sich auf den Schlaf in einem richtigen Bett. Und es machte ihm plötzlich gar nichts aus, ein Gefangener zu sein.

Drei stille Tage vergingen. Man brachte ihm zwar zu essen, und er wurde unter Bewachung regelmäßig ins Freie geführt, wo er ein paar Schritte hin- und hergehen durfte, aber sprechen konnte er mit niemandem, da ihn keiner verstand.

Aber am vierten Tag trat ein Mann in seine Zelle, der sprach ihn auf Kanaanäisch an, im Dialekt der südlichen Küstenstädte. Jerobeam bat ihn, langsam zu sprechen, und so konnte er seiner Rede folgen. Der Mann wollte vieles über ihn wissen, und Jerobeam nannte nun, da sie ja den Brief ohnehin hatten, seinen wirklichen Namen und seine Herkunft. Und er verriet, daß er einen Anschlag gegen den König Salomo verübt habe, der fehlgeschlagen sei. Deshalb müsse er sich verbergen, denn der König habe ihn zum Tode verurteilt. Er bitte, vorläufig in Ägypten bleiben zu dürfen.

Der Dolmetscher fragte ihn noch dieses und jenes, und dann hieß er ihn abwarten, was der Pharao über ihn beschließen werde. Er solle Geduld haben, alles werde gut werden. Es klang nicht unfreundlich.

Wieder vergingen endlose Tage, viel mehr als vor dem Verhör, und Jerobeam litt unter der Einsamkeit. Nun betete er jeden Abend zu Jahwe, da er sonst zu niemandem sprechen konnte. Er war nicht ganz sicher, ob der Gott ihn hören konnte, hier im Ägypterland, aber die Zuversicht besiegte seinen Zweifel, denn jenseits des großen Sees begann die Wüste, und dort war Jahwes Machtbereich.

Endlich erschien der Dolmetscher wieder und sagte, der Pharao habe befohlen, den kanaanäischen Flüchtling nach der Residenz zu überstellen. Jerobeam wunderte sich, daß der Pharao von einem einfachen Mann wie ihm Kenntnis genommen hatte. Er war doch kein geflohener Prinz, dem man sein Königreich wiederverschaffen konnte, um sich Dankbarkeit zu erwerben.Am Festungstor warteten bereits fünf Soldaten auf ihn und seinen Führer. Ich bin wahrhaftig ein Gefangener! durchfuhr es Jerobeam, und ihm war beklommen zumute. Was würde ihn in der Königsstadt erwarten?

Die Reise dorthin verlief aber nicht so, daß er sich als Häftling fühlen mußte. Sein Begleiter, der aus Gaza war, wie sich herausstellte, und dem Pharao schon seit Jahren diente, pries die fruchtbaren Talgründe, durch die sie marschierten, und berichtete manches von den Zuständen im Lande und von den Sitten und Gebräuchen der Ägypter. So kam sich Jerobeam allmählich wie einer vor, der zum Vergnügen unterwegs war, der nichts im Sinn hatte, als ferne Länder und fremde Völker kennenzulernen. Schließlich gelangten sie an einen Kanal, und nun ging es mit dem Schiff weiter. Jerobeam war noch nie auf dem Wasser gewesen, aber es bereitete ihm Spaß, so zu reisen, und das Schaukeln des Schiffes machte ihm nichts aus. Dörfer, Fruchtgärten, Baumpflanzungen, Papyrusdickichte glitten vorbei, Bauern und Fischer grüßten zum Schiff herüber, Kinder liefen jauchzend mit ihm um die Wette. Jerobeam winkte allen fröhlich zu, und immer wieder bestaunte er die Fruchtbarkeit des Landes. Kein Wunder, daß es soviele Menschen ernährte.

Und dann erschien am Ufer eines Nilarmes die große Stadt Tanis, wo Pharao Scheschonk, der erste seines Namens, seinen Regierungspalast hatte. Jerobeam wurde in eine Art Kaserne gebracht. Deren Höfe waren voller Bewaffneter, es war ein Gewimmel wie in einem Bienenstock. Der Dolmetscher verabschiedete sich, stellte jedoch ein baldiges Wiedersehen in Aussicht. Er bat seinen Schützling ein weiteres Mal um Geduld.

Seine Rückkehr ließ aber auf sich warten. Jerobeam fürchtete schon, daß man ihn vergessen hatte. Hier kümmerten sich ständig andere um ihn. Er bekam zwar gut zu essen, und das Nachtlager war sogar besser als in der Grenzfestung, doch hier wie dort machte ihm zu schaffen, daß er mit niemandem sprechen konnte.

Aber dann hatte das Warten ein Ende. Sein Betreuer war wieder da, und Jerobeam wäre ihm beinahe um den Hals gefallen, so sehr hatte ihn die Einsamkeit bedrückt. Der Mann aus Gaza meldete ihm in amtlichem Ton, der Pharao gewähre dem Flüchtling Jerobeam, Sohn des Nebat, stammend aus dem Königreich Israel, Asyl und habe ihm deshalb in der Stadt eine Bleibe zugewiesen.

Jerobeam folgte dem Abgesandten des Königshofes hocherfreut und neugierig durch das Gewirr der Gassen. Schließlich gelangten sie in eine Gegend, wo sich die Häuser nicht so dicht drängten und wo offenbar Bürger einer gehobeneren Schicht wohnten. Sie betraten einen Garten, in dem ein einstöckiges Häuschen stand. Hinter diesem befand sich ein kleiner Teich, von niedrigen Bäumen umsäumt. „Hier wirst du wohnen“, verkündete der Begleiter, und Jerobeam dachte erneut an den Edomiterprinzen Hadad und hatte einen Augenblick lang Mühe, sich bewußt zu sein, daß er nur ein einfacher Israelit war. Aber sofort fiel ihm ein, wie zerrissen und beschmutzt sein Gewand war, und nun schämte er sich sogar.

Das Haus hatte mehrere Zimmer. Im Empfangsraum begrüßte ihn eine junge Frau, die ihm sein Führer als seine Dienerin Scheri vorstellte. Im Hintergrund standen zwei Männer, die waren für den Garten zuständig und sollten ihn begleiten, wenn er die Stadt durchstreifen wollte. Jerobeam war sofort klar, daß die beiden seine Aufpasser waren. Seine Bewacher. Trotz seiner abgerissenen Gestalt mußte er sich als Hausherr einführen. So nannte er den dreien seinen Namen, obgleich die den selbstverständlich schon kannten, und er fügte hinzu, daß er sich freue, durch die Gunst des Pharaos hier wohnen zu dürfen, und daß er ihre Dienste gern in Anspruch nehmen werde. Das Mädchen lächelte ihn an, und die Männer musterten ihn neugierig, aber verstanden hatten sie ihn natürlich nicht. „Wie soll ich ihnen Anweisungen geben, wenn wir einander nicht verstehen?“ fragte er ratlos den Dolmetscher.

„Keine Angst!“ zerstreute der seine Bedenken. „Scheri wird dich die Sprache der Ägypter lehren.“ Er ließ Jerobeam allein und versprach, in einigen Tagen wiederzukommen, da der Pharao weitere Auskünfte über ihn haben wolle.

Jerobeam setzte sich. Jetzt, wo er offenbar am Ziel seiner Flucht angelangt war, fiel die Anspannung der letzten Wochen von ihm ab, und er fühlte eine wohltuende Müdigkeit über sich kommen. Die beiden Männer verschwanden, und das Mädchen bewährte sich zunächst als eine rücksichtsvolle Bademeisterin und Masseuse und ein wenig später als geschickte Köchin. Und sein altes Gewand warf sie einfach weg, denn in einer Truhe warteten neue Kleider darauf, daß er sie anlegte. Er machte keine schlechte Figur als Ägypter, nur der Bart paßte nicht zur Kleidung, er wies ihn als Asiaten aus.

Am nächsten Tag brachte ihm Scheri allerlei alltägliche Bezeichnungen und Redewendungen bei. Damit er begriff, was sie meinte, zeigte sie ihm die benannten Dinge oder spielte ihm die Situation vor. Jerobeam war vom Unterricht begeistert und strahlte vor Zufriedenheit. Endlich hatte er jemand um sich, der sich mit ihm abgab und ihm die furchtbare Langeweile vertrieb. Und abends erwies sich, daß ihm Scheri nicht nur als Dienerin und Lehrerin zugeteilt war, sondern auch als Bettgespielin. Und sie erfüllte diesen Dienst wie die anderen mit Hingabe, denn Jerobeam gefiel ihr, und sie fand, daß sie es mit diesem Mann, der aus der östlichen Wüste gekommen war, gut getroffen hatte. Und Jerobeam war drauf und dran, erst einmal Israel und Salomo zu vergessen.

Als der Abgesandte des Pharao wieder erschien, brachte er einen Schreiber mit. Nun war Jerobeam sein Geschick natürlich sofort wieder gegenwärtig, aber er war heiteren Gemüts und gab

bereitwillig alle Einzelheiten seines Anschlags auf Salomo und dessen Vorgeschichte zu Protokoll. Und auch die Verschwörung Rehabeams und Naamas verriet er, denn er mußte ja erklären, wie er den Hund ins Palastviertel geschmuggelt und wo er sich vor und nach der Tat versteckt hatte. Eines ergab das andere, und so kam er auch auf die Unzufriedenheit der Israeliten zu sprechen und auf die Bestrebungen, von der Daviddynastie abzufallen. Er wunderte sich zwar, daß die Fragen gar kein Ende nahmen, aber er sagte sich, daß die Ägypter eben wißbegierige Leute seien, allerdings mit einem schlechten Gedächtnis, weil sie alles aufschreiben mußten, was sie hörten. Und indem er alle Fragen gewissenhaft und ausführlich beantwortete, wollte er auch seine Dankbarkeit für das angenehme Asyl erweisen.

Sein Betreuer war sehr angetan von den genauen Auskünften und lobte ihn. Als er sich verabschiedete, sagte er, daß er nun andere Aufgaben habe und nicht mehr wiederkommen werde. Jerobeam solle sorglos den Aufenthalt in diesem schönen Land genießen und niemals befürchten, daß ihn der Pharao vergessen habe. In Ägypten werde niemand vergessen.

Jerobeam fiel der Abschied nicht leicht. Er hatte sich an den Mann gewöhnt, und sie waren gut miteinander ausgekommen. Wem würde er nun seine Fragen stellen können? Nicht die Alltagsfragen, für die war das Mädchen zuständig. Sondern die Lebensfragen. „Ich muß in mein Land zurück, wenn König Salomo stirbt“, sagte er. „Wie werde ich aber seinen Tod erfahren? Mit wem kann ich über meine Rückkehr sprechen?“

Der Beamte des Pharao zerstreute seine Sorgen. „Du wirst alles erfahren, was du wissen mußt. Und man wird mit dir sprechen. Hab Geduld! Noch ist es ja nicht soweit.“

Jerobeam fragte weiter: „Wie soll ich mich je erkenntlich zeigen für diesen wunderbaren Aufenthaltsort? Ich bin doch nur ein kleiner Beamter eines kleinen Königreiches gewesen. Reichtümer habe ich nicht.“

Nun zeigte der Mann aus Gaza wieder sein väterliches, verständnisvolles Lächeln. „Noch nie ist ein Schutzsuchender heimgekehrt, bevor er nicht dem Pharao danken durfte. Und glaub mir, der Pharao weiß, wie du dich ihm erkenntlich zeigen kannst. Wenn die Zeit dafür gekommen ist, wird er es dich wissen lassen.“

11

Während Jerobeam seinem südlichen Exil entgegenmarschierte, trugen die jungen Israeliten, die Rehabeam heimgeschickt hatte, die Nachrichten über das Jerusalemer Geschehen nach Norden. Überall in den Städten und Dörfern bis hinab nach Dotan wurde darüber heiß debattiert. Und Jerobeams Befürchtung bestätigte sich, daß die plötzliche Heimkehr der Dienstverpflichteten dem Salomosohn zum Vorteil gereichte.

Auch in Zereda steckten die Männer die Köpfe zusammen und lauschten voller Neugier den Berichten der beiden Rückkehrer über Jerobeams geheimnisvolles Verschwinden, nachdem er sich ständig mit seinem Hundetier abgegeben hatte, über die fieberhafte Suche der Soldaten nach dem verschwundenen Aufseher, über die Krankheit des Königs und Rehabeams Regentschaft. Die seltsamen Begebenheiten erhitzten die Phantasie und lieferten Gesprächsstoff für viele Abende. Einig waren sich die Männer, daß Salomos Krankheit Jahwe geschickt hatte, als Strafe für die Bedrückung Israels. Und als sich einer nach dem anderen der Hoffnung anschloß, daß es unter dem Sohn des bauwütigen Gewaltherrschers doch besser werden würde, da schwieg dazu selbst Bohan, wie Jerobeam in seiner trübsinnigen Stimmung vorausgesehen hatte. Aber dem Salomo wünschte der grimmige Jerusalemgegner ein langes, schweres Leiden, und alle, die den König haßten wie er, stimmten ihm darin zu.

Mehr noch als in Zereda wurde in den anderen Siedlungen darüber gerätselt, womit sich denn eigentlich Jerobeam am König vergangen hatte, so daß der ihn verfolgen ließ. In seinem Heimatdorf war die Abneigung gegen den Jerusalemer Beamten noch zu groß, als daß dessen Auflehnung gegen den König gebührend gewürdigt worden wäre, aber in den anderen Dörfern und Städten rühmte man Jerobeam und hätte gern Genaueres darüber gewußt, was er getan hatte. Aber daß er die Hand gegen den König erhoben hatte, das stand fest, sonst hätte dieser nicht die Soldaten gegen ihn losgelassen. Da es an Kenntnis fehlte, schwirrten Gerüchte durchs Land. Jerobeam sei in den Palast eingedrungen und habe den König bedroht, er habe eine Verschwörung angezettelt, um Salomo zu ermorden, er sei mit seinen Gefährten in die Wüste geflohen und werde sich eines Tages für seine Verfolgung rächen. Manche wieder vermuteten, daß der König ihn habe umbringen lassen, und seine Flucht sei erfunden, um die Israeliten zu beruhigen. Je weniger man Jerobeam persönlich kannte und etwas von ihm wußte, um so wilder wucherte die Gerüchtemacherei. Und viele Israeliten im Norden und Osten des Landes hörten den Namen Jerobeam jetzt zum erstenmal.

In große Besorgnis hatten die verwirrenden Nachrichten Huram gestürzt. Er war der einzige, der von der Verschwörung Rehabeams und Naamas gegen Salomo wußte. Wenn nun Jerobeam

aufgegriffen wurde? Was würde der Regent mit ihm tun? Ihn retten, wie er es versprochen hatte? Wohl kaum. Er würde Jerobeam als Mitwisser umbringen. Aber nicht ohne ihn vorher brutal zu verhören, über seine Freunde in Israel, die Salomogegner. Mußte dabei nicht auch der Name Huram fallen?

Er grübelte hin und her und kam immer wieder zum selben Ergebnis: In Anbetracht des Mißlingens wäre es das beste, wenn Jerobeam der Tod ereilt hätte, denn dann könnte niemand ihn, Huram, als eigentlichen Anstifter der Tat verraten. Salomos unverhoffte Regierungsunfähigkeit hatte die Lage entscheidend verändert, und nicht zugunsten Israels. Der Gewinner war Rehabeam. Er war nun Regent und konnte im Namen Salomos tun, was ihm gefiel. So konnte er, ohne daß Salomo ihn zu hindern vermochte, die jungen Israeliten nach Hause schicken und damit die Aussichten seiner Wahl zum König Israels beträchtlich steigern, indem er die Hauptanklagen der Salomofeinde in Israel schlagartig gegenstandslos machte. Wer würde nun noch einem Aufruf zum Abfall von der Daviddynastie folgen? Wo sich doch der Sohn des verhaßten Salomo so versöhnungsbereit gab?

Huram raufte sich das Haar und war drauf und dran, sein jahrelanges Wirken für einen eigenen israelitischen König als gescheitert anzusehen und seine Verbindung zu Gleichgesinnten abzubrechen. Mochte Bedan von Sichem, der Mächtige des Stammes Manasse, nun triumphieren und, wenn Salomo gestorben war, seinen Vertrag mit dessen Sohn abschließen. Er selbst war zu geschwächt, um ihn daran noch hindern zu können.

In ähnlicher Weise wie Huram war Jerobeams Freund Schallum besorgt. Wie alle Kommandeure hatte er Befehl erhalten, Streifscharen auszusenden, die den geflohenen Verbrecher aufspüren sollten. Und Rehabeam, der um die Bekanntschaft der beiden Männer wußte, wenn er auch nicht ahnte, wie tief sich beide verbunden fühlten, hatte den Zusatz angefügt, daß er den Diensteifer des Kommandanten von Geser in dieser Sache mit besonders scharfen Augen prüfen werde. Nach dem ersten Schreck über das Todesurteil gegen den Freund war Schallum dem Befehl nachgekommen. Es schien ihm äußerst unwahrscheinlich, daß sich Jerobeam in Salomos Machtbereich aufhielt, noch dazu in seiner Heimat, dem mittleren Bergland. Also wagte er selbst wenig, wenn er seine Suchtrupps ausschwärmen ließ. Was aber wäre, wenn sich Jerobeam unerkannt direkt zu ihm flüchtete und ihn um seinen persönlichen Schutz bat? Mußte er dann nicht der Freundespflicht nachkommen und zum Heuchler gegenüber dem Königshaus werden? Davor hatte er Angst, denn Lug und Trug waren ihm fremd, und er würde sich verraten. Als ihm Jerobeam den möglichen Abfall Israels von der Daviddynastie angedeutet hatte, da war von einem ehrlichen Volksaufstand die Rede gewesen, nicht von einem heimtückischen Mordanschlag, und er hätte offen und ehrlich dem König die Gefolgschaft aufkündigen können. Aber Rehabeam Treue heucheln und hinter seinem Rücken dessen Befehle übertreten, das war nicht seine Art. In welche Sache war Jerobeam nur hineingeraten? Was hatte er wirklich getan? Und wenn man ihn aufgriff? Würde er dann etwa unter der Folter den Namen Schallum nennen? Als Mitverschworenen im Ringen um Israels Befreiung von der Herrschaft Jerusalems? Das waren die bohrenden Fragen, die Schallum so manche schlaflose Nacht bereiteten.

Auch die königlichen Statthalter hatten den Befehl erhalten, den zum Tode verurteilten Efraimiten Jerobeam aufzuspüren und zu ergreifen. Ochran sandte seine Spitzel aus, und er entschloß sich außerdem, die Ältesten Efraims und Manasses zu sich zu laden und ihnen den Befehl bekanntzugeben. Vielleicht konnte er ihnen damit Furcht einjagen.

Neugierig reisten die Würdenträger nach Sichem. Ob sie nun erfuhren, was sich in Jerusalem tatsächlich ereignet hatte? Aber der Statthalter enttäuschte sie. Denn was er mitzuteilen hatte, das wußten sie bereits von den jungen Leuten, die vorzeitig heimgekehrt waren. Einzig neu war ihnen das Todesurteil gegen den ehemaligen Salomobeamten aus Zereda. Sie erschauerten. Jerobeam schien wahrhaftig dem greisen König nach dem Leben getrachtet zu haben. Ochran forderte die Ältesten auf, überall in ihren Städten und Dörfern nach dem Verurteilten zu suchen und ihn, werde er gefunden, den bewaffneten Kommandos zu übergeben, die das Land durchstreifen würden. Und damit die Abgesandten der Sippen gar nicht erst Fragen stellten, fügte er hinzu, daß er selbst auch keine Einzelheiten der Vorgänge in der Königsstadt kenne. Wichtig sei jetzt nur, den Verbrecher aufzuspüren, damit das Urteil des Königs in Jerusalem vollstreckt werden könne. Und zum Schluß wandte er sich an Huram: „Du siehst, was deine Hetze gegen den König angerichtet hat. Ein treuer Beamter muß sterben, weil er sich deine giftigen Reden zu eigen gemacht und in dieser Verwirrung seine Hand gegen den König erhoben hat."

Huram erschrak. Hatten sie seinen Anteil an dem mißglückten Mordanschlag etwa schon aufgedeckt? Doch nein, dann säße er gar nicht mehr hier, beruhigte er sich. „Du Lügner!" schleuderte er dem Statthalter entgegen. „Jeder hier weiß, welche Gewalttat der König gegen Jerobeams Familie verübt hat. Auch du weißt es! Gerade du! Ist es da ein Wunder, daß Jerobeam versucht hat, sich irgendwie zu rächen? Was hat das mit mir zu tun?"

Der Älteste aus Tappuach erhielt Unterstützung durch einen, von dem das keiner erwartet hatte, denn der sah die Zukunft Israels ganz anders als der Angegriffene. Hurams Kontrahent Mal-

kiel ließ Ochran keine Zeit zur Entgegnung. „Ohne Salomo und ohne dich, Ochran, hätte Jerobeam nie seine Hand gegen den König erhoben“, empörte er sich. „Ist dir nicht klar, daß du mit deiner Rede Huram zum Mitschuldigen erklärst? Nimm deine freche Verdächtigung zurück! Niemand von uns hat Jerobeam geheißen, den König zu bedrohen – es war seine persönliche Entscheidung. Laß also unseren Stammesbruder Huram aus dem Spiel!“

Ochran biß sich verärgert auf die Unterlippe. Daß sich der wortgewaltige Alte aus Bet-El an Hurams Seite stellen würde, hatte er nicht voraussehen können. Aber so waren diese Brüder: Wenn sie ihm widersprechen konnten, da waren sie sich plötzlich einig, auch wenn sie vor der Tür noch einander begeifert hatten. Er wollte die Debatte abbrechen, war auch bereit, seinen Angriff auf Huram abzuschwächen, aber Malkiel öffnete noch einmal den Mund. „Es war Jahwe, der Jerobeams erhobene Hand aufgehalten hat“, verkündete er. „Er sieht nicht nur das Elend des Sohnes Nebats aus Zereda, er sieht die Not ganz Israels. Er war es, der den König mit Krankheit schlug.“

Stille war im Raum. Malkiel hatte es gewagt, die Meinung des Volkes dem Statthalter des Königs rücksichtslos ins Gesicht zu sagen! Die Ältesten lauerten auf Ochrans Antwort. Der war bleich geworden und schwankte, ob eine bloße Zurückweisung der ungeheuerlichen Behauptung genügte. Selbstverständlich hatten ihm seine Zuträger von diesem Gerede berichtet, aber daß sich ein Ältester erdreistete, in offizieller Versammlung vor seinen Ohren die boshafte Deutung von Salomos Krankheit als Jahwestrafe zu wiederholen, das überschritt die Grenze zur Majestätsbeleidigung. Oder gar zur Gotteslästerung?

In die Stille hinein sagte Bedan: „Malkiel hat ausgesprochen, wie das stöhnende Volk die Krankheit des Königs auslegt. Was jedoch zählt, das ist doch, daß der König lebt. Weder Jerobeam konnte ihm etwas antun, noch – um noch einmal mit dem Volk zu sprechen – hat Jahwe seiner Herrschaft ein Ende gesetzt. Ein Krankenlager währt nicht ewig. Wäre es deshalb nicht angebracht, Jerobeam zu begnadigen? Ihn meinetwegen aus Jerusalem zu verbannen, aber nicht sein Leben zu bedrohen? Vorausgesetzt, er hat sich wirklich schuldig gemacht.“

Der letzte Satz veranlaßte Deker, den Ältesten aus Ochrans Heimatstadt Schilo, den Statthalter zu fragen: „Was hat Jerobeam überhaupt getan? Wenn man es dir nicht sagte, so hättest du dich erkundigen müssen, bevor du uns einlädst. Vielleicht war alles nur ein Mißverständnis? Wie sollen wir deiner Aufforderung nachkommen, wenn wir unseren Nachbarn daheim nichts erklären können?“

Es war offensichtlich: Ochran war in die Enge gedrängt. Nach Bedans kluger Entlastung Malkiels konnte er den unvorsichtigen Alten nicht anklagen, den König oder gar Gott geschmäht zu haben. Und die Sachfragen vermochte er sowieso nicht zu beantworten. „Es gibt kein Mißverständnis in Jerusalem“, stammelte er. „Würdet ihr einen Mann begnadigen, der euch nach dem Leben trachtet?“

Bedan wandte sich an seine Amtsbrüder. „Da der Statthalter uns nichts Genaueres sagen kann, wird es das beste sein, wenn zwei von uns nach Jerusalem reisen und den Regenten selbst um Aufklärung bitten. Wir haben ein Recht zu erfahren, was Jerobeam vorgeworfen und warum er mit dem Tode bedroht wird. Ich bin bereit, diese Reise anzutreten. Und als meinen Begleiter schlage ich Huram vor, denn er kennt Jerobeam von uns allen hier am besten.“

Ochran fauchte: „Ja, nimm Huram mit! Da können sie ihn in Jerusalem gleich dabehalten und verhören, diesen Königsfeind!“

Den Ältesten war nicht ganz klar, warum der Statthalter gerade den Mann aus Tappuach immer wieder attackierte. Hatte ihn denn Malkiels gewagte Widerrede weniger getroffen?

Der Greis aus Bet-El nahm schon wieder das Wort. „Statt Hurams werde ich mit dir gehen, Bedan, trotz meines Alters. Falls in Jerusalem dein Name, Huram, fällt, was ich jedoch nicht glaube, werde ich dich verteidigen. Ein König hat immer Feinde und muß mit diesen Feinden leben, ob sie nun Malkiel oder Huram oder Jerobeam heißen.“

Huram war froh, nicht in die Residenz reisen und dem Regenten ins tückische Antlitz sehen zu müssen, und erklärte sich einverstanden, zu Hause zu bleiben. In der Nähe seines lieben Freundes Ochran, fügte er grinsend hinzu.

Und so machten sich denn am nächsten Morgen die beiden Beauftragten auf den Weg nach Süden. Ochran sah sich schon den hämischen Vorwürfen seines Vorgesetzten ausgesetzt, wozu er denn eigentlich in Sichem sitze, ob er künftig seine Ältesten stets nach Jerusalem schicken wolle, wenn die ihre Nasen in Dinge steckten, die sie nichts angingen. Er fühlte sich unwohl. Ja, wenn alle Ältesten wie der friedfertige Bedan wären, da würde er sich schon mit ihnen vertragen. Wäre er mit Bedan allein gewesen, hätte er ihn bestimmt von seiner Reise zurückhalten können. Aber wenn er schon Huram mit seinem boshaften Grinsen sah und den senilen Malkiel lospoltern hörte, da war es mit seiner Beherrschung aus. Schade, daß Huram nicht mit nach Jerusalem ritt! Wenn er einen Boten mit all dem Material, das er gegen diesen Salomofeind zusammengetragen hatte, hinterhergeschickt hätte, so wäre der Verhaßte sicher nicht ungeschoren davongekommen.

Bedan und Malkiel kehrten in Gibea beim benjaminitischen Ältesten Elasa ein und machten ihm den Vorschlag, sich ihnen anzuschließen. Sie hielten zwar beide nicht viel von ihm, denn in

Efraim lachte man über den kleinen Mann, der seine Verwandtschaft mit dem Hünen Saul bei jeder Gelegenheit betonte, und außerdem war er ihnen mit seinen erst vierzig Jahren zu jung, aber er wohnte nun einmal am Wege, und zu dritt war man stärker als zu zweit. Außerdem kannte Elasa Jerobeam, denn auch junge Benjaminiten hatten in dessen Kolonne gearbeitet.

Als Rehabeam gemeldet wurde, daß drei israelitische Älteste eingetroffen seien und von ihm Aufklärung über Jerobeams Vergehen verlangten, war er äußerst unangenehm berührt. Das Anliegen, das die Männer herführte, war zwar berechtigt, und man mußte es ihnen sogar zugute halten, wenn sie sich selbst informieren wollten, statt sich an der Gerüchtemacherei zu beteiligen. Aber im Gespräch über den Fall würde ein Wort das andere geben, und endlich stellte sich dann die Frage, wer denn Jerobeam geholfen hatte. Und die Würdenträger nutzten sicherlich die seltene Gelegenheit dieser Audienz, weitere Erleichterungen für Israel zu fordern. Wenn er diese ablehnte, konnten darunter die Sympathien leiden, deren er sich zur Zeit erfreute, weil er die Arbeitspflicht der jungen Männer ausgesetzt hatte. Diese allgemeine Dienstpflicht würde er sowieso wieder einführen, wenn er erst König war. Außerdem befand sich dieser alte Schwätzer Malkiel in der Abordnung. Wie Ochran hielt er den Poltergreis zwar für weniger gefährlich als Huram, denn seine Ansichten über ein Israel ohne König mußten der Masse der jüngeren Israeliten doch weltfremd erscheinen, aber sein aufgeblasenes Gehabe war trotzdem schwer zu ertragen. Nein, Rehabeam schien es ganz unmöglich, die Ältesten selbst zu empfangen. Er beauftragte Asarja, den Obersten der Statthalter, mit dieser undankbaren Aufgabe.

Der Minister befürchtete schon seit längerem, daß Rehabeam jenes strenge Regime, das der König in Israel eingeführt hatte, lockern wollte. So nahm er nun dessen Ermahnung, den israelitischen Würdenträgern freundlich und zuvorkommend zu begegnen, mißmutig auf. Das ganze Gespräch ging ihm gegen den Strich. Er sollte den Lückenbüßer abgeben, weil der Regent zu feige war, den Israeliten Rede und Antwort zu stehen! Was erdreisteten sich diese Ältesten überhaupt, hierher in die Residenz zu kommen und aufdringliche Fragen zu stellen? Was sie wissen mußten, hatten ihnen die Statthalter in Sichem und Mizpa doch mitgeteilt!

Er ließ die lästigen Fragesteller einen Tag lang warten, erst dann empfing er sie. Die Ältesten hatten gehofft, vor Rehabeam selbst treten zu dürfen. Aber wenn der Regent mit Arbeit überlastet war, wie der Minister ihnen sagte, so mußten sie eben diesem unfreundlich blickenden Asarja ihre Fragen stellen.

Bedan sprach zunächst in wohlgesetzten Worten das Bedauern der Stämme Manasse, Efraim und Benjamin und sicherlich ganz Israels über die Krankheit des Königs aus und wünschte dem Herrscher baldige Genesung. Asarja dankte, ließ aber nicht durchblicken, um was für eine Krankheit es sich denn eigentlich handelte. So erläuterte Bedan nun das Anliegen, das sie hergeführt hatte. Er zählte das Wenige auf, was sie von Ochran wußten, und bat um eine genauere und umfassendere Information. Er begründete das mit der Aufgabe der vom Volk gewählten Ältesten, falschen Gerüchten entgegenzutreten und das gute Verhältnis zwischen Israel und Jerusalem zu wahren. Seine Gefährten Malkiel und Elasa runzelten die Stirnen.

Asarja sah es und wünschte, die Unterredung schon hinter sich zu haben. „Was wollt ihr“, sagte er herablassend, „ihr seid doch über den Fall, wie ich höre, gut unterrichtet! Es ist so: Euer Jerobeam hat einen Anschlag auf das Leben des Königs verübt. Natürlich konnte die Tat nicht gelingen, da doch Jahwe einen solchen Frevel nie zulassen würde. Sagt selbst: Ist ein Verbrechen wie dieses nicht eine Auflehnung gegen die göttliche Ordnung? Verdient der Täter dafür etwa nicht die Todesstrafe?“

Malkiel nutzte die kleine Pause, die der Minister machte, und fuhr in barschem Ton dazwischen: „Wir sind nicht hergekommen, damit du uns über die göttliche Lebensordnung belehrst. Die kennen wir besser als du, denn unsere Ämter sind Teil dieser Ordnung. Du dagegen hast dein Amt nur, weil es Salomo so gefallen hat.“

Asarja starrte den Redner böse an, hochrot im Gesicht. Der war ja schlimmer, als ihn Ochran stets geschildert hatte. Der wagte es, ihn in seinem eigenen Haus zu beleidigen! Bedan versuchte, dem Zornesausbruch des Hausherrn zuvorzukommen. „Malkiel meint, daß wir zu den Einzelheiten kommen sollten“, warf er schnell ein und schleuderte dem Alten einen warnenden Blick zu. Glaubte der, mit Beschimpfungen die Auskünfte hervorlocken zu können, die sie haben wollten? Und rasch fuhr er fort: „Wirre Gerüchte laufen in Israel um, ich sagte es schon. Und viele Meinungen sind uns zugegangen. Jerobeam ist ja als Beamter des Königs ein bekannter Mann, und sein Schicksal berührt die Israeliten. Sie kennen seinen Eifer für die Bauten des Königs und fragen sich nun, ob ein solch treuer Diener Salomos überhaupt die Absicht haben konnte, seinen obersten Herrn zu töten. Vielleicht beruht alles nur auf einem Mißverständnis? Die Israeliten fragen auch, warum über Jerobeam das Todesurteil gesprochen wurde, ohne daß er sich verteidigen konnte. Vielleicht ist er nur aus Angst geflohen und hält sich für unschuldig? Konnte das Todesurteil nicht warten, bis Jerobeam gefunden ist oder bis er sich selbst stellt? Versteh uns nicht falsch! Das sind nicht unsere Fragen. Aber indem wir sie dir nennen, sollst du dir ein Bild machen, wie der Fall die Israeliten bewegt. Und du wirst erkennen, daß uns geholfen wäre, wenn wir wüßten, wie Jerobeam seinen

Anschlag geplant und ausgeführt hat. Dann könnten wir der Aufregung bei uns entgegentreten.“ Abermals blickte er Malkiel scharf an, damit der seinen Mund halten sollte.

Dafür ließ sich Elasa vernehmen. „Manche vermuten, daß Jerobeam gar nicht geflohen ist, sondern daß ihr ihn heimlich ermordet habt.“

Asarja war drauf und dran gewesen, nach Bedans gemäßigter Rede über Malkiels Schmähung hinwegzuhören. Der füllige Wortführer mit dem glatten Gesicht unter dem graumelierten Haar schien ein umgänglicher Gesprächspartner zu sein. Man sah ihm an, daß er jedem Streit abgeneigt war. Der wirkte hoffentlich mäßigend auf solche Hitzköpfe ein, wie sie ihm zwei davon mitgegeben hatten. Der Uralte hatte womöglich begriffen, daß er hier besser schwieg. Aber jetzt wollte dieser Kurzgewachsene den bissigen Köter spielen. Asarja reckte sich und rief empört: „Glauben die Ältesten Israels dem Geschwätz unwissender Bauern beim Abendumtrunk mehr als den königlichen Beamten, die die Heimtücke Jerobeams bezeugen können? Er hat versucht, den König, während er unsere neuesten Befestigungsanlagen besichtigte, vom Turm zu stürzen! Den Hals brechen sollte sich Salomo! Ich kann euch zeigen, wo der Mordversuch geschah. Den Schrecken, der in der Stadt über diese Freveltat herrschte, nutzte der Verbrecher zur Flucht. Niemand weiß bisher, wohin er sich verkrochen hat. Alle eure Fragen sind haltloses Gewäsch.“

Um der Debatte ein Ende zu machen, forderte Asarja seine Gäste kurzentschlossen auf, ihn zum Haus am Millo zu begleiten. Dort zeigte er ihnen die steile Treppe, die hinauf zur Turmplattform führte, und erläuterte, wie Jerobeam einen Hund abgerichtet hatte, der die Sänftenträger zu Fall bringen sollte. Aber Rehabeam persönlich hatte, auf diese Feststellung legte Asarja Wert, seinen bedrohten Vater gerettet, indem er die grimmige Bestie erledigte.

Die Ältesten waren beeindruckt, beschauten alles ganz genau und wiegten bedächtig die Köpfe. Gar nicht so dumm, dieser Jerobeam! Während der Hund ihm die Tat abnahm, konnte er selbst sich in Sicherheit bringen. Daß beherzte Männer das Tier stoppen würden, bevor es sein Ziel erreichte, dieses Risiko hatte er auf sich nehmen müssen.

Bedan hatte Asarja ursprünglich noch Jerobeams Trauer um den Tod seines Bruders schildern und geltend machen wollen, daß man dies als mildernden Umstand berücksichtigen müsse, zumal der König ihm auch seine Nichte nicht herausgegeben hatte. Aber nun unterließ er es. Ihm war klargeworden, daß der Mordanschlag auf den König sich nicht als zornige Rachetat eines Beleidigten und Enttäuschten darstellte, sondern als kühl geplantes Unternehmen eines Verschwörers, um den Weg freizumachen zur Wahl eines neuen israelitischen Königs. Jerobeam hatte zweifelsohne im Auftrag gehandelt. Es gab einen unbekannten Hintermann. Oder mehrere. Aber wen?

Die drei Ältesten verständigten sich über das, was sie gesehen und gehört hatten, und wurden sich einig, daß ihnen die Auskünfte reichten, vor allem, was die Ausführung der Tat betraf, und daß Jerobeams Flucht glaubhaft war. Sie verabschiedeten sich von dem Minister und verließen die verhaßte Stadt unverzüglich.

In den bejaminitischen Dörfern, die am Weg lagen, berichteten sie, was sie erfahren hatten. In Gibea blieb Elasa zurück, und zu zweit ritten sie langsam Bet-El entgegen, überall die Jerusalemer Auskünfte weitergebend. Malkiel machten die Strapatzen der langen Reise zu schaffen, die ihn ja erst von Bet-El nach Sichem, dann von dort nach Jerusalem und nun wieder zurück geführt hatte. Und jetzt war es noch seine Aufgabe, die anderen Ältesten seines Stammes, die mit in Sichem bei Ochran gewesen waren, aufzusuchen und vom Ergebnis zu informieren. Bedan erkannte die Erschöpfung des Alten und schlug ihm vor, daß er an seiner Statt die efraimitischen Ältesten verständigen wolle, auch Huram. Malkiel nahm das Anerbieten dankbar an und ritt ächzend nach Hause, um sich endlich auszuruhen.

Bedan war nun allein und hatte die nötige Ruhe, um nachzudenken, wer der Mann hinter Jerobeam sein könnte. Wer hatte ein Interesse daran, das Ende des Königs zu beschleunigen? Alle, die wie er selbst den Salomosohn Rehabeam als Nachfolger ansahen, schieden wohl aus. Der König war in einem Alter, daß ein natürliches Ende seines Lebens abzusehen war. Darauf zu warten, konnte schwerlich als unzumutbar erscheinen. Und was war mit jenen, die gar keinen König mehr wollten, wie Malkiel? Warum sollte ihnen die gleiche Geduld fehlen, wo es sich doch nur noch um Monate, höchstens um zwei oder drei Jahre handeln konnte, bis der Thron frei war? Auch diese standen also kaum hinter Jerobeam. Aber da waren Huram und Elasa und ihr Anhang! Die wollten, daß lieber heute als morgen Platz wurde für einen israelitischen Thronanwärter. Wenn sie Jerobeam zu seiner Tat angestiftet hatten, dann hieß das, daß sie bereits jemanden ausgewählt hatten, der Salomos Nachfolger werden sollte. Huram selbst! Das war die Lösung des Rätsels. Huram wollte König werden! Er hatte den armen Jerobeam aufgestachelt, Salomo zu ermorden und so den Weg für ihn freizuräumen!

Bedan hielt sich bei keinem der Ältesten, die er besuchte, lange auf, und endlich lenkte er seinen Esel Tappuach entgegen, seiner letzten Station im Stammesgebiet Efraims. Huram empfing ihn voller Neugier, aber nicht ohne Beklemmung. Wenn nun Jerobeam inzwischen gefangen war und ihn als wahren Anstifter der Tat verraten hatte? Befreit atmete er auf, als er hörte, daß sich sein Sippengenosse noch auf der Flucht befand und niemand seinen Aufenthaltsort kannte.

Bedan erzählte, daß die genauen Nachrichten über Jerobeams Tat überall im Lande mit großem Interesse aufgenommen worden seien. Alle bedauerten den Mann aus Zereda, dem der König so übel mitgespielt hatte. Die Schuld für den Mordanschlag gäben sie Salomo selbst, denn der hatte Jerobeams Bruder in den Tod gestürzt und dessen Tochter geraubt. „Aber wenn du mit uns den Tatort hättest sehen können“, fuhr Bedan mit listiger Miene fort, „so wäre dir wie mir aufgefallen, daß Jerobeam viel Überlegung in seinen Anschlag gesteckt und diesen gründlich vorbereitet haben muß. Tut man das, wenn man im Zorn Rache nimmt?“

Huram wurde hellhörig. „Was willst du damit sagen?“

Bedan lächelte überlegen. „Ich will sagen, daß die sorgfältige Planung der Tat nicht nur von mir, sondern auch von anderen bemerkt sein wird.“

„Ja und?“ Huram wurde ungeduldig.

Sein Gast lächelte noch immer. „Sie wird bestimmt denen ins Auge fallen, die nach Jerobeam fahnden. Vielleicht vermuten sie bereits, daß der Attentäter einen Auftraggeber hatte. Einen, dem es zu lange dauert, bis Salomo auf natürliche Weise stirbt. Einen, der einen Wechsel in der Königsherrschaft jetzt will und nicht erst in einem Jahr oder in zweien.“

Huram erschrak. Dieser Manassit, den er eigentlich trotz seiner abweichenden Auffassung über Israels Zukunft schätzte, hatte ihn durchschaut. Würde er ihn an seinen Wunschkandidaten Rehabeam verraten? Vorsichtig fragte er: „Hat dieser hohe Beamte, mit dem ihr gesprochen habt, irgendwelche Andeutungen über einen möglichen Hintermann Jerobeams gemacht?“

Bedan erkannte, daß er auf der richtigen Fährte war. Sollte er den Verschwörer in seiner Furcht vor Entdeckung zappeln lassen? Doch nein, dann schickte der womöglich einen anderen Mörder nach Jerusalem, einen, der gewaltsam bis zum König vordrang, einen Fanatiker, dem das eigene Leben wenig galt. Vielmehr mußte man Huram nach Jerobeams mißglücktem Versuch zur Vernunft bringen. Deshalb zerstreute er dessen Ängste: „Nein, Asarja hat Derartiges nicht angedeutet. Aber er ist ja auch nicht mit der Untersuchung des Falles befaßt.“ Und mahnend fuhr er fort: „Auf jeden Fall sollte jedoch der Hintermann Jerobeams auf der Hut sein. Falls Jerobeam eingefangen und nach Mitverschwörern befragt wird, so wäre es nützlich, wenn Männer, die in Jerusalem als Salomofeinde bekannt sind und auf die der Blick Rehabeams fallen könnte, auch ohne, daß der Verurteilte deren Namen nennt, sich vorher bereits überzeugend für Rehabeam als künftigen König Israels ausgesprochen hätten.“

Huram gingen Bedans Reden allmählich auf die Nerven. Am liebsten hätte er leidenschaftlich erwidert, daß Jerobeam sehr wohl Auftraggeber gehabt hatte: die Ehefrau und den Sohn des Königs! Und daß Rehabeam seine eigene Entdeckung mehr fürchten mußte als er die seine. Und daß der Regent deshalb froh sein konnte, wenn niemand mehr an den Fall rührte. Aber würde Bedan diese unwahrscheinliche Geschichte glauben? Zu ungeheuerlich war die Anschuldigung. Bedan würde annehmen, daß er, Huram, nur von sich selbst ablenken wollte. Und dann würde er nicht nur als Träumer, sondern gar als Verrückter gelten.

Er preßte die Lippen zusammen. Schließlich entgegnete er ruhig und beherrscht: „Ich erkenne nicht, warum du mir das alles sagst. Jerobeam hatte guten Grund, Salomo nach dem Leben zu trachten. Und da du mich kennst, sage ich dir ganz offen: Schade, daß sein Anschlag nicht geglückt ist! Aber ob er Mitverschwörer hatte, das mußt du besser wissen als ich, denn in Jerusalem warst du, nicht ich. Oder glaubst du, dort gibt es keine, denen der alte König im Wege steht? Niemand konnte voraussehen, daß Jahwe den Mordanschlag vereiteln und Salomo auf andere Weise beiseiteräumen würde. Aber ob nun Tod oder Regierungsunfähigkeit, das Ergebnis ist gleich: Der Weg ist frei für deinen Liebling Rehabeam.“

Huram hatte gehofft, seinen Gast ein wenig aus der Fassung bringen zu können, aber Bedan blieb gelassen. „Rehabeam ist nicht mein Liebling. Warum sagst du so etwas wider bessere Kenntnis? Ich bin nur deshalb für den Salomosohn, weil wir bei ihm wissen, wen wir als König bekommen. Außerdem werden wir ihn zu einem Vertrag mit uns zwingen. Höre dich doch im Lande um! Alle sind gleich mir für Rehabeam. Die Aussetzung des Arbeitsdienstes ist die ausgestreckte Hand, die er uns reicht. Auch er will die Versöhnung, weil er gegen uns nicht regieren kann. Er hat das eingesehen. Ergreife auch du seine Hand! So dienst du Israel!“

Wie recht im Moment Bedan hatte! Huram war das schmerzlich bewußt. Aber gerade deshalb wuchs sein Wille zum Widerstand gegen diese Kapitulation vor den Davididen. Nein, er durfte nicht aufgeben! Streitbar rief er: „Du weißt, daß ich dich achte, Bedan, aber hier irrst du! Rehabeam will uns doch nur gefügig machen, und mit Bitterkeit sehe ich, daß es ihm gelingt. Solange er Regent ist, wird er uns schonen und uns schmeicheln. Habt ihr ihn erst zum König gemacht, wird er uns allen zeigen, wer er wirklich ist. Du wirst an meine Worte denken, aber dann wird es zu spät sein!“

Über Bedans selbstbewußte Miene zog ein Schatten. „Sei dem, wie ihm sei“, versuchte er das unfruchtbare Gespräch zu beenden. „Jedenfalls hat sich Jerobeam mit seiner Tat einen schlechten Dienst erwiesen. Er wird ein Flüchtling sein, solange er lebt. Und nun möchte ich mich verabschieden, denn meine Familie wird sich schon sorgen, ob man uns in Jerusalem festgesetzt hat.“ Er erhob sich.

Huram tat desgleichen, aber er war noch bei Bedans abschließendem Urteil über Jerobeam. „Ich möchte nicht, daß du über meinen Sippenbruder recht behältst“, sagte er. „Und ich glaube auch nicht, daß er in der Verborgenheit sterben wird. Jahwes Beschluß über Israel kennen wir zwar nicht, ich nicht und auch du nicht. Sollte aber Jahwe Israel eine Zukunft ohne die Davididen bereiten wollen, dann wird Jerobeam zurückkehren. Und ich bin überzeugt, daß er mehr kann, als junge Burschen das Steineschleppen zu lehren.“

Bedans Mund klappte auf und wieder zu. Jetzt hatte Huram sein Geheimnis vollends preisgegeben. Was war darauf zu antworten? Am besten gar nichts. Aber als er dann schon seinen Esel neben sich hatte, gab er doch eine Art Antwort: „Schade, daß du, wenn du schon Rehabeams Hand ausschlägst, nicht wenigstens zu mir Vertrauen hast. Ich meine es gut mit dir und könnte dir beistehen, falls man dich etwa eines Zusammenhangs mit Jerobeams Tat verdächtigt. Hoffentlich mußt du nichts bereuen!“

Jetzt stellte auch Huram Selbstsicherheit zur Schau. „Du glaubst, weil das Volk zur Zeit Rehabeam lobt, so ist dessen Königtum gesichert, denn die Ältesten Israels würden ihn wählen, wenn Salomo jetzt stürbe. Aber ich sage dir: Das Volk jubelt heute dem und morgen jenem zu. Sein Gemüt gleicht dem Gras, über das der Wind geht. Wenn die Königswahl wirklich anstehen wird, werden wir sehen, auf welchen Weg die Ältesten Israel führen werden. Auf deinen oder auf meinen.“

12

Zwei Tage, nachdem ihn Bedan über das Gespräch in Jerusalem informiert hatte, bestieg Huram seinen Esel, um die Wahrheit über Jerobeams Tat in den Dörfern seiner Sippe bekanntzumachen. Sein Weg führte ihn zunächst nach Zereda, denn die Familie und die Nachbarn des Flüchtlings hatten ein Recht, als erste von dessen Anschlag gegen den König Genaueres zu erfahren. Mutter und Schwägerin nahmen die Nachrichten mit Interesse auf. Die Mutter meinte: „Ich habe immer gewußt, daß Jerobeam seinen Bruder rächen wird. Auch wenn ihn andere als Königsdiener und Schwächling beschimpft haben.“

Eris Witwe blickte die Schwiegermutter erstaunt an, denn bisher hatte deren Urteil anders gelautet. Dann sagte sie: „Aber Ketura hat er mir nicht zurückgebracht.“ Es klang nicht so sehr wie ein Vorwurf, eher wie eine bloße Feststellung.

Im Kreise der Hausväter wurden Hurams Neuigkeiten lebhaft erörtert. Besonders die Frage, wohin Jerobeam geflohen war, bewegte die Gemüter. Der Dorfsprecher sprach die Befürchtung aus, daß der Regent nun vielleicht an ihnen allen Vergeltung übte, weil ihm der Attentäter entkommen war. Huram hielt das für ausgeschlossen und zerstreute die Bedenken. Er wunderte sich, daß keiner die Tat selbst würdigte. Auch Bohan fiel das auf. „Wir rätseln über Jerobeams Flucht“, warf er ein, „aber über seine mutige Rachetat reden wir nicht. Wir tun so, als ob wir schon immer gewußt hätten, was Jerobeam beabsichtigte. Aber habt ihr ihm seine Rache etwa zugetraut? Ich nicht, und ihr wißt es. Ich habe ihn einen Königsdiener gescholten. Heute sehe ich, daß ich mich geirrt hatte. Und ich bin froh darüber. Sollten wir alle nicht stolz sein auf unseren Jerobeam? Auch wenn ihm die Tat nicht völlig gelang?“

Die Männer überraschte Bohans Rede. Der hatte mit seiner Abneigung gegen Eris beamteten Bruder nie hinter dem Berg gehalten. Bohan sah die Verblüffung ringsum und bekräftigte: „Also was mich betrifft: Ich bin stolz auf Jerobeam. Und falls er hier auftaucht, werde ich persönlich ihn verstecken.“

Nun zollten ihm die Mutigeren in der Runde lebhaften Beifall und wetteiferten mit ihren Versprechungen, dem Flüchtling zu helfen, und die Zaghafteren ergingen sich in der Hoffnung, daß Rehabeam ihn begnadigen werde, wenn er erst König war, denn Salomo war ja durch Jerobeams Tat nichts geschehen.

Als Ira von seinem Vater Bohan erfuhr, was Huram den Hausvätern mitgeteilt hatte, und wie diese nun über Jerobeam dachten, freute er sich und nannte seinen Jugendfreund einen Helden. Bohan widersprach ihm nicht.

Überall, wo Huram an den nächsten Tagen einkehrte, urteilten die Menschen wie Bohan und Ira. Und ähnlich erging es Bedan, der im Stammesgebiet von Manasse umherreiste und erläuterte, was sich vor Wochen in Jerusalem begeben hatte. Jerobeam wurde als Held gefeiert, und die wenigen Salomofreunde verdrückten sich, wenn die mutige Tat des Efraimiten gepriesen wurde.

Die heroischen Neuigkeiten wanderten weiter zu jenen Stämmen, die am Tabor und im nördlichen Bergland bis hin zu den Quellen des Jordans wohnten, und sie überflogen das tiefe Flußtal und erreichten auch das Land Gilead. Niemand schalt Jerobeam als Feigling, wie er selbst in seiner trüben Stimmung befürchtet hatte, sondern es hieß, daß er seine Ehre gerettet und ganz Israel gezeigt habe, wie man einer Gewalttat begegnen muß, die vom König befohlen war.

Aber so sehr auch Jerobeams Heldentum gewürdigt wurde, die Zukunft Israels erschien darum doch nicht in hellerem Licht. Jahwe hatte zwar Salomo mit Krankheit geschlagen, aber er hatte eben auch verhindert, daß Jerobeam den König tötete. Jahwe stand immer noch auf Seiten der Daviddynastie, das schien vielen klar zu sein. Und deshalb war es wohl unvermeidlich, daß Salomos Sohn Rehabeam auch in Israel Nachfolger seines Vaters wurde. Einen israelitischen König gegen den Judäer Rehabeam durchzusetzen oder das Königtum ganz abzuschaffen, das war kaum denkbar.

Aber Huram wollte sein Lebensziel, Israel aus der Gewalt der Judäerkönige zu lösen, keineswegs aufgeben. Er glaubte nicht, daß Jahwe auch jetzt noch mit den Davididen war. Im Gegenteil, er wertete Salomos Krankheit als Zeichen für Israel, sich für den Kampf um einen eigenen König bereitzumachen.

Er schüttelte die Reste seiner Verzagtheit ab, die ihn nach Jerobeams Mißerfolg ergriffen hatte. Wenn er die Stimmung im Volk, die den unglücklichen Attentäter als Helden feierte, gegen die Zweifel an der Möglichkeit eines eigenen Königs und gegen die Fehlurteile über Rehabeam nutzen wollte, dann mußte er jetzt seine Gesinnungsfreunde aufsuchen und sie in ihrem Willen bestärken, einen Israeliten zu Israels König zu machen. Aber wie entkam er der strengeren Überwachung, die Ochran offenbar über ihn verhängt hatte? Während seiner Rundreise durchs Sippengebiet hatte er zweimal jenen Spitzel erblickt, den er seit der Hochzeit seines Neffen in Tirza vor einem reichlichen halben Jahr kannte. Diesen Verfolger mußte er irgendwie abschütteln. Denn die Reise zu seinen Anhängern war dringend. Aber sie mußte selbstverständlich geheim bleiben.

Keinesfalls still und heimlich bereitete er seinen Aufbruch vor. Bald wußte ganz Tappuach, daß er nach Tirza reiten wollte, um zu sehen, wie es Schwager und Schwägerin und dem jungen Ehepaar erging. Nein, so antwortete er seinen Nachbarn, seine Frau nehme er diesmal nicht mit, denn sie fühle sich nicht wohl. Ebenso bleibe der Sohn zu Hause. Huram hoffte, daß seine Mitteilungen auch in die Ohren seiner Gegner gelangten und so Ochrans Spion auf die Beine brachten. Und tatsächlich, als er dann eines Morgens seinen Esel auf die Gasse hinausführte, rannte einer der Jungen, die in der Nähe herumstanden, davon und überbrachte die Nachricht dem Spitzel, der beim Töpfer Unterkunft gefunden hatte, seit er vom Reiseplan des Ältesten durch eben diesen Mann, einen Zugewanderten, erfahren hatte. Der Töpfer war arm und konnte das Silberstück, das ihm Ochrans Gehilfe für seine Zuträgerei versprochen hatte, gut gebrauchen.

Huram sah noch die Stadt hinter sich, da erblickte er auch schon seinen Verfolger. Eine ganze Weile ritten beide dahin, immer im gleichen Abstand zueinander. Aber noch bevor sie Sichem erreichten, hielt Huram an und ließ Ochrans Spion herankommen.

„Warum hältst du Abstand?“ fragte er ihn mit gespielter Freundlichkeit. „Ich weiß doch, daß du mich im Auftrag des Statthalters verfolgst. Ziere dich nicht und reite neben mir! So können wir uns die lange Zeit im Gespräch verkürzen. Ich bin nämlich neugierig zu hören, warum du eigentlich Ochrans schmutzige Geschäfte besorgst.“

Der Spitzel schaute ihn mürrisch an. „Ich habe keine Lust, mich mit dir zu unterhalten. Meine Anweisung lautet, dir zu folgen und Ochran zu melden, wohin und zu wem dich dein Weg führt. Falls du mir jedoch erzählen willst, was du mit deinem Schwager Enan zu besprechen hast, dann allerdings würde ich mit dir reiten und dir zuhören.“ Jetzt grinste er den Ältesten an.

Warte, dir werde ich es zeigen! ging es Huram durch den Kopf, und er erwiderte in gelangweiltem Ton: „Was werde ich schon besprechen wollen? Dein Herr weiß es doch schon, er hätte dich gar nicht bemühen müssen. Er behauptet doch, daß ich Jerobeam aufgehetzt habe, seine Hand gegen den König zu erheben. Richte also Ochran aus, daß ich in Tirza einen Mann finden will, dem das gelingt, was Jerobeam mißglückte! Genau das will dein Herr von dir hören. Sag es ihm, und er wird dich beschenken! Auf der Rückreise werde ich dir noch verraten, ob es mir gelungen ist, einen zweiten Attentäter anzuwerben. Warte also in Tirza auf mich, bis ich alles geregelt habe! Das Silber, das dir Ochran für diese Nachricht bezahlen wird, hat sicherlich Gewicht!“

Der Spitzel spuckte empört aus. „Wofür hältst du mich? Bin ich ein Krämer? Ich bin ein Mann, der Davids Sohn und Enkel treu ergeben ist. Ich diene nicht um Lohn! Aber das verstehst du nicht, denn was weißt du reicher Mann von Treue! Landbesitz, Macht, Silber, das sind deine Werte! Der Krämer bist du! Und nun reite voraus! Ich habe schon zuviel mit dir gesprochen.“

Huram war eher belustigt als beleidigt. Die Anklage des Mannes traf ihn nicht. Er hielt sie für das Geschimpfe eines Verbitterten, der seiner Dienste für Ochran überdrüssig war. So ritt er seines Weges, hing seinen Gedanken nach und kümmerte sich nicht weiter um den Verfolger.

Enan und seine Familie hießen Huram hocherfreut willkommen. Und als dann nach ausgiebigem Mahl die Männer zusammensaßen, berichtete Enan, daß sich die Stimmung in Tirza seit der Hochzeitsfeier im letzten Herbst geändert habe. Damals hatten viele geglaubt, daß es am besten sei, auf einen König ganz und gar zu verzichten. Mittlerweile aber neigten die meisten Rehabeam zu und waren mit ihm als Salomos Nachfolger einverstanden. Sie freuten sich, daß der Regent die jungen Dienstverpflichteten nach Hause geschickt hatte, und glaubten Bedan, der ihnen einredete, unter dem Salomosohn würde alles besser werden. Er selbst aber, bekannte Enan, habe eingese-

hen, daß man wirklich versuchen müßte, einen Gegenkandidaten aufzustellen, einen Israeliten, falls es zu jener Königswahl kommen sollte, wie sie Bedan versprochen hatte.

Huram freute sich, daß seine Worte vom Herbst auf fruchtbaren Boden gefallen waren, und er sagte das dem Schwager. Und dann wollte er wissen, ob Enan denn jemanden im Blick habe, den man gegen Rehabeam vorschlagen könne.

„Vielleicht“, erwiderte der Gefragte mit einem verschmitzten Seitenblick zu seinen Söhnen. „Wir denken nämlich an Jerobeam. In Tirza mögen ihn alle und bewundern seinen Mut. Wenn ihr, die Ältesten, um ihn seid und ihn beratet, dann kann er sicherlich unser König sein. Hauptsache, ganz Israel steht zu ihm.“

Huram korrigierte Enans letzten Satz. „Die Ältesten müssen zu ihm stehen!“ Sein Blick verriet Skepsis gegenüber dem Vorschlag. „Du glaubst wirklich, daß einer wie Jerobeam fähig ist, das Amt des Königs auszufüllen? Da könnte ich genauso dich für diese Würde vorschlagen.“

Enan ließ sich nicht beirren. „Was für ein Vergleich!“ hielt er dem Schwager vor. „Ich bin ein einfacher Israelit, der kaum über seine Stadt hinaussieht. Ich weiß zwar, wie man den Acker bestellt und die Trauben keltert, aber mehr kann ich nicht. Dagegen Jerobeam! Der ist weit herumgekommen und hat mit Hochgestellten Umgang gehabt. Der versteht es, Männern zu befehlen, was sie tun sollen. Der kennt sich in Jerusalem aus. Und falls du ihm das Königsamt nicht zutraust – warum nehmt ihr Ältesten nicht einen aus eurer Mitte? Wenn du selbst König sein wolltest, dann hätte ich von Jerobeam gar nicht gesprochen.“

Huram wurde das Gespräch zu persönlich. Er nahm sich aber vor, über Enans Vorschlag weiter nachzudenken. Auch ihm selbst war ja schon eingefallen, Jerobeam ins Auge zu fassen, falls der wieder auftauchte. Nicht ohne Grund hatte er doch zu Bedan gesagt, daß der Mann aus Zereda mehr könne, als jungen Burschen das Steineschleppen beizubringen.

Enan und dessen Söhnen entgegnete er ausweichend: „Jahwe wird uns einen würdigen Mann weisen, da bin ich sicher. Er hat Salomo mit Krankheit geschlagen, damit wir wissen sollen, daß der Tag nahe ist, an dem Israel frei sein wird unter seinem eigenen König. Für euch ist es jetzt das Wichtigste, eure Mitbürger vor Rehabeams Königtum zu warnen. Der Sohn ist genauso herrschsüchtig wie sein Vater, sagt das den Männern von Tirza! Wenn Rehabeam erst König über uns ist, wird Israel bereuen, daß es ihm sein Vertrauen geschenkt hat. Aber die Zornestränen werden nichts nützen.“

Auch noch den nächsten Tag verbrachte Huram bei seinem Schwager. Er begleitete ihn hinaus aufs Feld, rühmte, wie gut Gerste und Weizen heranreiften, und hielt immer wieder Ausschau nach Ochrans Spion. Aber der Mann blieb unsichtbar. Mißbrauchte er etwa auch hier wie daheim in Tappuach Kinder, um ihn zu beobachten und über jeden seiner Schritte Bescheid zu wissen?

Sie gingen mitten durch eine Horde sich balgender Jungen, und Huram kündigte Enan mit lauter Stimme an, damit der ihn bei dem Geschrei auch verstand, daß er vor Tagesanbruch abreisen werde, denn seine Familie erwarte ihn dringend zurück.

Wieder im Haus des Schwagers angelangt, beratschlagten die Männer, wie man den Spitzel loswerden konnte. Denn Hurams nächstes Ziel war Jesreel, und das durfte Ochran keinesfalls erfahren. Der Statthalter sollte im Glauben bleiben, daß die verleumderische Hetze, wie er Hurams Propagandareden nannte, sich auf den eigenen Stamm Efraim und den Nachbarstamm Manasse beschränkte. Wenn man in Jerusalem dahinterkam, daß die Verbindungen des wohlbekannten Salomofeindes weiter reichten als vermutet, so geriet Hurams Freiheit ernstlich in Gefahr, vielleicht war gar sein Leben bedroht.

Den Verfolger umzubringen oder ihn eine Weile festzuhalten, schied von vornherein aus. Man konnte ihn nur wie eine lästige Schmeißfliege abschütteln. Aber wie? Huram erwog, sich bereits mitten in der Nacht still und leise auf den Weg zu machen. Aber Enans Haus blieb sicher keinen Augenblick lang unbeobachtet. Einer der Söhne machte den Vorschlag, Huram bei einem Gesinnungsfreund am anderen Ende der Stadt unterzubringen. Von dort aus konnte er sich dann am hellen Vormittag unauffällig davonstehlen. Aber auch diesen Gedanken verwarfen Huram und Enan, denn wenn Ochrans Mann wirklich so wachsam war, wie man annehmen mußte, so konnte man ihn auf diese Weise kaum überlisten.

Aber dann kam Enan eine ganz andere Idee. Sein ältester Sohn, der junge Ehemann, glich in Größe und Statur seinem Onkel. Das Gesicht war ja im Dunkeln auf eine gewisse Entfernung hin nicht zu erkennen. Außerdem hatte Huram auf der Herreise seinen Kopf mit einer hohen Filzkappe bedeckt. Auf Enans Geheiß warf der Sohn einen Mantel über und setzte sich Hurams Kappe auf. Vater und Onkel waren mit der Verkleidung zufrieden, aber dann bemerkten sie, daß ein Umstand die Wirkung entscheidend beeinträchtigte. Hurams langes, weißes Haar quoll dem Neffen natürlich nicht unter dem Kappenrand hervor. Aber gerade dieser weiße Haarschopf war im Sternenlicht sicherlich gut auszumachen und ein untrügliches Zeichen, daß der Verfolgte auch wirklich Huram war.

Nun wußte jedoch Enans Frau Rat. Sie nähte Strähnen aus dichter weißer Wolle im Halbrund an ein Stirnband, und als der Sohn sich das Kunstwerk auf den Kopf stülpte und die Kappe darauf

drückte, konnte er in der Dunkelheit tatsächlich als sein Onkel gelten. Aber eben nur aus einigem Abstand. Deshalb sollte der Neffe erst außerhalb von Tirza zum Einsatz kommen.

Die Nacht war kurz für die Männer. Geraume Zeit vor Sonnenaufgang machte sich Huram auf den Weg. Nun mußte sich erweisen, ob die Täuschung gelang. Enans Sohn hatte noch am Abend zuvor das Haus verlassen, und jetzt wartete er an einer markanten Wegstelle auf den Onkel. Enan begleitete den Schwager ans Stadttor und verabschiedete ihn dort umständlich und wortreich. Wenn der Spion die lauten Stimmen nicht hörte, war er ein Schwachkopf. Huram ritt los, und als er sich umschaute, noch in Sichtweite der Stadt, gewahrte er tatsächlich seinen Verfolger hinter sich. Nein, ein Faulenzer war der gewiß nicht.

Huram beschleunigte seinen Esel. Dort vorn hinter der scharfen Wegbiegung war die seitlich abzweigende Schlucht, wo der Neffe auf ihn wartete. Beide sprachen nichts miteinander, um sich nicht zu verraten. Enans Sohn stülpte den künstlichen Haarschopf über, und Huram drückte ihm die eigene Kappe darauf. Der so Verkleidete ritt schleunigst hinaus auf die Straße nach Sichem. Es war höchste Zeit für ihn, denn kurz danach bog der Verfolger um den Felsvorsprung. Huram hatte sich versteckt und hörte ihn vorüberreiten. Enans Sohn trieb seinen Esel an, damit der Abstand zwischen ihm und dem Spitzel nicht so gering blieb. Beklommen wandte er den Kopf und schielte über die Schulter. Durchschaute der Mann den Trick? Aber nichts deutete darauf hin, und so ritten beide in ruhigem Schritt ihre Straße, die hier ständig bergan führte. Endlich unterbrach eine Wegbiegung erneut den Blickkontakt zwischen dem Verfolgten und dem Verfolger. Enans Sohn riß sich rasch die Haarattrappe vom Kopf und barg sie im Mantel. Die Kappe des Onkels behielt er auf.

Der Spitzel wunderte sich, daß der Älteste aus Tappuach plötzlich irgendwie anders aussah. Was war mit seinem weißen Haar? Hatte er sich ein Kopftuch unter die Kappe gebunden, so daß sein Schopf verhüllt war? Er ritt näher heran. Die Sonne tauchte soeben aus der Felslandschaft empor. Der vermeintliche Huram nahm nun die Kappe vom Kopf, aber auch jetzt kam kein weißes Haar zum Vorschein. Der Spitzel trieb seinen Esel an, um der Sache auf den Grund zu gehen.

Der Verfolgte hielt an und gab sich ein neugieriges Aussehen. Der Getäuschte erkannte ihn nun. Er schluckte seine Wut hinunter und rief, als sei ihm die Überraschung nicht unangenehm: „Da ritt ich ständig hinter dir her und wußte gar nicht, daß ich dem Sohn Enans aus Tirza auf den Fersen bin. Vor einem halben Jahr war ich mit auf deiner Hochzeit, erinnere dich!“

Der junge Mann gab sich den Anschein, als müßte er sich wirklich erst auf den Weggefährten besinnen. Schließlich meinte er: „Jetzt weiß ich es. Du hast damals lobende Worte für König Salomo gefunden.“

Der Spitzel ahnte, daß er bewußt getäuscht worden war. Wie konnte ihm das passieren! Innerlich kochte er vor Wut. Aber möglichst unbefangen erwiderte er: „Ich mußte den König würdigen, weil dein Onkel den Versager Saul so lauthals gepriesen hatte. Wie geht es übrigens meinem engen Bekannten Huram?“

Enans Sohn grinste. „Der war erst gestern bei uns zu Besuch. Heute ist er hinab ins Jordantal geritten, um zu sehen, wie es den Gottesschwärmern geht, die am alten Heiligtum von Gilgal ihre armseligen Hütten haben. Du hättest ihn treffen können, wenn du ein bißchen früher aufgestanden wärst. Denn er ist gleichzeitig mit mir aufgebrochen.“

Die Gottesschwärmer waren eine kleine Gruppe von Männern, die gemeinsam lebten und ihren Acker bestellten und glaubten, im ekstatischen Tanz Jahwe besonders nahe zu kommen. Als sie zum erstenmal von sich reden machten, war der berühmte Gottesmann Samuel ihr Beschützer gewesen, und als er starb, hatte Saul sich ihrer angenommen. Es ging das Gerücht, auch er habe zuweilen mit ihnen getanzt, bis er wie tot umfiel. Die Israeliten hatten die seltsamen Heiligen mißtrauisch beäugt, die ohne Familienbindung lebten und ärmer als mancher Tagelöhner waren. Auch König David wollte von ihnen nichts wissen und hatte ihnen schließlich sogar untersagt, Gilgal, wohin sie sich nach Sauls Tod zurückgezogen hatten, wieder zu verlassen. Ihre heutigen Nachfolger lebten still und selbstgenügsam dahin, selig im Gefühl engster Gottesnähe, und sie vermieden alles, was Aufsehen erregen konnte.

Ochrans Spitzel wußte über die Gotteschwärmer Bescheid und hielt sie für harmlos. Trotzdem nahm er die Mitteilung des Enansohnes mit Bestürzung auf. Nicht so sehr wegen Hurams angeblichem Ziel, sondern weil er tatsächlich dessen raffinierter Täuschung erlegen war. Das sollte ihm Huram büßen! Doch was konnte er jetzt tun? Zurückeilen und hinab ins Jordantal steigen, um den Aufrührer einzuholen? Aber er machte sich doch nicht lächerlich vor diesem Burschen hier!

Enans Sohn freute sich über die gelungene List und stocherte in der Wunde, die er dem verhaßten Königsknecht zugefügt hatte: „Dir hat es wohl die Sprache verschlagen? Wunderst du dich so sehr, daß ein Ältester Efraims mit den verrückten Gesellen da unten Umgang pflegt? Ich finde das auch merkwürdig und unpassend, und ich bin kein Würdenträger. Aber Huram sagte, ein junger Verwandter von ihm habe sich den zerlumpten Gestalten angeschlossen, und nun will er diesen dessen Eltern zurückbringen.“

Ochrans Spion hatte es plötzlich eilig. Er bedauerte, daß er seinen Freund Huram verfehlt hatte, wünschte, daß der in Gilgal erfolgreich war, und verabschiedete sich. Vielleicht konnte er die

Strafpredigt des Statthalters für sein Versagen in Tirza, die ihn erwartete, ein wenig mildern, wenn er Ochrans Blick auf die Gottesschwärmer lenkte. Solche Leisetreter waren eigentlich von vornherein verdächtig. Wenn sie nun mit Huram im Bunde standen und an dem Verschwörungsnetz mitknüpften, an dem der Mann aus Tappuach zweifellos arbeitete? Egal, was Huram bei ihnen wollte oder ob er überhaupt dorthin unterwegs war – eine falsche Fährte war besser als gar keine! So hatte der Ausflug nach Tirza wenigstens ein Ergebnis.

Huram hatte sich unterdessen auf die Straße nach Norden begeben. Er vermißte seine Kappe, denn in der Morgenkühle fror ihn am Kopf trotz seines dichten Haarschopfes. In Jesreel wollte er mit dem Issachariten Baaljada zusammentreffen und mit ihm die neue Lage erörtern. Er hatte den Ältesten vor Jahren kennengelernt, als er auf den Spuren Sauls, der für ihn der erste König Israels gewesen war, durchs Land geritten war. Gemeinsam hatten sie damals das Schlachtfeld am Fuße des Gilboa-Gebirges besichtigt, wo der Benjaminit samt seinen Söhnen so grausam ums Leben gekommen war. Über Sauls Scheitern hatte ihn ein wenig getröstet, daß er im gleichaltrigen Baaljada einen Gesinnungsgenossen gefunden hatte, der gleich ihm die Vergangenheit korrigieren wollte und den Davidsohn Salomo durch einen israelitischen König zu ersetzen trachtete.

Beide Männer begrüßten sich herzlich. „Du siehst jung aus wie eh und je“, meinte der Issachariter. Huram vermied es, seinem Freund eine ähnliche Schmeichelei zurückzugeben, denn dessen hohe Stirn hatte seit der letzten Begegnung ein paar tiefe Kerben mehr bekommen. Später erfuhr er, daß Baaljadas jüngster Sohn im vergangenen Jahr nach Megiddo zwangsverpflichtet gewesen war und dort einen Unfall erlitten hatte. Ein Steinblock war ihm aufs Bein gefallen, und nun humpelte er mit einem steifen Knie umher und war zu vielen Arbeiten untauglich. Und dabei mußten er und seine Familie noch dankbar sein, daß der Stein ihm nicht Kopf oder Brustkorb zerquetscht hatte.

Lehnte Baaljada Salomo früher bloß als Fremdherrscher ab, so haßte er ihn jetzt als Gewalttäter. Und er lobte Jerobeam als einen Mann, der endlich einen Versuch gewagt hatte, den Unmenschen vom Thron zu stoßen. Huram freute sich, daß er den issacharitischen Freund so entschlossen fand und daß der in seinem Stamm die Zahl derer beharrlich vermehrte, die Rehabeam als künftigen König verwarfen.

Aber als sie darüber sprachen, wer denn nun an Stelle des Salomosohnes König werden sollte, da tauchten Meinungsverschiedenheiten auf. Denn als Huram Enans Ansicht aufgriff und meinte, daß es im Gebirge eine ganze Reihe von Männern gebe, die Jerobeam zum König erheben wollten, da furchte Baaljada die Stirn, so daß sie aussah wie alte Eichenrinde, und wies den Vorschlag zurück: „Jerobeam? Bist du etwa auch dieser Meinung? Ich rühme zwar die mutige Tat deines Sippenbruders, aber zum König braucht man doch mehr als Entschlossenheit und Mut. Ich denke, dafür kommt nur einer von uns Ältesten in Frage.“

„Und wer?“ Huram hätte sich geschmeichelt gefühlt, wenn jetzt sein eigener Name gefallen wäre.

Aber ihn hatte der Issacharit nicht im Auge. „Bedan von Sichem“, erwiderte er. „Ich kenne zwar bei weitem nicht alle Ältesten Israels, die sich hervorgetan haben – wie sollte ich auch. Aber Bedan kenne ich. Er besitzt Verstand und ist weithin geachtet. Und ich glaube, auch in Jerusalem schätzt man ihn. Einen eingefleischten Salomofeind wie uns beide zum König Israels zu machen, das führte von vornherein zu heftiger Zwietracht zwischen Juda und Israel. Und ein Krieg würde für uns Israeliten den Neuanfang sehr schwer oder gar unmöglich machen.“

Huram hörte die Antwort mit wachsendem Ärger. Er war enttäuscht und fragte sich, wie ein solcher Feind der Daviddynastie wie Baaljada einem Mann anhängen konnte, der eben dieser Dynastie die weitere Herrschaft sichern wollte. „Weißt du denn nicht, daß Bedan auf Rehabeam setzt?“ fragte er mit Schärfe. „Bedan will einen Vertrag mit dem Salomosohn abschließen und glaubt, daß der diesen einhalten wird. Wie naiv! Bedan mag alle jene Vorzüge haben, die du an ihm siehst, aber als König kommt er nicht in Frage.“

Baaljada schaute skeptisch drein. Dann stellte er eine seltsame Vermutung an. „Vielleicht meint Bedan das mit Rehabeam und dem Vertrag gar nicht ernst. Vielleicht wartet er nur darauf, daß einer kommt und ihn auffordert, Israels König zu sein.“

Huram war bestürzt. „Was sagst du da?“ rief er. „Wenn du Bedan wählen willst, da kannst du gleich Rehabeam selber huldigen! Bedan würde als König ein treuer Gefolgsmann der Davididen sein. Er wäre nichts als ein Sachwalter des Jerusalemer Königs Rehabeam. Israel bliebe wie bisher ein Volk von Knechten. Seit unsere Väter sich David unterwarfen, damit der sie von den Philistern befreie, sind wir das. Aber heute bedrohen uns keine Philister mehr. Niemand bedroht uns außer den Königen aus Davids Haus!“

Die beiden Freunde fanden trotz Hurams leidenschaftlicher Beredsamkeit in der Frage des künftigen Königs nicht zueinander, und es fehlte nicht viel, daß sie sich ernsthaft entzweiten. Baaljada lenkte jedoch ein: Noch sei ja Salomo am Leben, und vielleicht fände sich bis zu seinem Tod ein noch besserer Kandidat als Bedan. Er versprach, in seinem Stamm und auch in den benachbarten Stämmen Sebulon und Naftali verstärkt gegen die Davididen Stimmung zu machen.

Huram schied trotz des Streits nicht unzufrieden aus Jesreel. Zur Verhinderung von Rehabeams Königtum war Baaljada ein festerer Bundesgenosse denn je, trotz seines Eintretens für Bedan, und sicher kam er noch zur Einsicht, daß Bedan wahrhaftig kein geeigneter Gegenvorschlag war. Was Huram aber tatsächlich mißfiel, das waren eigene Zweifel. Noch immer konnte er sich nicht klar darüber werden, ob man Jerobeam im Ernst als König in Betracht ziehen sollte, wie Enan meinte. Wenn man ihm enge Fesseln anlegte, damit man ihn straff leiten und lenken konnte? Aber so hatte Huram doch schon immer den künftigen König gesehen: als Beamten, der von seinen Ratgebern umringt war und auf diese unbedingt hörte. Israel und den Nachbarvölkern sollte der König als Herrscher gelten, aber was er zu tun und zu lassen hatte, das mußten die Ältesten festlegen. Als seine Ratgeber. Und der Erste unter diesen wollte er selbst sein, Huram aus Tappuach. So gesehen, erschien nun Jerobeam doch als ein Anwärter, den man vorsichtig ins Auge fassen konnte. Wenn er nur bald wieder auftauchte! Wenigstens ein Lebenszeichen könnte er doch senden!

Huram hatte vergessen, daß er vor kurzem noch dem verhinderten Königsmörder aus Furcht vor eigener Entdeckung den Tod gewünscht hatte.

Im fernen Penuel, der nächsten Station seiner Reise, fand Huram mehr Gehör als bei seinem Freund Baaljada in Jesreel. Penuel lag jenseits des Jordans, im Tal des Jabbok, eines Nebenflusses des Jordans. Es war die Nachbarstadt Mahanajims, des Verbannungsortes von Sauls Vetter Abner, und lag wie diese auf einem steilen Hügel. In Penuel wohnte Abdon, einer der Ältesten im Lande Gilead. Abdon war ein wenig älter als Huram, und seine Gegnerschaft gegen die Davididen hatte ihren Grund vor allem darin, daß in Mahanajim deren Parteigänger den Ton angaben, woraus eine scharfe Rivalität zwischen den beiden Nachbarstädten resultierte. Huram argwöhnte nicht zu Unrecht, wenn in Mahanajim Salomofeinde das Sagen gehabt hätten, so wäre Abdon ein Salomofreund geworden. Aber man konnte sich seine Verbündeten nicht aussuchen. Und so nannte Huram den untersetzten Alten mit dem runden Kahlkopf bei der Begrüßung seinen lieben Freund, und Abdon hieß den Weitgereisten herzlich willkommen.

Anders als Baaljada hielt der Älteste von Penuel Jerobeam als König durchaus für geeignet. Huram hatte auch hierbei den Verdacht, daß Abdon jeden für befähigt hielt, der Mahanajim dessen Machtstellung zu nehmen und Penuel zur wichtigsten Stadt im Lande Gilead zu erheben versprach. Abdon sagte zu, im gesamten Land diesseits des Jordans für Jerobeam zu werben. Huram ermahnte ihn zur Vorsicht dabei – der Alte erschien ihm gar zu sorglos. Abdon lud ihn daraufhin ein, gemeinsam mit ihm einige der Sippen zu besuchen, die weit zerstreut im zerklüfteten Land siedelten, und sich selbst ein Bild von der Stimmung zu machen. Aber Huram lehnte ab. Zwei Wochen war er schon von zu Hause weg, wer weiß, welche neue Bosheit sich Ochran gegen ihn und seine Familie ausgedacht hatte.

Aber zu Elasa, dem Benjaminiten, mußte er noch auf jeden Fall. Ursprünglich hatte er vorgehabt, im Jordantal nach Süden zu reiten und sich dann hinauf ins Stammesgebiet Benjamins zu begeben, um in Gibea den Gesinnungsfreund in seinem Haus aufzusuchen. Aber ihm waren Bedenken gekommen. Vielleicht stand auch Elasa unter Bewachung. In Jerusalem wußte man, daß er nicht nur auf seine Verwandtschaft mit Saul stolz war, sondern von einem neuen Saul träumte, der mit der Herrschaft der Davididen über Israel Schluß machte.

Huram kam eine andere Idee. Ob er etwa Gilgal ansteuerte, die armselige Bleibe der Gottestänzer? Die Lüge des Enansohnes, daß er sich von Tirza aus dorthin gewandt habe, war mit ihm abgesprochen gewesen. Wenn er jetzt nach Gilgal ritt, so konnte er prüfen, ob Ochran tatsächlich jeden seiner Schritte überwachen ließ. Falls in Gilgal niemand nach ihm geforscht hatte, so war dieser Ort ein verschwiegener Treffpunkt mit Elasa.

Sein Kommen erregte Aufsehen, denn die Gottesschwärmer lebten ganz für sich und empfingen keine Besuche. In Israel waren sie vergessen. Nur jene, die noch an Saul hingen, wußten, wohin sie sich nach dem Tod ihres Beschützers zurückgezogen hatten. Hurams Ankunft stieß auch deshalb auf Interesse, weil vor kurzem ein Bote aus Sichem gekommen war, der nach ihm gefragt hatte.

Huram empörte diese Mitteilung. Ochran war also allen Ernstes hinter ihm her. Ob man in Jerusalem ihn doch verdächtigte, mit Jerobeam unter einer Decke zu stecken? Hier in Gilgal konnte er sich keinesfalls mit Elasa treffen. Er fragte die heiligen Männer, ob der Bote ihnen etwas aufgetragen hatte. Ja, war die Antwort, sie sollten es melden, falls Huram doch noch zu ihnen käme. „Und – werdet ihr es tun?“ fragte der Verfolgte. Der Sprecher der Gottestänzer verneinte das. „Wir haben dem Mann gesagt, daß wir weder mit dir noch mit sonstwem etwas zu schaffen haben. Es ist uns egal, wer hier vorüberzieht. Wir sind keine Menschendiener, sondern Gottesdiener.“

Huram dankte den Verschwiegenen, machte kehrt und ritt zurück nach Norden. Mit aufmerksamen Blicken suchte er die Talwände an seiner Linken ab. Schließlich fand er den beschwerlichen Aufstieg hinauf aufs Gebirge, den nur wenige kannten. Der steile Pfad zwischen den Felsen ermüdete ihn, und auch seinen Esel, den er hinter sich herzerrte, strengte die Klettertour außerordentlich an. Aber dann standen sie beide schwitzend und schnaufend vor jener Höhle, die Huram

auf früheren Streifzügen entdeckt hatte. Hier wollte er die Nacht verbringen, die bald hereinbrechen mußte.

Am folgenden Morgen wanderte er mit seinem getreuen Reittier hinüber nach Schilo, der Stadt, wo einst der Jahwetempel der Efraimiten gestanden hatte, den die Philister zerstört hatten, um Israel ins Herz zu treffen. Am Rande der Feldflur traf er einen halbwüchsigen Burschen, den bat er, in die Stadt zu gehen und ihm den Gottesmann Ahija herauszuschicken.

Huram mußte lange warten. Aber in die Stadt hineingehen wollte er auf keinen Fall. Dort kannten ihn viele, und die würden ihn fragen, woher er komme und was ihn nach Schilo führe. Und Ochran hatte ja auch hier sicherlich einen Informanten, so daß es unmöglich war, Elasa zu einem Treffen in dieser Stadt einzuladen. Nein, er mußte Vorsicht walten lassen.

Endlich sah er den alten Gottesmann herangestapft kommen. Ahija war nicht mehr gut zu Fuß, und Huram schien es auch, als sei er noch knochiger geworden, seit sie sich das letztemal gesehen hatten. Sie kannten sich schon lange, denn auch Ahija sehnte sich nach einem eigenen König Israels. Sein Vater hatte am Aufstand des Davidsohnes Abschalom teilgenommen und war gefallen. Ahija war als Waise aufgewachsen und hatte später als Tagelöhner sein Dasein fristen müssen. Aber dann hatte sich die Tochter eines wohlhabenden Mannes aus Schilo in ihn verliebt und bei ihrem Vater durchgesetzt, daß Ahija sie heiraten durfte. Er hatte zwar fortan dem Schwiegervater wie ein Knecht dienen müssen, aber nun im Alter versorgten ihn und seine Frau dessen Söhne. Die eigenen Kinder waren schon lange auf und davon. Trotz seiner Armut galt er als einer, dem Jahwe bescheidene Einblicke in verborgene Alltagsdinge gewährte, und so wandte sich mancher, der allein nicht weiterwußte, an ihn um Rat. In Schilo selbst wurde dieser allerdings kaum geschätzt, und die Männer der Stadt schmunzelten über die Auswärtigen, die Ahija aufsuchten und ihn einen Gottesmann nannten.

Der Alte kam schwer atmend näher und setzte sich ächzend neben Huram. „Warum kommst du nicht zu mir, sondern schleichst wie ein Dieb vor der Stadtmauer umher?“ wollte er wissen.

„Dein Vergleich ist gar nicht so abwegig“, meinte Huram. „Ochran spioniert mir nämlich nach, aber ich bin ihm entkommen.“ Er berichtete von seiner weiten Reise und von seiner Scheu, Elasa in Gibea aufzusuchen. Deshalb wolle er einige Tage in der Höhle zubringen und sich dort mit dem Benjaminiten treffen. Er bat Ahija, ihn und seinen Esel mit Nahrung und Wasser zu versehen und einen Boten nach Gibea zu schicken, der Elasa mitbrachte und zu ihm führte. Sollte auch der Benjaminit einen Aufpasser haben, so wußte er doch sicher, wie er diesen überlisten konnte.

Ahija schüttelte bekümmert den Kopf. Wie sich Huram das alles dachte! Kam heimlich hierher und glaubte, er brauche nur mit den Fingern zu schnipsen, und alles, was er wünschte, stehe bereit. Ein Bote fand sich ja zur Not noch, aber woher sollten die Nahrungsmittel kommen? Und selbst wenn es gelang, alles zu besorgen – wie sollten Säcke und Wasserschläuche hinaus in die ferne Höhle transportiert werden?

„Dir wird schon etwas einfallen“, erwiderte Huram leichthin auf die Einwände des alten Mannes. Der wußte sich ja auch sonst zu helfen.

Aber Ahija gab zu bedenken: „Selbst wenn du mir deinen Reitesel mitgäbst – ganz Schilo würde wissen wollen, woher ich das Tier habe und womit ich Armer es bezahlen will und wofür ich es brauche.“

Nun endlich nahm Huram die Klagen des Ratlosen ernst. „Geh zu Deker, dem Ältesten deiner Stadt! Sag ihm, daß ich hier bin und daß ich mich vor Ochran verstecken muß! Bitte ihn, mir Nahrung und Wasser für vier Tage herauszubringen! Er wird mich verstehen und dir helfen.“

Ahija seufzte, aber er versprach, die Aufträge zu erfüllen. Huram schlenderte zurück zu seinem Versteck. Der Esel trabte gehorsam hinter ihm her. Waren die Vorsichtsmaßnahmen nicht übertrieben? Aber falls Rehabeam Ochran Gehör schenkte, dann konnte der Statthalter wirklich gefährlich werden. Und nun erfuhr auch noch Deker von der israelweiten Widerstandsbewegung gegen den Regenten. Denn er mußte dem Amtsbruder ja verraten, daß er Gesinnungsfreunde hatte und daß diese wie er versuchten, möglichst viele Israeliten gegen Rehabeam aufzuwiegeln. Wie würde Deker darauf reagieren? Der Älteste war ein ruhiger Mann im gleichen Alter wie er. Bisher war er zur Frage des künftigen Königs Israels auffallend still geblieben. Zwar hatte er durchblicken lassen, daß er von Malkiels Idee der Abschaffung des Königtums nichts hielt, aber wenn er nun wie Bedan Rehabeam als gegebenen Nachfolger Salomos ansah? In diesem Fall jedoch würde er wohl nicht so weit gehen, das Netz der einflußreichen Gegner des Thronfolgers an Ochran zu verraten. Nein, ein Zuträger der Davididen war Deker nicht.

Huram richtete sich in seiner Höhle ein. Dann schnitt er Strauchwerk, das hier und da wuchs, und breitete es zum Trocknen aus. Gestern abend war ihm vom Aufstieg aus dem Jordantal warm gewesen, aber der heutige Abend wurde sicher kühl, und da würde ein Feuer gut tun. Vor Jahrzehnten, erinnerte er sich, da hatte er solche Streifzüge in der Wildnis geliebt. Aber jetzt? Er war zu alt für derlei Abenteuer. Hoffentlich holte er sich weder Husten noch Gliederschmerzen! Dicht an seinen Esel gedrängt, verbrachte er die zweite Nacht in der Höhle.

Am nächsten Vormittag erschien Deker mit einem Knaben, der einen vollbepackten Esel hinter sich herzerrte. Huram hockte auf einem Hügel, von dem aus er die Gegend nach Schilo hin gut überblicken konnte. Er schrie und winkte, wie es ausgemacht war, damit Deker ihn fand.

Der Älteste von Schilo hörte schweigend zu, als ihm Huram von seiner Reise erzählte, und in seinem ernsten Gesicht zeigte sich keine Regung. Huram übertrieb, als ob schon eine Mehrheit der Ältesten im Norden und Osten für einen eigenen König gewonnen sei. „Ich weiß, daß du kein Salomofreund bist“, versuchte er Deker herauszufordern, damit der sich erklärte. „Sonst hätte ich dich in all das gar nicht eingeweiht. Und weil du Salomo kennst, wirst du auch seinem Sohn nicht trauen. Nur ein eigener König kann Israel aus der Bedrückung durch Jerusalem erlösen. Das ist die Wahrheit, die ich seit Jahren verkünde.“

Deker fragte kühl: „Hast du denn einen anderen König als Rehabeam?“

„Ich gehe davon aus“, erklärte Huram, „daß die Macht in Israel künftig wie früher die Ältesten haben werden. Insofern brauchen wir als König einen Mann, in dem zwar das Volk seinen Führer sieht und der mit Nachbarkönigen umzugehen versteht, der sich aber uns Ältesten als den Vätern der Stämme Israels gehorsam unterordnet. All das trifft auf Jerobeam, den Sohn Nebats aus Zereda, zu.“

Deker schien nicht überrascht zu sein. Genauso sachlich wie vorhin überlegte er: „Jerobeam ist verschollen. Bedan war bei mir und hat es mir erzählt. Aber schon morgen kann Salomo sterben. Wo ist dann Jerobeam, daß du ihn neben den Salomosohn stellen und den Ältesten ihn als zweiten Königskandidaten vorschlagen kannst?“

Huram wollte entgegnen, aber Deker schnitt ihm das Wort ab, weil er mit seinen Einwänden noch nicht zu Ende war: „Bedan sagte mir außerdem, daß er sofort nach Salomos Tod eine Versammlung nach Sichem einberufen wird. Von jedem Stamm Israels will er einen Vertreter einladen. Diese Versammlung soll mit Rehabeam einen Vertrag aushandeln und ihn, nachdem er die Vereinbarung beschworen hat, zum König Israels wählen. Meines Erachtens sollten wir Efraimiten uns schon jetzt einigen, wer nach Sichem gehen soll.“

Huram hörte zum erstenmal, wie sich Bedan die Ältestenzusammenkunft dachte. Ihm hatte der Manassit die Absicht, seine Verhandlungspartner auf einen Vertreter je Stamm zu beschränken, wohlweislich verschwiegen. Es war klar: Bedan wollte möglichst keine Männer in Sichem sehen, die sich für einen Israeliten als König einsetzten. Huram geriet in Zorn über diese Taktik. Deshalb unterbrach er nun den Ältesten von Schilo und rief: „Nach Sichem werde ich gehen! Mich muß Efraim schicken! Rehabeam darf nicht König werden! Es ist besser, wir leben einige Monate ohne König, nämlich solange, bis Jerobeam heimgekehrt ist, als daß der Salomosohn sich mit List und Tücke das Königtum erschleicht und wir uns erneut und diesmal endgültig den Davididen unterwerfen.“

Deker preßte die schmalen Lippen zusammen und schnaufte skeptisch. „Ich verstehe deinen Wunsch“, entgegnete er, „aber es wird anders kommen. Du weißt, welche Achtung Malkiel aus Bet-El in unserem Stamm genießt und wie er sich überall in den Vordergrund drängt. Die Ältesten Efraims werden ihn nach Sichem schicken, nicht dich! Wir beide werden daran wohl nichts ändern können.“

Huram mußte sich voller Grimm eingestehen, daß sein nüchterner Amtsbruder recht hatte. Aber dann meinte er: „Besser Malkiel als einen Freund Rehabeams, der Bedan zustimmt.“ Und plötzlich fragte er sehr direkt: „Wen wünschst du dir eigentlich als König? Sag es mir!“

Das erstemal in diesem Gespräch lächelte der ernste Mann aus Schilo. Es war ein verlegenes Lächeln, weil er fürchtete, Huram könnte seinen Vorschlag als Schmeichelei auffassen. „Warum willst du nicht unser König werden?“ antwortete er nämlich. „Ich glaube, daß alle, die gegen die Daviddynastie sind, und viele, die sich nur deshalb für Rehabeam aussprechen, weil ein besserer Vorschlag fehlt, sich dir anschließen würden. In diesem Fall würden die Ältesten Efraims statt Malkiel dich nach Sichem schicken. Und die Frage nach Jerobeams Rückkehr erledigte sich von selbst.“

Huram fühlte sich tatsächlich geschmeichelt. Mehr noch, er sah ein, daß Deker auch hier wahrscheinlich recht hatte. Der Scharfsinn dieses Mannes war beunruhigend. Denn er mußte dessen Angebot ausschlagen. Ob er dem Amtsbruder die wahren Gründe dafür preisgeben sollte?. Nein, dafür war der ihm vorläufig noch zu undurchsichtig. So dankte er nur für das Vertrauen, das aus dem Vorschlag sprach, und bedauerte, ablehnen zu müssen. „Ein König muß jünger sein als wir beide. Ein Mann, der einen Großteil seines Lebens noch vor sich hat.“

Deker zuckte die schmächtigen Schultern und verabschiedete sich. Huram blickte ihm nachdenklich hinterher. Hatte er in ihm nun einen Verbündeten gewonnen? Es schien ihm nichts auszumachen, daß er, Huram, nicht König werden wollte. Die Gründe dafür interessierten ihn offenbar nicht. Es war schon gut, daß er selbst sich diesbezüglich zurückgehalten hatte. Aber geholfen hatte der Älteste von Schilo, das mußte man ihm lassen. Vielleicht wurden sie beide doch noch Freunde.

Zwei Tage später, an denen sich Huram fast zu Tode gelangweilt hatte, erschienen Ahija und Elasa in der Felswildnis. Huram lachte unwillkürlich, als er die beiden ungleichen Männer von sei-

nem Beobachtungsposten aus gewahrte: den hageren Alten, der mit großen Schritten daherkam, obwohl er heute sogar am Stock ging, und der kleine, zwanzig Jahre jüngere Benjaminit, der mit seinen kurzen Beinen dem Gottesmann hastig hinterhertrippelte.

Ahija ließ sich neben den beiden Ältesten nieder, und Huram duldete ihn. Der Gottesmann würde ja niemandem verraten, was er hier erfuhr. Huram berichtete Elasa von seiner Reise, und der Benjaminit gewann den Eindruck, daß es um die Zustimmung zu einem eigenen israelitischen König gar nicht so schlecht stand. Aber in einem Punkt meldete er Widerspruch an: „Jerobeam kann nicht König sein. Ich habe nichts gegen ihn, im Gegenteil. Aber als König – dazu brauchen wir einen Mann wie Saul. Einen, dem Tausende folgen, weil er ihnen als ein neuer Saul gilt."

Huram fürchtete schon, daß der ehrgeizige Elasa sich selbst vorschlagen wollte. Zwar achtete er den Benjaminiten als glühenden Streiter für die Wiederherstellung eines eigenen israelitischen Königtums. Aber den quirligen Mann sich als König vorzustellen, das reizte doch ein wenig zum Lachen. Schon seiner kümmerlichen Statur wegen.

Aber Elasa hatte einen anderen Vorschlag. „Huram, du sollst unser König sein! Ich habe das schon lange im Sinn, aber ich wollte es nie aussprechen, weil ich immer dachte, daß du selbst dich als Bewerber offenbaren würdest. Aber jetzt, wo du Jerobeam ins Gespräch bringst, muß ich es dir sagen."

Huram seufzte. Noch einer, der nicht völlig erkannte, was die Freiheit Israels erforderte. „Dein Antrag ehrt mich mehr als ähnliche, die ich schon erhalten habe, eben weil er von dir kommt", erwiderte er. „Ich habe lange und tief darüber nachgedacht, ob ich mich der Königswürde stellen soll. Aber etwas Entscheidendes hindert mich, das Diadem zu tragen. Es ist dies meine hohe Meinung vom Amt des Ältesten. Seht! Das Gemüt des Volkes ist leicht wandelbar. Auch ein israelitischer König wird es nicht allen Israeliten recht machen können. Dann aber werden diese Unzufriedenen den König schmähen, dem sie gestern noch zujubelten. Ist nun aber der König zugleich einer der Ältesten Israels, so trifft der Unmut eben nicht nur den König, sondern einen der Ältesten. Ein Ältester aber darf nicht gescholten werden. Denn auf den Ältesten ruht Israels Freiheit. Der König dagegen ist nur ein Beamter. Er führt die Entscheidungen der Ältesten lediglich aus. Die Ältesten sind die wahren Herrscher und Führer Israels, denn alle wichtigen Entscheidungen treffen sie, nicht der König. Der König ist nur derjenige, in dem die Macht der Ältesten dem Volke sichtbar wird. Deshalb kann und will ich nicht König sein."

Elasa schnaufte, ob vor Anstrengung, um das lange Bekenntnis des Freundes zu erfassen, oder vor Unmut über dessen Nein, das war nicht auszumachen.

Huram überließ den Benjaminiten seinen Betrachtungen und wandte sich an Ahija: „Willst du uns nicht helfen? Ich weiß zwar, daß dir gewöhnlich nur Fragen über geringfügige Dinge vorgelegt werden. Aber wenn du nun doch die gewaltige Frage, wer König in Israel sein soll, vor Jahwe brächtest?" Er vermutete, daß der ehemalige Tagelöhner sich für Jerobeam, den Mann aus dem Volke, einsetzen würde.

Ein Lächeln huschte über das knochige Gesicht des Gottesmannes. „Mit dieser Frage muß ich Jahwe nicht behelligen", sagte er. „Wenn es sich so verhält, wie du sagst, dann ist ganz klar, daß Jerobeam auch für Jahwe der geeignete Mann ist, um König zu werden."

Sie debattierten noch eine Weile hin und her, um Ahija zu veranlassen, daß er seine Auffassung tiefer begründete. Aber der Gottesmann zeigte sich dazu außerstande. Doch Elasa gab seinen Widerstand gegen Jerobeam als Königsanwärter auf und stimmte Huram in allen Punkten zu. Ahija versprach, seine Möglichkeiten zu nutzen, um den Helden aus Zereda zwar nicht gerade schon als künftigen König zu benennen, aber um dessen Mut zu preisen und ihm eine große Zukunft vorauszusagen.

Huram war am Abend dieses Tages sehr zufrieden. Er blieb noch die Nacht über in der Wildnis. Am nächsten Morgen ritt er auf verborgenen Seitenpfaden heimwärts. Und obwohl er unbehelligt und unerkannt blieb, mischte sich in seine Zufriedenheit doch allmählich ein gewisses Unbehagen. Ihn quälte die Frage nach Jerobeams heimlichem Zufluchtsort. Deker hatte diese Frage sogleich an den Anfang gestellt. Aber er selbst, Elasa und Ahija, sie hatten über dem Streit darüber, ob der ehemalige Aufseher über die Jerusalemer Zwangsarbeiter zum König Israels tauge, beinahe vergessen, daß ja niemand wußte, wo Jerobeam lebte. Wenn er noch lebte! Würde er wieder auftauchen, wenn Salomo starb?

Ohne Jerobeam, das war Huram völlig klar, konnte er seine Pläne begraben. Denn einen anderen Kandidaten für das Königtum gab es nicht, das hatte seine Reise ergeben. Jerobeam oder er selbst – so stand die Frage. Oder Rehabeam.

13

Auch Rehabeam quälte die Frage nach dem Verbleib des Efraimiten aus Zereda. Die Vollzugsmeldung des Kommandanten von Elat kam und kam nicht. Hatte der Offizier den Befehl,

Jerobeam zu töten, überhaupt erhalten? Oder war alles weisungsgemäß geschehen, und nur der Melder war aufgehalten worden? Um Gewißheit zu erlangen, sandte Rehabeam seinerseits einen Boten nach Elat.

Sodann bestellte er die königlichen Statthalter und die Garnisonskommandeure nach Jerusalem zum Rapport. Er mußte ja den Anschein wahren, als rechne er mit einem Erfolg der Suche nach dem entflohenen Attentäter. Was ihn jedoch eigentlich interessierte, das waren die Meinungen, die in Israel über Jerobeam umliefen, nachdem die drei Ältesten aus Gibea, Bet-El und Sichem sich mit ihrem Besuch in Jerusalem über den Hergang des Attentats sachkundig gemacht hatten.

Die Berichte der Beamten und Militärs waren teils erfreulich, aber teils auch sehr ärgerlich. Daß für die meisten Israeliten der Sohn Salomos als Nachfolger des Königs galt, wenn der starb, das klang Rehabeam angenehm in den Ohren. Und ihm konnte egal sein, ob die Befürworter seines Königtums mehr Verständnis von ihm erhofften, als sein Vater gezeigt hatte, oder ob sie einfach an der Möglichkeit einer anderen Lösung zweifelten. Was ihm jedoch die Freude verdarb, ja, ihn beunruhigte, das waren die Lobpreisungen, die Jerobeams Tat erfuhr, und ihn machte geradezu zornig, daß der Efraimit von vielen als Held gefeiert wurde. Er überlegte, wie er den Ruhm des Attentäters zunichte machen konnte, aber er fand keine Lösung. Ihm blieb nur übrig, seine eigene Stellung dadurch zu stärken, daß er seine Feinde schwächte. Und der gefährlichste Feind, wenn er dem Statthalter Ochran Glauben schenkte, war Huram aus Tappuach.

Er behielt Ochran nach der Beratung bei sich und fragte ihn über den efraimitischen Ältesten aus. Er hatte seinen Feind noch nie gesehen. Alles, was er über ihn wußte, stammte von Ochran, und der haßte Huram. Der Statthalter sah nun seine Stunde gekommen und klagte den Ältesten von Tappuach erneut und grundsätzlich als den übelsten Aufrührer in ganz Israel an. Aber als Rehabeam Beweise forderte, wiederholte er nur jene Standpunkte zu Israels Zukunft und jene Schmähungen des Königs und des gesamten Davidhauses, die er persönlich von Huram vernommen hatte oder die ihm zugetragen worden waren. Rehabeam wollte wissen, wer die Verbündeten Hurams seien, ob es geheime Versammlungen gebe, ob Waffenverstecke zu vermuten seien, aber mit solchen Nachrichten konnte Ochran nicht dienen. Rehabeam fand deshalb das Gehörte überaus dürftig. Denn daß Huram in seiner eigenen Sippe besonders viele Anhänger hatte, das war normal, und daß er ab und zu seinen Schwager in Tirza besuchte, das verstand sich auch von selbst. Alle diese Männer, mit denen er Umgang hatte, waren einfache Bauern, Ansehen und Einfluß fehlten ihnen. Ob es unter den Würdenträgern Männer gab, die Hurams Verlangen nach einem Israeliten als König Israels teilten, das war leider nicht zu beantworten. Nur von Elasa aus Gibea war bekannt, daß er ständig Saul als den idealen Herrscher Israels herausstellte.

Rehabeam war unzufrieden. „Mir scheint, daß du lieber dreisten Reden als verbrecherischen Taten nachspürst“, rügte er Ochran. „Ich sehe nicht, warum der Mann aus Tappuach gefährlicher sein soll als andere Quertreiber.“ Ochran fürchtete schon, der Regent werde seinen Hauptgegner gar noch zum harmlosen Schwätzer erklären. Aber dem war nicht so. Rehabeam wies ihn an, Huram nicht nur gelegentlich, sondern Tag und Nacht zu überwachen. Der Älteste dürfe keinen Schritt mehr tun, ohne dabei beobachtet zu werden. Wenn er die Überwachung bemerke, so sei das nicht weiter schlimm. Im Gegenteil. Das werde ihm Furcht einjagen.

Ochran straffte sich. Am liebsten hätte er dem Regenten berichtet, daß er diese Art der Überwachung ja bereits durchführte. Daß er selbst und früher als Rehabeam darauf gekommen war. Leider mußte er diese Beweise seiner Tüchtigkeit für sich behalten. Wie hätte er auch das Versagen seines Vertrauten entschuldigen sollen, als der sich in Tirza von dem Aufrührer hatte überlisten lassen. Aber er nahm sich fest vor: Jene Beweise, die Rehabeam verlangte, würde er liefern! Die nächste Reise des verhaßten Gegners zu seinen Spießgesellen, die der irgendwann unternahm, würde er selbst überwachen! Mit diesem Vorsatz kehrte er heim nach Sichem. Er fühlte sich wie der Wolf auf der Spur des arglosen Wildes.

Rehabeam zählte die Tage, bis sein Bote von Elat zurück sein mußte. Unterdessen quälte ihn eine Schreckensvorstellung. Wenn nun Jerobeam tatsächlich dem Zugriff entkommen war, nach Israel zurückkehrte, dort Unzufriedene um sich scharte und einige feste Städte besetzte, war es dann noch weit bis dahin, daß die Israeliten, die ihn jetzt als Helden feierten, ihn zu ihrem König machten? Er selbst müßte dann die Soldaten aus ihren Garnisonen holen und einen grausamen Bürgerkrieg führen wie sein Großvater David. Er schalt zwar diese Ängste als Unsinn, denn noch sah ja die Mehrheit der Israeliten den Nachfolger Salomos in ihm. Aber immer wieder einmal zuckte der Alptraum eines Aufstands Israels unter Jerobeam durch seine Nächte. Wieso fürchtete er seinen ehemaligen Mitverschworenen mehr als den aufsässigen Ältesten von Tappuach? Er dachte darüber nach und fand, daß die Antwort darauf ganz einfach war. Jerobeam hatte sich als entschlossener Attentäter gezeigt, Huram dagegen nur als Stimmungsmacher ohne großen Erfolg. Huram wurde in Israel, soweit man ihn überhaupt kannte, teils geachtet, teils aber auch abgewiesen. Jerobeam aber kannten alle, und alle verehrten und liebten ihn. Rehabeam war froh, den ehemaligen Aufseher dem Tod überantwortet zu haben. Trotz Naamas Versprechen.

Aber dann kehrte der Bote aus Elat zurück, und Rehabeams Ängste erhielten neue Nahrung. Der Kommandant der Grenzfestung schrieb ihm, die Edomiterkarawane sei zwar eingetroffen, aber einen Israeliten habe sie nicht bei sich gehabt, und ein Brief sei ihm auch nicht übergeben worden.

Aufgeregt rätselte Rehabeam, wohin der Abgeschobene entkommen sein könnte. Hatten ihm die Edomiter zur Flucht verholfen? Diese Gauner! Und er hatte sie hoch bezahlt! War Jerobeam auf anderen Wegen als über Elat ins Edomiterland gegangen? Oder steckte er irgendwo im Ostjordanland, bei den Moabitern oder den Ammonitern? Nein, sicher nicht bei den Ammonitern, das konnte er angesichts Naamas Verbindungen zu ihrem Volk nicht wagen. Oder war er durch die gewaltige Wüste nach Westen gezogen und bei den Philistern untergetaucht? Hatte er sich gar nach Ägypten durchgeschlagen? Aber allein hätte er das nie wagen können! Wer hatte ihm geholfen?

Rehabeam war unschlüssig, ob er Gesandte zu den Nachbarkönigen schicken sollte, um nach dem Verbrecher zu fahnden. Immer wieder machte er sich den Vorwurf, daß er den Mordgesellen nicht sogleich nach dem Anschlag getötet hatte.

Er bat Naama zu sich und schilderte ihr die gefährliche Lage. Die Mutter sprang auf und lief aufgescheucht hin und her. „Du hast ihn getötet!“ warf sie dem Sohn vor. „Seine Flucht hast du dir nur ausgedacht, um mich zu täuschen! Du wolltest ihn nach vollbrachter Tat ja von Anfang an umbringen! Wie stehe ich jetzt da vor meinem Gott? Milkom war Zeuge, als ich dem Efraimiten versprach, niemand werde ihm ein Haar krümmen.“

Rehabeam hatte Mühe, die Mutter zu beruhigen. Aber überzeugen, daß er mit dem geheimnisvollen Verschwinden des Mitverschworenen nichts zu tun hatte, konnte er sie nicht. Deshalb war sie außerstande, ihm einen Rat zu geben, und ärgerlich entließ er sie.

Schließlich kam er nach einigen unruhevollen Tagen zu der Auffassung, daß es wohl am besten sei, gar nichts zu unternehmen, sondern einfach abzuwarten. Es war ja eher unwahrscheinlich, daß sich der Geflohene ins Salomoreich zurückwagte. Denn noch immer bedrohte ihn das Todesurteil, das der König gefällt hatte, und er wußte, daß es niemand aufheben konnte, solange Salomo lebte. So gesehen, war es eigentlich wünschenswert, daß der König nicht sobald starb. Denn je länger Jerobeam verschwunden blieb, um so mehr wuchs die Wahrscheinlichkeit, daß sich die Israeliten des jetzt so Gepriesenen nur noch dann und wann erinnerten. Schließlich würden sie ihn für tot halten und allmählich ganz vergessen. Ja, so würde es kommen.

Er ging zu denen, die täglich um den gelähmten König waren und ihn gleich einem Kleinkind pflegten und beschwor sie, die Leiden des Vaters zu lindern, ihm Hoffnung zu machen, daß Jahwe die Krankheit von ihm nehmen werde, und sein teures Leben allseitig zu behüten. Die Dienerinnen und Diener wunderten sich über die plötzliche Anteilnahme des Regenten, denn bisher hatte er sich um den König herzlich wenig gekümmert.

Rehabeam sah jedoch seine Hoffnung, daß in Israel das Andenken an den verschwundenen Attentäter allmählich verblassen würde, schon bald getäuscht. In Geser tauchte nämlich ein Händler auf, aus Aschdod, einer der großen Städte des Philisterlandes, und dieser Mann erinnerte im Gespräch mit seinen Kunden aus irgendeinem Anlaß daran, daß Jerobeam Salomo nach dem Leben getrachtet hatte. Und schon kurz danach wurde der Kommandeur der Garnison davon in Kenntnis gesetzt.

Schallum schien es, daß der Händler seinen verschwundenen Freund nicht grundlos erwähnt hatte. War er etwa von Jerobeam geschickt und sollte eine geheime Botschaft übermitteln? Schallum ließ den Fremden zu sich bringen. Der machte allerdings nicht den Eindruck, als sei er etwas anderes als ein umherziehender Krämer, der feine Stoffe und verzierte Gewänder feilbot. Auch als er mit dem Kommandeur allein war, wartete er demütig, daß das Wort an ihn gerichtet wurde.

Schallum stellte ihn zur Rede: „Du hast den Israeliten Jerobeam erwähnt, der seine Hand gegen den König erhoben hat und nun flüchtig ist. Was weißt du über ihn?“

„Nichts weiß ich“, erklärte der Händler. „Sein Name, den man auch in Aschdod kennt, ist mir nur so herausgerutscht. Und zwar habe ich eines meiner Gewänder angepriesen und gesagt, es sei von solcher Schönheit, daß es eine Gemahlin Salomos tragen könnte. Falls Jerobeam nicht seine Tat wiederholt, denn dann würde ein Trauergewand vonnöten sein. Sofort war mir diese Bemerkung leid. Sie ist meiner Dummheit geschuldet. Verzeih mir! Ich vermutete gleich, daß ich deswegen Ärger bekommen würde.“ Er verneigte sich und schaute dann Schallum aufmerksam an. Der fand, daß der lauernde Blick des Fremden zu dessen unterwürfiger Haltung eigentlich nicht paßte. Sollte der Mann ihm doch mehr zu sagen haben und wartete nur auf eine Ermunterung?

„Du hältst es also für möglich“, meinte er, „daß Jerobeam seine Tat wiederholt? Du willst mir damit sagen, daß der Flüchtling am Leben ist?“

Der Händler nickte heftig. „Ich hörte erzählen, daß er in der Philisterstadt Aschkelon gesehen worden ist.“

„In Aschkelon?“ vergewisserte sich Schallum. „Weißt du das genau? Was tut er dort? Er muß doch wissen, daß Salomo ihn überall suchen läßt, um das Todesurteil an ihm zu vollstrecken. Seine Freunde in Israel machen sich Sorgen um ihn.“

Falls der Händler eine versteckte Botschaft hatte, dann mußte er sie jetzt nennen. Aber Schallum wartete vergeblich darauf. Der Händler beteuerte nur noch einmal, daß er nichts weiter wisse, auch sei nicht sicher, ob Jerobeam wirklich in Aschkelon war. Er habe nur darüber reden hören. Und im übrigen interessiere ihn weder der Attentäter noch dessen mißglückter Anschlag. Er verbeugte sich abermals, um Nachsicht bittend, aber dann lächelte er Schallum kurz zu, wie in heimlichem Einverständnis. Nun war der Kommandeur doch überzeugt, daß Jerobeam den Mann zu ihm geschickt hatte. Als Lebenszeichen gewissermaßen. Wenn das so war, dann hielt sich der Freund aber kaum in Aschkelon auf. Er würde ja nicht so dumm sein, seinen Zufluchtsort zu verraten. Aber wo war er dann? Egal, Hauptsache, er lebte.

Schallum gab dem Händler ein Stückchen Silber für seine Mitteilung und entließ ihn. Und noch am selben Tag entschloß er sich, Rehabeam von der erhaltenen Auskunft Meldung zu machen. Denn wenn er das Vorkommnis verschwieg, und der Regent erfuhr auf anderem Wege davon, dann schöpfte der möglicherweise Verdacht, daß der Kommandeur von Geser den Verbrecher deckte. Sollte Jerobeam tatsächlich in Aschkelon sein, so war trotzdem die Gefahr für ihn gering. Denn bis in diese Stadt reichte der Arm des Regenten wohl nicht. Aber wahrscheinlich hielt sich der Flüchtling ganz woanders auf.

Der Händler zog weiter ins Land Efraims hinein und brauchte seinen Werbetrick für das Gewand, das auch einer Salomogemahlin anstünde, falls Jerobeam ihr nicht gerade den Gemahl genommen hatte, nur noch zweimal anzuwenden. Die Kunde, daß einer umherzog, der etwas von Jerobeam wußte, eilte ihm voraus, und überall, wo er seine Ware ausbreitete, mußte er eine Flut von Fragen über sich ergehen lassen, die er jedoch alle wie gegenüber Schallum unbeantwortet ließ.

So erfuhr auch Huram, noch bevor der Händler Tappuach erreichte, daß der Sippenbruder, mit dem er Großes vorhatte, nicht verschollen war. Er freute sich auf den Krämer aus Aschdod und hoffte, in ihm einen Vertrauensmann zu finden, den er mit einer geheimen Botschaft an den Flüchtling zurücksenden konnte. Denn er glaubte, die Nachricht von Jerobeams geglückter Flucht, die der Händler überall ausstreute, gelte im Grunde nur ihm, dem väterlichen Freund und Ratgeber Jerobeams.

Doch zu der ersehnten Begegnung mit dem Freudenboten kam es nicht. Rehabeam reagierte auf Schallums Meldung sofort und befahl dem Kommandeur, unverzüglich eine Streifschar auszusenden, die den verkleideten Kurier, wofür er den Reisenden hielt, nach Jerusalem brachte. Und so fand dessen Weg schon vor Tappuach ein plötzliches Ende.

Der Händler aus Aschdod ärgerte sich. Er hatte den Auftrag, von Geser bis Sichem hin überall zu erzählen, daß der geflohene Attentäter Jerobeam in Aschkelon gesehen worden sei. Er sollte darauf achten, daß besonders der Kommandant von Geser und der Älteste Huram aus Tappuach diese Nachricht erhielten. Und er sollte schneller sein als die Soldaten, die ihm der König sicherlich auf den Hals hetzte, um ihn zu verhören. Von wem der Auftrag stammte, das wußte er nicht. Ein Vermittler hatte ihm diesen überbracht und ihm einen kleinen Beutel Silber gegeben. Noch einmal soviel Silber sollte er nach seiner erfolgreichen Rückkehr erhalten. Vielleicht hatte besagter Jerobeam den Überbringer gesandt, wahrscheinlicher aber war, daß irgendwelche reiche Freunde des Flüchtlings dahintersteckten, denn woher sollte der selbst soviel Silber haben. Aber wie auch immer – den Händler quälte lediglich die Befürchtung, daß ihm nach der Rückkehr der zweite Beutel Silber entging, weil er nicht bis Tappuach gelangt war. Vor dem Verhör, das ihn erwartete, hatte er dagegen keine Angst. Denn weder kannte er Jerobeam noch interessierte ihn, was dieser Unbekannte etwa plante.

Gleich nach der Ankunft in Jerusalem brachten ihn die Soldaten in Rehabeams Palast. Der Regent war noch unterwegs, und so mußte der Händler bis zum Abend warten. Seit dem Morgen hatte er nichts gegessen, und so war er hungrig, was seinen Ärger verstärkte. Er nahm sich vor, den verängstigten Dummkopf zu spielen.

Als der Regent endlich eintraf und ihm die Ankunft des Aufgegriffenen gemeldet wurde, ließ er seine Mutter rufen und setzte sie hinter einen Wandschirm, so daß sie Zeugin des wichtigen Verhörs sein konnte.

Aber beide wurden natürlich enttäuscht. Denn der Händler wußte ja nichts anderes, als was er in Geser gesagt hatte, und das kannten Mutter und Sohn schon aus Schallums Meldung. Rehabeam drang in ihn, seinen Auftraggeber zu nennen und jene Männer zu bezeichnen, für die das Lebenszeichen bestimmt war. Aber der Händler blieb dabei, daß er den Namen Jerobeam in Geser nur genannt habe, weil er glaubte, so seine Ware besser anpreisen zu können, und in Israel hätten ihn dann die Leute nach diesem Jerobeam ausgefragt, weshalb er immer wieder dessen Namen in den Mund nehmen mußte. Der Regent gewann den Eindruck, daß der Mann aus Aschdod ein Schwachkopf war und wirklich nicht mehr wußte, als er von sich gab. Mißgelaunt gab er Befehl, dem Mann zu essen und zu trinken zu geben, ihm ein Nachtlager zuzuweisen und ihn dann am Morgen auf die Straße nach Betlehem zu bringen, damit er auf dem kürzesten Weg zurück ins

Philisterland gelangte. Ihm wurde streng verboten, das Gebiet Israels noch einmal zu betreten und dort Handel zu treiben.

Als Rehabeam mit Naama allein war, meinte er unwirsch: „Du siehst, daß du mich grundlos als Mörder des Efraimiten verdächtigt hast."

Naama war auch nicht in bester Stimmung. „Jerobeam hat dir mißtraut", gab sie zurück. „Deshalb hat er sich unterwegs davongemacht. Vielleicht hat ihm gerade das sein Leben gerettet." Sie sah den Sohn böse an. Er war schuld, daß ihnen die Kontrolle über den Mitverschwörer entglitten war.

Rehabeam hatte die neuerliche Unterstellung gar nicht recht aufgenommen. Versonnen fragte er: „Warum ist er ausgerechnet zu den Philistern geflohen?"

Über Naama kam es plötzlich wie eine Erleuchtung. „Rehabeam, die Mitteilung dieses angeblichen Händlers gilt dir!" rief sie überrascht ob ihrer Entdeckung. „Jerobeam hat tatsächlich diesen Mann geschickt! Der Efraimit will dich durch ihn wissen lassen, daß er sich außerhalb deines Einflußbereiches befindet und daß er dort auf die Begnadigung wartet! Hol den Boten sofort zurück! Der spielt doch nur den unwissenden Tölpel. Er weiß mehr, als er ausgesagt hat."

Rehabeam schaute die Mutter erbost an. Hatte sie ihn nicht soeben abermals beschuldigt, daß er Jerobeam nach dem Leben getrachtet habe? Und jetzt wollte sie ihm weismachen, daß seine Menschenkenntnis nichts taugte? „Der Mann bleibt, wo er ist!" brauste er auf. „Der weiß doch gar nicht, wovon er spricht! Ich vergeude meine Zeit nicht mit solch einem Narren! Und falls du wirklich recht hättest, daß Jerobeam diesen Händler benutzt hat, dann gilt sein Lebenszeichen nicht uns, sondern jemandem in Israel. Denn dort hat der Mann aus Aschdod seine Weisheit verkündet. Die Nachricht könnte dann für diesen Huram bestimmt gewesen sein, vor dem mich Ochran gewarnt hat. Unser Feind heißt Huram!"

Mutter und Sohn sprachen an diesem Abend verschiedene Sprachen, und sie bemerkten es und gingen verdrossen auseinander. An den nächsten Tagen, als sie sich beruhigt hatten, überlegten sie erneut, wie das Auftreten des Händlers und Jerobeams Lebenszeichen, falls es eines war, zu deuten seien. Aber sie kamen wiederum über Vermutungen nicht hinaus. Da kündigte sich ein Ereignis an, das möglicherweise Licht in die dunkle Angelegenheit bringen konnte. Der König der Philisterstadt Gat meldete nämlich seinen Besuch an, um dem König von Juda und Israel, seinem Bruder Salomo, in dessen schwerer Krankheit mit Gebeten und Beschwörungen beizustehen. Falls Jerobeam sich in Aschkelon aufhielt, so wußte der Gast aus Gat vielleicht etwas davon. Oder war Jerobeam gar der eigentliche Grund des Besuchs? Steckte am Ende der König von Aschkelon dahinter? War der etwa bereit, den flüchtigen Verbrecher auszuliefern, und wollte erkunden, was Jerusalem die Sache wert war?

Trotz dieser verheißungsvollen Aussichten grinste Rehabeam verächtlich über den vertraulichen Brudertitel, den der König von Gat Salomo beilegte. Gewiß, David hatte, bevor er König von Juda wurde, einem der Vorgänger des jetzigen Königs von Gat, einem gewissen Achisch, als Soldat gedient. Und später, als Achisch in seine Gefangenschaft geraten war, hatte er ihm das Leben geschenkt. Wegen dieser besonderen Beziehungen zwischen Jerusalem und Gat leitete wohl der jetzige Herrscher von Gat ab, sich als Salomos Bruder zu bezeichnen. Salomo selbst hatte es vor Jahren belustigt hingenommen. Er nahm an, daß der Philister versuchte, sich an ihn anzulehnen, denn das Bündnis der fünf Philisterkönige war brüchig geworden, und Gat hatte an Einfluß eingebüßt. Trotzdem bereitete nun Rehabeam den Empfang des Gastes so vor, als käme da wirklich einer, der dem König von Juda und Israel an Macht gleichrangig war.

Es war selten, daß ein König die Stadt Jerusalem mit seinem Besuch beehrte. So jubelten die Einwohner dem Philister bei seinem Empfang begeistert zu. Die meisten erinnerten sich noch an seinen letzten Besuch vor sechs Jahren. Sie fanden, auch er war gealtert. Nur mühsam hielt er sich auf seinem Maultier, auf das ihn seine Diener gehoben hatten, bevor sich der Zug dem Stadttor näherte. Und Rehabeam vermerkte an den folgenden Tagen zufrieden, daß der Gast nur wenig aß und trank und sich auf den abendlichen Banketten nur solange sehen ließ, wie es die Schicklichkeit gebot, und auf diese Weise auch seinem Gefolge Mäßigung auferlegte. Der Besuch wurde billiger, als der Palastvorsteher veranschlagt hatte.

Die Begegnung zwischen dem Philisterkönig und Salomo galt als Zweck und Höhepunkt der königlichen Reise nach Jerusalem. Man hatte den Kranken auf den Besuch vorbereitet, und seine Diener hatten den Eindruck gewonnen, daß ihn die Aussicht darauf sichtlich belebte. Rehabeam befürchtete schon, daß der Vater etwa gar Sprache und Beweglichkeit wiedererlangte und die Regierungsgeschäfte noch einmal aufnahm. Er überlegte fieberhaft, was er tun konnte, um den hilflosen Zustand des Greises zu erhalten.

Aber seine Furcht war unbegründet. So sehr sich der König von Gat auch bemühte, eine Art von Unterhaltung mit dem Gelähmten herbeizuführen, es war alles vergeblich. Salomo stieß nur unverständliche Laute aus und lag steif wie ein Brett in seinen Kissen. So stimmte der Philister schließlich ein Gebet an, mit dem er die Götter anflehte, den Fluch der Krankheit von seinem Bruder zu nehmen und ihm Heilung zu schenken, damit er sich wieder an seinen Frauen und seinen

Pferden erfreuen konnte. Salomo grunzte und stöhnte erbärmlich, als er die frommen Wünsche hörte, und Rehabeam ergriff nun die entgegengesetzte Angst, daß den König die Schilderung der Freuden, die er entbehren mußte, derart aufregte, daß er starb. Endlich kam der Philister mit seiner Litanei zu Ende und zog sich zurück, Salomo tröstend, daß die Bitten gewiß Erhörung fänden.

Er hatte genug gesehen. Mit dem König von Juda und Israel brauchte niemand mehr zu rechnen, der war so gut wie tot. Und der Salomosohn? Der gab sich, so urteilte der Philister, als hätte er das Reich fest im Griff. Aber der Anführer seiner Leibwache, der sich mit dem Befehlshaber der Jerusalemer Garnison mehrfach unterhalten hatte, versicherte ihm, daß die Israeliten sich keineswegs so eng zum Königshaus hielten wie die Judäer und daß Rehabeams Nachfolge zwar in Juda, aber nicht in Israel gesichert war.

Während der Heimreise ordnete der König von Gat erneut seine Eindrücke vom Besuch, und jetzt konnte er auch das Gespräch mit Rehabeam über den flüchtigen Attentäter Jerobeam richtig deuten. Der Regent hatte ihm nämlich erzählt, daß er sichere Nachricht habe, wonach der Flüchtling sich in Aschkelon aufhalte, und ihn gefragt, ob er das auch gehört habe und etwas darüber wisse. Die bohrenden Fragen Rehabeams und seine dringende Bitte, Nachforschungen anzustellen, schienen nicht nur vom Wunsch auszugehen, an dem Verbrecher die verhängte Todesstrafe zu vollstrecken, sondern sie waren offenbar mehr noch der Furcht geschuldet, daß dieser Jerobeam in Israel auftauchen und das Volk zum Aufstand gegen das Königshaus aufrufen könnte.

Als der König von Gat mit seinen Gedanken so weit gekommen war, rief er den obersten Leibwächter an seine Seite und erörterte die Überlegungen mit diesem seinem Vertrauten. Und er beauftragte den Offizier, in Gat unverzüglich alles, was sie über die Lage in Salomos Reich herausgefunden hatten, dem königlichen Schreiber zu diktieren. Der Beamte sollte den Bericht in die gehörige Form bringen und ihn dann vorlegen. Der Leibwächter verstand seinen König, denn als gleichzeitiger Geheimsekretär seines Herrn wußte er, wem der Lagebericht zukommen sollte.

Rehabeam aber war nach der Abreise des hohen Gastes unruhiger denn je. Der Besuch hatte nichts von dem erhellt, was ihn beschäftigte. Die Mutter riet ihm, irgendeinen seiner Feinde in Israel unschädlich zu machen, so daß die anderen gewarnt waren und sich still verhielten.

„Ich soll Huram oder Malkiel oder Elasa umbringen?“ rief Rehabeam. „Völlig unmöglich! Ich würde den Aufstand herausfordern, den ich ja gerade verhindern will.“

Naama lachte auf. „Wer spricht vom Umbringen! Biete demjenigen, den du auswählst, etwas an, was Macht und Einfluß verspricht! Ziehe ihn auf deine Seite! Entfremde ihn seinem Anhang!“

Rehabeam überlegte. Der gefährlichste der drei bekanntesten Gegner war Huram. Malkiel war, wie der Oberste der Statthalter versichert hatte, ein polternder Holzkopf, zudem alt und gebrechlich. Und der kleine Benjaminit schien nur ein eitler Schreihals zu sein. Aber Huram, der war der gescheiteste dieser drei Würdenträger. Deshalb mußte man vor allem ihn ernst nehmen.

„An wen denkst du?“ fragte Naama ungeduldig.

„An den Efraimiten Huram“, erwiderte Rehabeam. „Er ist vielleicht der Kopf einer Verschwörung gegen mich. Wenn ich nach deinem Rezept Erfolg haben will, muß ich von den dreien ihn kaufen. Aber das ist wohl aussichtslos.“

Naama wiegte bedächtig den Kopf. Dann meinte sie: „Um so größer muß sein, was du ihm bietest. Jeder ist auf der Suche nach seinem Vorteil. Wenn er so klug ist, wie du sagst, wird er den Nutzen des Gebotenen für sich erkennen. Versprich ihm einen Statthalterposten! Oder gar das Amt des Obersten der Statthalter!“

Jetzt sprang Rehabeam auf, wie sonst die Mutter zu tun pflegte. „Verrückt! Völlig verrückt!“ rief er mehrmals, nervös auf und ab gehend. Dann blieb er stehen und sagte: „Ich kenne ihn doch gar nicht persönlich.“

„Um so besser“, war Naamas Meinung. „Lade ihn zu dir ein! Laß ihm ausrichten, du willst ihn kennenlernen! Du brauchst neue Männer um dich, denn deine Beamten sind ihrer Aufgaben müde! Das wird ihn herlocken.“

Der Vorschlag der Mutter ließ Rehabeam nicht mehr los. Vielleicht hatte sie recht. Wenn Huram wirklich mit Jerobeam im Bunde war, dann würde er mit dem Ältesten zugleich den ehemaligen Bauaufseher kaltstellen, von dem jetzt die israelitischen Weiber schwärmten.

Er entschloß sich, Huram nach Jerusalem zu beordern. Aber wer sollte die Einladung überbringen? Irgendein Diener war wohl zu gering. Aber die Minister waren alle alt und Kreaturen Salomos. Nahm er jedoch einen der Offiziere, so mußte das dem Ältesten wie eine Verhaftung vorkommen. Aber ihm blieb keine andere Möglichkeit – sein Sohn Abija, den er hätte schicken können, war ja in Hazor. So schickte er einen Offizier ohne Waffen, begleitet von zwei gleichfalls unbewaffneten Soldaten.

Dem Boten war der Auftrag äußerst unangenehm. Er ahnte, daß er Schwierigkeiten bekommen würde. Die Israeliten galten ihm alle als verkappte Aufrührer, und nun sollte er gar einen ihrer Häuptlinge nach Jerusalem bringen, ohne Gewalt anwenden zu dürfen. Schon als er dem Würdenträger die Einladung vortrug, sah er an der Miene des Weißhaarigen, daß ihn seine Ahnung nicht getrogen hatte. Und tatsächlich: Der Älteste lehnte die Ehre, vom Regenten als erbetener Gast

empfangen zu werden, schlichtweg ab. Wenn Rehabeam, so entgegnete dieser Huram, etwas mit dem Stamm Efraim zu besprechen habe, so würden die Stammesältesten zusammentreten und aus ihrer Mitte zwei Gesprächspartner bestimmen. Und die würden dann der ehrenvollen Einladung des Regenten folgen und zu ihm nach Jerusalem reisen.

Als Rehabeam die listige Ablehnung des Ältesten erhielt, schrie er den Boten an, er sei schuld, daß Huram nicht mitgekommen sei. Er habe eine Begegnung von großer Wichtigkeit für das gesamte Reich verhindert. Der Offizier war sich keines Fehlers bewußt, fühlte sich tief gekränkt und begann, sich zu verteidigen und den Würdenträger als unfreundlich und hochmütig zu beschimpfen.

Rehabeam warf ihn hinaus und brütete dann vor sich hin. Er hatte sich in die Absicht, Huram zu korrumpieren, dermaßen verrannt, daß er beschloß, nun selbst den widerspenstigen Ältesten in Tappuach aufzusuchen.

Zwei Tage später brach er auf, mit einer Leibwache von zehn Mann, diesmal bewaffnet. Von Mizpa aus, wo er übernachtete, schickte er einen der Soldaten nach Sichem, um Ochran von seiner Reise in Kenntnis zu setzen.

Der Trupp zog an reifen Kornfeldern vorüber. Die Bauern schickten sich an, mit der Gerstenernte zu beginnen. So war auch ganz Tappuach auf den Äckern, die sich terrassenförmig den Hang hinaufzogen. Huram schaute heiteren Gemüts zu, wie seine Söhne den ersten Schnitt des Jahres vollzogen. Da kamen Mitbürger zu ihm gelaufen und meldeten, daß sich eine Gruppe Bewaffneter nähere, und ein Vornehmer auf einem Maultier führe sie an. Und auch Packesel hätten sie bei sich.

War da irgendeiner der Jerusalemer Würdenträger unterwegs? fragte sich Huram. Doch dann schöpfte er Verdacht. Was wollte der Trupp ausgerechnet hier in Tappuach? Galt der Streifzug etwa ihm? Kamen sie, um ihn mit Gewalt nach Jerusalem zu schleppen, da er die allerhöchste Einladung ausgeschlagen hatte? Er war drauf und dran zu fliehen, aber das machte ihn erst recht verdächtig, fand er, und so blieb er an seinem Platz und wartete ab. Zumal der Umstand, daß ein Maultierreiter den Zug anführte, eher gegen eine Verhaftung sprach.

Tatsächlich hielt der Zug an. Der Berittene mit dem tiefschwarzen, glänzenden Haarschopf schwang sich elegant von seinem Reittier und gab Anweisungen. Daraufhin kam der Truppführer herüber und fragte die Landleute höflich nach dem Ältesten Huram. Man führte ihn zu dem Würdenträger.

Der Offizier trat vor Huram und verneigte sich vor ihm. Und er sagte: „Rehabeam, der Sohn des Königs und Regent des Reiches, befindet sich auf einer Reise nach Sichem. Da ihn sein Weg hier vorüberführt, möchte er die Gelegenheit nutzen, dich kennenzulernen. Folge mir, damit ich dich ihm vorstellen und er dich begrüßen kann!“

Der Thronfolger persönlich! Die Leute von Tappuach konnten es nicht fassen. Was hatte das zu bedeuten? Auch Hurams Verunsicherung wuchs. Er klopfte den Staub aus seinem Gewand und reinigte seine Hände an einem Tuch, das ihm gereicht wurde. Dann ging er mit dem Offizier hinüber, wo Rehabeam auf ihn wartete. Der Regent trug eine der ägyptischen Perücken, und Huram sah an ihrem Rand den Schweiß hervorrieseln, den sie dem eitlen Salomosohn austrieb. Er verneigte sich tief vor dem schwitzenden Herrscher und murmelte einen Willkommensgruß.

Rehabeam gab seiner Freude Ausdruck, endlich einmal jenen berühmten Efraimiten von Angesicht zu Angesicht zu sehen, dessen Name in vieler Munde sei. Von der abgelehnten Einladung nach Jerusalem erwähnte er nichts. Huram bat den Regenten in sein Haus, und der nahm das Anerbieten mit freundlichem Dank an. Die Begleitmannschaft sollte vor der Stadt warten, nur der Anführer der Soldaten folgte in achtungsvollem Abstand.

Huram war aufgeregt. Sicherlich hatten sie seine Verbindung mit dem Attentäter herausbekommen. Vielleicht war Jerobeam in Aschkelon gefangen worden und hatte inzwischen alles verraten. Und nun kam Rehabeam selbst, der ja in Wahrheit der oberste Mitverschworene war, um sich an seinem Feind zu ergötzen, bevor er ihn verhaftete und nach Jerusalem schleppte.

In seinem Haus angekommen, scheuchte der Älteste die Frauen umher, die vorhin auf seinen Wink hin vom Feld schnell nach Hause gerannt waren, um ein Festmahl vorzubereiten. Aber Rehabeam verlangte nur nach einem Imbiß – in Sichem, so sagte er, stehe schon ein größeres Mahl für ihn und seine Begleitung bereit.

Als sich die beiden Feinde dann gegenübersaßen – der Offizier hatte draußen im Hof Posten bezogen – , nahm Rehabeam die Perücke vom Kopf und wischte sich den Schweiß aus Gesicht und Nacken. Er hoffte, mit dieser privatimen Geste die Atmosphäre zwischen sich und dem Ältesten ein wenig aufzulockern. Huram verstand die Absicht und blieb trotzdem auf der Hut.

Sie plauderten über Belanglosigkeiten, aber nicht lange, da kam der hohe Gast auf den Kern des Gesprächs. „Was ich dich schon immer fragen wollte, falls wir uns einmal begegnen“, meinte er, sich dem Gastgeber vertraulich zubeugend. „Du bist ein kluger Mann, Huram. Du weißt, daß nur ein starker König Israels Wohlstand wahren und fördern kann. Diesem Ziel wußte sich mein Großvater David verpflichtet, als ihn eure Väter zu ihrem König erwählten, und auch mein Vater,

bevor er begann, eure Söhne in übermäßiger Weise für seine Bauten heranzuziehen. Und mir liegt gleichfalls das Glück der Israeliten am Herzen. Und nun meine Frage: Warum bist du gegen unser Königshaus? Warum versuchst du, den Israeliten einzureden, daß sie es unter einem König aus einem eurer Stämme besser hätten? Du bist zu klug, um selbst daran zu glauben. Also warum hetzt du in solcher Weise gegen mich? Könnten wir beide nicht versuchen, im guten miteinander auszukommen?“

Begann so einer, der den anderen gefangennehmen und anklagen wollte? Huram zweifelte nun am Zweck, den er für diesen verwunderlichen Besuch befürchtet hatte. Aber er blieb wachsam. Nach dieser Rede war es am besten, wenn er verbarg, wie prinzipiell seine Gegnerschaft war.

„Vor kurzem war ich bei meinem Schwager in Tirza“, erwiderte er bedächtig. „Dein Statthalter Ochran schickte mir wie bei jedem meiner Schritte auch diesmal einen Spitzel hinterher. Und da Ochran dir sicher regelmäßig berichtet, so wirst du bereits wissen, daß ich den Verfolger mit einer List abgeschüttellt habe. Nicht weil ich etwas zu verbergen habe, sondern weil ich ein freier Mann bin. Und als einer, dem seine Freiheit soviel wert ist wie sein Leben, wünsche ich mir einen König, der mir nicht auf Schritt und Tritt seine Aufpasser hinterherschickt. Da hast du meine Antwort auf deine Frage.“

Rehabeam ließ sich im einzelnen schildern, wie Huram Ochrans Spion überlistet hatte. Er zeigte seinen Spaß an der Geschichte und lobte erneut Hurams Verstand und seine Gewitztheit. „Schade, daß du dich nur deiner Sippe verpflichtet weißt“, bedauerte er. „Du solltest dich für deinen gesamten Stamm einsetzen können, ja, für dein ganzes Volk. Übrigens bespitzle ich niemanden. Was Ochran tut, das weiß ich nicht, da werde ich ihn befragen.“

Er schaute den Gastgeber treuherzig an und naschte mit sichtlichem Vergnügen von den frischen Honigkuchen, die eine der Töchter des Hausherrn soeben aufgetragen hatte.

Er will mich kaufen, durchschoß es Huram. Und plötzlich verflog seine Beklommenheit, und er fühlte sich dem mächtigsten Mann des Königreiches überlegen. Der war sehr direkt auf sein Ziel losgegangen. Nun wollte er selbst auf diese Art das Gespräch fortsetzen. „Wie meinst du das mit dem größeren Einfluß für mich?“ erkundigte er sich mit neugierigem Blick.

Rehabeam freute sich, daß der Efraimit den Köder aufnahm. „Nun, ich weiß nicht recht, ob ich dir das so klar sagen sollte“, meinte er, den Unschlüssigen spielend. Aber dann gab er sich einen Ruck. „Gut, ich will ganz offen zu dir sein. Du hast dich über Ochran beschwert – auch ich könnte Klage über ihn führen. Er hat kein Herz für euch Israeliten, obgleich er selbst einer ist. Nimm deine Bespitzelung – wer greift denn zu solchen Methoden! Sieh mich an! Ich komme zu dir und spreche ohne Umschweife mit dir über unsere Gegensätze, von Mann zu Mann. Ich brauche keine Spione. Also kurz und gut: Irgendwann muß ich Ochran durch einen Mann ersetzen, der nicht nur mein Vertrauen besitzt, sondern auch das seines Volkes. Durch einen Mann, der freie Männer nicht bespitzelt, sondern mit ihnen ehrlich spricht. Also durch einen wie dich.“

Er lächelte gewinnend und trank einen Schluck Wein. „Hervorragend“, lobte er, und als er bemerkte, daß Huram mit einer Antwort zögerte, fuhr er fort: „Ich will dir sogar verraten, da wir nun einmal über derart vertrauliche Dinge ins Plaudern gekommen sind, daß ich auch mit dem Obersten der Statthalter unzufrieden bin.. Er ist mit Salomo alt geworden und hat sich dessen Regierungsgrundsätze zu eigen gemacht. Wir beide sind uns einig, daß diese Grundsätze nicht die besten sind. Ich brauche also neue Vertraute an meiner Seite, wenn ich erst König sein werde. Männer, die nicht für Jerusalem arbeiten, sondern für Juda oder für Israel, je nachdem, um welchen Landesteil es sich handelt. Verstehst du mich?“

Da war sie, die Blöße, auf die Huram gewartet hatte. „Du nennst Juda und Israel Landesteile“, bemerkte er zaghaft. „Verzeih mir, aber ich muß widersprechen! Es sind zwei Königreiche, und unter einem einzigen Herrscher sind sie allein deshalb vereinigt, weil meine Väter David, den König von Juda, auch zum König Israels gesalbt haben. Aber Salomo haben sie nicht als ihren König erwählt! Er hat sich das Königtum Israels einfach genommen und die Israeliten überrumpelt. Du bietest mir nun die Statthalterschaft in Sichem an. Aber – verzeih mir nochmals meine Kühnheit! – vielleicht wollen die Israeliten gar keine Statthalter?“

Rehabeam biß sich ärgerlich auf die Unterlippe. Das Wort von den Landesteilen bereute er. Huram hatte recht, Juda und Israel waren nicht schlechthin zwei Reichsteile, auch wenn Salomo stets von dieser Behauptung ausgegangen war. Aber wie stand Huram nun zu dem Angebot einer Statthalterschaft oder gar eines Ministeramtes? Wollte er mit dem Einwand seine Ablehnung andeuten?

Er räusperte sich umständlich und sagte: „Du meinst, ich sollte die Statthalterschaften eventuell ganz und gar aufgeben? Das ist in der Tat überlegenswert. Auch diese Einrichtung stammt ja von meinem Vater, wie übrigens die Redeweise von den Reichsteilen. Manchmal spreche ich ihm etwas nach, worin ich eigentlich ganz anderer Meinung bin. Natürlich hast du recht, daß Juda und Israel zwei Königreiche sind, brüderlich verbunden. Aber was nun diese Statthalterschaften anbetrifft: Man könnte sie vielleicht dann abschaffen, wenn man einen Mann fände, den man zum Re-

genten über ganz Israel einsetzen könnte. Einen Mann, der fähig und bereit ist, ein solches hohes Amt zu übernehmen. Er wäre nur dem König verantwortlich, und im Land Israel wären seine Partner die Ältesten. Wie gefällt dir das? Es ist so eine Augenblicksidee, wie sie mir zuweilen einkommt."

Huram lächelte und beugte sich nun seinerseits mit Verschwörermiene seinem Gesprächspartner zu. „Du plauderst mit mir über Regierungsgeheimnisse, und ich fühle mich dadurch überaus geehrt. Und ich will Offenheit mit Offenheit beantworten und dir ein israelitisches Geheimnis verraten. Geachtete Männer sind an mich herangetreten und haben mir geschmeichelt, so wie du mir schmeichelst, und haben mich aufgefordert, Israels König zu werden. Erschrick nicht! Ich spreche von keiner Verschwörung, sondern von den Wünschen einzelner Männer, die einander gar nicht kennen. Und nun sage ich dir, was ich jenen geantwortet habe. Ich habe das Königtum abgelehnt."

Rehabeam war irritiert. Das sollte wahr sein? Er war enttäuscht. Er hatte gehofft, mit seiner gespielten Vertraulichkeit den Efraimiten tatsächlich zur Aufrichtigkeit bewegen zu können. Seine Miene verlor etwas von ihrer Freundlichkeit, als er erwiderte: „Deine Antwort verwundert mich. Jeder weiß doch, daß du für einen König Israels aus Israel selbst wirbst. Wer aber außer dir wäre fähig und würdig für ein solches Königtum?"

Huram lächelte noch immer. „Ich danke dir für deine hohe Meinung von mir", sagte er. Es klang bescheiden.

„Wenn du nicht König werden willst, was willst du dann?" fragte der Regent, seinen Ärger mühsam unterdrückend.

Huram merkte, daß er seine wirkliche Auffassung wenigstens andeuten mußte, um glaubhaft zu bleiben. „Ich will", erklärte er, „daß in Israels Stämmen wieder wie früher die Macht bei den Ältesten liegt. Selbstverständlich gibt es kein Zurück zu einer königslosen Zeit. Aber der künftige König soll sich den Ältesten unterordnen." Er zögerte kurz, als ob er überlege, dann fügte er hinzu: „Wenn ein König Rehabeam auf den Rat der Ältesten Israels hört und sich an ihre Entscheidungen hält, warum sollte ich dann gegen einen König Rehabeam sein?"

Huram sah seinen Gegenüber bedeutungsvoll an. Nun sollte Ochran noch weiterhin behaupten, daß er ein Aufrührer war!

Dem Salomosohn blieb der Mund offenstehen. Nicht vor Bestürzung, sondern vor Erstaunen. Denn der Älteste schien seine Auffassung ernst zu meinen. Es war ja kaum denkbar, daß er sich über den künftigen König diesem ins Angesicht hinein lustig machte. Im Gegenteil: Was lächerlich war, das war die Meinung dieses Wichtigtuers mit dem merkwürdig faltenlosen Gesicht trotz seiner weißen Haare. Rehabeam mußte sich anstrengen, genauso ernst zu bleiben wie der Efraimit. Er nannte dessen Auffassung äußerst interessant und versprach, eingehend darüber nachzudenken. Und beim Abschied bemerkte er, daß er heute viel gelernt habe, und er sei froh, diesen Besuch nicht länger aufgeschoben zu haben.

Als er spätabends in Sichem mit Ochran beim Wein saß, konnte er sich endlich ausschütten vor Lachen. Dieser Huram, so meinte er, sei noch verrückter als der alte Malkiel aus Bet-El. Malkiel wollte die Herrschaft der Ältesten wenigstens ausschließlich, und das konnte man zur Not ja noch verstehen, war es doch bloß der Wunsch nach Rückkehr zu jener fernen Zeit vor dem Aufkommen des Königtums. Aber ein König als Diener der Ältesten – einfach blödsinnig! Und auch Ochran lachte mit seinem Herrn um die Wette über diese absurden Phantastereien seines Lieblingsfeindes.

An den nächsten Tagen streute Ochran mit Rehabeams Billigung das Gerücht aus, Huram und Rehabeam hätten Frieden miteinander geschlossen. Huram sei nicht abgeneigt, im königlichen Dienst gewisse Aufgaben zu übernehmen.

Huram selbst hatte sich vorgenommen, über die unangenehme Begegnung zu schweigen. Aber als ihm das heimtückische Flüstern zu Ohren kam, erzählte er den Männern von Tappuach, wie der Salomosohn versucht hatte, ihn zu kaufen. Die Mitbürger erklärten, daß sie ihm glaubten, aber ein Rest von Mißtrauen blieb vorerst.

Und dieses Mißtrauen kroch weiter und blies sich auf, und es erreichte auch Schilo und Gibea, Tirza und Jesreel und endlich Penuel und richtete allerlei Verwirrung an. Die Gesinnungsfreunde Hurams schüttelten zwar die Köpfe und hielten die Gerüchte für Verleumdungen, aber sie hätten es doch gern gesehen, wenn Huram selbst ihnen Rede und Antwort gestanden hätte.

Übrigens untersagte Rehabeam Ochran, daß er Huram weiterhin bespitzelte. „Der Mann ist harmlos", verkündete er. „Ein Schwärmer ist er, ein Phantast. Nur Dummköpfe werden sein Geschwätz anhören." Er war überzeugt, daß sich niemand finden würde, der König sein wollte als Knecht des Ältestenrates.

Jerobeam wäre erstaunt gewesen, hätte er gewußt, daß seine Tat noch immer die Gemüter in Jerusalem und Israel bewegte. Monate waren seither vergangen, und so glaubte er, daß man ihn fast schon vergessen hatte. Denn der Anschlag war ja, wenn man Salomos Lähmung nicht im Zusammenhang damit sah, folgenlos geblieben.

Jerobeam neigte um so mehr zu seiner Annahme, als auch er selbst Abstand von all den aufregenden Ereignissen gewonnen hatte, die ihn hierher nach Ägypten geführt hatten. Das Asylantenleben in Tanis gefiel ihm. Gemessen am Schicksal eines Durchschnittsflüchtlings fehlte es ihm an nichts. Täglich aufs neue erfreute er sich an Haus und Garten. Oft saß er an dem kleinen Teich, schaute aufs klare Wasser, in dem sich die Bäume spiegelten, und fühlte sich wunschlos glücklich. Seine Dienerin Scheri hatte ihm die ägyptische Sprache soweit beigebracht, daß er sich mit ihr und den beiden „Gärtnern“ über alle Alltagsdinge verständigen konnte. Er lebte mit Scheri wie ein Ehemann mit seiner Frau, nein, besser, denn beiden oblag so gut wie keinerlei Arbeit. Die Nahrungsmittel wurden geliefert, deren Zubereitung war die einzige Tätigkeit, die erforderlich war. Oft durchstreifte Scheri mit ihm die Stadt und zeigte ihm die Paläste und Tempel, die Werkstätten der Handwerker und die Hafenanlagen. Jerobeam beobachtete am liebsten das lebhafte Treiben auf dem Fluß, denn solche Eindrücke konnte ihm das Land Kanaan nicht bieten. Auf den Stadtgängen wurde das Paar stets durch einen der „Gärtner“ begleitet, aber beide Aufpasser wahrten Abstand, gleich einem Diener, der seiner Herrschaft die Einkäufe hinterherträgt.

Jerobeam hatte sich so an das Mädchen Scheri gewöhnt, daß ihn der Gedanke an die irgendwann bevorstehende Trennung schmerzte. Aber dennoch konnte ihn das in seinem Vorsatz nicht wankend machen: Sobald Salomo tot war, wollte er nach Hause. Dort gehörte er hin. Dort lagen Vater und Bruder begraben, dort lebte die Mutter, dort harrte die Nichte Ketura ihrer endlichen Befreiung, dort warteten die Freunde auf seine Rückkehr. Und so sehr ihm hier die üppigen Fruchtgärten, die im Sonnenlicht glitzernden Wasserläufe, die schlanken Palmen am Ufer gefielen – er sehnte sich doch nach den ragenden Bergen, den kühlen Felsschluchten, den knorrigen Eichbäumen der Heimat.

Er fragte Scheri, ob sie nicht mit ihm kommen wolle, als seine Frau. Aber mit trauriger Miene verneinte sie. Ihr Platz sei hier. Und um ihm nicht ihre Unfreiheit allzudeutlich schildern zu müssen, gab sie vor, sich vor Regen und Winterkälte und dröhnenden Gewittern zu fürchten, wovon er ihr erzählt hatte. So lag über jedem neuen Morgen, den die Sonne Ägyptens Scheri und Jerobeam bescherte, ein Hauch von Abschiedswehmut, denn jeder Tag konnte die Nachricht von Salomos Tod bringen.

Aber würde er überhaupt das Ende des Jerusalemer Gewaltherrschers erfahren? fragte sich Jerobeam immer wieder. Der Dolmetscher hatte das zwar versichert, aber es gab genügend Gründe, daran zu zweifeln. Denn kein königlicher Beamter ließ sich mehr blicken. Wenn nicht pünktlich die Lebensmittel eingetroffen wären, er hätte geglaubt, daß man ihn im Palast vergessen hatte.

Aber im Pharaonenreich wurde niemand vergessen, auch jetzt nicht unter der Herrschaft des Libyers Scheschonk. Am wenigsten ein Asylant aus dem Land Kanaan, auf das die Pharaonen trotz ihres Rückzugs von da nie ihren Anspruch aufgegeben hatten. Osorkon, einer der Söhne Pharao Scheschonks und von ihm als Thronfolger auserkoren, dachte gerade in den letzten Tagen immer wieder an den Salomogegner, der da wie ein Fürst in seinem Häuschen saß und es sich auf Kosten des königlichen Haushalts wohl sein ließ. Ob dieser Israelit darüber nachdachte, warum er, ein kleiner Beamter eines kleinen Königreiches, dessen große Tat nicht einmal geglückt war, mit Haus und Garten und Mädchen ausgestattet worden war gleich einem vertriebenen König?

Osorkon hatte den Bericht seines Vertrauensmannes in Aschdod über den Einsatz des Gewandhändlers im Lande Israel eingehend gelesen. Und vorgestern war der Brief des Königs von Gat über seinen Besuch in Jerusalem eingetroffen. Auch dieses Schreiben hatte Osorkon aufmerksam studiert. Nun bereitete er sich auf der Grundlage beider Dokumente auf die Audienz bei seinem Vater Scheschonk vor. Der Pharao hatte zwar dem Israeliten Jerobeam Zuflucht gewährt, wie es auch seine Vorgänger bei anderen Verfolgten getan hatten, aber er sah in dem Mann aus Kanaan nicht mehr als einen armen Flüchtling, dessen spätere Verwendung über einen niederen Rang kaum hinausgehen würde. Osorkon dagegen hatte mit dem Asylanten aus Salomos Reich Größeres vor. Ein Mann, der es gewagt hatte, seinem König nach dem Leben zu trachten, und der sich dazu mit einem so gefährlichen Mitwisser wie dem Thronfolger verbündet hatte, mußte über außergewöhnliche Eigenschaften verfügen. Er schien nicht nur Mut zu haben, sondern auch Scharfsinn und Überlegung zu besitzen. Ob ein solcher Mann nicht mehr konnte, als hundert oder zweihundert Steinbrecher zu befehligen?

Als ihn der Pharao rufen ließ, eilte Osorkon streitlustig zu ihm. Scheschonk hatte einen Stapel Papyrusrollen vor sich, als sein Sohn bei ihm eintrat. „Alles Berichte über Kanaan, die meine Vorgänger gesammelt haben“, sagte er mißmutig und schob die Rollen mit einer entschiedenen Handbewegung beiseite. „Es lohnt nicht, die alten Fetzen zu lesen. Sie haben keinen Wert mehr, wenn wir dem wirren Treiben dort ein Ende machen. Was ist mit Salomo? Sag mir, was dein

Freund aus Gat in Jerusalem gesehen und gehört hat, und gib mir seinen Brief!“ Er stützte die kräftigen Arme auf die Oberschenkel und wartete.

Wie er wieder aussieht! rügte Osorkon den Vater im stillen. Gar nicht königlich. Das graue Haar strubblig, die faltige Gesichtshaut wie aufgerauht. Er konnte die Herkunft seiner Vorfahren aus der libyschen Wüste in seinem Äußeren noch immer nicht verleugnen.

Den Bericht des Königs von Gat zusammenfassend, antwortete Osorkon: „König Salomo ist schon so gut wie tot. Er kann weder sprechen noch schreiben. Sein Sohn Rehabeam ist als sein Nachfolger im Reich Juda unangefochten. Aber im Reich Israel gibt es Vorbehalte gegen ihn. Rehabeam tut deshalb manches, um den Israeliten entgegenzukommen und sich ihnen als König zu empfehlen. Außerdem fürchtet er sich vor dem flüchtigen Jerobeam. In Israel gilt Jerobeam als Held. Das hat auch jener Händler aus Aschdod bestätigt, der den Israeliten die Nachricht überbracht hat, daß Jerobeam am Leben ist.“

Scheschonks Miene hellte sich auf. „Dann hat uns dieser Jerobeam also nicht belogen“, stellte er fest.

„Das hat er nicht“, bestätigte Osorkon. „Jerobeam scheint ein Mann zu sein, der imstande ist, scharf zu beobachten und die richtigen Schlüsse zu ziehen. Ich werde ihn herholen und befragen, was er mit seinem Mordanschlag wirklich bezweckte. Sollte einer wie er nicht als künftiger König Israels in Frage kommen? Falls er selbst noch nicht so weit gedacht hat – sollten wir es nicht tun? Ein Mann, der uns dankbar sein muß, als einer der Könige in Kanaan – das ist es doch, was uns mehr als alles andere nützen würde! Er wird unsere Forderungen nicht ablehnen können.“

Scheschonk blickte abweisend drein. „Du willst diesen kleinen Aufseher zum König Israels machen? Schlag dir das aus dem Kopf! Es bleibt dabei, was wir verabredet haben: Im nächsten Jahr unternehme ich den Feldzug nach Kanaan. Egal, ob dann Salomo noch lebt oder nicht. Ich werde Jerusalem züchtigen und die ausstehenden Tribute einfordern, die uns der Prinz Rehabeam vor Jahren versprochen hat. Und in Israel setze ich jenen Häuptling als König ein, von dem Jerobeam berichtet hat. Ich meine jenen, der statt des Salomosohnes einen israelitischen König will. Wie heißt er doch gleich?“

„Huram heißt er“, kam Osorkon dem Vater zu Hilfe. Aber dann widersprach er den Plänen des Pharaos. „Verzeih, wenn ich dich eindringlich bitte, mir den Versuch mit Jerobeam zu erlauben! Jerusalem läuft uns doch nicht weg, und einen Feldzug können wir auch im übernächsten Jahr durchführen. Laß mich wenigstens mit Jerobeam sprechen! Ich will sehen, was er für einer ist, ob er den Erwartungen entspricht, die ich in ihn setze.“

Scheschonk wußte, daß der Sohn lieber auf politische Ränkespiele aus war als auf kriegerische Gewalt. Und er liebte Osorkon. Am Ende der Audienz gestattete er dem Prinzen zu prüfen, ob Jerobeam als König des größten Reiches in Kanaan geeignet war und ob er sich bereit fand, die Oberhoheit Ägyptens über ganz Kanaan anzuerkennen und mit zu sichern.

Froh verließ Osorkon das Arbeitszimmer des Pharaos und begab sich zurück in seinen eigenen Palasttrakt. Er hatte einen Sieg errungen. Der Vater hatte anerkennen müssen, daß der Plan mit Jerobeam zwar riskant, aber, wenn er gelang, auf Dauer erfolgversprechender war als ein gewaltsamer Eingriff.

Zwei Tage lang überlegte er, wie er den Israeliten gefügig machen konnte. Dann schickte er nach ihm.

Jerobeam erschrak über die Aufforderung, vor einen der Großen des Reiches zu treten. War etwa Salomo gestorben? Stand seine Heimreise bevor? Und das so plötzlich? Er verabschiedete sich von Scheri, als käme er an diesem Tag nicht mehr zurück. Auch das Mädchen hatte Tränen in den Augen.

Der weitläufige Königspalast beeindruckte Jerobeam von innen noch mehr als von außen. Wie klein und eng nahmen sich demgegenüber Salomos Prunkbauten in dem Felsennest Jerusalem aus. Man führte ihn durch verschiedene Tore, lange Gänge wechselten mit verschachtelten Kammern und zwischengelegenen Höfen, und endlich erkannte er, daß er absichtlich kreuz und quer und manche Wege doppelt geführt wurde, um ihn zu beeindrucken und einzuschüchtern.

Dann mußte er vor einer Tür warten. Als er hineingerufen wurde, sah er sich einem eleganten Höfling gegenüber, wahrscheinlich ein wenig jünger als er selbst. Der vermeintliche Beamte hieß ihn willkommen und bat ihn, Platz zu nehmen, denn das Gespräch werde länger dauern. Er wies auf einen der umherstehenden Hocker, er selbst setzte sich in einen Sessel. Schräg hinter ihm kauerte ein Dolmetscher, denn es war ja nicht zu erwarten, daß Jerobeams Sprachkenntnisse, die der Höfling lobte, für diese Unterredung ausreichten. Außerdem befand sich im Raum der unvermeidliche Schreiber. Er hockte auf einer Matte, die Tafel auf den gekreuzten Beinen und bereit, jede wichtige Aussage zu protokollieren. Jerobeam kannte die Schreibwut der Ägypter schon vom letzten Besuch seines ehemaligen Betreuers her und war nicht verwundert, daß seine Worte abermals festgehalten werden sollten.

Der vornehme Beamte stellte sich nicht vor. Er erklärte Jerobeam, daß alle im Palast nur Diener des Pharaos seien und daß deshalb sein Name und sein Rang nichts zur Sache täten. Osor-

kon dachte nämlich, falls sich der Asylant als ungeeignet erwies, dann war es besser, wenn er gar nicht wußte, mit wem er gesprochen hatte.

Jerobeam bedankte sich zunächst dafür, daß der Pharao ihm gestattete, sich in seinem Land vor den Häschern König Salomos zu verbergen, und daß er ihm sein Flüchtlingsleben derart angenehm gemacht hatte. Überall wolle er die Gastfreundschaft des ägyptischen Königs rühmen.

Osorkon lächelte erfreut. Auch deshalb, weil er den gescheiterten Königsmörder für einen zwar klugen, vielleicht aber auch ein wenig leichtsinnigen Burschen gehalten hatte, und sich nun einem Mann gegenübersah, der älter als er selbst zu sein schien und einen durchaus gesetzten Eindruck machte. Das nahm ihn sofort für den Israeliten ein. Vom ersten Anschauen her schien der Mann für das, was mit ihm geplant war, nicht ungeeignet zu sein. Er fragte ihn: „Wann gedenkst du denn heimzukehren?“

„Wenn König Salomo gestorben ist“, erwiderte Jerobeam. „Denn solange er lebt, bedroht mich das Todesurteil, das er über mich verhängt hat.“

Osorkon wiegte den Kopf. „Und wenn nun Rehabeam das Urteil nicht aufhebt? Es wäre doch in seinem Interesse, dich umzubringen, da du ihn belasten kannst.“ Er kam Jerobeam zuvor, der darauf entgegnen wollte, und fuhr fort: „Ich will dir ein Geheimnis verraten, das du noch nicht kennst. Der Brief an den Kommandanten von Elat, den du bei dir trugst, enthielt Rehabeams Befehl, dich zu töten.“

Jerobeam erbleichte. Also doch! Seine böse Ahnung hatte ihn nicht getrogen. Rehabeam, dieser heimtückische Schakal! Er sagte: „Du siehst mich erschrecken. Aber ich habe es geahnt. Deshalb ja bin ich hierher in den Schutz des Pharaos geeilt. Nun weiß ich wenigstens mit Sicherheit, daß mir der Sohn wie der Vater nach dem Leben trachtet. Ich danke dir für diese wichtige Nachricht.“

Osorkon dachte: Nein, leichtsinnig ist der nicht. Der kennt seine Leute und sieht voraus, was sie tun werden. Er fragte: „Was willst du nach deiner Heimkehr tun? Wie willst du Rehabeam entkommen?“

„Ich habe Freunde in Israel“, erwiderte Jerobeam. „Und ich hoffe, daß Israel sich von Jerusalem lossagt und einen eigenen König einsetzt. Dann wäre das Todesurteil Salomos sowieso hinfällig. Und sollte Rehabeam mir einen heimlichen Mörder schicken, so würde dieser kaum bis zu mir vordringen können, ohne entdeckt zu werden.“

Osorkon fand diese Hoffnungen doch ein wenig sehr kühn und lenkte das Gespräch auf den Abfall Israels von Jerusalem. „Du vertraust auf deinen Freund Huram, ich weiß das aus deinen bisherigen Aussagen. Aber wen will Huram zum König Israels machen? Weißt du es?“

Zögernd meinte Jerobeam: „Ich glaube, daß er selbst König werden will. Auf jeden Fall ist er der geeignete Mann für dieses Amt.“

Osorkon verzog abfällig den Mund. Wie diese Kanaanäer über das Königtum sprachen! Als ob es ein bloßes Amt sei wie das eines Priesters oder eines Heerführers!

Jerobeam deutete das Mienenspiel seines Gesprächspartners als Ablehnung Hurams, und auch das traf zu. Denn Osorkon hielt ihm nun vor: „Niemand in Israel spricht von Huram! Wundere dich nicht darüber, daß ich so gut Bescheid weiß! Zuweilen berichtet uns nämlich ein Reisender, der dein Land mit offenen Ohren durchzogen hat. Zwei andere Namen sind vielmehr bei den Israeliten in aller Munde. Zum einen der Name Rehabeam. Die meisten deiner Volksgenossen halten ihn für den Nachfolger Salomos auch im Reich Israel. Aber ihre Gesichter sind dabei unfroh und bekümmert. Wenn die Israeliten jedoch den zweiten Namen nennen, sind ihre Augen fröhlich, und ihr Antlitz ist heiter. Der zweite Name lautet nämlich Jerobeam. Sie heißen dich einen Helden, weil du versucht hast, ihren Unterdrücker zu töten. Siehst du, auch das hast du bisher nicht gewußt.“

Jerobeam staunte tatsächlich darüber, wie gut dieser Ägypter über die Verhältnisse in der Heimat informiert war. Und er freute sich, daß seine frühere Annahme, man würde in Israel über ihn lachen und ihn einen Feigling schimpfen, ein Irrtum gewesen war. Aber sprach der Beamte wirklich die Wahrheit? Und wenn ja, worauf wollte er hinaus?

Osorkon bemerkte, wie sich im soeben noch frohen Gesicht seines Gastes Ungewißheit abzeichnete, und er beteuerte: „Du kannst mir glauben. Es ist wirklich so, wie ich sagte. Ein Händler aus Aschdod hat es uns berichtet. Von ihm wissen die Israeliten übrigens auch, daß du lebst, wenn auch nicht, wo du dich verbirgst. Aber das nebenbei. Ich will nun an die Tatsachen eine Vermutung anschließen. Könnte es nicht sein, daß dein Freund Huram als König Israels dich im Auge hat? Was würdest du ihm antworten?“

Jerobeam wurde das Gespräch immer rätselhafter. Nicht nur, daß die Ägypter in Israel Zweifel zerstreuten, ob er noch am Leben war, nein, jetzt stellte ihm dieser Würdenträger hier eine Frage, die gar keinen Sinn hatte. Er als König? Das konnte nicht ernst gemeint sein! Er, ein einfacher Israelit, durch den Dienst für Salomo seinem Volk entfremdet, obgleich sich im Moment viele Israeliten für seine Tat zu begeistern schienen, als König Israels? Einfach unsinnig! Oder stimmte das mit der Entfremdung nun nicht mehr? Hatte der Anschlag gegen Salomo seine Ehre wiederhergestellt? Wie dem auch sei – er konnte jetzt nicht darüber nachdenken, er mußte antworten. „Ich

würde ablehnen“, erklärte er mit spröder Stimme. „Ich bin ein Mann ohne Kenntnisse in Regierungsgeschäften. Und auch ein Heer kann ich nicht befehligen.“

Osorkon lächelte. „Für das Heer hättest du deinen Kommandeursfreund In Geser.“ Er schaute auf einen Papyrus vor ihm auf dem Tisch und ergänzte den Namen: „Schallum heißt er. Verzeih, der Name war mir entfallen. Und was das Regieren anbetrifft, so erlernt man es, indem man es tut. Entscheidend ist, was du für Israel willst. Sag es mir, und zwar so, als sprächst du mit deinen Freunden!“

Sollte er den Gleichgültigen spielen? Aber Jerobeam war klar, daß er damit seine Glaubwürdigkeit verloren hätte, vielleicht noch mehr, nämlich Scheri und das Haus. Nein, er mußte wahrheitsgemäß antworten. „Ich will, daß Israel das Joch des Davidhauses ein für allemal abschüttelt. Und daß mein Volk sich mit einem israelitischen König seinem eigenen Leben widmen kann. Jeder Israelit soll Jahr für Jahr in Frieden seine Ernte einbringen und seinen Wein und sein Öl keltern können. Und unser Gott soll eine Heimstatt in unserem Land erhalten. Der Anschein soll verschwinden, als ob Jahwes Wohnsitz in Jerusalem ist.“

Osorkon ergänzte die Erklärung Jerobeams. „Und sicher willst du auch, daß Israel in Freundschaft mit allen Nachbarkönigen lebt. Vor allem auch mit dem mächtigsten von ihnen, dem Pharao.“

Jerobeam nickte. „Ja, natürlich auch das. Nur dann wird der Friede Israels gewahrt und sein Wohlstand gesichert sein.“

Osorkon lehnte sich zufrieden zurück. „Ich glaube, ein überzeugenderes Regierungsprogramm könnte wohl kein anderer Israelit haben. Auch dein Freund Huram nicht. Nun hast du dich im Verlauf unseres Gesprächs sicherlich längst gefragt, warum ich von dir all diese Antworten fordere.“ Der Thronfolger machte eine bedeutungsvolle Pause, und Jerobeam war gespannt darauf, was er nun hören werde.

„Der Pharao ist erzürnt über Salomo und Rehabeam“, ließ sich Osorkon vernehmen. „Salomo hat ihn beleidigt. Und überdies sieht der Pharao voller Empörung, wie das Haus Davids die Israeliten unterdrückt. Er will, daß all seine Nachbarvölker in Freiheit leben und freundschaftliche Beziehungen mit Ägypten pflegen. Deshalb ist dein Wunsch, daß Israel wieder ein selbständiges Königreich wird, auch sein Wunsch. Wenn nun Salomo in naher Zukunft sterben wird, so werden sich die Israeliten einen neuen König erwählen. Entweder den Salomosohn Rehabeam oder einen Mann aus ihrer Mitte. Wir Ägypter sind für deine und Hurams Idee eines eigenen Königs. Wir sehen den künftigen König Israels schon deutlich vor uns. Du sollst es sein, mein Jerobeam! Rehabeam oder Jerobeam – so und nicht anders steht die Frage in Israel.“

Jerobeam erschrak. Wer so sprach, der konnte kein gewöhnlicher Beamter sein. Wer war dieser Würdenträger? War er etwa gar …? Doch nein, er war zu jung. Der Pharao war gewiß älter.

Osorkon hätte gern gewußt, ob die Bestürzung seines Gastes für oder gegen seine Absicht sprach. Er hoffte, daß er Jerobeams eigene, tief im Innern verborgene Wünsche getroffen hatte, die dem Israeliten vielleicht noch gar nicht bewußt geworden waren. Jetzt war der Augenblick da, daß er sich selbst zu erkennen geben mußte, um dem kanaanäischen Flüchtling klarzumachen, daß seine Antwort nur ein Ja sein konnte. „Du wirst nun doch wissen wollen“, sagte er, „wer mit dir über die Neuordnung in Kanaan wie ein Gleicher zum Gleichen spricht. Ich bin Osorkon, der Sohn Pharao Scheschonks und sein Thronfolger. Du kannst in mir denjenigen sehen, der dem Pharao am nächsten steht.“

Jerobeam erhob sich, beugte sich tief hinab und sagte auf ägyptisch: „Hoher Herr, ich wußte nicht … Verzeih mir! Ich weiß die Ehre zu würdigen, die du mir durch dein Gespräch erweist.“

Osorkon berührte die Schulter Jerobeams, als wollte er ihn aufrichten, und wehrte die Huldigungsgeste ab. „Nicht doch, setz dich doch wieder! Du konntest mich ja nicht kennen. Und wir sprechen doch hier als Gleichrangige. Beide sind wir noch keine Könige, aber wir werden es sein. Es wird uns beiden nützen, wenn wir für heute unser Gespräch beenden. Überlege dir alles und entscheide dich! Eines mußt du noch wissen: Falls der Pharao auf keinen König Jerobeam hoffen kann, dann wird er das gesamte Reich Salomos mit Krieg überziehen und es gewaltsam zerschlagen. Und wenn sich in Israel keiner findet, der im Bündnis mit uns König sein will, so wird der Pharao irgendeinen Seitensproß aus dem Haus Davids, der Rehabeams Feind ist, nehmen und als König Israels einsetzen. Denke auch darüber nach, der du für das Wohl deines Volkes sogar zum Königsmord bereit warst!“

15

Jerobeam gelangte in seine Heimstatt, als wäre er betrunken. Scheri war zwar glücklich, daß er wieder bei ihr war, aber auf all ihre Fragen erhielt sie keine Antwort. Nachts lag Jerobeam wach, aber auch jetzt sprach er nicht mit ihr. Und ihre liebevollen Hände wies er von sich.

Am nächsten Tag saß er am Teich und grübelte. Ihm kam erst nach und nach vollständig zu Bewußtsein, was der Königssohn ihm angetragen hatte, und daß alles sehr ernst gemeint war. „Das ist völlig verrückt!“ murmelte er vor sich hin, und: „Es ist ganz und gar unmöglich!“ Er sollte König in Israel werden? Von gleichem Rang sein wie Rehabeam, der Sohn des großen Bauherrn Salomo und Enkel des gewaltigen Eroberers David? Rehabeam erbte auf jeden Fall das Königtum über Juda und die Festung Jerusalem mit ihren Palästen und dem Jahwetempel. Und der König von Israel, was erbte er? Ein Königtum, das eigentlich noch keines war. Ein Sammelsurium von Volksstämmen erbte er, mit widerstreitenden Interessen, eigenen Zentren und Heiligtümern, unterschiedlichen Götterkulten. Ein Land erbte er, schwer überschaubar und nicht einfach zu durchreisen, von der Megiddo-Ebene und vom Jordantal in einzelne Landesteile zerschnitten, und fremde Eroberer zum Raub geradezu einladend, weil erkennbare Grenzmarken fehlten. Nein, um König von Israel zu sein, bedurfte es eines Mannes wie Huram, der als Ältester weiter blickte als ein einfacher Israelit, der Gesinnungsfreunde im ganzen Land hatte. Nur einer wie Huram konnte sich der Aufgabe stellen, aus den Stämmen Israels ein festgefügtes Königreich zu erbauen. Doch war nicht auch David ein einfacher Mann gewesen, bevor er König von Juda wurde, und hatte er nicht trotzdem ein großes und mächtiges Reich errichtet? Aber David war Soldat. Er selbst, Jerobeam, war Bauarbeiter. Aber er wollte ja auch keine fremden Völker unterjochen. Sein Sinnen und Trachten galt nur Israel. Ein König Israels, wie er ihn sich vorstellte, war nicht vergleichbar mit dem Eroberer David. Gab es Könige, die ein Beispiel für Israel abgeben konnten? Vielleicht dieser Hadad von Edom, ein Flüchtling in Ägypten wie er selbst? Aber Hadad war ein Königssohn, und vor ihm hatte es schon viele Könige in Edom gegeben. Und die Könige der Philister? Sie hatten ihre Fürstentümer wie die Israeliten erst geschaffen, als es ihnen an der Zeit schien. Aber auch sie waren keine einfachen Krieger gewesen, sondern Anführer und Häuptlinge.

Jerobeam fand keinen Weg im Gewirr seiner Fragen und schlief endlich ein. Scheri war froh, daß er wenigstens jetzt am Tag zur Ruhe kam. Am Abend erzählte er ihr schließlich von dem Gespräch mit dem Sohn des Pharaos und von dessen ungeheuerlichem Vorschlag. Das Mädchen kannte den Namen Osorkons und geriet ins Staunen und in Bestürzung. Sie begriff, daß die sorglose Zeit mit dem Mann aus Kanaan unwiderruflich zu Ende ging. Welch hoher Herr mußte Jerobeam in seiner Heimat sein, auch wenn er sich hier so bescheiden gab! Denn Osorkon empfing keine geringen Leute, das wußte sie, und sie sagte es Jerobeam. Der hatte gehofft, daß ihm Scheri irgendwie raten könnte, aber das konnte sie natürlich nicht, und sie kam auch gar nicht auf einen solchen Gedanken, denn die bevorstehende Trennung raubte ihr alle klare Überlegung.

Nach einer Nacht, in der Jerobeam wenigstens immer wieder Schlaf gefunden hatte, nachdem er mehrmals wach geworden war, fühlte er sich in der Lage, erneut in seine Existenzfragen einzutauchen. Das Wichtigste, so schien ihm heute, war gar nicht, ob er selbst sich um die Königswürde bewerben sollte. In erster Linie ging es vielmehr darum, wie die Wahl Rehabeams zu verhindern war. Der Salomosohn hatte den Arbeitsdienst der Israeliten für Jerusalem beendet und damit den größten Stein des Anstoßes zwischen Israel und dem Davidhaus aus dem Weg geräumt. Osorkon hatte bestätigt, daß die Masse der Israeliten in Rehabeam den künftigen König sah. Wenn also die Wahl des Judäers durchkreuzt werden sollte, so mußte Huram die Mehrzahl der anderen Ältesten für dessen Ablehnung gewinnen. Aber das hatte er bisher schon erfolglos versucht. Warum sollte ihm das gelingen, nun, wo sich die Stimmung in Israel sogar zu seinen Ungunsten verändert hatte?

Scheri sah, wie sich ihr geliebter Herr quälte, und versuchte, ihn von seinen Gedankenspielen abzulenken. Sie führte ihn hinaus in die lebhafte Stadt und durchstreifte mit ihm die Gassen, und dann saßen sie lange am Flußufer und schauten den Booten zu, die geschäftig hin und her eilten. Jerobeam erzählte von den staubigen Wegen Kanaans und von den Mühen, die es bereitete, das aufgefangene Regenwasser vom Winter den Sommer hindurch bis zum nächsten Winter zu speichern. Scheri fragte ihn traurig: „Warum willst du zurück in dein dürres Land?“

Jerobeam strich ihr liebkosend übers Haar. „Dein Land ist wahrhaft schön“, gestand er. „Es ist wasser- und fruchtreich – glaube nicht, daß ich das übersehe oder daß es mich nicht anlockt!“ Er seufzte und erklärte ihr dann: „Aber ich bin hier ein Fremder, auch wenn ich inzwischen ein bißchen eure Sprache verstehe und spreche und eure Sitten kenne. Wie süß klang mir auf der Herreise in Kadesch die Sprache meines Volkes in den Ohren!“ Und er erinnerte sich an die Gespräche mit dem Priester Kenas und erzählte Scheri von der Flucht seines Volkes aus Ägypten, von dessen wunderbarer Errettung am Schilfmeer und von der Gotteserscheinung am Berg Sinai. Das Mädchen hörte staunend zu. Jerobeam aber kamen, noch während er sprach, merkwürdige Gedanken ein. Warum war sein Volk eigentlich nicht im fruchtbaren Ägypten geblieben? Forderte der Zug durch die wasserlose, felsige Wüste etwa weniger Mühsal und Plage als die Arbeit in den Ziegeleien des Pharaos? Ihm selbst jedenfalls erschien das Nilland ganz anders als seinen Vorfahren: heiter und gastfreundlich. Doch wenn er nun kein Königsmörder wäre, sondern ein armer Wanderhirte, der lediglich seine Tiere und sich selbst vor dem Verdursten und Verhungern retten wollte – würde ihm Ägypten dann genauso anziehend erscheinen?

Scheri achtete sein Verstummen und seine Versunkenheit und unterdrückte ihre eigenen Fragen. Plötzlich schreckte er hoch. Daß Jahwe Israels Gott war, das beruhte ja gerade auf dem Auszug des Volkes aus Ägypten. Stellte er diesen Auszug in Frage, dann auch die Bindung Israels an Jahwe! Nein, der Auszug der Vorfahren aus Ägypten war die Gewähr dafür, daß Jahwe auch ihm bei seiner Rückkehr in die Heimat helfen würde. Zumindest bewahrte er ihn vor dem Tode. Denn Schallum konnte ihn nicht beschützen, falls Salomos Urteil noch galt.

Mit dem Todesurteil hatte er ein neues Thema für seine Grübeleien, und wieder verfolgte es ihn bis in die Nacht hinein. Ja, wenn sich Israel gegen die Davididen erhob, dann war das Urteil zwangsläufig hinfällig. Aber falls nun Rehabeam König Israels wurde und das Urteil nicht aufhob? Mußte er selbst sich dann verstecken? Aber im Verborgenen konnte er nichts für Israel tun. Verstecken war sinnlos. Genausogut konnte er sich auch fern der Heimat als Tagelöhner verdingen. Aber nun kam ihm sein angeblicher Ruhm ein, von dem ihm Osorkon erzählt hatte. Wenn das wirklich stimmte, dann mußte Rehabeam, bevor er König wurde, das Todesurteil allerdings aufheben, weil er sich dadurch noch beliebter in Israel machen konnte. In diesem Fall war Schallum imstande, ihn, den offiziell Begnadigten, vor einer hinterhältigen Ermordung durch Rehabeam zu beschützen. Zweifellos würde der Salomosohn einen solchen Anschlag versuchen.

Am Morgen hatte Jerobeam das Verlangen, abermals den Königspalast zu betrachten. Mit Scheri, gefolgt von einem der Wächter, schritt er die gewaltige Mauer ab, die den gesamten Palastkomplex umgab. Hinter dieser endlosen Wand aus Nilschlammziegeln wurde über das Schicksal seines Volkes entschieden! Nicht in Jerusalem oder in Sichem! Ja, das war die Wahrheit, die er jetzt begriff. Hatte Osorkon nicht von einem Rachefeldzug gegen Salomos Reich gesprochen? Und daß irgendein Seitensproß aus Davids Haus in Israel als König eingesetzt werden sollte, falls er, Jerobeam, die Königswürde ausschlug? Hatte er nun angesichts dieser Drohung überhaupt eine Wahl? Osorkon war ein Erpresser, auch das gehörte zur Wahrheit, und er war ihm ausgeliefert. Falls er, von der Begeisterung des Volkes für seinen Mordanschlag gegen Salomo getragen, tatsächlich König Israels wurde – er blieb in der Hand des Pharaos. Wenn das die Israeliten bemerkten, dann entzogen sie ihm ihre Zuneigung und jagten ihn davon. Oder sie töteten ihn als Verräter. Der Pharao aber würde Israel mit Krieg überziehen, weil es sich vom Ägyptenfreund Jerobeam abgewandt hatte. Wie also sollte er sich entscheiden? Israel würde ja so oder so zugrunde gehen, ob er nun zu Osorkons Idee ja sagte oder ob er nein sagte.

Heimgekehrt, setzte sich Jerobeam auf seinen Lieblingsplatz unter die schattigen Bäume am Teich. Er war drauf und dran, seinen Anschlag gegen Salomo zu bereuen. Wut auf Huram stieg in ihm hoch. Der hatte ihn auf die Idee gebracht, Salomo zu ermorden. Warum hatte er überhaupt den erstochenen Bruder rächen wollen? Gab es denn eine Untat zu rächen? War in Wirklichkeit nicht Eri selber ins Schwert des Soldaten gerannt? Hatten das nicht die Augenzeugen ausgesagt? Hätte er sich Mutter und Schwägerin und den Männern von Zereda nicht als echter Israelit erweisen wollen, indem er Eris Tod rächte, er könnte heute noch in Ruhe und Frieden sein Amt in Jerusalem ausüben. Statt dessen hatte er auf Hurams Geschwätz von einem eigenen Königtum in Israel gehört und darauf vertraut, daß die Ermordung Salomos für Israel das Zeichen zum Aufstand wäre. Er hatte geglaubt, daß es für Israel genüge, sich vom Davidhaus zu lösen, um frei zu sein. Was für ein Irrtum! Wenn die Ägypter ihre Absichten wahr machten – und wer sollte sie daran hindern? – dann war Israel nie mehr ein freies Volk!

Doch Jerobeams Ingrimm erschöpfte sich allmählich, und er schalt sich schließlich wegen dieser trübseligen Gedanken. Wer nicht wenigstens versuchte, seinem Volk die Freiheit zu erringen, der verdiente, ein Knecht zu bleiben. Warum sollte Jahwe sein Volk auch weiterhin demütigen wollen? Warum sollte er es erneut den Ägyptern ausliefern, nachdem er es doch aus deren Land machtvoll herausgeführt hatte? Vielleicht täuschte Osorkon den bevorstehenden Kriegszug nach Kanaan nur vor, und es ging den Ägyptern einfach darum, die Macht der Davididen empfindlich zu schwächen. Und falls der Feldzug wirklich vorgesehen war – konnte sich nicht inzwischen im Inneren Ägyptens ein Feind gegen den Pharao erheben und den Zug nach Kanaan unmöglich machen? Oder der Pharao starb noch vor dem Krieg, und Thronwirren brachen aus? Hundert Ereignisse konnten die Pläne des Pharaos zunichte machen. Wenn sich das aber so verhielt, warum sollte er, Jerobeam, den die Israeliten einen Helden nannten, sich nicht dafür entscheiden, um die israelitische Königswürde zu kämpfen?

Von diesem Tage an nahm das Selbstbewußtsein Jerobeams wieder zu. Scheri sah mit Verwunderung und auch mit ein wenig Beklommenheit, wie Jerobeam aufblühte. Er pries ihr gegenüber sein Volk, das seinem Gott das Land Kanaan verdankte und die Brechung des Joches der Philister. Und bald auch würde es Jahwe für die Befreiung aus der Gewalt Davids und seiner Nachkommen Danklieder singen. Aber daß er selbst die judäischen Fremdherrscher beerben und der erste wahre König Israels werden wollte, verschwieg er Scheri vorläufig. Doch immer mehr festigte sich in ihm diese Absicht. Denn daß Jahwe den Anschlag gegen Salomo zunichte gemacht hatte, das mußte einen Sinn haben. Und zwar offenbar den, daß der künftige König Israels kein Mörder sein sollte. Das aber hieß: Jahwe führte ihn an der Hand, wie ein Vater sein Kind führt,

damit es nicht strauchelt! Jahwe würde verhindern, daß sich der Judäer Rehabeam das Königtum Israels erschlich!

Nachdem Jerobeam seine Lebensentscheidung gefällt hatte, dachte er darüber nach, was er als König tun mußte. Natürlich galt es zuerst und vor allem, Israel und Juda dauerhaft voneinander zu trennen. Zugleich aber wollte er versuchen, mit Rehabeam von Juda in Frieden zu leben, trotzdem der bereit gewesen war, den eigenen Vater zu ermorden, und obgleich er auch ihm als Mitwisser nach dem Leben trachtete. Vielleicht gelang es sogar, zwischen Israel und Juda ein Verteidigungsbündnis gegen Ägypten abzuschließen. Um all das zu erreichen, war die Voraussetzung, Israel auf seine eigenen Füße zu stellen. Schallum mußte dem Aufgebot der israelitischen Stammeskrieger wieder zum Dasein verhelfen. Die Jugend war zu bewaffnen und im Waffengebrauch zu üben. Und die Soldaten Salomos in Geser, in Megiddo und Hazor mußten für das neue Königreich gewonnen werden. Die Stadt Sichem sollte für Israel ein Zentrum werden, wie es für das jetzige gesamte Salomoreich Jerusalem war. Und einen Tempel hatte er Jahwe versprochen, damit sich alle Israeliten überzeugen konnten, daß Jahwe inmitten Israels eine Wohnstatt hatte. Im Kult für Jahwe würde er alle Stämme Israels einigen. Diese Einigung, die im Abwehrkampf gegen die Philister begonnen hatte, war noch längst nicht vollendet. Aber waren nicht alle Israeliten Nachkommen jener Wüstenwanderer, die in Ägypten Knechte gewesen waren und die Jahwe wunderbar befreit und nach Kanaan geführt hatte?

So träumte Jerobeam Tag für Tag von Israels heller Zukunft und lebte sich in seine Rolle als Königsanwärter hinein. Als der Tag kam, da er erneut in den Palast des Pharaos befohlen wurde, fühlte er sich gut vorbereitet. Sogar so gut, daß er sich vornahm, nicht sogleich sein Ja auszusprechen, sondern zu versuchen, die Meinung des Prinzen zu dieser und jener Voraussetzung des Herrschaftswechsels in Israel zu erkunden.

Diesmal empfing ihn Osorkon in einem der Gärten des Palastgeländes. Im Schatten eines Sonnendaches standen zwei Stühle, davor ein niedriges Tischchen mit einer Schale voll frischer Weintrauben. Im Hintergrund wartete der Dolmetscher, daß er sich auf seinen Hocker niederlassen durfte, und seitlich stand der Schreiber dienstbeflissen neben seiner Matte. Der Scheschonksohn gab sich herzlich wie bei der vorigen Audienz und erkundigte sich eingehend nach der Gesundheit seines Gastes und nach dem Befinden Scheris. Dann verbreitete er sich über die Aussichten der diesjährigen Nilüberschwemmung, wie sie die Priester voraussagten, aber unvermittelt, als ob auch das zu diesem Thema gehörte, flocht er die Frage ein: „Nun, und du, Jerobeam, wie hast du dich entschieden?“

Jerobeams Antwort stand seit Tagen fest. „Meine Entscheidung ist noch ein wenig wacklig“, lautete sie. „Verzeih mir meine Ehrlichkeit! Gestattest du mir noch eine Frage?“ Osorkon schien nicht überrascht und nickte gnädig. So fuhr Jerobeam fort: „Es war mein freier Entschluß, in Ägypten um Asyl zu bitten. Hätte ich mich aber nun nicht in eure Obhut begeben und euren Beamten nicht alles berichtet, was sich in Jerusalem und Israel ereignet hat, wäre auch dann der Blick des Pharaos auf das Reich Salomos gefallen?“

Osorkon war die Frage willkommen, denn sie gab ihm Gelegenheit, dem künftigen Vasallenkönig in einige größere Zusammenhänge der ägyptischen Asienpolitik Einblick zu geben. „Das Auge des Pharaos“, erklärte er, „ruhte schon lange vor deinem Versuch, Salomo zu töten, auf Jerusalem und ganz Kanaan. In unserem vorigen Gespräch habe ich es dir schon angedeutet. Hätte mein Vater diese Blickrichtung auf Kanaan nicht, dann könnte er nicht Pharao sein. Sieh, die Ägypter wollen in Frieden leben wie ihr Israeliten! Vor vielen Hunderten Jahren kamen aus Kanaan Eroberer über uns und herrschten hier als Könige. Schließlich erhoben sich jedoch die Ägypter gegen sie und trieben sie zurück in ihr Land. Seitdem sind wir wachsam und versuchen, jede Bedrohung Ägyptens rechtzeitig abzuwenden. Als die Philister gegen uns anrannten, haben wir sie besiegt und im Land Kanaan angesiedelt. Vielleicht wären sie uns noch einmal gefährlich geworden, aber da trat ihnen der Judäer David entgegen, schwächte sie und schuf sich danach ein großes Königreich. Aber er wurde uns kein Gegner, denn sein Sohn Salomo gab die Hälfte des Reiches für prunkvolle Bauten dahin. Doch nun wird Salomos Sohn Rehabeam das Reich erben. Der Pharao fragt sich: Was wird der Davidenkel tun? Denn er gibt sich kriegerisch wie sein Großvater. Der Pharao überlegt: Sollen wir tatenlos abwarten, ob sich Rehabeam etwa mit den Philisterkönigen verbündet und in Ägypten einfällt, weil ihn unsere Reichtümer anlocken? Siehst du, Jerobeam, das sind unsere Gründe, warum wir Rehabeams Macht auf Juda beschränken wollen und warum wir danach streben, daß in Israel ein König herrscht, der als Freund des Pharaos darüber wacht, daß die Könige in Jerusalem, in Aschkelon und in Aschdod uns in Frieden lassen. Rehabeam ist unser Hauptfeind in Kanaan. Auch du bist sein Feind. Als Feind unseres Feindes bist du unser Freund. Wärst du nicht zu uns gekommen, so wäre unser Abgesandter zu dir gekommen. Ist damit deine Frage beantwortet?“

Jerobeam hatte aufmerksam zugehört. Er fand seine Einsicht bestätigt. Wenn kein Wunder geschah, so gab es für Israel kein Entrinnen vor der ägyptischen Oberhoheit. Pharao Scheschonk schien fest entschlossen, sich Kanaans wiederum zu bemächtigen. Osorkon verdiente Dank für

seine Offenheit. „Ja, diese Frage ist beantwortet“, erwiderte Jerobeam. „Und du hast recht, daß Rehabeam mein Feind ist. Allerdings sind wir ungleiche Feinde. Ich bin nur ein gescheiterter Königsmörder, er aber ist bereits ein Königssohn. Zwar achtet man in Israel meinen Mut, wie du mir berichtet hast, aber was nützt mir die Achtung des Volkes, wenn die meisten Ältesten trotz ihres Mißtrauens gegen Rehabeam ihn als König Israels wählen werden? Er hat seine Soldaten, mit Schwertern und Lanzen bewaffnet, und seine Streitwagen, und er besitzt die festen Städte. Ich jedoch hätte, falls die Israeliten sich gegen Rehabeam erhöben und es zum Krieg gegen ihn käme, nur Bauernkolonnen, die Knüppel und Äxte schwängen, und in unserem Rücken stünden nur ungeschützte Dörfer.“

Osorkon runzelte die Stirn, weil ihm diese Bedenken kein gutes Zeichen für den Ausgang des Gesprächs zu sein schienen. „So, wie du es schilderst, so ist es jetzt“, hielt er Jerobeam entgegen. „Aber es bleibt nicht so, wenn du nur entschlossen bist. Eure Ältesten können nicht den Willen deines Volkes mißachten. Wenn das Volk dich als König will, werden die Ältesten dich wählen. Du wirst es erleben. Und aus bewaffneten und streitbaren Bauern können tüchtige Krieger werden. Wenn der Bruch zwischen Juda unf Israel erst vollzogen ist, dann wird allen sichtbar werden, wie klein sich Juda ausnimmt neben dem großen Israel. Und die Soldaten in Israels Städten? Soldaten dienen dem Erfolgreichen. Die Garnisonen in Megiddo und Hazor werden dir zufallen wie die Besatzung Gesers. Wovor also hast du Angst?“

Der Belehrte schüttelte energisch den Kopf. „Ich habe keine Angst!“ versicherte er. „Aber ich habe gelernt, die Dinge stets so zu sehen, wie sie sind, und nicht so, wie ich sie gern haben möchte. Außerdem weiß ich, daß der Mißerfolg bitter schmeckt. Wenn ich antrete, um König zu werden, dann will ich nicht von vornherein auf verlorenem Posten stehen. Aber die Zeit wird gegen mich sein! Wenn Salomo stirbt, wird Bedan von Sichem sogleich die Ältesten Israels zusammenrufen, und sie werden sich rasch auf den König ihrer Wahl einigen. Zu diesem Zeitpunkt bin ich jedoch im günstigsten Fall gerade erst nach Israel heimgekehrt. Wie soll ich es da anstellen, daß die Ältesten den Blick auf mich richten?“

Der Prinz stutzte. Dieser Einwand des Israeliten war schwer zu widerlegen. Er selbst hatte sich auch schon den Kopf darüber zerbrochen, wie man Jerobeam mehr Zeit verschaffen könnte. Denn der mußte das Volk davon überzeugen, daß er jener König sein werde, den es eigentlich begehrte, und das Volk mußte in diesem Sinn Druck auf die Ältesten ausüben. „Und wenn du jetzt sogleich nach deinem Land zurückkehrtest?“ Er schaute Jerobeam unschlüssig an. „Salomo kann dir nicht mehr schaden. Und Rehabeam wird es nicht wagen, dich zu ergreifen. Denn wenn er das tut, dann sind seine Aussichten auf Israels Königtum verspielt. Das wird ihm wohl klar sein.“

Jerobeam war anzusehen, daß er von dem Vorschlag nichts hielt. „Verzeih mir, daß ich widersprechen muß!“ bat er. „Aber wenn ich jetzt heimkehre, bin ich nirgends sicher, denn man sucht mich überall. Mein Freund Schallum müßte mich ausliefern. In diese Lage darf ich ihn nicht bringen. Mein Freund Huram und andere Salomogegner werden bespitzelt. Mein Heimatort Zereda wird sicher überwacht. Ich kenne Rehabeam. Er ist verschlagen und würde mich auf eine Weise beseitigen, so daß er trotzdem mit reinen Händen dastünde. Erst, wenn Salomo und mit ihm sein Todesurteil über mich gestorben ist, und erst, wenn der Kampf um das Königtum in Israel eröffnet wird, kann ich mich zu Hause einigermaßen sicher fühlen.“

Osorkon seufzte und starrte vor sich hin. Nach einer Weile sagte er: „Gut, ich vertraue deiner Sachkenntnis. Selbstverständlich kannst du hierbleiben, bis Salomo stirbt. Wir haben Sorge dafür getragen, daß wir sein Ableben sofort erfahren. Und was nun die eilende Zeit betrifft, ich weiß, daß sich Verhandlungen hinziehen, und auch du weißt es. So auch jene zwischen euren Ältesten und Rehabeam, um zu einem Vertrag zu kommen. Es gibt ein Mittel, um diesen Vertragsabschluß in die Länge zu ziehen und zu hintertreiben.“ Er grinste vertraulich. „Dein Freund Huram und seine Anhänger müssen Forderungen aufstellen, die für Rehabeam unannehmbar sind. Der Salomosohn wird sie ablehnen, und schon ist der Weg für dich frei.“

Jerobeam spürte Unzufriedenheit mit sich selbst, während er dem geduldigen Thronfolger zuhörte. Er hatte sich doch längst entschieden, die Herausforderung anzunehmen. Warum äußerte er immer wieder neue Bedenken? Osorkon mußte ihn ja für einen Zauderer und Feigling halten. Er schielte empor zu der Galerie, die sich an der nahen Palastfront entlangzog. Mehrfach schon war neben einer der Säulen ein Gesicht aufgetaucht. Ein unsympathisches Gesicht, faltig, von grauem Haar umrahmt, wie er mit scharfem Blick festgestellt hatte. Belauschte der Alte da oben ihr Gespräch etwa? Doch nein, die Entfernung war sicher zu groß. Und Osorkon hatte bestimmt auch dafür gesorgt, daß sich ringsumher keine Lauscher verbergen konnten. Plötzlich, der Dolmetscher hatte die Übersetzung der Rede des Prinzen soeben beendet, überfiel Jerobeam die Einsicht, daß der Alte da oben auf der Galerie zweifellos der Pharao war. Der wollte wissen, wie der Bursche aussah, der sich von seinem Sohn breitschlagen ließ, für ihn den König von Israel zu machen.

Jerobeam straffte sich. Dieser alte Mann würde wohl nicht mehr lange regieren. Und mit seinem Sohn ließ sich offenbar auskommen. Und so erklärte er diesem nun ohne Umschweife, daß er keine weiteren Bedenken mehr habe. „Ich bin dir dankbar“, fügte er hinzu, „daß du solange Geduld

mit mir hattest. Auf deine Frage, wie ich mich entschieden habe, antworte ich: Der Salomofeind Jerobeam wird sich dem Salomosohn Rehabeam in den Weg stellen."

Osorkons Miene entspannte sich. „Ich gratuliere dir zu deiner Entscheidung!" rief er freudig. „Mögen deine Götter mit dir sein! Die unseren sind es, das versichere ich dir!"

Jerobeam schickte einen schnellen Blick zum Palast hinüber. Der Grauhaarige neben der Säule verschwand soeben. Der Scheschonksohn hatte den Blick bemerkt, und ein Schatten zog über sein Gesicht. Aber sogleich gewann er seine heitere Miene zurück und sah seinen künftigen Bündnispartner erwartungsvoll an. Der würde jetzt sicherlich seine Forderungen stellen.

Aber Jerobeam hatte nur eine einzige, und sie war von anderer Art, als Osorkon vermutet hatte. „Laß mich nach der Oase Kadesch ziehen!" lautete sie. „Dort will ich dem Gott Israels opfern und mir seinen Beistand sichern."

Osorkon war verstimmt. Er war bereit, weitgehende Hilfszusagen zu machen. Aber nun diese verdächtige Bitte? Wollte der Israelit sich der Kontrolle entziehen? „Warum willst du deinem Gott nicht hier opfern?" widersprach er. „Nach Kadesch kannst du nicht – bedenke, wenn Salomo inzwischen stirbt! Du selbst hast soeben für diesen Fall auf die Schnelligkeit deiner Rückkehr gepocht."

Aber Jerobeam ließ sich von seinem Wunsch nicht abbringen. „Bei uns sterben die Kranken gewöhnlich, wenn die kalten Regen- und Schneetage bevorstehen. Jetzt aber beginnt die fröhliche Zeit der Weinlese. Und was mein Opfer anbetrifft: Hier herrschen eure Götter, und meine Bitten würden meinen Gott Jahwe vielleicht nicht erreichen. Aber in Kadesch ist ihm ein berühmtes Heiligtum errichtet, du kennst es sicher. Laß mich also dorthin ziehen! Gib mir ein paar deiner Männer als Führer und als Schutz und Bewachung mit! Sie werden dafür sorgen, daß meine Reise so kurz wie nur möglich sein wird."

Osorkon wollte den Königsanwärter bei guter Laune halten und ging, wenn auch widerwillig, auf dessen Wunsch ein. Und so machte sich Jerobeam schon zwei Tage später mit zehn Mann Begleitschutz auf jenen Weg, den er vor Monaten in umgekehrter Richtung gereist war, damals voller Sorgen, wie man ihn in Ägypten aufnehmen würde, jetzt aber unverzagt, weil sich das Rätsel seines mißlungenen Anschlags auf Salomo zu lösen schien. Trotzdem war ihm der Abschied in Tanis nicht leichtgefallen. Denn Scheri hatte geweint und sich an ihn geklammert, da sie nun wußte, daß er in seiner Heimat König werden wollte und die endgültige Trennung unvermeidlich war. Und sie hatte nicht verstanden, warum er diese Reise hinaus in die Wüste machen mußte. Sie fürchtete, daß er nicht zurückkehrte. Ihm graute nun vor jenem Tag, da er das Mädchen wirklich und für immer verlassen mußte. Aber wenn ihn Jahwe zum König Israels bestimmt hatte, was zählte da der Trennungsschmerz eines Mannes und einer Frau?

In Kadesch begrüßte ihn der Priester Kenas mit großer Freude. Und Jerobeam war hingerissen, als er die vertrauten Laute seiner Muttersprache hörte. Der Priester erzählte: „Vor einigen Tagen hatte ich einen merkwürdigen Traum. Es zog einer hier in Kadesch ein, der schien einem König zu gleichen. Nicht wegen des Gepränges, das ihn umgab, sondern des Glanzes wegen, der von ihm selbst ausging. Ich nahm an, daß dieser Traum mir vielleicht die baldige Ankunft eines ägyptischen Großen ankündigt. Statt dessen kommst du! Was bedeutet nun mein Traum?"

Jerobeam lachte. „Selbst wenn ich König wäre, so würde ich weder Gepränge noch Glanz um mich dulden. Mit mir hat dein Traum sicher nichts zu tun." Er verschwieg, daß er sich tatsächlich anschickte, nach einem Königtum zu greifen. Aber er berichtete ausführlich von seiner freundlichen Aufnahme in Ägypten, und dann schilderte er sein Haus und seine liebliche Dienerin in den lebhaftesten Farben.

Kenas wunderte sich, wieso derartige Herrlichkeiten einem einfachen Israeliten zuteil wurden. Er ahnte, daß es da etwas gab, was ihm dieser Ebed, wie er sich genannt hatte, nicht sagen wollte oder durfte. Schon sein Name war sicherlich falsch. Und welcher Flüchtling bekam zehn Soldaten als Begleitschutz für eine Reise, die Ägypten nichts einbrachte! Normalerweise hätte der Israelit, wenn man ihm schon die Ausreise genehmigte, selbst nach einer Karawane suchen müssen, der er sich anschließen konnte.

Kenas erinnerte sich an die Nachrichten, die ihn aus Jerusalem erreicht hatten. Ein gewisser Jerobeam, ein Israelit und Beamter im königlichen Bauwesen, hatte versucht, König Salomo zu ermorden, und war nach seiner Tat geflohen. Kein Zweifel, dieser Flüchtling hier, der sich Ebed nannte, der war der Attentäter Jerobeam! Und wahrscheinlich war er sogar mehr als ein kleiner Beamter gewesen. Einem beliebigen Verfolgten, dessen Anschlag nicht einmal geglückt war, gab der Pharao sicherlich kein Haus mit Garten und Dienerschaft. Jerobeam war vermutlich in Jerusalem ein wichtiger Mann gewesen oder, was noch eher zutraf, vom Pharao zu Größerem bestimmt. Wahrscheinlich hatte Scheschonk etwas mit ihm vor, und nun kam Jerobeam hierher zum Heiligtum, um dafür den Segen Jahwes zu erbitten.

Aber dann stammte sein eigener Traum tatsächlich von Jahwe und deutete auf den Israeliten! Kenas freute sich, das Geheimnis seines Gastes zumindest im Ansatz durchschaut zu haben. Und er wünschte ihm, was auch immer er vorhatte, Jahwes Unterstützung.

Jerobeam stand, während der Priester über ihn nachdachte und nach einem Zusammenhang mit dem bevorstehenden Herrscherwechsel in Jerusalem suchte, im weißen Zelt vor dem heiligen Stein. Er betrachtete die Weihgaben und kramte unter ihnen nach seinem Gewandzipfel. Aber der Stoffetzen war nicht mehr da. Nun hob er die Arme anbetend empor, und mit leiser Stimme, damit ihn niemand, der draußen etwa vorüberging, verstand, sprach er den Gott an. „Jahwe, mein Herz ist voller Dank, daß du mich sicher nach Ägypten geleitet hast und daß mich der Pharao, dessen Vorgänger unsere Väter bedrückte, freundlich aufgenommen hat. Denn deine gewaltige Hand ist es, die ich in allem, was mir widerfahren ist, erkenne. Aber nun ist mein Herz voller Zagen und Beben, denn ich soll König werden in Israel. Und ich will es. Aber ist das auch dein Plan? Hast du wirklich meinen Anschlag gegen Salomo mißlingen lassen, weil du mich zum König machen willst und weil an den Händen des Königs kein Mörderblut kleben soll? Gib mir Gewißheit darüber, damit ich voller Entschlossenheit dem Vatermörder Rehabeam entgegentreten kann! Habe ich mich jedoch in deiner Absicht getäuscht, und du hast einen anderen zum König Israels ausersehen, so lasse ich meine Hände sinken und widerrufe meine Zusage an Osorkon. Und dich flehe ich in diesem Fall an, mir meinen Hochmut gnädig nachzusehen und mich nicht zu bestrafen!“

Jerobeam betete lange, länger als auf der Herreise. Doch je mehr er sich vor Jahwe vorsorglich demütigte, falls sein Entschluß falsch gewesen war, um so stärker spürte er, wie eine mächtige Zuversicht in sein aufgeregt schlagendes Herz einzog. Ihm fiel der Traum des Priesters ein. Das war Jahwes Zeichen! Ja, das war seine Antwort! Der Gott hatte sie ihm gegeben, noch bevor er ihn gefragt hatte! Dankbar wiederholte er nun sein Gelöbnis, Jahwe in Israel ein königliches Heiligtum zu erbauen.

Als er die Zeltdecke beiseiteschlug und hinaus ins Freie trat, lag auf seinem Gesicht ein freudiger Glanz. Kenas sah es mit Verwunderung, und er dankte Jahwe für den Traum, der zweifellos diesen heimatlosen Israeliten meinte und ihm Großes verhieß. Sollte er seinem Gast Jahwes Verheißung mitteilen? Ein göttlicher Auftrag dazu war allerdings nicht ergangen. Aber ein Schweigegebot lag auch nicht vor. Eine rasche Entscheidung war nötig, denn der Beter kam direkt auf ihn zugeeilt.

Jerobeam ließ Kenas jedoch keine Zeit für seine Enthüllung, denn er verlangte, jetzt sofort den jungen Widder zu opfern, den er mitgebracht hatte. Kenas verschob es auf später, den Traum zu deuten, und ging zum Altar, entfachte das Feuer und legte die Gerätschaften zur Opferung bereit. Ein Widder! Bei Jerobeams Ankunft hatte er sich gewundert, daß dieser arme Flüchtling in der Lage war, ein solch wertvolles Tier darzubringen. Aber nun war klar, daß ihm das Tier sicherlich der Pharao geschenkt hatte, damit seine Gabe an den Gott seiner hohen Stellung entsprach.

Kenas erhoffte sich aus Jerobeams Gebet, das dieser sprach, während der schwarze Opferrauch vom Altar in den blauen Himmel emporstieg, weiteren Aufschluß über jene Aufgabe, die der Pharao dem Salomofeind zugedacht hatte. Aber das Gebet war kurz und für Kenas und die umstehenden Oasenbewohner, die sich als Zuschauer eingefunden hatten, nichtssagend. Denn was Jerobeam Jahwe zu sagen hatte, das war ja bereits in der Verborgenheit des heiligen Zeltes ausgesprochen worden.

Während des Opfermahls schwieg Kenas noch immer über seinen Orakeltraum, denn die angesehensten der Hausväter von Kadesch saßen mit in der Runde, und sie sollten nicht erfahren, wer der Mann wirklich war, der sich zur Opferung einen Widder leisten konnte und sie damit bewirtete. Aber nach dem Mahl hielt er den Opferherrn zurück und bat ihn, noch ein Weilchen zu bleiben. „Aber nicht für lange!“ schränkte Jerobeam seine Zustimmung ein. „Meine Begleiter argwöhnen sonst, daß ich ihrer Aufsicht entkommen will. Im Grunde bewachen sie mich nämlich.“

Kenas nickte voller Verständnis. Selbstverständlich wollte der Pharao nicht, daß jener Mann, den er förderte, eigene Wege beschritt. Sie gingen zu jener Eiche, unter der Kenas vor Monaten die Geschichte des Auszugs der Vorfahren aus Ägypten erzählt hatte. Aber jetzt hatte er nicht die Vergangenheit, sondern die Zukunft im Blick. „Erinnere dich an meinen Traum“, sagte er, „den ich dir bei deiner Ankunft mitgeteilt habe! Jahwe hat mich inzwischen dessen Deutung wissen lassen. Höre! Der Traum meint wahrhaftig dich! Du bist Jerobeam, der seine Hand gegen Salomo erhoben hat! Jahwe versichert dir nun: Er hat Großes mit dir vor.“

Kenas hatte geglaubt, daß die Gottesbotschaft den Flüchtling überraschen und in Aufregung versetzen würde. Aber Jerobeam zeigte kaum Verwunderung. „Du bestätigst mir, was Jahwe mich vorhin im heiligen Zelt wissen ließ“, erwiderte er. „Ja, ich bin Jerobeam. Kann ich sicher sein, daß du das Geheimnis, wer ich bin, gegenüber allen, die zu dir kommen, bewahren wirst?“

Kenas versprach es. „Ein Gottesdiener stört nicht die Pläne seines Gottes.“ Und er fragte: „Was wirst du nach deiner Heimkehr tun?“

Jerobeam überlegte, ob er diesem Priester, den er mochte, die Wahrheit anvertrauen durfte. Aber dann hätte er auch von den Abmachungen mit Prinz Osorkon berichten müssen, und er war sich nicht sicher, ob Kenas das Bündnis mit dem Pharao billigte. Und ein Streitgespräch darüber wollte er mit einem Mann, der zwar Jahwe diente und es gut mit ihm, Jerobeam, meinte, der aber von der Lage im Salomoreich nur oberflächliche Kenntnis hatte, nun wirklich nicht führen. Deshalb

wich er der Frage aus: „Verzeih mir, wenn ich auch zu dir darüber schweige! Ich darf nicht darüber sprechen. Nicht Menschen haben es mir verboten, sondern Jahwe selbst hat mir den Mund verschlossen. Aber wenn die Zeit gekommen ist, werden die Nachrichten aus Israel auch Kadesch erreichen. Und du wirst meinen Namen nennen hören. Und ich verspreche dir, daß auch ich mich an dich erinnern werde und daß du einen Gruß von mir erhalten wirst."

Obwohl Kenas seine Neugier nicht befriedigt sah, erkannte er, daß es keinen Zweck hatte, dem Verheißungsträger das Geheimnis der göttlichen Berufung zu entlocken, und so drang er nicht in ihn, es ihm anzuvertrauen. Sie plauderten noch ein wenig über belanglose Dinge und verabschiedeten sich dann mit großer Herzlichkeit.

Am nächsten Morgen trat Jerobeam noch einmal ins heilige Zelt. Auch draußen war es noch dunkel. Er tastete nach der Steinplatte mit den Weihgaben und legte seinen kupfernen Fingerring mit dem leuchtend grünen Skarabäus nieder. Scheri hatte ihm dieses Amulett bei der Abreise geschenkt, damit er wohlbehalten durch die menschenfeindliche Wüste kommen und schnell zurückkehren sollte. Aber nun stand er ja im Schutz Jahwes, des Gottes Israels, und er brauchte das Amulett nicht mehr.

Noch vor Sonnenaufgang brach er mit seiner Mannschaft auf. In Eilmärschen durchmaßen sie die Felseinsamkeit zwischen der Oase und der ägyptischen Grenzfestung und das fruchtbare Land von da bis zur Königsresidenz. Wider Erwarten brachten ihn die Soldaten jedoch nicht zu seinem Haus, sondern zum Palast des Pharaos. Jerobeam war bestürzt. Hatte man etwa inzwischen Salomos Tod gemeldet? Aber woher sollte der Anführer der Mannschaft das wissen? Etwa vom Kommandeur der Grenzfestung?

Bald klärte sich die Verwirrung auf. Von Salomos Ableben war keine Rede. Ein Beamter teilte Jerobeam mit, daß der Pharao angeordnet habe, er solle fortan im Palast wohnen, damit er sogleich erreichbar sei, falls wichtige Nachrichten einträfen. Der Beamte brachte ihn zu seiner neuen Wohnung, am Ende einer langen Gebäudefront, fernab von den Gemächern des Pharaos und des Thronfolgers. Dort erwartete ihn bereits Scheri. Als er bei ihr eintrat, fiel sie glücklich vor ihm nieder und schmiegte sich an seine Beine wie ein Kätzchen. Auch Jerobeam war froh, daß man ihm das Mädchen gelassen hatte. Im Nebenzimmer gewahrte er sogar die beiden „Gärtner", die ja nun wohl keinen Garten mehr zu pflegen hatten.

Trotz seiner Wohnung im Palast blieben ihm Osorkon und der Pharao unsichtbar. Es war ihm, als hätten die vertraulichen Unterredungen mit dem Thronfolger gar nicht stattgefunden. Er freute sich jeden Tag aufs neue über seine Wiedervereinigung mit Scheri. Aber seine Seelenruhe gründete sich nicht allein darauf, sondern vor allem auf seine Zwiesprache mit Jahwe in Kadesch, wo er dessen Zustimmung und Beistand erhalten hatte. Es würde schwer sein, König von Israel zu werden, und noch schwerer, als Vasallenkönig des Pharaos die Freiheit der Israeliten herzustellen und zu bewahren. Aber Jahwe konnte das Schwere, das untragbar schien, so leicht machen, daß die Last ihren Träger nicht erdrückte, so daß er trotz seiner Bürde ans Ziel gelangte. Und das würde Jahwe tun, dessen war Jerobeam gewiß.

16

In Kanaan kündeten erste Regenfälle den Winter an. Es sah aber noch nicht danach aus, als ob König Salomo sich zu sterben anschickte. Allerdings nahmen seine geringen Kräfte weiter ab, je kälter es wurde. Der Hof fürchtete bereits das Schlimmste. Aber der Kranke überstand sogar die heftigen Schneefälle, die Jerusalem in diesem Jahr heimsuchten. Erst als die Wetterunbilden nachließen, schien seine Lebenskraft aufgebraucht. Nachdem er mehrere Tage gelegen hatte, ohne daß ein Laut über seine Lippen kam, ließ er eines Nachts plötzlich ein lautes Stöhnen hören. Seine Diener beugten sich erschrocken über ihn und stellten fest, daß sich der König mit diesem schauerlichen Wehlaut aus der Welt der Lebenden verabschiedet hatte.

Das Palastviertel geriet in Bewegung. Noch vor dem Morgengrauen wußte bereits ganz Jerusalem, daß eine gewaltige Totenfeier bevorstand. Die Klageweiber, die schon den gesamten Winter über auf Abruf gewartet hatten, hasteten hinauf zum Palast, und bald gellten ihre schrillen Klageschreie über die Stadtmauer ins Land hinaus und kündeten vom Tod des sehr großen und sehr weisen Königs, des gewaltigen Bauherrn Salomo.

Rehabeam wühlte in seinen alten Gewändern und wählte schließlich das schlechteste aus. Er ließ es von seinem Diener vorn bis in Gürtelhöhe einreißen und legte es an. Dann setzte er sich und beugte den Kopf, damit ihm, wenn der Bursche nun sein Haar mit Ruß bestreute, nichts davon in die Augen kam. Als alles getan war, ließ er sich den kupfernen Spiegel reichen und begutachtete sein Aussehen. Niemand durfte ihm anmerken, wie er sich über den Tod des Vaters freute. Niemand außer der Mutter.

Naama ließ sich mit der Herstellung ihrer Trauermale Zeit. Ungerufen trat sie bei ihrem Sohn ein, als der sich gerade bespiegelte, und rief trotz des Dieners fröhlich: „Was für ein herrlicher Tag!

Wie ich auf ihn gewartet habe! Endlich sind wir beide frei! Jetzt können wir das Reich neu einrichten! Freust du dich ebenso wie ich, König Rehabeam?“

Der Diener hatte sich diskret zurückgezogen. Rehabeam schaute, ob er wirklich weg war, lächelte dann und bestätigte seine Freude. Die galt auch dem Anblick der Mutter. Man hatte ihr schon bisher ihre sechs Lebensjahrzehnte kaum geglaubt, nun aber sah sie richtig verjüngt aus. Sie sprühte vor Entschlossenheit und Tatkraft. Plötzlich verdüsterte sich jedoch die freudige Miene ihres Sohnes. Die Mutter sollte nur nicht versuchen, sich ihm als seine ständige Ratgeberin aufzudrängen und ungefragt in seine Entscheidungen hineinzureden! Der Mann, der sie beide im Haß gegen ihn vereint hatte, war tot. Rehabeam brauchte keine Trösterin mehr wie früher, als ihm oft die Zeit zu lang wurde, bis ihm der Vater Platz machte, und er brauchte auch keine Beraterin mehr, die ihm zeigte, wie er seine Interessen durchsetzen konnte, ohne mit denen des Königs zusammenzustoßen. Jetzt war er der König! Er würde die Mutter um Rat fragen, wenn er es für angebracht hielt, aber das würde selten der Fall sein. Ihre ständige Einmischung kam auf keinen Fall in Betracht.

Aber genau so stellte sich Naama die Zukunft mit ihrem Sohn vor. Rehabeam würde über Juda und Israel herrschen, sie aber würde über Rehabeam herrschen. Oh, sie wollte ihre Macht als Mutter des Königs schon zu gebrauchen wissen! Fürs erste galt ihre Sorge dem Reichsteil Israel. Deshalb war sie zu dieser frühen Tageszeit hier. Rehabeam mußte den Israeliten, diesen armseligen Möchtegern-Aufrührern., noch einmal eindringlich beweisen, daß für sie nur er als König in Frage kam. „Du mußt sofort Salomos Todesurteil über Jerobeam aufheben!“ forderte sie. „Wenn die Israeliten das erfahren, werden sie dir aus der Hand fressen. Du mußt die Nachricht vom Tod des Königs und die Begnadigung Jerobeams ein und denselben Boten anvertrauen! Israel darf gar nicht erst auf dumme Gedanken kommen, wenn es hört, daß Salomo tot ist.“

Rehabeam strich sich unmutig über die rußbeschmierte Stirn und besah dann seine Hand. Nun war auch die schmutzig. Ekelhaft! Wenn nur bald die Trauerzeit vorüberging und er sein Haar wieder waschen konnte! Seine Bewunderung für das frische Aussehen der Mutter war nun restlos verflogen. Ihre Forderung nervte ihn. Sie hatte es eilig, ihm seine Maßnahmen vorzuschreiben! Der Leib des Königs war noch nicht kalt, und schon begann sie mit dem Regieren! Wenn das so weiterging, konnte er sich die Zeit zurückwünschen, da der Vater noch herrschte. Der hatte ihm mehr Freiheit gelassen, als es nun die Mutter zu wollen schien. Am besten, er gab ihr immer recht und machte hinterher, was er wollte. „Ich werde deine Anregung aufgreifen“, antwortete er gleichgültig.

„Was für eine Anregung?“ rief Naama, und ihre Augen blitzten. „Das, was ich fordere, ist ein Muß! Begreifst du das etwa nicht?“

Rehabeam begriff es. Naama schaute den Sohn zwar zweifelnd an, aber sie erhob sich und ging. Sie mußte sich auf ihre Rolle als trauernde Witwe vorbereiten.

Rehabeam fand an der Forderung nach Aufhebung des Todesurteils über Jerobeam nichts auszusetzen, außer, daß der Gedanke nicht von ihm, sondern von der Mutter stammte. Noch bevor er mit den Ministern Salomos die Grablegung des Königs und den Ablauf der Trauerzeit besprach, gab er Anweisung, an die Städte Judas, an die Statthalter Israels und die Garnisonskommandeure im Reich Eilboten mit der Todesnachricht zu senden. Gleichzeitig sollten die Boten übermitteln, daß der flüchtige Jerobeam, der Sohn des Nebat aus Zereda in Israel, begnadigt sei. Falls er irgendwo auftauche, sei Jerusalem sofort zu verständigen. Und eine dritte Mitteilung nahmen jene Boten mit sich, die zu den Statthaltern in Israel gesandt wurden. Die Statthalter sollten den Ältesten der Stämme ausrichten, daß Rehabeam, nachdem er zum König gesalbt sein werde, sie zu der von ihnen gewünschten Audienz empfangen wolle.

Als Rehabeam die Eilboten unterwegs wußte, ruhte er ein wenig, bevor er die Minister empfing. Er hatte alles getan, um die Israeliten zu beruhigen. Niemand konnte ihm vorwerfen, daß er sich über die Stimmung in Israel hinwegsetzte und den Wunsch der Ältesten nach einem Vertrag, wie er seinerzeit mit seinem Großvater David abgeschlossen worden war, mißachtete. Alle würden sehen, daß er anders war als sein Vater, der Israel einfach vor vollendete Tatsachen gestellt und geherrscht hatte, ohne nach der Meinung der Stämme zu fragen. Salomo hatte es tun können, weil Israel nach dem niedergeschlagenen Aufstand gegen David geschwächt war und Davids Soldaten fürchtete. Aber jetzt war die Lage anders. Die Israeliten hatten ihre Scheu vor der Macht Jerusalems verloren. Man mußte also den Druck auf sie erst einmal noch weiter lockern, solange, bis der Vertrag beschworen war und er, Rehabeam, zum König Israels gesalbt war. Dazu hatte er das Seinige getan, nun hieß es abwarten. Leider!

Als die Kunde, daß Salomo gestorben war, sich schnell wie der Wind verbreitete, hielt das gesamte Reich den Atem an. Alles spürte: Ein Zeitalter war abgelaufen. Die königlichen Würdenträger und Kommandeure im ganzen Land legten die Zeichen der Trauer an. In Juda taten das auch die Ältesten der Städte und Dörfer, und so mancher Familienvater trauerte mit ihnen. Für alle Judäer war es selbstverständlich, daß Rehabeam seinem Vater auf dem Thron folgte. Genauso klar schien ihnen aber auch, daß der neue König weniger Interesse als der alte am Palastbau hatte. Man glaubte zu wissen, daß er auf Eroberungen aus war wie sein Großvater David. Es gab

dafür zwar keine Beweise, aber viele fürchteten, daß die Friedenszeit Salomos zu Ende ging und daß es Krieg geben werde. Gegen wen würde der König zuerst losschlagen? Gegen die Aramäer im Norden oder gegen die Edomiter im Süden? Oder gar gegen eine der reichen Philisterstädte? Aber wenn er nun seinen Feinden nicht gewachsen war? Was dann? Die Judäer hatten Grund, Salomo zu betrauern. Für sie war er der Friedensfürst gewesen, kein Zwingherr und Bedrücker.

In den Stämmen Israels dagegen gab es keine Trauer über den Tod des Königs. Im Gegenteil, hier herrschte allgemeine Freude darüber, daß der Jerusalemer Blutsauger gestorben war. Alle Blicke richteten sich nun nach dem Gebirge Efraim. Von dort waren einst die Anstöße zur Gründung des Stämmebundes Israel ausgegangen, von dort her wurde die Erneuerung Israels erwartet. Bedan aus dem Stamm Manasse, der als erster die Idee gehabt hatte, dem Sohn Salomos mit einem Vertrag die Hände zu binden, hatte sich ja erboten, die Vertreter der Stämme zu versammeln. Bevor der neue König die Salbung empfing und damit in sein Amt eingesetzt wurde, sollte er Handschellen angelegt bekommen, so daß er nicht mehr wie Salomo die Kraft und den Reichtum Israels für Jerusalem und dessen Bauten plündern konnte. So dachte die Mehrheit der Israeliten über die Zukunft.

Auch Huram versetzte die Todesnachricht in Aufbruchstimmung. Jetzt mußte sich erweisen, ob die Saat, die er ausgestreut hatte, aufging. Wenn nur Jerobeam schnell zurückkehrte! Wo mochte er nur sein?

Huram hielt es nicht zu Hause. Besorgnis wegen eines Verfolgers mußte er ja nicht mehr hegen, seit Rehabeam seine Überwachung aufgehoben hatte. Ob er den Benjaminiten Elasa aufsuchen sollte? Aber der war sowieso für Jerobeams Königtum. Dann lieber zu Deker nach Schilo. Der hatte sich noch nicht eindeutig erklärt. Doch dann ritt Huram weder nach Gibea noch nach Schilo, sondern ins nahe Sichem zu Bedan. Der Manassit hatte sich mit seiner Vertragsidee in den Mittelpunkt aller Erwartungen für die Zeit nach Salomo gestellt. Er wollte eine Stämmeversammlung einberufen, und ganz Israel wußte das. Der Kampf um einen eigenen, israelitischen König mußte nirgendwo anders als in Sichem geführt werden. Schon der Wortlaut jener Botschaft war wichtig, die Bedan an alle Stämme senden würde. Sicher war es noch nicht zu spät, um daran mitzuwirken, denn Bedan war ein bedächtiger Mann, der nichts übereilte.

Huram hatte den Sichemer Ältesten richtig eingeschätzt. Bedan war tatsächlich noch am Überlegen, ob er nicht schon mit der Einladung sagen sollte, daß es um die Wahl Rehabeams und keines anderen Thronanwärters ging. Denn er hatte von Ochran erfahren, daß der Salomosohn den Verhandlungen mit den Ältesten Israels zustimmte, und so sah er eine Einigung mit dem Jerusalemer Thronfolger schon in greifbarer Nähe.

Kaum hatten sich die beiden Ältesten begrüßt und ihre Ansichten zur Todesnachricht aus Jerusalem ausgetauscht, kam Huram auf die Angelegenheit zu sprechen, die ihn hergeführt hatte. „Du hast sicher meine Warnung vor Rehabeam noch im Ohr. Israel darf nicht in die Schlinge tappen, die ihm der verschlagene Davidenkel ausgelegt hat. Laß also ab von deinem Plan, ihn als unseren König zu empfehlen! Ich beschwöre dich!“

Bedan blickte nachdenklich, als habe ihn die Forderung seines Gastes anders als früher tatsächlich beeindruckt. Aber seine Gedanken waren nicht bei Rehabeam. Denn er erwiderte: „Huram, warum sagst du nicht offen, daß du selbst König werden willst? Du hast Jerobeam angestiftet, Salomo zu ermorden, weil du nicht länger warten wolltest. Keine Angst, niemand hat mir die Wahrheit über dich zugeflüstert! Ich habe einfach über dich nachgedacht und bin zu diesem Schluß gekommen. Mit keinem habe ich darüber gesprochen, und ich werde es auch nicht tun. Du kannst also offen zu mir sein.“

Huram erschrak über diese Antwort trotz Bedans Versicherung, das Geheimnis des Anschlags zu wahren. Er vergaß, daß ein Abglanz vom Heldennimbus Jerobeams auf ihn fallen mußte, wenn seine Beteiligung am Attentat herauskam. Denn er dachte an Ochran. Der blieb sein Feind, auch wenn er seinen Spitzel zurückgezogen hatte, und konnte ihm sehr schaden, falls Rehabeam König wurde. Wenn Bedan das Geheimnis erraten hatte, dann konnte das auch der Statthalter. Doch was hatte der Älteste am Anfang seiner Rede gesagt? Er verdächtigte ihn, König werden zu wollen?. Er schüttelte heftig den Kopf.

Bedan wußte die Geste nicht zu deuten. „Irre ich mich etwa?“ fragte er.

„Nein, was Jerobeam betrifft, hast du recht“, räumte Huram ein. „Ich habe ihm tatsächlich zugeraten, seine Rache für den getöteten Bruder am König selbst zu vollziehen, denn der ist der wirklich Schuldige am Tod Eris. Aber deine Vermutung, daß ich König werden will, ist völlig falsch. Ein Ältester soll nicht nach dem Königtum streben, das ist mein Grundsatz. Denn bei den Ältesten liegt ohnehin alle Macht und Gewalt in Israel. Und wenn das durch die Schuld unserer Väter jetzt nicht mehr so ist, dann wird es doch künftig wieder so sein, falls wir klug genug sind, Rehabeams ausgestreckte Hand zurückzuweisen. So sehe ich die Machtverteilung in Israel: Die Ältesten wachen über die Freiheit der Stämme und entscheiden darüber, was der Freiheit dient und was ihr schadet. Der König ist dazu da, die Beschlüsse der Ältesten auszuführen. Und deshalb bin ich ein geschworener Gegner Rehabeams, denn der wird sich niemals und auf keine Weise den Ältesten

Israels unterordnen. Warum sollte er auch? Als Judäer und Enkel des Eroberers David, der Israel, als es schwach war, überwältigt hat, gibt es für ihn keinen Grund dafür. Statt des Salomosohnes habe ich einen Anwärter auf das Königtum, der in der Weise, wie ich sie soeben darstellte, dieses Amt ausüben wird. Dieser Mann ist ein Held Israels, und deshalb liebt ihn das Volk. Du errätst, von wem ich spreche. Von Jerobeam. Er ist ein solcher Mann, wie ich ihn lange gesucht habe."

Nun schwieg Bedan wie vorher der Redner. Die Antwort auf das Bekenntnis wollte gut bedacht sein, denn Huram hatte Wahres und Falsches vermengt. Aber seine Rede war ehrlich gewesen. Endlich hatte er begründet, warum er sich so starrsinnig gegen Rehabeams Königtum sträubte. Seine Auffassung von der Würde und Gewalt der Stammesältesten gefiel Bedan sogar. So ähnlich dachte er selbst darüber. Allerdings stellte er sich Älteste und König nicht als Rangunterschiedene vor, sondern er sah sie mehr als gleichberechtigte und einträchtige Partner, die für das Wohl Israels zusammenwirkten. War denn ein König denkbar, der keine eigene Meinung äußern durfte, wenn sie der Auffassung der Ältesten zuwiderlief? Würde ein König sich auf Dauer vor den Ältesten beugen, als trage er ihr Joch? Nein, kein Mann würde das tun. Auch Jerobeam nicht. Huram war ein verbohrter Träumer, und Jerobeam vorläufig sein leichtgläubiges Werkzeug. Dieser Bauaufseher sollte König werden? Es war zwar möglich, daß er mehr konnte, als jungen Leuten das Steineschleppen beizubringen, wie Huram schon vor Monaten gesagt hatte. Aber war er als König denkbar? Natürlich nicht. Huram pries ihn deshalb an, weil er mit ihm die anderen Ältesten beiseitedrängen wollte. Denn Jerobeam würde auf ihn mehr hören als auf alle anderen. Die Ältesten könnten zwar bechließen, aber Huram würde dem König Jerobeam das einflüstern, was er allein für richtig hielt. Nein, daraus durfte nichts werden! Die Alleinherrschaft Hurams, der Jerobeam zumindest eine Zeitlang beherrschte und sich zugleich hinter ihm versteckte, war weit gewagter und gefährlicher als das Königtum Rehabeams, wenn dessen Rechte und Pflichten vertraglich festgelegt und beschworen wurden. Und auch wenn sich Jerobeam vom Einfluß Hurams befreite, so blieb sein Königtum doch völlig unberechenbar. Bei Rehabeam wußte man jedoch von vornherein, worauf man sich einzustellen hatte.

„Nun denn", sagte Bedan endlich und kündete damit das Ende seiner Denkpause an. Huram war gespannt darauf, was der Kluge und Einflußreiche antworten würde. „Ich höre, und das mit Verwunderung, daß du nicht König werden willst", stellte der Manassit fest. „Bisher nahm ich das gerade an, und ich verstand dich sogar. Aber nun überzeugen mich deine Gründe, weshalb du auf die Würde verzichtest. Denn auch ich habe eine hohe Meinung vom Amt eines Stammesältesten. Du siehst, daß unsere Auffassungen so gegensätzlich gar nicht sind, wie es immer den Anschein hat." Sein glattes Gesicht strahlte vor Wohlwollen und Harmonie. Huram war auf der Hut.

„Nichts würde unsere Eintracht trüben", fuhr Bedan fort, „wenn du nicht diesen Vorschlag gemacht hättest. Ich zweifle noch ein wenig, ob du Jerobeam das Königtum wirklich zutraust. Oder willst du nur prüfen, was ich darauf antworte? Nun, sicherlich kann Jerobeam mehr, als Steinebrecher und Lastträger zu befehligen. Darüber sind wir uns einig. Vielleicht könnte er, da er ja nun begnadigt ist, Vorsteher der königlichen Bauten in den Städten Israels werden. Aber die vielerlei Entscheidungen der Ältesten verstehen und durchsetzen, also das Land regieren, könnte er das? Ich glaube es nicht. Auch mit deiner Hilfe wäre er dazu nicht imstande. Und so muß ich bei meiner Ansicht bleiben, daß es leider nur einen einzigen Anwärter auf Israels Königtum gibt, nämlich Rehabeam. Er hat uns seine Hand hingestreckt. Daß er Jerobeam den Anschlag auf seinen Vater verzeiht, zeugt abermals von seinem Versöhnungswillen. Wenn wir den Vertrag mit ihm gemäß unseren Wünschen aufsetzen, haben wir die Gewähr, daß uns Rehabeam ein gerechter Herrscher sein wird."

Huram kniff die Lippen zusammen und nickte mehrmals hintereinander. Die Antwort entsprach seiner Erwartung. Bedan deutete die Geste allerdings so, daß sich sein Widersacher endlich auf den Rückzug begab. Er war enttäuscht, als Huram zum Angriff überging. „Ich vertraue dir jetzt ein Geheimnis an", verkündete der Efraimit, „und du wirst deine Meinung über Rehabeam schlagartig ändern. Höre! Der Salomosohn hat versucht, Jerobeam als Mörder seines Vaters zu dingen. Zu dieser Zeit war Jerobeam allerdings schon zur Rachetat entschlossen. Aber das ändert nichts an der Wahrheit: Rehabeam ist ein Vatermörder! Ihm gebührt, gesteinigt zu werden!"

Bedans Miene war erstarrt. „Von wem hast du das?" fragte er flüsternd.

Huram sah mit Genugtuung, daß er den selbstgefälligen Gleichmut des Möchtegern-Königmachers erschüttert hatte. „Von Jerobeam", erwiderte er, seine Überlegenheit genießend. „Nur er und ich wissen von der Verschwörung. Übrigens war die Mutter Rehabeams die Dritte im Bunde."

Bedan starrte den Besucher an. Er war maßlos enttäuscht. Huram war offensichtlich gekommen, um ihm sein Lebenswerk, den Vertrag mit Rehabeam, zu zerstören. Doch das durfte nicht sein! Das Königtum des Bauaufsehers Jerobeam mit dem Ränkeschmied Huram als Einflüsterer im Hintergrund mußte mit allen Mitteln verhindert werden! Er straffte sich, und seine Stimme hatte wieder ihren gewöhnlichen, freundlichen Klang. „Verzeih mir, aber ich glaube es nicht!" wandte er ein. „Warum sollte Rehabeam seinen Vater töten? Die Thronfolge war ihm doch sicher."

Die Gegenspieler stritten noch eine Weile, aber zu einer Annäherung kam es nicht. Sie waren sich lediglich stillschweigend darin einig, daß niemand von Rehabeams Versuch, Salomo zu ermorden, erfahren durfte. Bedan konnte nicht zulassen, daß ein Schatten auf den König seiner Wahl fiel, und Huram mußte fürchten, daß der Salomosohn seinen Mitverschworenen Jerobeam töten ließ, wenn er von der Preisgabe der Verschwörung erfuhr.

Sie kamen endlich auf die Botschaft zu sprechen, die an die Stämme ergehen sollte. Als Termin der Versammlung hatte Bedan den übernächsten Neumond im Auge, damit allen genügend Zeit blieb, um sich auf die Verhandlungen vorzubereiten. „Was willst du als Anliegen des Treffens nennen?“ wollte Huram wissen. Er hatte den Verdacht, daß der Manassit die Einladung so abfassen wollte, als ob es keine andere Wahl als diejenige Rehabeams geben könnte.

Kaum hatte er seine Frage ausgesprochen, da wurden sie unterbrochen. Neue Besucher kamen an, es waren Malkiel und Elasa. Beide hatte die gleiche Absicht wie Huram zu Bedan getrieben. Auch sie wollten auf die Einberufung der Stämmevertreter Einfluß nehmen. Huram begrüßte Elasa mit Wohlgefallen, denn nun hatte er einen Verbündeten neben sich, vielleicht sogar in Malkiel einen zweiten.

Malkiel warf sogleich die Frage nach dem Ort der Versammlung auf. Für Bedan war das selbstverständlich Sichem, und Huram sah keine Veranlassung, Einspruch zu erheben. Die Stadt war gut zu erreichen, und Bedan war schließlich der Einladende. Aber Malkiel erklärte in seiner poltrigen Art, nur Bet-El komme für das Treffen in Frage. Er bemühte die Geschichte, um seinen Wunsch zu untermauern. „In Bet-El rastete unser Stammvater Jakob, als er auf der Flucht vor seinem Bruder Esau war. Im Traum sah er die Treppe, die hinaufführte zum Himmelstor. Am Morgen danach stellte er dann eine heilige Steinsäule auf und erbaute einen Altar. Deshalb kann nur Bet-El der Geburtsort des neuen Stämmebündnisses sein.“

Bedan meinte ein wenig ungeduldig, weil ihm die Ortsfrage längst geklärt schien: „Du berufst dich auf den Stammvater Israels. Das kann ich auch. Denn auch in Sichem hat Jakob einen Altar gebaut.“

Malkiel wollte heftig entgegnen, aber Huram hatte einen Einfall und kam ihm zuvor. „Damit wir nicht endlos abwägen, ob Sichem oder Bet-El in engerer Beziehung zu Jakob stehen, schlage ich Schilo als Treffpunkt vor. Dort stand einst der Jahwetempel, bevor ihn die Philister zerstörten. Dort tagte der Rat des Stämmebundes, bevor er unter Davids Herrschaft entschlief.“ Er schlug die Stadt nicht ohne Hintergedanken vor. Falls sein Vorschlag angenommen wurde, war sein Verbündeter Deker für die Einladung zuständig. Dann entfiel das Gefeilsche mit Bedan um deren Wortlaut.

Schilo fand sofort die Zustimmung Elasas. „Ja, in Schilo ist Saul von Samuel berufen worden. Das ist ein guter Vorschlag.“

Aber am Ende der Debatte blieb es doch bei Sichem. Schilo war ein wenig abgelegen, das konnte niemand leugnen, und das gleiche traf auf Bet-El zu. In Sichem dagegen trafen die Hauptwege aus Norden, Süden und Osten zusammen. Sichem war das natürliche Herz des Landes. Huram zog seinen Vorschlag zurück und erklärte sich mit Sichem einverstanden. Malkiel und Elasa setzten mürrische Mienen auf, weil Bedans praktischere Gründe gesiegt hatten.

Huram nahm seine Frage an Bedan von vorhin wieder auf: „Und was sollen deine Boten nun sagen, wenn sie den Stämmen deine Einladung überbringen?“

Sein Mißtrauen bestätigte sich. Denn Bedan war der Ansicht, alle sollten gleich durch die Einladung wissen, welches Ziel die Versammlung habe. „Und das besteht doch darin“, erklärte er, „die Vertragsbedingungen auszuhandeln, auf die wir Rehabeam verpflichten wollen.“ Er schaute in die Runde, als könne er sich gar keinen Widerspruch vorstellen.

Aber Huram rief empört: „Willst du schon mit der Einladung den Ältesten deinen Willen aufzuzwingen versuchen?“

Er erhielt von Malkiel Unterstützung. „Huram hat recht. Du kannst nicht so tun, als ob die Wahl Rehabeams schon beschlossene Sache ist und als ob es nur noch um den Vertrag geht. Du weißt, daß wir drei, und nicht nur wir drei, den Salomosohn als König ablehnen.“

Elasa pflichtete den Einsprüchen bei. „Du bist nur derjenige, der die Ältesten einlädt“, ermahnte er den Gastgeber. „Wenn wir dann versammelt sind, wird jeder seinen eigenen Vorschlag einbringen. Ich glaube sowieso nicht daran, daß du dich mit deinem Rehabeam wirst durchsetzen können.“

Bedan erkannte, daß er angesichts dieser drei Widersacher einlenken mußte. „Also gut, es sei, wie ihr meint. Ich werde mitteilen, daß wir beraten wollen, welche Antwort Rehabeam erhalten soll.“ Er sah, daß Malkiel auch damit nicht einverstanden war, und fuhr schnell fort: „Es bleibt völlig offen, wie diese Antwort lauten soll. Aber irgendeine Antwort müssen wir dem Thronfolger Salomos geben. Sonst nimmt er nämlich an, daß wir keinen Vertrag mit ihm abschließen wollen, und betrachtet sich durch unser Schweigen als von uns bestätigt. Und das darf nicht geschehen, darin sind wir vier uns doch einig.“

Seine Gäste mußten ihm nun recht geben. „Und du mußt hinzufügen“, ergänzte Huram, „daß jeder Stamm zwei Abgesandte schicken soll.“

Bedan war drauf und dran, seine allbekannte Geduld zu verlieren. Er hatte es ja geahnt, daß der Streit weitergehen würde. Erst über den Ort, dann über das Anliegen und nun auch noch über die Teilnehmerzahl. Aber er beherrschte sich. „Ich rechnete mit je einem Teilnehmer“, erklärte er in ruhigem Ton. „Wenn wir je zwei einladen, dann werden die Debatten endlos dauern, und bevor wir uns geeinigt haben, kommt uns Rehabeam zuvor und erklärt sich einseitig zum König Israels, weil wir angeblich nicht wissen, was wir wollen. Und außerdem kann ich soviele Männer und ihre Begleiter mitsamt den Reit- und Packeseln auch gar nicht versorgen, jetzt, wo die neue Saat gerade erst aufgeht und wir alle mit den Vorräten haushalten müssen. Wenn die Stämme ihre Meinungen vorher genau festlegen und ihre Abgesandten verpflichten, hier diese Meinungen in ihrer Gesamtheit darzulegen und nicht nur ihre persönliche Auffassung, dann genügt ein Mann je Stamm.“

Malkiel und Elasa waren damit einverstanden. Für beide war klar, daß sie selbst ihre Stämme vertreten würden, und insbesondere Malkiel wünschte nicht, daß ein zweiter Ältester für den Stamm Efraim sprechen würde, etwa Huram. Aber sein Konkurrent fühlte den Zorn in sich aufsteigen, als er hörte, daß die anderen drei sich einig waren. Er erinnerte sich, daß ihm Deker ja bereits vorausgesagt hatte, wie es mit der Auswahl zur Versammlung zugehen werde. Hatte es überhaupt eine Erfolgsaussicht, gegen die Beschränkung auf je einen Teilnehmer zu protestieren? Nein, gestand er sich ein. Gegen seine drei Amtsbrüder hier kam er nicht an. Die einzige Möglichkeit, daß er selbst den Stamm vertreten durfte, bestand darin, Malkiel zu verdrängen. Wie siegessicher der Alte dasaß! Anstatt auf Bedans Vorschlag zu antworten, fauchte Huram seinen Rivalen an: „Da du für nur einen Vertreter je Stamm bist, kann nur einer von uns beiden zur Versammlung. Und das werde ich sein! Wenn wir hier fertig sind, müssen sogleich Boten zu allen anderen Ältesten Efraims, damit wir zusammenkommen und ich zur Teilnahme bestimmt werden kann. Das Vorrecht der Einladung bleibt natürlich bei dir.“

Bedan blickte voller Unmut die beiden Efraimiten an. „Tragt euren Zwist aus, wenn ihr unter euch seid!“ riet er ihnen.

Aber Malkiel beachtete die Aufforderung nicht. Streitlustig wandte er sich Huram zu. „Ich sag dir was! Wir Efraimiten müssen gar nicht erst zusammenkommen. Es ist doch klar, was alle wollen: Sie lehnen einen König Rehabeam ab. Und alle wissen, daß ich der Mann bin, diesen Anspruch durchzusetzen. Nur du tanzt aus der Reihe. Aber ich werde dir beweisen, daß ich recht habe. Sobald ich wieder zu Hause bin, sende ich Boten an alle Ältesten. Nicht um sie zusammenzurufen, sondern bloß um sie zu fragen, ob sie mit mir einverstanden sind. Du wirst sehen, daß sie es sind.“ Er grinste und wandte sich dann an Bedan: „Verzeih, aber diese Belehrung war ich meinem Freund aus Tappuach schuldig!“

Huram hätte dem giftigen Alten am liebsten den Hals umgedreht. Aber Bedan warf ihm einen strengen Blick zu, und so hielt er seine Schimpfrede zurück. Er sah ein, daß es so auch besser war. Denn im Moment war er der Unterlegene, und wenn er jetzt den Streit weiterführte, war seine Schwäche offenkundig. „Manche werden zwar alt, aber nicht weise“, sagte er abfällig und versuchte, nun seinerseits überlegen zu grinsen, aber das fiel recht gequält aus.

Als endlich auch der Termin der Versammlung die Zustimmung der beiden Spätergekommenen erhalten hatte, war alles besprochen, was mit der Einladung zusammenhing. Mittlerweile war der Abend herangerückt, und so mußten die Gäste Bedan um Nachtlager bitten. Aber das kam ihnen sogar entgegen, denn so konnten sie am Morgen dabeisein, als Bedan die Boten an die Stämme Issachar, Sebulon, Naftali, Ascher, Dan, Gilead und Gad abfertigte. Huram hatte sich beruhigt, aber mit Malkiel sprach er kein Wort mehr. Sein Entschluß stand fest. Er selbst würde die Ältesten Efraims zusammenrufen und den arroganten Starrsinn des Alten von Bet-El brechen.

Gleich nachdem die Boten weg waren, verabschiedete er sich und ritt, so schnell er konnte, davon, damit ihn Malkiel und Elasa, die auch den Heimweg wieder gemeinsam zurücklegen wollten, nicht etwa beobachteten, wenn er nach Schilo statt nach Tappuach abbog. Denn zu diesem Abstecher hatte er sich während der Verabschiedung der Boten entschlossen. Jetzt sollte sein Amtsbruder Deker bekennen, ob er zu ihm oder zu Malkiel hielt.

Deker nahm in seiner nüchternen Art Hurams Wunsch zur Kenntnis, daß er alle efraimitischen Ältesten außer Malkiel nach Schilo einladen möge. Nachdem er den Grund dafür begriffen hatte, sagte er zu. Huram schöpfte neue Hoffnung und ritt zufrieden nach Hause.

Nach vier Tagen war er wieder in Schilo. Die Geladenen kamen alle, und von Malkiel hatten sie noch keine Nachricht erhalten. Deker erklärte ihnen, warum er und nicht Malkiel sie eingeladen hatte, und verurteilte die Weigerung des Alten als Versuch, sie alle, wie sie hier saßen, zu bevormunden und ihre Meinung zu mißachten. Dann sprach Huram. Er legte erneut dar, warum Rehabeams Wahl ein Unglück für Israel wäre, rückte sodann mit seinem Vorschlag, Jerobeam zum König zu machen, heraus und bat schließlich, ihn selbst nach Sichem zu schicken, damit er dort wirksamer als der alte Malkiel die Auffassungen Efraims zur Geltung bringen konnte.

Die Ältesten debattierten erregt über das Für und Wider von Jerobeams Königtum. Sie meinten, daß Huram wirklich schwer zu durchschauen sei. Seit wann trug er sich denn schon mit diesem Vorschlag? Hatte diese Idee etwas mit dem Treffen zu tun, das er im vergangenen Jahr mit

Rehabeam gehabt hatte? Sie erinnerten sich an die häßlichen Gerüchte von damals, wonach er seinen Frieden mit dem Salomosohn gemacht habe. Aber diese Nachreden waren Verleumdungen gewesen, wie sich jetzt zeigte. Er wollte mit Jerobeam den Judäer schlagen, das war offenbar der Zweck seines Vorschlags. Es dauerte aber, bis alle das begriffen.

Grundsätzlich hatte keiner der Ältesten etwas gegen Jerobeam einzuwenden. Der hatte durch die Tat bewiesen, daß er Israels Befreiung von der Herrschaft der Davididen wollte. Aber zu bedenken war seine mangelnde Erfahrung. Und vor allem: Wo hielt er sich verborgen? Warum zeigte er sich nicht, wo er doch jetzt begnadigt war? Wußte er schon, daß er König werden sollte? Was sagte er selbst dazu?

Huram war nicht unzufrieden mit der Aussprache, soweit sie Jerobeam betraf. Es war vorauszusehen gewesen, daß sie sich erst mit dem Gedanken der Bewerbung des Bauaufsehers anfreunden mußten. Ihn ärgerte jedoch, daß niemand gegen Malkiels Überheblichkeit auftrat. Aber das mußte er hinnehmen. Wenn sie nur zur Stämmeversammlung nach Sichem ihn schickten und nicht den Holzkopf aus Bet-El.

Aber gerade mit dieser Forderung stieß er auf härteren Widerstand, als er erwartet hatte. Malkiel, so hielten ihm seine Amtsbrüder entgegen, sei schon immer der Sprecher des gesamten Stammes gewesen. Man könne es ihm nicht antun, ihn bei dieser entscheidenden Beratung plötzlich zu übergehen. Das käme ja einer Beleidigung gleich. Und es gehe ja in Sichem vor allem darum, Rehabeam zu zeigen, daß Israel sich seinen König selbst aussucht. Sie schlugen Huram vor, Malkiel in ihrer aller Namen aufzufordern, in Sichem außer seiner eigenen Auffassung auch den Vorschlag, Jerobeam zum König zu wählen, vorzutragen. Sie seien sicher, daß Malkiel das tun werde.

Hurams Miene wurde immer eisiger. Er hatte den Einfluß des Alten von Bet-El unterschätzt. Für Malkiel als Abgesandten Efraims waren alle außer Deker. Glaubten sie wirklich, der Alte werde sich für Jerobeam als neuen König Israels einsetzen? Wo er selbst doch gar keinen König mehr wollte? Außerdem kannte der Starrsinnige den Vorschlag Jerobeams noch gar nicht! Es sei denn, Elasa hatte ihm auf der Reise davon berichtet. Denn in der Beratung bei Bedan hatte niemand mehr, seit Elasa und Malkiel angekommen waren, den Namen Jerobeam in den Mund genommen.

Huram bat seine Amtsbrüder noch einmal, statt Malkiels ihn zu entsenden. „Nur ich“, so beschwor er sie, „kann einen wirklichen Ausweg aus der gefahrvollen Situation, in der sich Israel befindet, weisen! Nur ich! Bedenkt das!“

Doch es blieb dabei: Die meisten Ältesten waren für Malkiel, und Huram hatte das Nachsehen. Maßlos enttäuscht verließ er den Versammlungsplatz. Nur Deker hatte ihn energisch unterstützt. Doch was nützte dieser neue Verbündete nun angesichts der entgegenstehenden Mehrheit!

Der Älteste von Schilo sah die Niederlage allerdings nicht so dramatisch wie Huram. Er gab ihm den Rat, Malkiel aufzusuchen und mit ihm über Jerobeam zu sprechen. Er war sogar bereit, ihn nach Bet-El zu begleiten. Vielleicht gelang es, den Alten von Hurams Vorschlag zu überzeugen, falls er begriff, welch untergeordneten Rang der König gegenüber den Ältesten gemäß Hurams Vorstellung einnehmen sollte. Ein solcher König mußte doch Malkiels eigenem Ziel, die uneingeschränkte Ältestenherrschaft wiederherzustellen, geradezu entgegenkommen. Man mußte nur ruhig und sachlich mit dem alten Hitzkopf sprechen.

„Völlig sinnlos!“ lehnte Huram das Angebot ab. „Malkiel lebt in einem anderen Israel als wir beide, in einem viel früheren. Vor ihm sich zu demütigen, das bringt nur Hohn und Spott ein. Nein, ich werde, auch ohne daß ich entsandt bin, nach Sichem gehen! Ich will doch sehen, ob sie mich von der Teilnahme ausschließen werden!“

Deker zuckte die schmächtigen Schultern. Huram war ein ebensolcher Dickkopf wie Malkiel. Eine Versöhnung der beiden war wohl wirklich nicht möglich. Schade! Denn er hielt den Vorschlag, Jerobeam als König einzusetzen, für wahrhaft überlegenswert.

In Jerusalem interessierte vorläufig niemanden, welche Aufregungen bereits jetzt der bevorstehende Herrschaftswechsel in Israel auslöste. Die Königsfamilie und die königlichen Würdenträger, die Beamten und Offiziere sowie die Ältesten Judas hatten um Salomo sieben Tage getrauert, wie es Brauch war. Am achten Tag aber war Rehabeam im Tempel vom Oberpriester im Namen Jahwes zum König gesalbt worden. Ganz Jerusalem hatte der feierlichen Zeremonie beigewohnt. Alles hatte begeistert in die Hände geklatscht, als sich der neue König mit Davids Stirnreif auf dem Haupt dem Volk zeigte, und hatte sich heiser geschrien: „Es lebe König Rehabeam!“ Und von der Stadtmauer herab hatte der Schall der Hörner dem Land die frohe Botschaft kundgetan.

Rehabeam machte es nichts aus, daß er vorerst faktisch nur König über die Judäer und die Stadt Jerusalem war. Er wartete auf die israelitischen Ältesten, völlig sicher, daß sie kommen würden. Sollten die Kindsköpfe doch ihren Willen haben, ihn in gesonderter Versammlung zu ihrem König zu wählen! Sollten sie doch auch ihren Vertrag bekommen! Ein König gehorchte keinen Menschenworten, auch wenn diese in einem Vertragsdokument standen, das mußte Israel doch wissen. Ein König gehorchte nur seinem Gott. Falls Jahwes Wille irgendwann dem Vertrag entgegenstand, dann war dieser nichtig. Und deshalb fürchtete Rehabeam nicht, was die Ältesten sich

zu tun anschickten. Er wollte sie im königlichen Prachtgewand auf dem Thron Salomos empfangen, so daß die Audienz von vornherein den Anschein einer Huldigung erhielt.

Aber kein Abgesandter aus Israel kündigte den Aufbruch der Ältesten nach Jerusalem an. Rehabeam begann, ungeduldig zu werden. Endlich traf ein Bote ein, aus Sichem mit einem Schreiben, aber nicht vom Statthalter Ochran mit schlechten Nachrichten, wie der König schon befürchtete, als er den Herkunftsort vernahm, sondern vom Ältesten Bedan. Rehabeam war verwundert. Seit wann bedienten sich Älteste für ihre Botschaften der Schrift?

Er nahm das Leder, auf das der Brief geschrieben war, entrollte es hastig und begann zu lesen. Er war nicht geübt darin, und so bereitete ihm das Entziffern der Zeichen Mühe. Schon wollte er den Schreiber rufen, aber dann entschied er sich doch dafür, allein mit der Botschaft fertigzuwerden.

Nachdem er den Anfang zweimal gelesen hatte und sicher war, daß er ihn auch vestanden hatte, durchfuhr ihn ein großer Schreck. Dieser Brief zerstörte die heitere Gewißheit, in der er die vergangenen Tage verbracht hatte. Denn Bedan stellte eingangs fest, nachdem er Rehabeam seines Mitgefühls für den unersetzlichen Verlust des Vaters versichert hatte, daß mit Salomos Tod der Königsvertrag zwischen den Stämmen Israels und David, dem König von Juda, erloschen sei. Israel schicke sich nunmehr an, einen König nach seinem Willen zu erwählen.

Rehabeam überlief es eiskalt. Hatte ihn der Älteste aus Sichem getäuscht? Hatte der alle, die seine Vertragsidee kannten, hinters Licht geführt? Oder war er nicht mehr Herr seines Willens?

Rehabeam vertiefte sich in den weiteren Text des Schreibens und atmete auf. Wenn auch das Königtum der Davididen erst einmal beendet sei, schrieb Bedan, so heiße das nicht, daß sich Israel vom Königshaus lossage. Wenn Rehabeam bereit sei, mit Israel einen neuen Vertrag einzugehen, so könne es zu einem Neuanfang kommen. Zum übernächsten Neumond werde in Sichem ein Treffen der Stämme stattfinden, und diese Versammlung werde einen Vertragsentwurf ausarbeiten. Er, Bedan, stehe dafür, daß danach der König von Juda nach Sichem eingeladen werde, damit das Abkommen seine endgültige Gestalt erhalten könne. Nachdem dann der Vertrag beschworen sei, stehe einer Salbung Rehabeams zum König von Israel nichts mehr im Wege. Abschließend bat Bedan um Geduld, denn eine Sache wie diese bedürfe sorgfältiger Vorbereitung.

Rehabeam warf die Lederrolle enttäuscht von sich. So hatte er sich seine Wahl nicht vorgestellt. Vielleicht war es falsch gewesen, den Israeliten Milde zu erweisen und ihnen so weit entgegenzukommen.

Er wurde erst ruhiger, als am nächsten Tag eine Botschaft Ochrans kam. Der Statthalter kannte den Brief Bedans, denn er hatte dem Ältesten dafür seinen Schreiber ausgeliehen. Nun teilte er mit, daß Bedan fest entschlossen sei, Rehabeams Wahl durchzusetzen. Und für das Volk sei ohnehin klar, daß Salomos Sohn König werde. Übrigens sei die Begnadigung Jerobeams mit Begeisterung aufgenommen worden. Die Sache Rehabeams stehe also gut.

Jerobeam! Dieser Name stach den König wie eine Nadelspitze. Wann würde der Efraimit zurückkehren? Was würde er tun? Konnte er gefährlich werden? Man müßte ihn umbringen. Aber wie? Das Volk Israels liebte ihn doch!

Rehabeam ahnte, daß ihm noch viel Ärger bevorstand, bevor er Salomos Reich fest in der Hand hielt.

17

Jerobeam hatte den ganzen Winter über mit der Todesnachricht aus Jerusalem gerechnet. Scheri litt unter seiner Unruhe und wünschte sich beinahe, daß die quälende Wartezeit rasch an ihr unausweichliches Ende gelangte. Es war schön gewesen mit ihrem Kanaanäer bis zu der Zeit, da der Prinz Osorkon sich seiner erinnert und ihn zu sich gerufen hatte, bis zur Reise Jerobeams in die ferne Oase Kadesch. Danach hatte der Pharao seinen Schützling und sie aus dem herrlichen Gartenhaus vertrieben. Aber auch in der neuen Wohnung hatte sie die Tage mit dem Israeliten noch nicht gezählt. Erst seit dem vergangenen Herbst waren sie und Jerobeam sich spürbar fremd geworden. Selbst wenn sie beisammenlagen, war seine Seele nicht bei ihr, sondern vermutlich in seiner Heimat, wohin es ihn mit aller Macht zog. Aber als dann die Nachricht vom Tod seines Königs die Trennung von ihrem Geliebten zur Tatsache machte, war trotz allem ihr Herzeleid groß, und sie bereute bitter ihren unseligen Wunsch, sich von der Last dieser ausweglosen Liebe befreit zu fühlen.

Auch Jerobeam traf die langerwartete, ja ersehnte Todesbotschaft wie ein Dolchstoß. Er saß in Osorkons Arbeitsraum wie bei der ersten Begegnung mit dem Prinzen. Nun war es die dritte und vorläufig letzte. Ein Schreiber war diesmal nicht zugegen, denn es war ja vor Monaten schon alles besprochen worden. Nur der Dolmetscher hockte im Hintergrund. Vor dem Thronfolger lag ein Brief des Königs von Gat, für dessen schnelle Beförderung ägyptische Eilkuriere gesorgt hatten. Noch trauerte man in Jerusalem und Juda um den verstorbenen König.

„Ich hatte erwartet, daß dich die Botschaft erfreut“, sagte Osorkon, als er sah, wie sich die Miene seines Verbündeten schmerzlich verzerrte. „Jetzt ist deine Zeit gekommen, Jerobeam!“ munterte er ihn auf. „Dein Volk wird dich jubelnd empfangen. Laß diesen Jubel den Ältesten Israels in den Ohren gellen!“

Jerobeam faßte sich. „Verzeih, daß ich meiner Freude nicht sogleich Ausdruck gab!“ Er lächelte, aber es wirkte gekünstelt. „Es ist eine gute Nachricht für mich, du sagst es, und ich weiß es. Ich habe lange auf sie gewartet. Was mir trotzdem aufs Herz drückt, ist nicht wichtig. Es ist nur, daß ich jetzt meine Dienerin Scheri verliere. Wir standen uns all die Zeit lang, da ich den Schutz des Pharaos genoß, sehr nahe.“

Osorkon betrachtete den künftigen König Israels. Sein Blick war besorgt. „Ich verstehe dich“, erwiderte er. „Aber bedenke: Es war der Auftrag dieser Dienerin, dir zu gefallen. Du hast immer gewußt, daß sie dir nicht gehört, sondern nur geborgt ist. Freue dich an deiner Ehefrau, wenn du heimgekehrt sein wirst! Und wenn nicht, so nimm dir eine andere, die dir gefällt! Wenn du erst König sein wirst, liegen dir die schönsten Mädchen zu Füßen. Und deine ägyptische Dienerin hast du dann schon lange vergessen.“

Jerobeam zwang sich zu einem vergnügten Gesicht. Innerlich war ihm jedoch zum Heulen zumute. Die wohlgemeinten Ratschläge widerten ihn an. Als ob er ein Salomo werden wollte, der die Töchter der Israeliten in sein Bett gezwungen hatte wie die Söhne auf seine Baustellen. Seine Nichte Ketura fiel ihm ein, zur Unzeit jetzt, und er war wütend darüber.

Osorkon erwartete keine Antwort. Er kam zu den Anweisungen für die Rückreise. „Morgen früh bei Sonnenaufgang brichst du auf! Ich gebe dir dieselbe Zehnerschaft mit, die dich nach Kadesch begleitet hat. Die Soldaten bringen dich bis an die Grenze des Philisterlandes, dort werden sie umkehren. Aber zwei weitere Männer werden mit dir bis in deine Heimat reisen. Es sind die Boten, die du mir schicken wirst, damit ich weiß, wie es um deine Sache steht. Laß sie als deine Diener gelten! Beide sind in allen Verrichtungen erprobt, und so werden sie dir zugleich Leibwächter sein, denn wir beide sind uns ja einig, daß Rehabeam dir nach dem Leben trachten wird. Den ersten der beiden schickst du mir, wenn du in Geser bei deinem Freund Schallum eingetroffen bist und wenn du weißt, wie Rehabeam zu dir steht und wie die Aussichten für deine Wahl sind. Den zweiten sendest du, nachdem du König geworden bist. Dann hast du eigene Wächter, die dein Leben beschützen. Deinen Reitesel und die beiden Packesel, die deine Diener mitführen, darfst du behalten, sie sind ein Abschiedsgeschenk des Pharaos.“

Jerobeam bewunderte die Weitsicht seines Gönners, bedankte sich für die Fürsorge und versprach, die erhaltenen Anweisungen genau zu befolgen. Ihm lag die Frage auf der Zunge, wie es denn mit den Beziehungen zwischen Israel und Ägypten weitergehen sollte, wenn er erst König war – falls es überhaupt dazu kam – , aber er stellte seine Frage nicht. Vielleicht hätte sie der Prinz jetzt auch noch gar nicht beantworten können.

„Enttäusche uns nicht!“ mahnte Osorkon. „Ich stehe beim Pharao im Wort, daß du der richtige Mann bist, um die Macht des Salomosohnes zu beschränken.“ Er ließ sich erneut über Ägyptens Interesse an Ruhe und Ordnung in Kanaan aus und betonte, daß der Pharao der Freund aller Völker sei, die unter dem Joch ungerechter Herrschaft stöhnten. Jerobeam verstand: Es war das unumstößliche Ziel Pharao Scheschonks, die Königreiche auf der Landbrücke zwischen dem Meer und dem Jordangraben fest in seine Hand zu bekommen. Er war froh, als ihn der Prinz entließ.

Wenn er jetzt noch das Gartenhaus besäße und an seinem Lieblingsplatz unter den Bäumen am Teich sitzen und dort in Ruhe seine Gedanken ordnen könnte! Es war ein Unterschied, ob man an die Rückkehr in die Heimat dachte, wenn diese noch in unbestimmter Ferne lag, oder ob man die gleichen Gedanken hegte, da nun die Abreise unmittelbar bevorstand. Aber er konnte sich sowieso nicht still zurückziehen, denn er mußte sich um Scheri kümmern, die weinend in einer Ecke hockte, nachdem sie vernommen hatte, weshalb ihn der Thronfolger gerufen hatte. Sie ließ ihren Tröster jedoch nicht an sich heran. Plötzlich erhob sie sich. „Du hast mein Amulett, das ich dir gab, deinem Gott geschenkt!“ schrie sie ihn an. „Ihm zuliebe hast du mich verraten!“ Und sie rannte hinaus. Er nahm an, daß sie sich beruhigen und bald wiederkommen werde, um die Nacht mit ihm zu verbringen, die letzte Nacht. Aber die Zeit verging, und sie kehrte nicht zurück. Ihm war elend zumute. Die Dunkelheit brach herein, und nun wurde ihm bewußt, daß sie ihn verlassen hatte. Offensichtlich wollte sie sich und ihm den langen, tränenreichen Abschied ersparen, und ihr harter Vorwurf von vorhin war ein ohnmächtiger Hilfeschrei gewesen.

Um sich abzulenken, wechselte er ein paar nichtssagende Worte mit seinen beiden Aufpassern. Eigentlich hätte er lieber sie mit auf die Rückreise genommen als die beiden Unbekannten. Sie waren ihm stets zurückhaltend und höflich begegnet. Aber sie waren Ägypter und wären schon im Philisterland als solche aufgefallen, und in Geser und im Lande Israels hätte er erklären müssen, wie er zu ihnen gekommen war. Überdies waren sie der kanaanäischen Sprache nicht mächtig. Die beiden neuen Bewacher dagegen stammten aus dem Philisterland, das hatte ihm Osorkon gesagt. Hoffentlich war mit ihnen auszukommen! Aber das hing sicher von den Weisungen ab, die sie vom Prinzen erhalten hatten.

Die Nacht verging Jerobeam quälend langsam. Immer wieder schreckte er aus beänstigenden Träumen auf. Er fühlte sich wie erlöst, als man ihm ein kräftiges Morgenmahl brachte. Draußen war es noch finster. Aber schon marschierten die Soldaten auf und begrüßten ihn lärmend. Auch die beiden „Bedienten“ stellten sich ein, zwei muskulöse junge Männer. Jerobeam hätte mit keinem der beiden seine Kräfte messen wollen. Bart und Kleidung wiesen sie als Kanaanäer aus. Sie gaben sich zwar bescheiden, aber ihm war klar, daß sie ihm notfalls ihren Willen aufzwingen würden, falls er andere Schritte tat, als Osorkon vorgesehen hatte.

Die Sonne lugte über den Horizont, da lag Tanis schon hinter dem Reisetrupp. Jerobeam schaute immer wieder nach der Stadt zurück. Bald würden die wasserreichen Kanäle und die üppigen Gärten Ägyptens nur noch Erinnerung für ihn sein. Erinnerung an das Mädchen Scheri. Oder an Prinz Osorkon? Hoffentlich nicht.

Die Reise auf der jahrhundertealten Heerstraße nach Kanaan verlief ohne Zwischenfälle. Nachdem sich die Soldaten verabschiedet hatten, ging es zu dritt hinein ins Philisterland. Jerobeam war froh, die öde Sandwüste, deren Anblick die Augen schmerzen machte, hinter sich zu haben. Über Gaza, Aschkelon und Aschdod gelangten sie nach Ekron. In den Herbergen hielt man Jerobeam angesichts seiner zwei Diener mit den beiden Packeseln für einen wohlhabenden Mann, der offenbar zum bloßen Vergnügen in Ägypten gewesen war, denn Waren zum Verkauf führte er nicht mit sich. Jerobeam fand sich schneller in diese Rolle, als ihm lieb war, zumal seine beiden Begleiter sich beflissen um sein Wohlergehen kümmerten, wie es echten Dienern zukam.

Sie hatten verabredet, daß einer der beiden zuerst allein nach Geser gehen sollte, um herauszubekommen, ob Rehabeam das Todesurteil tatsächlich aufgehoben hatte. Der Mann machte sich im Eiltempo auf den Weg, während sein Kamerad und Jerobeam in der Stadt Ekron blieben. Sie hörten sich in der Herberge und auf den Straßen um, was die Leute über die Lage in Jerusalem und bei den Israeliten wußten. Aber das war nicht viel und zudem wenig ermutigend. Rehabeam sei nun der neue König, das war im Grunde alles, was zu erfahren war. Einem Kupferschmied war allerdings bekannt, daß die Israeliten den neuen König noch nicht anerkannt hatten, weil sie nach einem anderen Bewerber Ausschau hielten.

Jerobeam erinnerte sich, daß er früher ein grünes Stirnband getragen hatte, um seine Haarfülle zu bändigen. Nach Eris Tod hatte er es schwarz gefärbt. Bei der Verkleidung durch Naamas Dienerin war es ihm abhanden gekommen. Nun ging er zu einem Händler, der bunte Stoffbänder feilbot, aber ein grünes war nicht darunter. So wählte er ein rotes und band es sich um den Kopf. Warum kein rotes? sagte er sich und bezahlte mit einem Stückchen Kupfer, von welchem Metall ihm Osorkon einiges mitgegeben hatte, damit er den Unterhalt bestreiten konnte, bis er zu Hause angelangt war. Er fiel auf mit dem leuchtend roten Band, man drehte sich nach ihm um. Aber als Königsanwärter, so meinte er, konnte er es sich leisten. Der Händler lobte seinen Geschmack. „Du siehst gut aus, Herr. Habe ich recht, daß du vom Gebirge stammst? Deine Sprache verrät dich. Geh mit dem Band zu den Israeliten, die nach einem neuen König suchen, und die Mädchen werden dich zum König Israels ausrufen!“

Jerobeam sah den Mann entgeistert an. Konnte der seine Gedanken lesen? Kannte er ihn gar? Er lachte auf wie über einen Witz und ermahnte den Händler: „Laß deine Rede keinen Gefolgsmann Rehabeams hören! Er könnte sie dir übelnehmen. Denn wird nicht Rehabeam König über Israel? Ich komme zwar aus der Fremde, aber ich hörte es glaubhaft versichern.“

Der Händler wurde vorsichtig. War sein Kunde etwa ein Agent Rehabeams? „Verzeih den Scherz, Herr!“ meinte er. „Wenn man es dir sagte, so wird es stimmen. Aber die Mädchen werden dich trotzdem bewundern.“

Jerobeam ging nachdenklich seiner Wege. Es schien so, als ob die Wahl des Salomosohnes zum König Israels so sicher nicht war, wie er noch befürchtet hatte, bevor er mit dem Kupferschmied und dem Händler gesprochen hatte.

Am Abend kehrte der Kundschafter aus Geser zurück. Er war bis zum Kommandeur selber vorgedrungen. Die Nachrichten, die er mitbrachte, waren gut. Das Todesurteil über Jerobeam war aufgehoben. Schallum lud seinen Freund ein, zu ihm zu kommen, und freute sich auf seine Ankunft am kommenden Tag.

Jerobeams Herz begann spürbar zu klopfen. Morgen also würde er sein Heimatland betreten. Zwar noch nicht das Stammesland Efraims, aber doch eine der Grenzfestungen Salomos. Morgen begann der steinige Weg zum israelitischen Königtum. Oder in ein abermaliges Exil, falls sich doch Rehabeam durchsetzte. Die halbe Nacht lang überlegte er, was er Schallum anvertrauen durfte und was er vorläufig für sich behalten mußte.

Sein Herz hüpfte vor Freude, als er am nächsten Tag das heimatliche Bergland vor sich aufsteigen sah. Was waren die Ebenen Ägyptens gegen die Höhen Israels! Was die Palmen am Nilufer gegen die Eichen an den Wildbächen Efraims! An das Mädchen Scheri dachte er im Moment nicht.

In Sichtweite der Festungsmauern trennte sich Jerobeam von jenem Begleiter, der gestern mit ihm in Ekron geblieben war und der als erster nach Ägypten zurückkehren sollte. Es war klüger,

wenn schon die Torwache ihn mit nur einem Diener ankommen sah. So gab es später keine Fragen nach dem Verbleib des anderen. Der Rückkehrer sollte allein in die Stadt gehen, sich in einer Herberge einmieten und warten, bis ihm Jerobeam jene Nachrichten anvertraute, die er dem ägyptischen Thronfolger überbringen sollte.

Schallum war außer sich vor Freude, als er seinen Freund gesund und munter vor sich stehen sah. Er drückte ihn an seine breite Brust und betrachtete ihn dann eingehend, als wollte er dessen Schicksale am Aussehen ablesen. Er lobte Jerobeam für die Entscheidung, zuerst ihn aufzusuchen, und tadelte zugleich, daß er dem Händler aus Aschdod nicht erlaubt hatte, wenigstens ihm seinen wahren Aufenthaltsort zu verraten.

„Was für ein Händler?“ fragte Jerobeam, weil er den Vorwurf nicht verstand, denn jenen Mann, bei dem er gestern das Stirnband gekauft hatte, konnte Schallum ja nicht meinen.

Der Kommandeur schaute nun seinerseits befremdet drein. „Na jenen Krämer“, erinnerte er, „den du ausgeschickt hast, damit er überall verkünde, daß du lebst, und zwar in der Stadt Aschkelon.“

Jetzt fiel Jerobeam ein, daß die Reise des angeblich von ihm Abgesandten Osorkons Werk gewesen war. „Ach ja“, rief er aus, „du hast recht! Wie lange ist das schon her!“

Schallum konnte seine Neugier kaum zügeln. „Ich habe gleich nicht daran geglaubt, daß du in Aschkelon bist. Wo warst du denn nun wirklich?“

Sie standen noch immer im Hof. Hinter dem Kommandanten warteten einige der Offiziere, daß auch sie den Heimkehrer begrüßen durften. Und auch der Diener stand in der Nähe, weil ihm noch niemand Unterkunft für sich und die Esel zugewiesen hatte. Jerobeam sah, wie alle auf seine Antwort begierig waren. „Es stimmt“, bestätigte er, „in Aschkelon war ich nicht. Ich war viel weiter fort. Ich komme aus Ägypten.“ Er hoffte, daß Schallum jetzt nicht noch mehr wissen wollte. Es reichte vorläufig, daß heute abend schon die gesamte Garnison wissen würde, wo er sich vor Salomos Nachstellungen verborgen hatte.

„Aus Ägypten?“ rief Schallum erstaunt. „Dort warst du allerdings unerreichbar für unsere Suchkommandos.“ Daß der Freund bis ins Nilland gewandert und den Pharao um Asyl angegangen war, das hatte er ihm nicht zugetraut. Dazu gehörte viel Mut und Zähigkeit und eine Menge Selbstvertrauen. Vielleicht hatte er Jerobeam doch immer ein wenig unterschätzt. Sogleich lagen ihm weitere Fragen auf der Zunge. Aber er merkte, daß dieses Gespräch doch besser ohne die Zuhörer im Hintergrund fortgesetzt wurde.

Er gab Befehl, dem Diener Unterkunft zuzuweisen, und führte den Ankömmling nun zu seinen Kameraden, damit auch die ihn begrüßen konnten.

Jerobeam sah ein wenig beklommen dem Abend entgegen. Er befürchtete, in der Freude der Heimkehr und des Wiedersehens Schallum zuviel zu verraten. Denn noch war der Kommandeur König Rehabeam verpflichtet, und niemand wußte, welche Entscheidung die Ältesten Israels treffen würden. Zu bedenken war auch, daß Schallum ein geradliniger Mann war, der Heimlichkeiten und Verschwörungen verabscheute. Deshalb durfte er vorläufig nichts von der Absicht, in die Auseinandersetzung um Israels Königtum einzugreifen, erfahren. Und die geheime Abmachung mit Osorkon durfte er nicht einmal ahnen. Jerobeam seufzte. Die halbe Wahrheit über sich mußte er dem Freund verschweigen. Dabei hätte er sich so gern alle seine Pläne und die Befürchtungen, die mit ihnen verbunden waren, von der Seele geredet.

Als Schallum für diesen Tag seiner dienstlichen Verpflichtungen ledig war, kam es, wie Jerobeam vermutet hatte. Seine eigene Wißbegier konnte er vorläufig nicht befriedigen. Denn der Freund verlangte stürmisch, daß er nun seine Erlebnisse, seit er nach Jerusalem gezogen war, um den Tod des Bruders zu rächen, ausführlich erzählte. Zuerst wollte Schallum alles über den Anschlag gegen Salomo hören. „Als du bei mir warst, im vorvorigen Winter“, erinnerte er Jerobeam, „da sprachst du von einem ehrlichen Volksaufstand in Israel. Wer hat dich bloß zu diesem heimtückischen Mordanschlag angestiftet?“

Jerobeam schnaufte schuldbewußt. Nicht weil er seine Tat bereute, sondern weil er sich schämte, das Ausmaß der Verschwörung auch jetzt, wo er begnadigt war, ja gerade weil er begnadigt war, dem Freund verheimlichen zu müssen. Denn daß Rehabeam den Vatermord verlangt hatte, und Naama den Gattenmord, das waren noch todeswürdigere Verbrechen als seines, und wenn er dieses Geheimnis preisgab und Rehabeam davon erfuhr, dann war sein Leben noch bedrohter als ohnehin schon. Und auch über Hurams Mitwisserschaft mußte er schweigen, denn noch war offen, wer König in Israel wurde. Er erzählte also den Hergang des Attentats und der Flucht so, als ob er alles ganz allein vollbracht hatte, womit er allerdings manch zweifelnde Zwischenfrage Schallums veranlaßte.

Als er dann zu seinem ägyptischen Asyl kam, mußte er zu weiteren Schwindeleien seine Zuflucht nehmen. So erfand er die Geschichte, daß er im königlichen Bauwesen Arbeit gefunden habe, als Aufseher in einer Ziegelei. Er habe mit wandernden Händlern Bekanntschaft geschlossen. Auf diese Weise sei auch sein Lebenszeichen hierher nach Israel gelangt. Daß Salomo tot sei, habe ihm einer der Beamten des Pharaos mitgeteilt. Da er von seinem Lohn einen beträchtli-

chen Teil gespart hatte, konnte er sich nun für die Heimreise Esel kaufen und einen Diener einstellen.

Als er mit seinem Lebensbericht am Ende war, fühlte er sich erschöpft. Trotz der Kühle im Raum schwitzte er. Um sich abzukühlen und einen klaren Kopf zu behalten, trank er Wasser und ließ den Wein stehen. Schallum sah ihn besorgt an. Der Freund wurde doch nicht etwa krank!

„Ich bin keinen Wein mehr gewöhnt“, begründete Jerobeam seine Mäßigkeit. „In Ägypten habe ich äußerst bescheiden gelebt.“ Und er bat, zu Bett gehen zu dürfen, denn die lange Reise habe ihn ermüdet. Morgen solle ihm Schallum erzählen, was sich im vergangenen Jahr hier begeben hatte, und vor allem, wie die Lage in Israel sei.

Auch Schallum hielt es für das beste, wenn sich Jerobeam erst einmal gründlich ausschlief, nunmehr ohne die Sorge, überfallen und beraubt zu werden. Sie erhoben sich von ihren Sitzpolstern. Jerobeam wollte vor dem Einschlafen noch einmal prüfen, ob seine Geschichten wirklich glaubhaft waren, denn er würde sie ja immer wieder erzählen müssen. Und er wollte entscheiden, ob er hinauf nach Tappuach zu Huram weiterreiste oder ob er den Ältesten bitten sollte, ihn hier zu besuchen. Auf jeden Fall mußte er mit Huram schnellstens sprechen. Der einzige Weg zum Königtum führte über diesen Mann.

Schallum meinte beiläufig: „Morgen werde ich dem König melden, daß du hier eingetroffen bist.“

Jerobeam sackte vor Schreck zurück auf seinen Sitz. Aber sofort begriff er, daß der Kommandeur so handeln mußte. Warum hatte er selbst das nicht vorausgesehen? Er konnte doch nicht einfach zurückkehren wie irgendein Geschäftsreisender und es dem Zufall überlassen, welche Nachrichten darüber an das Ohr Rehabeams drangen! Denn die Gerüchte würden den König schnell erreichen, wenn Israel von der Rückkehr seines Helden – falls Osorkon nicht übertrieben hatte – erfuhr.

Auch Schallum nahm nun noch einmal Platz. „Warum erschrickst du?“ fragte er. „Sei unbesorgt! Du bist doch begnadigt! Der König will bloß nicht überrascht sein, wenn man ihm berichtet, daß die Israeliten dich begrüßen. Vielleicht will er dich sogar wieder in seinen Dienst nehmen. Ich vermute, daß er dir wohl eine Nachricht hierher senden wird. Du bleibst doch sicherlich ein oder zwei Wochen bei mir?“

Jerobeam ging auf die Rede nicht ein. „Kannst du noch einen Tag mit der Meldung warten?“ fragte er statt dessen. „Ich muß dringend mit dem Ältesten Huram sprechen!“

Schallum verstand nicht. „Was hat das eine mit dem anderen zu tun?“

Jerobeam seufzte. Der Freund hatte ja recht mit seiner Frage. „Du weißt, daß ich zu jenen gehöre, die Rehabeam als König von Israel ablehnen“, erklärte er. „Ich bin auch jetzt noch und mehr denn je für einen eigenen, israelitischen König, wie ihn Huram seit Jahren fordert. Eigentlich wollte ich erst morgen ausführlich von dir hören, wie die Lage im Reich ist. Aber deine Meldepflicht schreckt mich auf. Ich habe zwar keine Angst vor Rehabeam, aber bevor ich auf seine Antwort auf deine Meldung eingehen kann, muß ich mit Huram gesprochen haben. Ich bitte dich, sag mir jetzt gleich in aller Kürze: Wie ist die Lage in Israel? Bedan wollte die Ältesten zusammenrufen und einen Vertrag mit Rehabeam abschließen. Wann wird diese Versammlung stattfinden? Und wie steht Rehabeam dazu?“

Schallums Miene war ernst geworden. Da hatte er gehofft, daß seinem Freund in der Fremde die Lust vergangen war, am Tauziehen der Großen teilzunehmen, und nun sah er, daß er sich gründlich getäuscht hatte. „Laß dir diese Fragen von deinem Freund Huram beantworten!“ erwiderte er verstimmt. „Ich weiß nur soviel, daß die Ältesten sich zum übernächsten Neumond treffen wollen. Ganz Israel spricht davon. Was Rehabeam vorhat, ist mir nicht bekannt. Es hat aber nicht den Anschein, als ob er die Versammlung verboten hat. Wahrscheinlich geht er davon aus, daß er von den Ältesten als König Israels bestätigt wird.“

„Danke, das ist doch eine nützliche Auskunft“, lobte Jerobeam. Er sah die Mißstimmung des Freundes und beschwor ihn: „Schallum, laß unsere Freundschaft nicht darunter leiden, daß meine Ankunft dich erneut in den Zwiespalt stürzt zwischen deiner Treue zum Dienstherrn Rehabeam und deinem Versprechen, dich auf die Seite Israels zu stellen und ihm als Heerführer zu dienen, wenn Israel sich einen anderen König als Rehabeam erwählt, vorausgesetzt, dieser König wird allgemein anerkannt. Bald wirst du ja wissen, woran du bist. Wird Rehabeam König, so ist deine Zusage, die du mir gabst, erloschen. Aber ich bitte Jahwe, daß dem nicht so ist. Und nun flehe ich dich an: Schick morgen einen Boten nach Tappuach, der Huram meine Ankunft meldet und ihn bittet, ganz schnell hierher zu mir zu kommen, da ich hier jetzt nicht wegkann. Und übermorgen sende dann den anderen Boten nach Jerusalem. So gewinne ich etwas Zeit und erfahre Hurams Pläne, bevor Rehabeam über mich verfügt. Ich würde dich nicht in dieser Weise bedrängen, wenn es allein um mich ginge. Es geht aber um ganz Israel!“

Schallum stürzte noch einen Becher Wein hinunter. Seine Freude über die Ankunft des Freundes war restlos dahin. Hätte er Jerobeam nur nicht jene unselige Zusage gegeben! Aber sicherlich war sie in Kürze gegenstandslos. „Rehabeam wird euer König werden, du wirst es se-

hen“, sagte er leise. Aber dann hob er den Kopf und entschied mit befehlsgewohnter Stimme: „Du magst dich erneut überzeugen, daß wir Freunde sind. Morgen früh sende ich nach Tappuach, wie es dein Wunsch ist, und übermorgen nach Jerusalem. Alles Weitere wollen wir morgen besprechen.“

Es geschah wie abgemacht. Den Boten für Huram hatte Schallum noch am Abend eingewiesen, und bei Sonnenaufgang hatte der Mann schon ein gutes Stück Weg hinter sich gebracht. Die beiden Freunde überlegten gemeinsam die Nachricht, die der König erhalten sollte. Sie einigten sich auf die Mitteilung, daß Jerobeam aus seinem ägyptischen Exil zurückgekehrt und in Geser eingetroffen sei. Er danke für seine Begnadigung, die der König verfügt habe. Es sei sein Wunsch, sich auf seinem Erbbesitz in Zereda niederzulassen und friedlich seinen Acker zu bestellen. Er bitte den König, seine Nichte Ketura, falls nicht schon geschehen, nach Zereda zurück zu ihrer Mutter zu schicken.

In einem stillen Augenblick trat Jerobeams Diener an diesen heran und fragte ihn darüber aus, welches seine nächsten Absichten seien und ob es schon etwas an Prinz Osorkon zu bestellen gebe. Jerobeam überzeugte sich, daß er nichts tun konnte, ohne daß seine „Bedienten“ darüber wachten. Sie würden sich am Ende noch anmaßen, ihm Ratschläge zu erteilen.

Seine Vermutung war nicht übertrieben, wenn sie auch in etwas anderer Weise zutraf. Denn am nächsten Morgen, als Schallums Bote nach Jerusalem aufbrach, um Rehabeam die Rückkehr des begnadigten Attentäters zu melden, machte sich auch jener von Jerobeams Dienern, der in der Stadt geblieben war, in Absprache mit seinem Kameraden, aber ohne Wissen seines Herrn, auf den Weg. Er wanderte hinauf ins efraimitische Bergland und berichtete überall, daß Jerobeam in Geser eingetroffen sei. In Kürze werde er nach seinem Heimatdorf aufbrechen, und dann könnten ihn alle begrüßen und ihn für seine Heldentat feiern.

Die Nachricht machte sich selbständig. Sie glich dem Wind, der über die Kornähren streift und Feld um Feld zum Wogen bringt. So erfuhr Dorf um Dorf und Stamm um Stamm, daß der Mann, der sich zum Rächer Israels gemacht hatte, nicht nur lebte, sondern heimgekehrt war. Für viele glich die Botschaft der Regenwolke nach langwährender Dürre. Ein Aufatmen ging durchs Land. Israel schien plötzlich nicht mehr unabwendbar den Davididen ausgeliefert.

18

Rehabeam war zwar darauf gefaßt gewesen, daß der begnadigte Attentäter nun bald zurückkehren würde, aber Schallums Nachricht von dessen Ankunft erfüllte ihn doch mit Verdruß. Er hatte schon genug Unannehmlichkeiten mit den widerborstigen Israeliten, und nun erhielten sie also auch noch Verstärkung durch diesen Heimkehrer, den sie als Helden gefeiert hatten. Welcher Gott hatte nur Jerobeam beigestanden, so daß er dem ihm zugedachten Tod entgangen war? Jahwe war es nicht, das stand außer Frage. Denn Jahwe war auf seiner, Rehabeams, Seite! Jahwe war mit David gewesen und dann mit Salomo in dessen Jugendjahren, und nun stand er ihm bei, dem Davidenkel. Wozu dann aber die Mißstimmung? Von diesem Israeliten konnte doch gar keine Gefahr ausgehen! Bedan aus Sichem würde den Stammesältesten Israels schon klarmachen, wo ihr Vorteil lag, und er, Rehabeam, würde als König Israels fester auf seinem Thron sitzen als David und Salomo.

Aber Rehabeams Ärger wich nicht. Kam das daher, daß der Flüchtling sich als Asylland Ägypten gewählt hatte? War er dort etwa von königlichen Beamten ausgeforscht worden? War etwa das Interesse Pharao Scheschonks an Kanaan dadurch wiedererwacht?

Beiläufig erzählte der Salomosohn seiner Mutter, daß Jerobeam in Geser eingetroffen sei. „Seit wann ist er dort?“ erkundigte sich Naama. Und nachdem sie erfahren hatte, daß der Rückkehrer erst vor zwei oder drei Tagen angekommen war, riet sie dem Sohn: „Hol ihn nach Jerusalem! Schick ihm Botschaft, daß du ihn hier erwartest, um mit ihm über seinen weiteren Aufstieg auf der Ämterleiter deines Hauses zu beraten! Und daß er dann hier auch seine Nichte in Empfang nehmen kann.“

Rehabeam hatte bereits die gleiche Idee gehabt und freute sich, daß seine Gedanken dem Ratschlag der Mutter diesmal vorausgeeilt waren. Als er jedoch am Abend überlegte, wie er die Einladung an Jerobeam abfassen sollte, damit der Israelit auch wirklich nach Jerusalem kam, hatte er einen ganz anderen Einfall. Wenn er sich nicht gescheut hatte, ins Kernland Israels zu reisen und den Ältesten Huram zur Rede zu stellen, warum sollte er jetzt nicht nach seiner Festung Geser reiten und persönlich dem Rückkehrer auf den Zahn fühlen? Solche Blitzbesuche waren immer gut, das hatte sich in Tappuach erwiesen: Den angeblich so gefährlichen Huram hatte er als harmlosen Schwätzer durchschaut. Vielleicht zeigte sich auch Jerobeam als zahm und gut lenkbar, nachdem er in der Fremde seine Untat gebüßt hatte.

Am nächsten Morgen nahm Rehabeam fünfzig Soldaten und ritt in ihrer Mitte hinab ins Hügelland. Schallum traute seinen Augen nicht, als er vom Wachtposten auf die Mauer gerufen wurde

und den König höchstpersönlich erblickte. Mit seiner tiefschwarzen Perücke war Rehabeam unverkennbar. Was veranlaßte diesen unerwarteten Besuch? Doch nicht etwa Jerobeams Ankunft! Ging es um eine Inspektion? Oder hatte er selbst sich irgendeiner Nachlässigkeit schuldig gemacht? Der Kommandeur stürzte nach unten, rief nach Jerobeam und riet ihm, sich erst dann zu zeigen, wenn er ihn rufen ließ. Dann scharte er seine Offiziere um sich, um den obersten Befehlshaber würdig zu empfangen. Wie lange wollte Rehabeam eigentlich noch selbst den Oberbefehl ausüben? ging es ihm durch den Kopf. Da er nun König war, hätte er doch einen der Generäle zum Heerführer ernennen können. Aber es war nur ein flüchtiger Gedanke, der Schallum streifte, denn er selbst kam als Oberbefehlshaber nicht in Frage – dafür hätte er sich beim Salomosohn beliebter machen müssen. Etwa wie sein Gegner Puwa, der Kommandeur von Megiddo.

Rehabeam gab sich leutselig und erkundigte sich nach der Gesundheit seiner Offiziere und ihrer Familien und nach dem Wohlergehen der gesamten Truppe. Als der Höflichkeit Genüge getan war, ließ der König den Blick suchend über den weiten Hof schweifen. „Warum hältst du meinen Beamten Jerobeam versteckt?“ fragte er Schallum. „Oder will er seinen König etwa nicht begrüßen?“

Der Kommandeur erwiderte das ironische Lächeln seines Herrn nicht und gab mit dienstlicher Miene Befehl, den Rückkehrer zu holen. Dann begründete er dessen Fernbleiben: „Sicherlich verbot ihm seine Bescheidenheit, dir ungerufen unter die Augen zu treten.“

„Seine Bescheidenheit, so, so“, sagte Rehabeam und ließ ein meckerndes Lachen hören. Schallum fragte sich, ob der König den Freund gleich mitnehmen wollte. Wie es aussah, war das zu erwarten. Armer Jerobeam! Und falls Huram eintraf, während der König noch hier war, würde der Älteste auch mit nach Jerusalem wandern müssen. Rehabeam hätte dann zwei seiner Feinde in Gewahrsam, und er könnte der Versammlung in Sichem noch ruhiger entgegensehen als ohnehin schon.

Jerobeam fragte sich unterdessen, was den König persönlich nach Geser getrieben hatte. Wie Schallum war er der Ansicht, daß er selbst doch kaum der Grund dieses plötzlichen Besuches sein konnte. Einem wie ihm schickte man eine Botschaft und vielleicht zehn Soldaten, die der Einladung nach Jerusalem Nachdruck verliehen. Damit hatte er gerechnet. In diesem Fall hätte dann Huram die Israeliten alarmieren müssen, so daß Rehabeam aus Furcht vor einem Aufstand ihn wieder freiließ. Aber nun kam der König hierher? Und wie lange würde er bleiben? Was wurde aus dem Treffen mit Huram?

Als Schallum nach ihm schickte, eilte er auf den Hof hinaus, verbeugte sich tief vor Rehabeam und wünschte ihm ein langes Leben, damit er als Nachfolger Salomos viel Gutes tun könne. Und er bedankte sich noch einmal für seine Begnadigung.

„Wir wollen nicht mehr von deiner verwerflichen Tat sprechen“, erwiderte Rehabeam. „Das Leben als rechtloser Flüchtling war deine Strafe. In Ägypten warst du?“

Jerobeam erkannte, daß sein hoher Mitverschworener offenbar nichts mehr von dem Attentatsversuch hören wollte, und war froh darüber. Er bejahte sein ägyptisches Asyl. „Ich habe dort hart gearbeitet“, fügte er hinzu. „In einer Ziegelei, wie die Vorväter der Israeliten, die Jahwe aus dieser Knechtschaft errettete, indem er ihre Verfolger im Meer ertränkte und sie selbst in die Wüste an seinen heiligen Berg führte, wo er sich ihnen in seiner Macht und Herrlichkeit offenbarte und ihnen ein bleibendes Heimatland versprach, wo sie als freie Männer säen und ernten konnten.“

Rehabeam runzelte die Stirn über diese seltsame Auskunft, die gar kein Ende nehmen wollte. „Schön, schön“, sagte er. „Du wirst noch Gelegenheit haben, mir deine Erlebnisse zu erzählen.“ Jerobeam war entlassen. Schallum bat den König ins Haus, damit er ihm seine Gemächer weisen konnte.

Am nächsten Tag ließ sich Rehabeam die Truppe vorführen. Sein besonderes Interesse fanden die Streitwagen. Er hatte Vergnügen am rasenden Galopp der Pferde und an der Gewandtheit der Wagenlenker. Schallum wollte den König für Jerobeam günstig stimmen und verriet ihm, daß auch der Efraimit ein Gespann zu führen verstehe. Ob der König dessen Kunst darin beurteilen wolle?

Rehabeam war erstaunt. Jerobeam ein Wagenlenker? Das hatte er tatsächlich nicht gewußt. Wo hatte der Efraimit das gelernt? War er etwa ein heimlicher Krieger, und all die Jahre auf Jerusalems Baustellen hatte er sich nur verstellt? Verstand er etwa gar, ein Heer zu führen? Die Verwunderung des Königs ging in Erschrecken über. War Jerobeam jener Mann, den dieser verrückte Huram zum israelitischen König machen wollte? Schroff lehnte er es ab, die Wagenkünste des ehemaligen Bauaufsehers zu bewundern, beschied diesen aber für den nächsten Morgen zu sich. Schallum bemerkte, daß er etwas falsch gemacht hatte, und ärgerte sich.

Jerobeam war zufrieden, daß der König nicht noch einen Tag verstreichen ließ, ohne mit ihm zu sprechen. Falls Rehabeam übermorgen abreiste, liefen er und Huram sich nicht über den Weg. Aber ob er selbst dann noch hier in Geser war? Wenn Rehabeam ihn mit sich nahm, mußte er folgen, wollte er nicht riskieren, daß es ihm erging wie seinem Bruder Eri. Vorsorglich besprach er

mit Schallum, was im Fall seiner Gefangennahme Huram veranlassen sollte, um dem König seine Freilassung abzupressen.

Rehabeam empfing seinen einstigen Mitverschworenen im Gemach, das er hier bewohnte. Draußen hielten seine Leibwächter Wache, damit sich kein Dritter näherte und etwa zu lauschen versuchte. „Du siehst nicht aus wie einer, der nach Hunger und Durst erst wieder zu Kräften kommen muß“, urteilte er, nachdem er den Mann, der eigentlich nicht mehr unter den Lebenden weilen sollte, erneut eingehend betrachtet hatte. „Ägypten ist dir offenbar bekommen. Um so weniger verstehe ich, warum du hier in Geser verweilst und nicht sogleich zu mir nach Jerusalem gekommen bist. Ein persönlicher Dank für deine Begnadigung hätte dir gut angestanden. Auch die hohe Herrin Naama war sehr verwundert, daß du sie nicht begrüßen kommst, wo sie sich doch so sehr für dich eingesetzt hat.“

Jerobeam hatte sich entschlossen, den König nicht zu reizen, etwa wie vorgestern, als sie sich hier zum erstenmal gegenübergestanden hatten. Er wollte seine Auskünfte zurückhaltend und so knapp wie möglich formulieren. So erwiderte er: „Es war wirklich meine Absicht gewesen, mich persönlich bei dir zurückzumelden. Aber dann erschien es mir doch zu aufdringlich, dich mit meinem Anblick zu belästigen, und ich bat den Kommandeur, dir meine Ankunft mitzuteilen.“

Rehabeam kniff die Augen zusammen, aber er behielt seine Zweifel für sich und stellte die Frage, die ihn vor allem bedrängte: „Was hast du mit dem Brief gemacht, den ich dir an den Kommandanten von Elat mitgab?“

„Ich habe ihn weggeworfen – verzeih mir!“ erwiderte Jerobeam, wie er sich vorgenommen hatte.

„Hast du ihn vorher gelesen?“ wollte der König mit strenger Miene wissen.

Jerobeam machte erstaunte Augen. „Aber ich kann doch nicht lesen!“

Der König setzte das Verhör fort. „Wo hast du ihn hingeworfen?“

Jerobeam behielt seinen erstaunten Blick bei. „Ich weiß nicht. Es war irgendwo in der Wüste auf dem Weg nach Ägypten. Eine tiefe Schlucht war es, wo ihn niemand findet.“

Rehabeam mahlte unzufrieden mit den Kiefern, dann fragte er unvermittelt: „Warum bist du nicht nach Edom gegangen, wie ich dir gebot?“

Jerobeam seufzte schuldbewußt. „Du wirst mich nicht verstehen“, antwortete er zögernd. „Damals fürchtete ich nämlich, daß du mir einen Mörder nach Edom schicken könntest.“

„So, so“, knurrte der König und fragte sich im stillen, ob der Efraimit nicht doch den Tötungsbefehl des Briefes kannte. Mürrisch unterdrückte er den Verdacht. „Und meine Zusage, dich zu beschützen? Galt die dir nichts? Wofür hältst du mich?“

Jerobeam schaute zu Boden wie ein zu Recht Gescholtener. „Verzeih – ich war damals verwirrt! Deine Begnadigung hat mir gezeigt, daß meine Furcht vor dir unbegründet war.“ Er hob den Blick und sah den König mit großen Augen an.

Rehabeam vermutete nun, daß der Flüchtling wohl doch nicht wußte, was in dem verschwundenen Brief gestanden hatte. Trotzdem wich er dem fragenden Blick aus. Seine strenge Miene entspannte sich jedoch, und er forderte Jerobeam auf, von Ägypten zu erzählen. Wie er überhaupt hingelangt sei, und was er den Beamten des Pharaos über den Grund seiner Flucht gesagt habe. Und wie er zur Arbeit in der Ziegelei gekommen sei.

Jerobeam erstattete nun erneut seinen Bericht, wie er ihn Schallum bereits gegeben hatte. Ja, ein Beamter habe ihn ausgefragt und ein Schreiber alles aufgeschrieben. Er habe ausgesagt, daß er König Salomo aus Rache für seinen getöteten Bruder nach dem Leben getrachtet habe. Da er aber ohne Helfer gewesen war, so sei die Tat mißlungen. Er habe dem Beamten seinen Wunsch vorgetragen, ihn im Bauwesen zu beschäftigen, und dieser Bitte sei man nachgekommen. Und als König Salomo gestorben war, habe ihm derselbe Beamte, der ihn vernommen hatte, das mitgeteilt und ihm die Erlaubnis zur Rückreise gegeben.

Rehabeam hörte sich die Geschichte aufmerksam an. Er fand nichts Unglaubwürdiges daran. Er fragte: „Und welche Aufträge hat dir jener Beamte vor deiner Abreise erteilt?“

„Was für Aufträge?“ fragte Jerobeam mit Unschuldsmiene. „Man hat mir keine erteilt. Der Beamte wollte nur wissen, ob ich wie in den Dienst Salomos nunmehr in deinen Dienst treten will, falls du das Todesurteil Salomos über mich aufhebst. Ich habe ihm gesagt, daß ich den Erbbesitz meines Vaters bewirtschaften möchte, nun, da mein Bruder tot ist. Das war alles, was wir besprochen haben. Zwei Tage später hat mich eine Karawane, die ins Philisterland zog, mitgenommen.“

Der König wiegte den Kopf, als mache ihn die Antwort bedenklich. Doch er fragte weiter: „Was spricht man in Ägypten über den Pharao? Was wissen die Ägypter von seinen Taten und von seinen Plänen?“

Jerobeam schüttelte bedauernd den Kopf. „Da muß ich dich enttäuschen. Ich kann deine Frage nicht beantworten. Denn ich hatte nur mit meinen Arbeitern zu tun, die ich beaufsichtigte, und das waren durchweg Landfremde. Mit den Ägyptern konnte ich mich ja auch nicht verständigen. Allerdings …“ Er hielt inne, wie um sich zu bedenken.

„Sprich weiter!“ forderte ihn der König auf.

Jerobeam fuhr fort: „Etwas Wichtiges ist mir doch in Erinnerung geblieben. Ich hörte, daß der Pharao einen Feldzug nach Kanaan unternehmen will."

„Und das sagst du erst jetzt?" rief Rehabeam erschrocken.

Jerobeam freute sich, den König aus der Fassung gebracht zu haben. „Ich weiß natürlich nicht, ob es stimmt", beschwichtigte er den Erschrockenen. „Die Ägypter reden über so vieles. Ich weiß auch nicht, wann das Heer des Pharaos ausziehen soll. Aber ein Markthändler erwähnte in diesem Zusammenhang die Stadt Jerusalem. Leider verstand ich nicht, was er mir außerdem dazu sagte."

Rehabeam reichte es. Schon Salomo hatte ja einen ägyptischen Angriff befürchtet. Der Pharao hatte von ihm Tribute verlangt, und nun wollte er diese offenbar mit Gewalt eintreiben. Wenn die Nachricht stimmte, dann war es eigentlich kein Unglück, daß Jerobeam noch am Leben war. Im Gegenteil, dann mußte man dankbar sein, daß er nach Ägypten gelangt war und dort die Gefahr für das Reich erkundet hatte. Vielleicht war er sich des schlimmen Sinns der Nachricht gar nicht bewußt. Die Schlußfolgerung aus ihr konnte nur lauten, alle Kraft des Reiches auf die Abwehr eines ägyptischen Angriffs zu richten. Die vereinte Kraft Judas und Israels.

„Du siehst", wandte er sich Jerobeam wieder zu, „wie richtig es war, Jerusalem weiter zu befestigen. Deine Auskunft bestärkt mich in der Absicht, die Arbeiten fortzuführen. Dafür brauche ich aber dich! Schlag dir deshalb deine Idee von einem Bauernleben in deinem Dorf aus dem Herzen! Wenn sie dort solange ohne dich ausgekommen sind, so werden sie es auch weiterhin. Und bedenke: In Jerusalem wartet ein höheres Amt auf dich als bisher! Du weißt, wovon ich spreche. Noch habe ich zwar keinen Minister meines Vaters entlassen, aber ich werde bald damit beginnen. Also kurz und gut: Morgen reise ich zurück. Und du kommst mit. In Jerusalem werde ich dir deine Nichte übergeben, und wenn du willst, magst du sie selbst zu ihrer Mutter bringen."

Jerobeams Herz begann spürbar zu klopfen. Das Gespräch war am entscheidenden Punkt angelangt. „Verzeih, daß ich dein großmütiges Angebot ablehne!" entgegnete er mit Festigkeit. „Ich werde von hier nach Zereda gehen und mich dort niederlassen. Mit dem Tod König Salomos ist meine Dienstverpflichtung für ihn erloschen. Damit bin ich ein freier Israelit wie jeder andere und kann hingehen, wohin es mir beliebt. Ich glaube, mein Volk wartet auf meine Heimkehr."

Rehabeams Gesicht verzerrte sich übellaunig. „Ist es nicht der Älteste Huram, der dich vor allem erwartet?" fauchte er.

Jerobeam unterdrückte seinen Schreck über diese Anspielung. Beherrscht antwortete er: „Sicher wird auch Huram froh sein, wenn ich wieder da bin. Er ist schließlich der Sprecher meiner Sippe im efraimitischen Stammesrat."

Der König schnaufte verächtlich. Es hatte keinen Zweck, mit diesem Quertreiber zu streiten. Denn der hatte leider recht, was seine Freiheit betraf. Mit Zwang war nichts zu machen. Höchstens mit List. Schade, in Jerusalem hätte sich schon eine Gelegenheit gefunden, ihn zu beseitigen. Aber im Schutz seiner Sippe kaum. Und hier in Geser? Hatte Schallum nicht die Wagenlenkerkünste dieses Aufsässigen gerühmt? Wenn nun die Pferde mit ihm durchgingen und ihn zu Tode schleiften? Welch unverdächtiger Unfalltod! Rehabeam grinste freudig bei dieser Vorstellung. Vielleicht erfüllte sie sich. Man mußte einen aus der Streitwagentruppe auf den Efraimiten ansetzen. Aber indessen war der schon nicht mehr hier und hatte sich in den Schutz seiner Sippe begeben. Doch sterben mußte er. Er war ein Feind. Irgendwann würde er einem Unfall zum Opfer fallen.

Jerobeam wunderte sich über das lange Schweigen des Königs. Überlegte er, ob er ihn gefangen nach Jerusalem schleppen sollte? Wenn er doch nur reden wollte! Die neuerliche Gesprächspause war beunruhigend.

Endlich erwachte der König aus seinem dumpfen Brüten und sagte: „Also gut, mein lieber Jerobeam! Geh vorläufig nach deinem Dorf! Wie alle wissen, bin ich kein Gewaltmensch. Aber irgendwann werden wir unser Gespräch fortsetzen, da bin ich sicher. Vielleicht wirst du mich sogar darum bitten."

„Und ich werde meine Nichte Ketura in meinem Haus in Zereda begrüßen können?" fragte Jerobeam.

„Du wirst sie begrüßen können." Der König nickte. „Wann brichst du von hier auf?"

„In wenigen Tagen", meinte Jerobeam. „Mein Diener besucht Verwandte, die in der Nähe wohnen. Sobald er zurück ist, reise ich ab."

Rehabeam wunderte sich. „Einen Diener hast du?" Aber er fragte nicht weiter. „Gute Reise!" wünschte er unfreundlich, und Jerobeam war entlassen.

Der war schon an der Tür, da hatte der König doch noch eine Frage. „Warum trägst du ein rotes Band um dein Haar? War dein früheres nicht grün? Was hat der Wechsel zu bedeuten?"

„Gar nichts", erwiderte Jerobeam lächelnd. „Der Händler in Ekron hatte kein grünes."

„Rot steht dir nicht", mäkelte Rehabeam. „Kauf dir ein grünes! In Jerusalem gibt es welche." Damit war die Unterredung wirklich zu Ende.

Man müßte ihn überwachen, dachte der König. Vielleicht war es auch ein Fehler, diesen Huram frei umherlaufen zu lassen. Dieser verfluchte Zwang zur Zurückhaltung! Oh, wie wollte er sich

an den Israeliten rächen für die Demütigung, die sie ihm mit der albernen Wahl in Sichem, mit dem lächerlichen Vertragsabschluß zufügten! Wartet nur, wenn ich euer König bin! drohte er, und beinahe hätte er es laut gesagt.

Hätte er gewußt, daß Huram bereits innerhalb der Mauern Gesers weilte und in einer Herberge aufgeregt wartete, daß er sich mit Jerobeam treffen konnte, wäre sein Grimm wohl übergelaufen, und er hätte seine beiden Feinde ohne Rücksicht auf die Stimmung der Israeliten mit Gewalt nach Jerusalem führen lassen. Aber auch ohne daß er das bevorstehende Wiedersehen der beiden Hetzer ahnte, das hier beinahe unter seinen Augen stattfinden sollte, wuchs sein Zorn, je länger er über das Gespräch nachdachte. Dem ehemaligen Aufseher gegenüber gleichfalls nichts als Rücksichtnahmen! Anstatt den Unbotmäßigen für seine Flucht nach Ägypten zu züchtigen und ihm den Tod anzudrohen, wenn er das Geheimnis um den Anschlag auf Salomo verriet, hatte er ihm erlaubt, zu den aufsässigen Israeliten zu gehen und mit Huram weitere Ränke gegen ihn auszuhecken! Wenn dieses widerborstige Volk doch offen gegen ihn, den natürlichen Nachfolger Davids und Salomos, rebellieren wollte! Dann könnte er die sanftmütige Maske ablegen, dann wäre Schluß mit der erzwungenen Heuchelei! Dann würde die Königsfrage von seinen Soldaten mit Schwert und Lanze geklärt!

Am nächsten Tag, als er durch die Dörfer Benjamins heimwärts nach Jerusalem zog, besserte sich seine schlechte Laune nicht. Nirgends erschienen die Dorfältesten und begrüßten ihn, nirgends schlug ihm gar Jubel entgegen, wie er es von Reisen durchs Land der Judäer gewöhnt war. Im Gegenteil, wenn die Leute seinen Zug sahen, verkrochen sie sich, und die Landschaft erschien wie ausgestorben. Was für ein schlechtes Zeichen!

Zur gleichen Zeit saß Huram in Schallums Beratungsraum Jerobeam gegenüber und fragte ihn nach stürmischer Begrüßung aufgeregt über die Begegnung mit Rehabeam aus. Er war heilfroh, daß der judäische König den Heimgekehrten weder mitgenommen noch sonst bedroht hatte. Und dann erzählte er von Rehabeams Besuch im vorigen Jahr bei ihm in Tappuach und von dessen plumpem Versuch, ihn auf seine Seite zu ziehen.

„Rehabeam weiß, wer seine härtesten Gegner sind“, meinte Jerobeam. „Auch mir hat er erneut Adonirams Amt in Aussicht gestellt. Er hält uns beide für Hunde, die man mit Ködern anlocken kann.“

„So ist es“, bestätigte Huram. „Aber nun erzähl mir von deinem Anschlag auf Salomo und von deiner Flucht!“

Zum drittenmal gab Jerobeam seinen Lebensbericht, diesmal am ausführlichsten, denn der Älteste war ja Mitwisser der Verschwörung Rehabeams und Naamas gegen Salomo. Ihm verriet er auch Rehabeams Brief an den Kommandanten von Elat mit dem Tötungsbefehl.

Huram zeigte sich nicht überrascht. „Ich hatte dir vorausgesagt, daß sie dich umbringen werden. Laß dich auch jetzt nicht von der Freundlichkeit des Salomosohnes umgarnen! Er will nur Stimmung für sich machen, damit ihn die Stammessprecher als König anerkennen.“

Jerobeam schmunzelte innerlich über den belehrenden Ton des Ältesten. Als ob er selbst die Heimtücke des Königs nicht am besten kannte! Und freundlich war Rehabeam gestern ja nicht einmal gewesen.

Er schilderte nun seine Reise nach Ägypten und seinen Aufenthalt im Land am Nil. Die Begegnungen mit Osorkon verschwieg er auch Huram gegenüber, er blieb bei seiner Bauarbeitergeschichte. Die Hoffnungen, die der ägyptische Thronfolger in ihn setzte, und die unerfreulichen Schlußfolgerungen, die man daraus ziehen mußte, konnte er niemandem anvertrauen. Und wer weiß, ob der Pharao überhaupt Ernst damit machte, die Königreiche Kanaans seiner Oberhoheit zu unterwerfen.

„Du bist nun ein weitgereister Mann“, sagte Huram, als Jerobeam seine Erzählung beendet hatte. „Gleich unseren Vorfahren, um deren Schicksale die Sänger wissen, hast du in Ägypten Knechtsdienste geleistet. Mit Jahwes Hilfe bist du befreit worden, und Jahwe hat dir im Streit mit dem Sohn des Gewaltherrschers Salomo beigestanden. Aus Gefahren errettet, kehrst du nun heim zu deinem Volk.“

Jerobeam wunderte sich über Hurams feierliche Rede. Warum verglich er sein Geschick mit dem der sagenumwobenen Vorfahren? Es klang irgendwie geheimnisvoll. So ähnlich hätte vielleicht auch der Priester Kenas gesprochen, wenn er jetzt hier wäre.

Jerobeam wünschte sich eine Pause in der Unterredung. Warum sollte er mit Huram nicht auf die Stadtmauer steigen oder ihm die Streitwagen zeigen? Denn die Erzählung seiner Lebensgeschichte hatte ihn wiederum angestrengt, weil er dauernd aufpassen mußte, daß er versehentlich nichts preisgab, was er für sich behalten mußte. Aber die Aussprache mit Huram duldete keine Unterbrechung. Erst wenn er dem Ältesten bekannt hatte, daß er sich von Jahwe zum König Israels berufen wußte, und erst wenn er dessen Antwort darauf gehört hatte, konnte er sein klopfendes Herz beruhigen. Vielleicht.

„Jetzt bist du dran zu erzählen“, forderte er Huram auf. „Wie sind die Aussichten Rehabeams auf das israelitische Königtum?“

Huram blickte ihn ernst an. „Warum fragst du nach Rehabeam? Warum nicht nach unserem eigenen König?“

Jerobeam meinte aus den Gegenfragen herauszuhören, daß der Älteste sich doch selbst als künftigen König Israels sah. Er hatte Huram ja von vornherein verdächtigt, daß dessen Ablehnung der Königswürde nur vorgetäuscht war. Wie sollte er ihn zum Verzicht bewegen? Erwuchs ihm in Huram etwa ein mächtigerer Rivale, als Rehabeam es war? Sein Herz pochte wie wild.

Aber der Älteste erwartete gar keine Antwort auf seinen Einwand, und die Verlegenheit des jüngeren Freundes entging ihm. Er konzentrierte sich auf die eigene Rede. Er berichtete, wie er mit Malkiel und Elasa bei Bedan gewesen war und wie sie gemeinsam den Ort und den Termin der Stämmeversammlung festgelegt und die Einladung dazu formuliert hatten. „Wie es um Rehabeams Aussichten steht?“ nahm er dann doch Jerobeams Frage auf. „Nun, Bedan will immer noch ihn als König, und er verfolgt weiterhin die Absicht, einen Vertrag mit ihm abzuschließen. Aber nicht einmal in seinem eigenen Stamm sind alle dieser Auffassung. Ich werde dir sagen, wer alles gegen Rehabeam steht. Da ist zunächst ganz Efraim. Allerdings will Malkiel gar keinen König mehr – du kennst seine Ansicht – , und er hat Anhänger auch in den anderen Stämmen. Ferner ist ganz Benjamin oder zumindest der größere Teil gegen den Salomosohn. Hinzu kommen die Ältesten Baaljada aus dem Stamm Issachar und Abdon aus den Sippen Gileads. Und mein Schwager in Tirza hat viele seiner Mitbürger gegen Rehabeam aufgestachelt. Wie es jedoch in den nördlichen Stämmen aussieht, weiß ich nicht genau, aber es wird so ähnlich wie bei den anderen sein. Du siehst, daß es möglich ist, die Mehrheit der Ältesten für einen israelitischen König zu gewinnen und Bedan mit seiner Vertragsidee eine Abfuhr zu erteilen. Bedan und mit ihm Rehabeam.“ Er verschwieg, daß er selbst gar nicht in Sichem teilnehmen durfte. Zumindest nicht als gewählter Stammessprecher. Diese Mitteilung erschien ihm jetzt nicht als wichtig.

Gleich wird er sich selbst als Königsanwärter vorstellen! ging es Jerobeam durch den Kopf. Wie stellte er selbst es bloß an, sich als den Geigneteren zu empfehlen? Wie sollte er, da er ein Jahr fortgewesen war und jetzt noch keinen Fuß in eines der Dörfer Israels gesetzt hatte, auf die Stimmung in Israel pochen, die für ihn sprach? Wie einfach sich doch alles von den Ufern des Nils her angesehen hatte! Osorkon hatte ihn beschwatzt, und er war in seiner einsamen Heimatliebe dem Drängen des Prinzen erlegen. Und hinzu war Kenas’ Traum gekommen. Vielleicht war dieser Traum gar kein Jahwezeichen gewesen? Jetzt trat mit Schallum und Rehabeam und Huram die Wirklichkeit des Nordens an ihn heran, und diese erwies sich als ganz anders denn die Träume des Südens. Was nun?

Huram betrachtete seinen Auserwählten. Vorhin hatte der nicht erwarten können, die Lage in Israel kennenzulernen, und nun starrte er versonnen auf den Boden zu seinen Füßen. „Du sagst nichts?“ munterte er ihn auf. „Willst du nicht wissen, welcher Israelit gegen Rehabeam antreten wird? Wiederhole jetzt nur nicht, daß ich das sein soll! Vor meinen Freunden habe ich bereits abgelehnt, König zu werden. Und nun sage ich es auch dir: Ich bin der Auserwählte nicht.“

Jerobeam fuhr hoch und bekam runde Augen. „Du nicht? Ich habe immer geglaubt, daß du König werden wolltest. Wieso du nicht? Und wer dann?“

Huram dämpfte seine Stimme weiter, obwohl die Unterhaltung bisher schon recht leise geführt worden war, damit kein Lauscher etwas davon erhaschen sollte. „Es gibt einen Mann, der besser geeignet ist als ich“, verkündete er mit geheimnisvoller Miene. „Ihn liebt das Volk Israel und feiert ihn zu Recht als Helden. Er ist jünger als ich und weit herumgekommen. Selbst Rehabeam nimmt ihn als Gegner ernst, wie sich gestern bestätigt hat. Dieser Mann sitzt mir gegenüber. Du bist es, Jerobeam!“

Hatte diese Worte der eigenwillige Älteste gesprochen oder war es Jahwe gewesen, der sich seiner für eine erneute Zusage des Königtums bedient hatte? Ein Glücksgefühl wogte durch Jerobeam. Egal wie – Jahwe hatte das Zeichen, das er Kenas gesandt hatte, soeben bestätigt. Kenas’ Traum und Hurams Rede – eindeutiger waren weder Saul noch David erwählt worden!

Huram machte das abermalige Schweigen seines Königskandidaten nervös. „Als ich zu dir eilte“, sagte er, und es klang vorwurfsvoll, „da fragte man mich in jedem Dorf, ob ich nach Geser reite, um dich heimzuholen. Sie wollen dir zujubeln, wenn du kommst. Und du sitzt da und schweigst. Woher wissen die Efraimiten überhaupt, daß du hier bist?“

Das war wieder Huram, wie Jerobeam ihn kannte. Mißtrauisch drehte und wendete er jede Sache, die ihm undurchsichtig erschien.

Jerobeam hob lächelnd den Kopf und antwortete auf die Frage: „Jahwe wird es ihnen kundgetan haben.“ Daß einer seiner beiden Diener den Boten gespielt hatte, wußte er ja nicht.

Huram runzelte die Stirn. Wollte sich der Weitgereiste über ihn lustig machen?

Jerobeam bemerkte das Unverständnis seines Gegenübers und erzählte nun von seiner Reise nach Kadesch zum heiligen Zelt Jahwes und vom Traum des Priesters Kenas. Als er damit zu Ende war, erhob sich Huram mit in sich gekehrtem Blick. Jerobeam sah es voller Verwunderung. Huram, der sich für den Klügsten in Israel hielt und nie einen Irrtum einräumte, rief Jahwe an. Als ob er vor dem Gott stand, beugte er sich tief und bekannte ihm dann: „Ich habe geglaubt, daß die

Idee von Jerobeams Königtum meine eigene Erfindung war. Verzeih mir meinen Hochmut! Ich erkenne, daß meinen Freund du ausgewählt hast. Was ich für meine eigene Idee hielt, hast du mir ins Herz gelegt. Und weil das so ist, wird Jerobeam über den Sohn Salomos triumphieren – nun bin ich ganz sicher. Niemand kann uns aufhalten! Mein Herz ist voller Dankbarkeit, und zu Hause werde ich dir das jüngstgeborene Kalb opfern, ich verspreche es!“

Jerobeam hörte das Gebet des Ältesten mit Genugtuung. Wer sich vor Jahwe demütigte, der würde den Auserwählten des Gottes nicht bevormunden wollen. Als der Beter sich wieder gesetzt hatte, sagte er, und es klang recht nüchtern: „Ja, in Kadesch hat mich der Ruf Jahwes erreicht. Gemäß seinem Gebot will ich es mit Rehabeam aufnehmen. Aber das heißt, daß wir beide zunächst die Mehrheit der Ältesten in Sichem für mein Königtum gewinnen müssen. Das nimmt uns Jahwe nicht ab. Und wir werden die Ältesten nur dann auf unsere Seite bringen, wenn das Volk für uns ist.“

Ein Schatten lief über Hurams Gesicht, als er vom Druck des Volkes auf die Ältesten hörte, aber schon strahlte er wieder voller Vorfreude darauf, daß sein Lebensziel nun Erfüllung finden würde. Am liebsten wäre er mit Jerobeam nach draußen gestürzt und hätte Schallum und dessen Offizieren die Nachricht, daß ein König für Israel gefunden sei, wie eine Gottesoffenbarung zugerufen. Aber sie blieben beide drinnen sitzen und berieten mit heißen Gesichtern und leuchtenden Augen so leise wie bisher, was es jetzt zu tun galt.

Huram riet dem Königsanwärter, alles Weitere erst eimal ihm zu überlassen. Er werde erneut mit den Ältesten sprechen und noch vor der Versammlung eine Mehrheit für Jerobeam erreichen.

„Falls aber Bedan sich mit seiner Vertragsidee doch erst einmal durchsetzt“, schlug Jerobeam vor, „so solltest du die Ältesten veranlassen, Forderungen an Rehabeam zu stellen, die er ablehnen muß. So werden wir Bedan und Rehabeam schlagen.“

Huram versprach es, aber er meinte, das würde gar nicht nötig werden. Er war voller Zuversicht, daß die Würdenträger sich für Jerobeam entschieden.

Beide kamen überein, gleich morgen gemeinsam aufzubrechen. Jerobeam wollte nun schnell nach Zereda, um Mutter und Schwägerin zu begrüßen und Ketura in Empfang zu nehmen. Nachdem er jedoch zu Hause alles geordnet hatte, sollte er auf Hurams Wunsch hin nach Tappuach kommen und dort bleiben, bis die Sichemer Versammlung zusammentrat. Jerobeam fand diesen Vorschlag gut, denn nur Huram konnte ihm den Weg nach Sichem bereiten.

Als sie alles besprochen hatten, traten sie hinaus ins Freie. Sie fanden Schallum bei den Pferden. Jerobeam trat näher und tätschelte einem der Gäule liebevoll den Hals. „Vorsicht! Komm zurück!“ mahnte Huram ängstlich und hielt sich selbst in respektvoller Entfernung.

„Hab keine Bange!“ sagte Schallum, an den Ältesten gewandt. „Jerobeam kennt sich mit Pferden aus.“

„Das mußt du mir erklären“, bat Huram. „Mit Steinen weiß er umzugehen, aber wieso mit diesen Tieren?“

Jerobeam war froh, als er den Ältesten und den Garnisonskommandeur in lebhafter Unterhaltung beisammenstehen sah. Beide hatten sich ja heute zum erstenmal gesehen, und es war gut, wenn sie sich miteinander bekanntmachten. Wenn nur Huram nicht etwa auf Schallums Zusage, Israels Heerführer zu werden, anspielte! Aber sie hatten sich ja geeinigt, den Kommandeur vorläufig nicht in den stolzen Plan, Jerobeam zum König Israels zu machen, einzuweihen. Es sollte so aussehen, als ob Jerobeam dem Drängen des Volkes nachgab, wenn er sich um das Königtum bewarb. Denn Schallum hatte ja zur Bedingung seiner Zusage gemacht, daß der neue König, falls es ihn gab, vom gesamten Volk anerkannt wurde.

Jerobeam verließ den Pferdestall und suchte nach seinem Diener. „Es ist soweit“, sagte er ihm, „du kannst deinen Kameraden zurückschicken.“

Hoffentlich ist er wie verabredet vom Gebirge zurück! dachte Osorkons Gefolgsmann und fragte, welche Nachrichten es zu übermitteln gebe.

Jerobeam formulierte die Mitteilung an Osorkon: „So spricht Jerobeam, der Sohn Nebats, der Israelit: Ich bin mit meinen beiden Begleitern in Geser eingetroffen. Rehabeam selbst kam nach Geser, um mich nach Jerusalem zu holen. Aber ich bestand darauf, nach Israel zu gehen, und er mußte zustimmen. Danach kam Huram nach Geser, und er wird mir helfen, mich bei den Ältesten als König durchzusetzen. Alles steht wohl und geht nach unseren Wünschen.“

Der Diener wiederholte die Botschaft zweimal, und Jerobeam hoffte, daß er sie behielt und nichts verwechselte. „Morgen früh brechen wir auf“, informierte er den Diener. „Gemeinsam mit Huram. Er will nach Tappuach zurück, wir aber reisen in mein Heimatdorf Zereda. Und noch etwas. Huram weiß nichts von meinen Unterredungen mit deinem Herrn. Für ihn bist du ein Diener wie jeder andere.“

Der Mann grinste, nickte und entfernte sich, um in die Stadt zu gehen. Jerobeam schlenderte zurück. Sein Gemüt war heiter. Es lief wirklich alles günstig. Eigentlich zu glatt. Aber das Schwerste stand ja sowieso noch bevor.

19

Was Jerobeam kaum zu träumen gewagt hatte, geschah tatsächlich. Auf seiner Reise nach Zereda wurde er umjubelt wie ein Kriegsheld, der aus siegreicher Schlacht heimkehrt. Huram hatte nicht geprahlt, als er von der Freude der Menschen über seine Rückkehr berichtet hatte.

Besonders viel Volk drängte sich in der Siedlung um ihn, die sie als erste auf efraimitischem Gebiet erreichten. Auch aus den Nachbardörfern waren ganze Familien gekommen, um den berühmten Stammesbruder willkommen zu heißen und um den Kindern zu zeigen, wie ein Held aussieht. Der Dorfälteste hielt eine Begrüßungsansprache. „Wir waren immer der Meinung", sagte er, „daß die Efraimiten keinen König Salomo und keinen König Rehabeam brauchen. Aber erst du, Jerobeam, hast damit Ernst gemacht und danach gehandelt. Mit deiner Heldentat hast du uns neue Hoffnung gegeben. Wir wollen nicht länger Judäerknechte sein. Und wir werden keine mehr sein. Rehabeam soll bleiben, wo er ist."

Die Menge unterstützte ihn. „Ja, Rehabeam soll das Korn seiner Judäer fressen, nicht das unsere!" meinte einer. Ein anderer rief: „Wir werden ihn verjagen, wenn er kommt!" Ein dritter, der ziemlich weit hinten stand, schrie: „Jerobeam, du sollst unser König sein!" Die Menschen nahmen den Ruf auf. „Ja, Jerobeam, hilf uns!" hörte der Gefeierte, und: „Führe uns gegen den Salomosohn! Sei unser König!"

Huram und Jerobeam drehten völlig überrascht die Köpfe hierhin und dorthin. Auf diese flammende Begeisterung und solch hochgesteckte Erwartungen waren sie nicht gefaßt gewesen. Jerobeam spähte angestrengt dorthin, wo der erste Ruf nach seinem Königtum ertönt war. Ihm war, als habe er einen Moment lang denjenigen seiner Diener gesehen, den er unterwegs nach Ägypten wähnte. Aber so sehr er auch in der Menge suchte, das bekannte Gesicht tauchte nicht noch einmal auf.

Der Dorfälteste bat die Reisenden, zu rasten und die Gastfreundschaft des Dorfes zu genießen. Huram und Jerobeam konnten sich der Einladung nicht entziehen, und so saßen sie bald im Kreise der Hausväter, und Jerobeam mußte von seinen Abenteuern erzählen. Er tat es mit lauter Stimme, damit auch diejenigen, die sich in respektvollem Abstand von den würdigen Vätern gelagert hatten, etwas verstanden. Darüber verging der Nachmittag, und die beiden Reisenden beschlossen, hier über Nacht zu bleiben.

Jerobeam schlug Huram vor, am kommenden Morgen hinüber nach Bet-El zu reiten und Malkiel zu besuchen. Sicher hatte irgendjemand dem Alten schon zugetragen, daß Männer seiner Sippe sich von seinem Standpunkt, daß Israel keinen König brauche, abgewandt hatten, vorausgesetzt, der neue König hieß Jerobeam. Vielleicht lockerte sich Malkiels Verbohrtheit, wenn er dem umjubelten Helden des Volkes gegenüberstand.

Aber Huram winkte ab. „Es ist aussichtslos, mit dem Holzkopf zu reden."

Jerobeam widersprach. „Er wird seine Haltung ändern müssen! Er kann die Meinung seiner Sippengenossen nicht unbeachtet lassen!"

„Das sagst du!" Huram schnaufte verächtlich. „Malkiel tut, was er will. Du kennst ihn nicht, ich ihn dafür um so besser."

Es gelang Jerobeam nicht, den Gefährten umzustimmen, und allein wollte er es nun auch nicht wagen, mit dem Verrufenen über die Stimmung im Volk zu sprechen.

Trotzdem sie am nächsten Tag sich streng auf der Hauptroute nach Norden hielten, kamen sie wiederum nur langsam voran. Überall trafen sie auf Gruppen, die sie schon erwarteten und begeistert begrüßten. Die Nachrichten waren schneller als die Esel der Reisenden. Und die Dorfleute am Wege wußten nicht nur, daß sich Jerobeam nahte, sondern sie kannten auch bereits die Forderung nach dem Königtum für den heimgekehrten Helden. Zwar nahm keine Menschenmenge mehr diesen Ruf auf, aber man fragte den Berühmten: „Ist es wahr, daß du unser König wirst?"

Jerobeam wußte nicht so recht, wie er sich zu solchen Fragen verhalten sollte. Es widerstrebte seiner Bescheidenheit, sich als den Erretter Israels anzupreisen. Andererseits war er natürlich froh, daß ihm niemand die Befähigung für das hohe Amt absprach und daß er als Herausforderer Rehabeams ernst genommen wurde.

Es war gewöhnlich Huram, der ausführlich antwortete. Es sei notwendig, erklärte er, das Königtum Rehabeams zu verhindern. Dazu bedürfe es jedoch eines israelitischen Königs. Ja, Jerobeam sei der Mann, der Salomos Sohn hindern werde, die Nachfolge des Vaters anzutreten und über die Israeliten zu herrschen. Jahwe habe Jerobeam vor dem Tod bewahrt, den ihm Salomo zugedacht hatte. Jahwe habe den Helden Israels wunderbar errettet, damit die Israeliten einen gerechten König erhalten könnten.

Die Leute nahmen Hurams Erklärungen wohlwollend auf, aber Jerobeam spürte neben der Zustimmung mitunter auch leise Zweifel, ob er sich gegen den Judäerkönig wirklich werde durchsetzen können. Daß er schon an den eigenen Stammesältesten scheitern könnte, damit rechneten die Menschen allerdings wohl nicht. Jerobeam selbst dachte um so mehr an diese Möglichkeit,

wenn er Hurams zuversichtlichen Reden lauschte, die darüber hinwegtäuschten, wie unsicher der Ausgang der Sichemer Versammlung war.

Als er mit dem Ältesten wieder allein war, entrang sich ihm der Stoßseufzer: „Wenn doch die Würdenträger der Stämme, bevor sie in Sichem zusammentreffen, uns auf dieser Reise begleiten und hören könnten, was die Leute sagen!“

Der Älteste schickte einen schnellen Blick hinüber zu seinem Gefährten. Wie konnte der an seinem Erfolg zweifeln, da ihn doch Jahwe berufen hatte! „Wenn wir Bedan für uns gewinnen“, antwortete er, „dann ist alles gewonnen. Dann kann Rehabeam tatsächlich bleiben, wo er ist.“

Jerobeam nahm den Gedanken auf. „Wenn er aufrichtig hinhört, wie das Volk denkt, bleibt ihm nichts übrig, als seinen Vertrag mit Rehabeam wegzuwerfen.“

Huram sagte darauf nichts, aber Jerobeam wußte sein Schweigen zu deuten. Vom Volk wollte sein würdiger Freund und Helfer nun einmal nichts hören.

Jerobeam mußte bei allem, was er sagte, stets auf seinen Diener achten, denn der hielt sich immerzu, wenn es nur irgend schicklich war, so nahe wie möglich an ihn und horchte auf jedes Wort, das sein Herr von sich gab. Im übrigen tat er aber seine Arbeit, und es gab keinen Grund, ihn für irgendetwas zu tadeln. Jerobeam wurde dieser Aufpasser jedoch immer lästiger. Und auch Huram war der athletische Mann nicht geheuer. „Seine Augen sind überall, und seine Ohren sind stets gespitzt“, meinte er, als der Diener gerade einmal nicht in der Nähe war. „Hast du nachgeforscht, was er früher getan hat?“

Jerobeam bejahte. „Er war Leibwächter eines reichen Kaufmanns in Tanis. Aber als die Frau seines Herrn ihm schöne Augen zu machen begann, hat der ihn entlassen. Ich habe ihn genommen, weil ich dachte, auf meiner langen Reise täte mir der Schutz eines starken Arms gut.“

„Er macht immer den Eindruck“, erwiderte Huram, „als ob er dich bespitzelt.“

Jerobeam nickte unwillkürlich. Der Älteste wußte Menschen einzuschätzen, das mußte man ihm lassen. „Irgendwann werde ich ihn wegschicken“, versprach er. „Bald.“

„Ja, tu das!“ forderte Huram. „Der Mann gefällt mir nicht.“

Sie kamen an die Weggabelung, wo sie sich trennen mußten. Huram ermahnte seinen jüngeren Freund, nicht länger als eine Woche in Zereda zu verweilen, vorausgesetzt, die Nichte traf wirklich ein, wie es Rehabeam versprochen hatte. Dann wandte er seinen Esel und ritt in Richtung Tappuach davon.

Jerobeam war froh, die Reise so gut wie hinter sich zu haben. Die vielen begeisterten Begrüßungen und die andauernden Fragen nach seinen Abenteuern hatten ihn ermüdet. Bisher war er ein Israelit wie jeder beliebige gewesen, nur sein Jerusalemer Amt hatte ihn von den anderen unterschieden, und niemandem war eingefallen, in ihm mehr zu sehen, als er war. Aber nun hatten ihn sein Anschlag auf Salomo und Verfolgung und Flucht aus der großen Masse herausgehoben. Und man setzte in ihn gewaltige Hoffnungen. Würde es lange dauern, bis er sich daran gewöhnt hatte, daß ihn die Israeliten mit anderen Augen betrachtetren als früher? Daß er immer im Mittelpunkt stand?

Der Diener drängte sich neben ihn und meinte: „Du weißt, daß ich auch dein Ratgeber bin. Und als solcher sage ich dir: Wenn sie dich zum König ausrufen, dann darfst du nicht dastehen, als gehe dich das nichts an. Du mußt zeigen, daß dich ihr Geschrei erfreut! Du mußt zu ihnen sprechen! Sichere ihnen alles zu, was sie hören wollen! Der Wunsch, dich zum König zu haben, muß wie ein Sturmwind durch ganz Israel wehen! Verstehst du mich? Wenn du dich weiter so zurückhältst wie auf dieser Reise, dann wird nichts aus deinem Königtum.“

Die Ermahnung aus diesem Mund hatte Jerobeam gerade noch gefehlt. „Was du sagst, das weiß ich allein!“ raunzte er den ungebetenen Ratgeber an. Der warf ihm einen bösen Blick zu und blieb mit seinen Packeseln ein wenig zurück. Eine verdrießliche Aufgabe, die ihm sein Herr Osorkon erteilt hatte! Was der nur an diesem Jerobeam fand! Wenn er selbst an dessen Stelle wäre, er wüßte, was zu tun war. Bedan als den Anführer der Rehabeamtreuen würde er umbringen und den greisen Malkiel so zurichten, daß er reiseuntauglich war. Dann konnte Huram in Sichem das große Wort führen, das verstand er ja, und die Ältesten würden auf ihn hören und Jerobeam zum König ausrufen. Was für ein Volk, in dem irgendwelche Schwätzer darüber entschieden, wer König wurde! Was für ein Land, wo der neue König einen Vertrag mit diesen Wichtigtuern beschwören sollte! Wenn nur endlich sein Auftrag hier erledigt wäre! Denn eingreifen durfte er nicht, Osorkon hatte es ihm verboten.

Jerobeam hing derweil wieder seinen Gedanken nach. Was sagte wohl Schallum, wenn man ihm zutrug, daß die Efraimiten ihren Helden Jerobeam als König wollten? Wenn dieser Wunsch in Erfüllung ging, war dann nicht Schallums Bedingung dafür, daß er sich den Israeliten als Heerführer zur Verfügung stellte, mehr als erfüllt? Denn dann hatte Israel nicht nur einen König, den alle im Land anerkannten, sondern dieser König war überdies sein Freund. Und die Bauern in Zereda, was mochten sie von dem Königsgerücht halten? Sicher war es schon zu ihnen gedrungen.

Über die letztere Frage brauchte Jerobeam nicht mehr lange zu rätseln. Er sah das Dorf bereits vor sich. Irgendjemand war dorthin geeilt, um die bevorstehende Ankunft des berühmten Mit-

bürgers zu melden. Die Hausväter hatten sich am Ortseingang versammelt, und fast die gesamte Bewohnerschaft war um sie herum auf den Beinen. Als die Kinder Jerobeam kommen sahen, war für sie kein Halten mehr. Sie liefen ihm entgegen, winkten und riefen fröhlich: „Jerobeam! Jerobeam! Du bist wieder da! Wir freuen uns! Erzähl uns von Ägypten!“ Der Umjubelte hatte Mühe, sich des Ansturms zu erwehren. Damit er überhaupt weiter vorankam, schilderte er den Kindern den Nil, wie dessen Wasser im Sonnenlicht flimmerte, wie die Boote auf ihm hin und her schwammen, als sei der Fluß eine Straße durchs Land. Die Kinder lauschten mit offenen Mündern und staunten. Vorstellen konnten sie sich nicht, was Jerobeam ihnen beschrieb.

Dann hatte er mit der munteren Schar die Männer erreicht, die ihm heiter entgegenblickten. Er glitt vom Esel, und der Dorfsprecher trat hervor und hieß ihn willkommen. Seine Rede war kurz, und er trat rasch hinter die anderen zurück. Da er Rehabeams Wahl für sicher hielt, wollte er den Eindruck vermeiden, ein Freund des Attentäters zu sein. Aber nun trat Bohan hervor, der Jerobeam einst einen Königsdiener gescholten hatte. Er dankte dem Heimgekehrten für seinen Anschlag auf Salomo. Damit habe er bewiesen, daß er trotz seines Beamtentums ein Israelit geblieben sei. „Viele preisen dich als Helden“, rief er, „und sie haben recht! Wir sind froh, daß du einer von uns bist! Wir sind stolz auf dich, Jerobeam! Das sollst du wissen, bevor du in dein Haus gehst, um dich von deiner langen Reise auszuruhen.“

Jerobeam bedankte sich für die freundlichen Worte und versicherte, daß er in der Fremde immer an Zereda gedacht habe und daß ihm das ein Trost gewesen sei im Flüchtlingsdasein. Er wunderte sich im stillen, daß weder Mutter noch Schwägerin unter denen waren, die ihn begrüßten, aber er dachte, daß es der Mutter wahrscheinlich zu beschwerlich gewesen war, ihm entgegenzugehen, und die Schwägerin hatte sie nicht allein lassen wollen. Er bat seine Mitbürger, ihm nun erst einmal zu gewähren, in sein Haus zu gehen. Da trat der Dorfsprecher noch einmal hervor und teilte ihm mit: „Du wirst zu Hause nur die Witwe deines Bruders antreffen. Deine Mutter wirst du vergeblich suchen. Bevor der Winter kam, ist sie gestorben. Wir haben sie im Grab deiner Familie zur Ruhe gebettet, neben deinem Bruder.“

Jerobeam nahm die Nachricht, die so gar nicht zu seiner Hochstimmung paßte, mit Bestürzung auf. Aber freilich, beim Alter der Mutter hatte er ja damit rechnen müssen, daß er sie nicht mehr am Leben fand. Er bedankte sich für die Bestattung der Toten und lud die Männer für einen der nächsten Abende zu sich ein, um sie zu bewirten.

Nun ließ er sich nicht mehr aufhalten und ging, hinter sich seinen Reitesel und den Diener mit den beiden Packeseln, zu seinem Haus. Schon von weitem sah er, daß das Dach gelitten hatte und dringend abgedichtet werden mußte. Er führte seine kleine Karawane in den Hof und schloß das Tor. Alles blieb still. „Hier ist keiner mehr“, stellte der Diener fest. Jerobeam war versucht, ihm recht zu geben.

Da trat Ira in den Hof. Vorhin bei der offiziellen Begrüßung durch die Hausväter hatte er nicht gewagt, seinen Jugendfreund anzusprechen. Aber anders als früher drückte er auch jetzt Jerobeam nicht an sich, sondern verbeugte sich vor ihm wie vor einem Höhergestellten. Der Heimkehrer war verwundert. „Was soll das, Ira? Komm, umarme mich!“

Ira war verlegen. „Aber ich kann doch nicht … Der uns die Nachricht brachte, daß du unterwegs zu uns bist, der sagte, daß du vielleicht Israels König wirst.“

„So, sagte das der Bote?“ Jerobeam lächelte geheimnisvoll. „Ich glaube, der Mann hat recht. Einer aus Israel muß ja König werden, sonst wird es der Salomosohn. Aber an unserer Freundschaft ändert das doch nichts!“ Er trat zwei Schritte auf Ira zu und drückte ihn an sich. Der Diener beobachtete die beiden und grinste wohlgefällig.

Dann fragte Jerobeam, wo seine Schwägerin sei. Der Verwalter berichtete, daß sie sehr zurückgezogen lebe. Die Frauen im Dorf sagten, über den Verlust von Mann, Tochter und Schwiegermutter sei sie schwermütig geworden. Die beiden Männer gingen ins Hausinnere und fanden Hogla in einer Ecke hockend. Als die beiden vor ihr standen, hob sie den Kopf. Ihr Blick war stumpf. „Hast du Ketura mitgebracht?“ fragte sie ihren Schwager statt eines Grußes.

Jerobeam erschrak bei ihrem Anblick. Sie war sehr gealtert, ihr Haar war grau geworden. „Deine Tochter kommt in den nächsten Tagen“, erwiderte er. „Dann hast du sie wieder bei dir, und du bist nicht mehr allein. Sei also zuversichtlich! Komm, steh auf und mach uns etwas zu essen!“

Hogla seufzte nur, aber sie erhob sich gehorsam und tat, wie ihr geheißen. Es schien, als hätte sie die Auskunft über Keturas bevorstehende Rückkehr gar nicht zur Kenntnis genommen. Oder sie glaubte nicht daran. Jerobeam ließ sich von Ira berichten, wie es um sein Besitztum stand. Er konnte mit der Lage der Dinge zufrieden sein. Nur der Anblick der verhärmten Schwägerin drückte ihn nieder. Als der Verwalter gegangen war, sahen sich Herr und Diener an. Sie dachten beide das gleiche: Das ist ein Totenhaus – nur weg von hier!

Aber das eben war ja nicht möglich. Sie mußten die Ankunft des Mädchens abwarten. Nun erst kam Jerobeam zum Bewußtsein, daß Keturas Heimkehr neue Fragen aufwarf. Wie würde Hogla mit der Tochter, der Beischläferin Salomos, umgehen? Und vor allem, was sollte mit Ketura werden? Heiraten würde sie keiner. Gewiß, sie konnte auf dem Hof bleiben und Ira und der Mutter

zur Hand gehen. Aber falls Hogla vor der Zeit starb? Wenn sie sich nicht erholte, dann mußte man damit rechnen. Wie würden dann die Dorfgenossen der königlichen Hure begegnen? Denn eine Hure war sie, auch wenn sie es mit Gewalt und gegen ihren Willen geworden war. Und er? Falls er wirklich König wurde, mußte er dann diese Nichte etwa verstoßen? Konnte er den Israeliten eine Hure in seiner Familie zumuten?

Er war froh, als am Nachmittag der bucklige Ard heimkam und ihn freudig begrüßte. Der Knecht hoffte, daß der heimgekehrte Herr fortan zu Hause blieb und selbst wirtschaftete. Jerobeam ließ ihn erst einmal bei diesem Glauben.

Draußen dunkelte es. Jerobeam verließ das Haus und ging zu den anderen Hausvätern. Die erwarteten ihn schon auf dem Kultplatz, und auch die jüngeren Männer hatten sich dort versammelt. Alle waren begierig, die Geschichte des Weitgereisten zu hören. Sie hatten schon Brennmaterial aufgeschichtet, und als Jerobeam kam, setzten sie es in Brand, denn die Nächte waren immer noch kühl, und sie wollten den Erzähler ja auch deutlich sehen.

Jerobeam enttäuschte die Mitbürger nicht. Er berichtete ausführlich, wie er den Anschlag auf König Salomo vorbereitet und ausgeführt hatte. Die Mittäterschaft Rehabeams und Naamas ließ er wie vor allen anderen Zuhörern unerwähnt. Dann schilderte er, wie er mit den Edomitern geflohen war und wie er in Tamar die Karawane gewechselt hatte, um seine Spur zu verwischen. Die Männer lauschten hingerissen. Sie konnten sich nicht erinnern, daß sie je ähnlich spannende Erlebnisse gehört hatten.

Als Jerobeam vom Aufenthalt in der Oase Kadesch und vom heiligen Zelt Jahwes erzählt hatte, unterbrach er den Vortrag. „Für heute ist es genug. Morgen sollt ihr mehr hören. Kommt zu mir, ich will euch bewirten!“

Er ging froh zu seinem Haus. Nicht länger mehr war er wie ein Fremder in Zereda! Was auch kommen würde, auf seine Mitbürger konnte er sich fortan verlassen. Wenn nur Rehabeam sein Wort hielt und Ketura schickte! Während der Wartezeit konnte er jedoch das Dach reparieren. Wer weiß, wann er wieder nach Hause kam! Und wenn Huram mit seiner Werbung für ihn erfolglos blieb und der Judäer König wurde? Dann kam er wahrscheinlich erst recht nicht nach Zereda zurück.

Am nächsten Morgen wurde es lebendig auf dem stillen Hof. Ard und Hogla machten sich an die Vorbereitung des Festmahls, das Jerobeam am Abend den Männern des Dorfes vorsetzen wollte. Er selbst untersuchte mit Ira und dem Diener das schadhafte Hausdach und legte fest, wie sie es zu dritt abdichten wollten. Er beobachtete den Beauftragten Osorkons, ob der auch wirklich mitmachte, aber unverdrossen schleppte er Holz und Erde herbei, als ob er ein beliebiger Tagelöhner sei.

Am Abend erschienen die Gäste, begierig nach Fleisch und Wein und nach der Fortsetzung der Fluchtgeschichte. Der Hof war voller Menschen wie noch nie vorher. Jerobeam erzählte von seinem Leben als Ziegeleiaufseher, und ihm war, als glaubte er selbst schon an seine Lügenmärchen. An diesem Abend schonte er seine Weinvorräte nicht, so daß einige der Dorfgenossen später nicht fähig waren, nach Hause zu gehen, und einschliefen, wo sie gesessen hatten.

Auch den Dachdeckern fiel am nächsten Tag die Arbeit schwer, und die Mittagsruhe dehnten sie bis zum Abend aus. Ketura war auch an diesem Tag nicht gekommen, und Jerobeam fragte sich, was er tun sollte, wenn sein Feind sie in Jerusalem festhielt, um ihn dorthin zu locken und so in seine Gewalt zu bekommen. Ob es nicht doch klüger gewesen wäre, gleich mit Rehabeam zu gehen und das Mädchen an Ort und Stelle abzuholen? Selbst auf die Gefahr hin, daß ihn die Israeliten befreien mußten? Er nahm sich vor, noch drei Tage abzuwarten. Dann wollte er Bohan bitten, als Vertreter des Dorfes nach Jerusalem zu gehen und im Namen des gesamten Dorfes die Herausgabe Keturas zu verlangen.

Aber am Abend des zweiten Tages konnte er aufatmen.Fünf Soldaten marschierten heran, und in ihrer Mitte saß Ketura auf einem Esel. Sie winkte aufgeregt, als sie einige der Dorfgenossen und an deren Spitze ihren Onkel dem Trupp entgegeneilen sah.

Jerobeam dachte: Fünf haben sie geholt, fünf bringen sie zurück. Ob es gar dieselben sind? Dann stutzte er, als er näherkam. War jene Frau da vorn wirklich seine Nichte? Statt eines kräftigen Bauernmädchens schaute ihm eine städtische Dame entgegen, das Antlitz schmal, das Haar gelockt, Augen und Lippen geschminkt. Sie lächelte ihn etwas verlegen an und glitt dann graziös von ihrem Reittier. Die anmutigen Bewegungen erinnerten Jerobeam an seine geliebte Scheri, die er schmerzlich vermißte.

Ketura trat vor ihn hin, scheu, als sie seinen befremdeten Blick bemerkte, und verbeugte sich vor ihm als dem neuen Familienoberhaupt. Aber plötzlich sank sie auf den Boden und weinte hemmungslos. Sie kroch nahe zu ihm hin, umschlang seine Beine und preßte ihr Gesicht an sein Gewand. Aber noch immer durchschüttelte das wilde Schluchzen ihren Körper. Wie ein beiseite geschleuderter Wurm lag sie da.

Den Anführer der Soldaten ließen der Schmerz des Mädchens und die Bestürzung der Männer kalt. „Du bist Jerobeam, der Sohn Nebats?“ fragte er amtlich. Der Gefragte bejahte und bemüh-

te sich zugleich, die Weinende aufzuheben und zu trösten. Das störte den Soldaten, und er rief barsch: „Höre, Jerobeam, ich habe mit dir zu reden!“ Jerobeam ließ unwillkürlich von Ketura ab. „So spricht zu dir König Rehabeam“, fuhr der Truppführer fort. „Ich übergebe dir deine Nichte Ketura. Damit ist dein Recht an mich eingelöst. Überdies hat die Herrin Naama das Mädchen so unversehrt befunden, wie es ins königliche Frauenhaus eingetreten ist. Und was nun meinen Anspruch an dich betrifft, er bleibt bestehen. Insofern bist du noch in meiner Schuld.“ Der Soldat fragte, ob er auf diese königliche Rede eine Antwort mitnehmen solle. Jerobeam verneinte, bat aber, dem König seinen Dank zu übermitteln.

Die Soldaten stapften davon. Den Esel, auf dem das Mädchen gesessen hatte, und dessen Schminkutensilien nahmen sie mit. Gepäck war nicht abzuladen, denn Ketura besaß offenbar nur, was sie am Leibe trug. Jerobeam hob seine Nichte nun auf und versuchte, sie zu trösten. Er freue sich, daß sie endlich wieder zu Hause sei, und sie sei dem ganzen Dorf willkommen. Ketura schaute ihn mit tränennassen Augen an, um zu prüfen, ob er das ernst meinte. Sie schluckte noch immer, und ihre Schminke war verlaufen, so daß sie aussah, als habe sie sich mit schmutzigen Händen übers Gesicht gewischt. Sie wandte sich ab und versuchte mit einem Tüchlein, das sie bei sich trug, sich ansehenswert zu machen.

Die Männer, die mit Jerobeam vors Dorf gelaufen waren, machten abfällige Bemerkungen über die Soldaten. Bohan fragte Jerobeam, was es zu bedeuten habe, daß Rehabeam noch immer Anspruch auf seinen Dienst erhebe. „Hast du ihm kürzlich in Geser nicht die Wahrheit gesagt?“ Ein Rest des früheren Mißtrauens lag in seiner Stimme.

Jerobeam ärgerte die Frage. „Natürlich habe ich ihm gesagt, daß mit Salomos Tod mein Dienst erloschen ist! Aber ich erzählte euch doch, daß er mich erneut nach Jerusalem locken wollte. Da er überzeugt ist, daß er König über Israel wird, denkt er, daß er mich wieder einfangen kann. Selbstverständlich täuscht er sich, und das gleich zweifach.“

„Das hoffe ich sehr“, knurrte Bohan. Er wandte sich an alle. „Kommt, wir gehen! Jerobeam, du brauchst uns ja jetzt nicht mehr. Kümmere dich um das Mädchen!“

Als ob er mir das sagen müßte! dachte der Angesprochene. Er nahm Ketura am Arm und drehte sie zu sich herum. Die Schminke klebte nun am Tuch. Dafür war das Gesicht des Mädchens rot vom vielen Reiben. Er lachte. „Du siehst aus, als hättest du einenTag lang auf dem Acker Garben gebunden. Aber so gefällst du mir besser als vorhin. Jetzt bist du wieder Ketura. Komm, deine Mutter wird auf dich warten!“

„Der König hat befohlen, mich zu schminken“, erklärte Ketura. „Von mir aus hätte ich es nicht getan.“ Sie folgte Jerobeam, der mit langen Schritten vorausging.

Tatsächlich stand Hogla am Hoftor und schaute mit übergroßen Augen nach ihrer Tochter aus, als sie die anderen Männer kommen sah. Endlich erblickte sie hinter diesen den Schwager mit Ketura. Da stürzte sie los, stieß einige der Männer beiseite und riß das Mädchen an sich, als wollte sie es ersticken. Erst nach einiger Zeit ließ sie der Tochter soviel Bewegungsfreiheit, daß sie mit ihr zum Haus gehen konnte. Jerobeam schlenderte hinterher. „Heute bleibe ich zu Hause!“ rief er den Dorfgenossen zu.

Aber er hätte auch mit ihnen zusammenbleiben können, denn Ketura bekam er nicht mehr zu Gesicht. Hogla behielt sie bei sich, und er hörte nur durch die Wand, daß sich Mutter und Tochter viel zu erzählen hatten. So geriet er erneut ins Grübeln. Was sollte die Mitteilung, daß die Nichte in Salomos Harem Jungfrau geblieben sei? Warum versuchte Rehabeam, ihn so plump zu täuschen? Um ihn nach Jerusalem zu locken? Denn die Jungfräulichkeit Keturas konnte ja nur eine Lüge sein! Salomo holte sich doch keine Beischläferin und ließ sie dann unberührt! Nur ein Narr glaubte das. Hielt ihn Rehabeam für einen solchen?

Aber am nächsten Tag bestätigte ihm Hogla, als er sie fragte, Keturas Unberührtheit. Das Mädchen bestehe darauf, noch Jungfrau zu sein. Salomo habe sie zwar in sein Bett gezwungen und unaussprechliche Dinge von ihr verlangt, aber eingedrungen in sie sei er nicht. Dazu sei er als ein alter Mann nicht fähig gewesen. Sie als Mutter glaube der Tochter. „Und du, Jerobeam, mußt es auch. Oder willst du deine Nichte nun erst richtig ins Unglück stürzen?“

Nein, das wollte Jerobeam nicht. Aber welcher Mann würde es ihm abnehmen, wenn er behauptete, daß Ketura noch Jungfrau sei? Glaubte er doch selbst nicht recht daran. Wer würde ein Mädchen heiraten wollen, das der Erzfeind Israels in sein Bett geschleppt hatte? Aber die Zeit drängte! Die Ältestenversammlung in Sichem war nicht mehr fern. Er mußte zu Huram. Wer weiß, wann er nach Zereda zurückkehren und sich um Ketura kümmern konnte! Falls Rehabeam König wurde, mußte er fliehen und sich verstecken. Sollte er aber selbst gewählt werden, dann mußte er sofort nach Geser zu Schallum. Denn Rehabeam würde mit seinen Soldaten in Israel einfallen, und es würde Krieg geben. Nein, er mußte Keturas Schicksal jetzt klären!

Er beobachtete die Nichte. Die Schminke hatte sie sich gründlich abgewaschen, ein altes Kleid angezogen und sich ein Tuch über ihr frisiertes Haar gebunden. Als sei sie gar nicht fortgewesen, hantierte sie emsig in Haus und Hof. Jerobeam stellte sich das blutjunge Mädchen von einst vor, das heimlich für ihn geschwärmt hatte, weil er ihm als ein Teil von jener fremden Welt

gegolten hatte, die draußen jenseits des Dorfes zu finden sein mußte. Glich Ketura nun wieder jenem Mädchen? Wenn sie vor dem Herd hockte und das Feuer schürte oder auf der Schwelle saß, eine Schüssel im Schoß und Linsen auslas, dann ja. Aber wenn sie in anmutigen Schritten über den Hof ging, wenn er ihre glatten Hände sah oder wenn sie gar ihr Kopftuch abband, dann nicht mehr. Gewiß, er hatte sie zwei Jahre lang nicht mehr gesehen, und sie wäre ihm verändert erschienen, auch wenn sie zu Hause gelebt hätte. Doch so, wie sie jetzt aussah, war sie ein Geschöpf der Dienerinnen Salomos. Er mußte sich jedoch eingestehen, daß ihm diese neue Ketura keineswegs mißfiel. Falls sie wirklich unberührt zurückgekehrt war, hatte sie wahrhaftig einen stattlichen Mann verdient. Er verglich sie mit Scheri, seiner unvergeßlichen ägyptischen Geliebten. Irgendetwas war beiden Frauen gemeinsam, obwohl sie sich doch beachtlich voneinander unterschieden. Scheri war kleiner gewesen, ihre hauchdünnen Gewänder hatten ihre Schönheit nicht verborgen, und der Landessitte gemäß hatte sie meist eine hübsche Perücke getragen. Sie hatte gern geplaudert und fröhlich gelacht und ihn dabei stets offen angeblickt. Ketura aber ging streng verhüllt umher, still und in sich gekehrt, und wenn sie mit ihm sprach, hielt sie die Augen meist gesenkt. Und doch – irgendeine Anziehungskraft war beiden eigen. Jerobeam wußte nur nicht, wie er diese beschreiben sollte. Wahrscheinlich war es ein Geheimnis, ein weibliches Geheimnis, und es in Worte zu fassen war unmöglich. Aber wozu auch? Keturas Gang, ihre Bewegungen, ja auch manche Blicke, wenn sie ihn doch einmal anschaute, all das machte sein Herz klopfen, auch wenn er nicht wußte warum.

Am Abend gesellte er sich zu Bohan, und als andere die beiden zusammensitzen sahen, kamen sie herüber und ließen sich bei ihnen nieder. „Ich muß euch bald verlassen“, kündigte Jerobeam an. „Huram erwartet mich. Ihr wißt, in zwei Wochen versammeln sich die Abgesandten der Stämme in Sichem.“

Die Männer bestätigten den Termin. Bohan meinte: „Es ist schade, daß Malkiel nach Sichem geht, und nicht Huram. Huram wäre mir lieber gewesen. Denn Malkiel glaubt ja, daß wir gar keinen König mehr brauchen. Wenn nun andere auch dieser Ansicht sind, da wird sich wohl Bedan durchsetzen, und Rehabeam wird unser König. Wie denkst du darüber, Jerobeam?“

Hurams Königskandidat hörte zum erstenmal, daß sein Berater und Fürsprecher gar kein Teilnehmer der Sichemer Stämmeversammlung war. Die beiläufige Mitteilung traf ihn hart. Warum hatte ihm Huram das verschwiegen? Wie wollte der Älteste in Sichem für ihn eintreten, wenn er gar nicht dort war? Hinterging ihn Huram? Doch warum sollte er?

Die anderen bemerkten Jerobeams Erschrecken, aber sie führten es darauf zurück, daß Bohan den Salomosohn für den künftigen König hielt. Sie kannten natürlich das Gerücht, wonach ihr berühmter Mitbürger für die Königswürde im Gespräch sein sollte, aber sie hatten sich bisher gescheut, ihn selbst danach zu fragen. Erst als Jerobeam sagte, daß ihm Huram verschwiegen habe, kein Teilnehmer in Sichem zu sein, erkannten sie, weshalb ihn Bohans Worte so getroffen hatten.

„Das wußtest du nicht?“ erwiderte Bohan. „Vielleicht hat sich Huram geschämt, dir seine Niederlage gegen Malkiel einzugestehen. Denn man sagt, daß er um seine Teilnahme gekämpft hat. Aber man sagt noch mehr. Er will dich als König vorschlagen, sagt man. Was sollen wir davon halten?“ Der Alte sah Jerobeam neugierig an, und auch die anderen waren gespannt auf dessen Antwort.

Jerobeam fühlte sich überrumpelt. Eigentlich war er gekommen, um über Keturas Zukunft zu sprechen. Statt dessen der Schock über den Vertrauensbruch Hurams. Und nun, da er seine Sache wohl für verloren halten konnte, weil Huram in Sichem nicht für ihn eintrat, diese Frage! Aber irgendwann mußte sie ihm ja gestellt werden, das war ihm klar gewesen. „Wer sagt das?“ fragte er zurück und erkannte sofort, wie albern seine Entgegnung war.

„Alle wissen es!“ Bohan war gereizt. Wollte Jerobeam sie mit Ausflüchten abspeisen? „Es gab ein Ältestentreffen in Schilo“, erklärte er, obgleich er annahm, das sei Jerobeam bekannt. „Deker und Huram haben dort gesagt, daß du König werden sollst, damit es nicht Rehabeam wird. Malkiel fehlte auf dieser Versammlung, er war nicht eingeladen. Trotzdem haben die Ältesten ihn als Vertreter Efraims in Sichem bestimmt.“

Jerobeams Stimmung sank noch tiefer. Auch von dieser Beratung hatte ihm Huram nichts berichtet. Nun saß er hier wie ein dummer Junge. Was sollten seine Mitbürger von ihm denken? Und von Huram? Am besten, er forderte ihre eigene Auffassung heraus, dann wußte er, ob er auf sie zählen konnte oder ob sie sich etwa gar über seine Anmaßung lustig machten. „Und ihr?“ fragte er. „Ihr seid gegen Rehabeam. Aber ihr wißt auch, daß Israel einen König braucht, ihr habt es vorhin bestätigt. Wer soll also eurer Meinung nach König werden?“

Die Männer sahen sich an. Einer forderte Bohan auf auszusprechen, worüber sie sich offenbar schon früher verständigt hatten. Bohan sagte: „Wir hätten nichts gegen dich, falls die Ältesten dich zum König wählen.“ Es klang nicht mehr gereizt wie vorhin. Es war eine nüchterne Feststellung.

Jerobeam bedankte sich für das Vertrauen, und genauso sachlich wie seine Gesprächspartner fragte er zurück: „Und wenn sie mich nicht wählen?“

Schweigen in der Runde. Endlich antwortete einer: „Dann blieben wir Rehabeam untertan. Wir könnten es nicht ändern."

„So? Könntet ihr das nicht?" Jetzt war Jerobeams Ton streitlustig.

Bohan übernahm wieder das Wort. „Ich weiß, was du meinst. Natürlich könnte sich Israel gegen Rehabeam erheben, wenn er sich ohne die Zustimmung der Ältesten zu unserem König erklärt. Aber du sprichst ja von dem Fall, daß ihn die Ältesten zum König wählen. Ist es denkbar, daß Israel gegen seine Ältesten kämpft? Du weißt, Jerobeam, daß das undenkbar ist. Die Entscheidung der Ältesten ist Gesetz."

Jerobeam fühlte sich an Huram erinnert. Der hatte das Schicksal Israels stets an den Willen der Ältesten gebunden. Das Volk galt ihm nichts. Erst jetzt wurde ihm klar bewußt, daß Hurams Einstellung keine persönliche Schrulle war, sondern offenbar eine tief verwurzelte Haltung, die nicht nur die Ältesten, sondern auch einfache Männer wie diese hier beseelte. Die Stimme des Volkes, das war die Stimme der Ältesten. Das Volk hatte keine eigene Stimme. Doch konnte dieser Grundsatz richtig sein? Nein, er war falsch.

Jerobeam straffte sich. „Hört mich an, ihr Männer von Zereda!" sagte er feierlich. „Ich bin bereit, Israels König zu werden und als solcher Recht und Gerechtigkeit zu üben und zu schützen. Nicht länger sollen Fremde über uns herrschen. Und daß ein anderer israelitischer Mann gegen Rehabeam auftreten will, habe ich bisher nicht gehört. Also bin ich der einzige. Ich bin der, den ihr und viele Efraimiten als König wollen. Und ich weiß, daß auch Jahwe mich will, und nicht den Judäer. Jahwe hat es dem Priester Kenas von Kadesch im Traum offenbart."

Nun war großes Erstaunen in der Runde. Der Königsanwärter wurde aufgefordert, mehr darüber zu erzählen.

Jerobeam hatte bisher die beiden Besuche in der Oase Kadesch erwähnt, ohne sich auf Einzelheiten einzulassen. Jetzt berichtete er vom Traum des Priesters und von seiner eigenen Zwiesprache mit Israels Gott.

„Laß diesen Kenas hierherkommen!" riet einer der Zuhörer. „Er soll deine Erwählung verkünden. Dann steht Bedan allein da mit seinem Rehabeam." Ein anderer meinte: „Bedan läßt sicherlich von seiner Vertragsidee ab und gibt seine Stimme dir."

Jerobeam freute sich über die plötzlich so lebhafte Zustimmung. Die Dorfgenossen glaubten ihm seine Erwählung durch Jahwe. Ließen sich aber auch die Ältesten davon überzeugen? Kadesch war weit, und niemand kannte den dortigen Priester. Jerobeam machte den Mitbürgern klar, daß der Einfall, Kenas herbeizurufen, nicht zu verwirklichen war. Selbst wenn sich einer der Männer nach der südlichen Wüste in Marsch setzte und der Priester bereit wäre, nach Israel zu kommen und Zeugnis abzulegen, so wäre die Versammlung in Sichem längst vorbei und der neue König regierte schon, wenn Kenas einträfe.

Das sahen die Männer ein. Bohan hatte eine andere Idee. „Und wenn wir mit dir nach Sichem ziehen und dich unterstützen, wenn du vor der Versammlung stehst?"

Jerobeam war gerührt. Aber er wußte ja nicht einmal, wie er vor die Versammlung gelangen sollte, falls Huram jetzt in diesen Tagen keine Mehrheit für ihn zustande brachte. Hier aber galt es, vorerst Zuversicht zu zeigen. „Dein Vorschlag ist sehr gut, Bohan", erwiderte er. „Aber zunächst gehe ich allein nach Sichem. Wenn ich dann eurer Hilfe bedarf, rufe ich euch."

Er stellte sich Hurams Unwillen vor, falls das ganze Dorf mit ihm anrückte. Zugleich wunderte er sich, wie nüchtern die Dorfgenossen vom Königtum sprachen. Als ob es um die Wahl eines Sippensprechers im Stammesrat ging. Wenn er da an den ägyptischen König dachte, der in seinem Lande gottgleiche Verehrung genoß. Den Israeliten wäre das freilich Gotteslästerung. Wenn er selbst König würde, er wollte als solcher nicht Herrscher über Israel sein, sondern Israels Diener. Und Israel, das waren die Bauern in den Städten und Dörfern, wie diese hier an seiner Seite. Und die faßten das Königtum anscheinend genauso auf wie er.

„Ich werde mich wenig um meinen Besitz kümmern können", fuhr er fort. „Für Acker und Garten, für Haus und Vieh ist zwar gesorgt – einen besseren Verwalter als Ira könnte ich mir nicht vorstellen. Aber um meine Nichte mache ich mir Sorgen. Ihre Mutter ist krank, und falls sie stirbt, ist Ketura ganz allein. Ich weiß zwar, daß ihr das Mädchen um Eris willen nicht in Not geraten ließet. Aber besser wäre es, wenn sie einen Ehemann hätte. Sie würde euch nicht zur Last fallen, und ich könnte beruhigt tun, was ihr von mir erwartet. Nun ist es jedoch so, daß ihr sicherlich das von ihr glaubt, was man von einer Frau glauben muß, die von König Salomo geraubt wurde. Doch ich sage euch: Ihr irrt euch genauso, wie ich mich geirrt habe. Denn Salomo war gar nicht mehr fähig, das mit ihr zu tun, weshalb er sie aus eurer Mitte entführen ließ. Ketura ist noch Jungfrau, das will ich damit sagen. Ihre Mutter hat es mir versichert. Ich glaube es – tut ihr es auch! Und nun bitte ich euch: Denkt darüber nach, ob ihr das unschuldige Mädchen nicht einem eurer Söhne oder Enkel zur Frau geben wollt! Ich würde mich freuen und könnte mit ruhigem Herzen nach Sichem gehen."

Eine solche Aufforderung hatten die Männer nicht erwartet. Sie blickten sich verstohlen an, als ob von Verbotenem die Rede gewesen wäre, räusperten sich und husteten, um nichts sagen zu

müssen, und hofften, Jerobeam werde weitersprechen. Aber zur Sache hatte er nichts mehr zu sagen. Schon das Bisherige war ihm schwer genug gefallen.

Er griff nach dem roten Stirnband, streifte es sich vom Kopf und meinte leichthin: „Denkt nicht, daß ich ein rotes trage, weil ich vor die Ältesten treten will. Nein, es ist rot, weil der Händler in Ekron kein grünes Band hatte, wie ich es sonst immer trug. Auch Rehabeam hat mich schon danach gefragt. Er vermutete wohl irgendein geheimes Zeichen an meiner Stirn.“ Er lachte über den Argwohn des Königs. Es klang gekünstelt, und die Männer verstanden, daß Jerobeam gar nicht zum Lachen zumute war.

Die Unterhaltung plätscherte noch ein Weilchen dahin, und als der erste gähnte, war dies das Zeichen, auf das alle gewartet hatten, um auseinanderzugehen.

Am nächsten Tag brachten Jerobeam, Ira und der Diener die Ausbesserung des Daches zu Ende. Als Ira gegangen war, rief Jerobeam Ketura zu sich. Leichtfüßig lief das Mädchen herbei und fragte, was es ihm bringen solle. Er hieß sie neben sich setzen und fragte, ob sie denn einen der jungen Burschen im Dorf besonders gut leiden könne.

Ketura sah ihn einen Moment lang an, um seinen Gesichtsausdruck zu prüfen. Sie erkannte, daß es ihm ernst war mit der Frage. „Ich war lange fort“, erwiderte sie betreten. „Und ich bin nicht mehr die, die ich vorher war.“

Jerobeam räusperte sich, auch er war verlegen. „Deine Mutter sagte mir, daß dir in Jerusalem niemand etwas getan hat. Ist es so?“

Ketura wurde feuerrot. „Ja, so ist es“, stammelte sie. „Die Herrin Naama war gut zu mir und hielt ihre Hand über mich, wo sie nur konnte.“ Sie begann lautlos zu weinen.

Jerobeam streichelte ihre Schulter. „Nun bist du ja hier“, sagte er, „und ich beschütze dich. Aber ich werde bald weggehen, und ich weiß nicht, wann ich wiederkomme. Mir wäre wohler, wenn du verheiratet wärst, oder wenigstens verlobt.“

Ketura schluchzte laut auf. Dann antwortete sie, und Jerobeam mußte genau hinhören, um sie zu verstehen: „Wenn du fortgehst, dann will auch ich nicht bleiben. Laß mich mit dir gehen! Ich will dir deine Kleider in Ordnung halten und für dich kochen und backen.“

Jerobeam erschrak. Einen solchen Wunsch hatte er nicht vorausgesehen. Aber freilich, Ketura war dem Dorf entwöhnt. Und die Schwermut und Verwirrtheit der Mutter, die sich trotz Rückkehr der geliebten Tochter nicht gebessert hatte, machte ihr bange. Und für ihn hatte sie ja als Kind geschwärmt, wahrscheinlich tat sie es auch heute noch. Aber sie als Dienerin mitzunehmen, das war ganz unmöglich. Die Tochter eines Landbesitzers war keine Magd! Und Hogla brauchte Ketura, gerade in ihrer Krankheit, die sich wohl nicht mehr bessern würde. Doch andererseits – wenn Ketura heiratete, mußte sie ja ihre Mutter ebenfalls allein lassen.

Jerobeam wachte in dieser Nacht mehrmals auf. Die Sorge um das Mädchen ließ ihn nicht schlafen. Auch tagsüber grübelte er, und am Abend gesellte er sich wieder zu den anderen Hausvätern des Dorfes. Beklommen fragte er sie: „Nun, könnt ihr mir einen Vorschlag machen? Ich meine, was meine Nichte betrifft.“

Die Männer sahen sich an, aber keiner gab Antwort. Jerobeam durchbrach selbst das Schweigen, als es bedrückend wurde. „Nun, so werde ich euch einen Vorschlag machen.“ Die Köpfe hoben sich. „Mein unstetes Leben, weil ich Salomo und seinen Höflingen diente“, begann er, „hat mir bis heute verwehrt, eine Frau zu nehmen. So allein zu leben wie ich, das ist nicht Brauch in Israel, ich weiß es und wußte es immer. Mit Neid sah ich, wie anderen in meinem Alter bereits die Söhne zur Hand gingen. Kurz und gut, ich selbst werde meine Nichte Ketura heiraten. Da ihr Vater tot ist und ich nun ihr Herr bin, so kann ich bei niemandem um sie anhalten. Ich frage nun euch, da ihr mir als einem Mann ohne Familie die Nächsten seid: Habt ihr Einwände gegen diese Ehe oder seid ihr einverstanden?“

Abermals war Schweigen um ihn. Vor Erstaunen und auch aus Ablehnung. Nicht weil Jerobeam der Onkel der Braut war – das mochte wohl angehen. Sondern weil der König Israels doch keine der Huren Salomos zur Frau haben konnte. Wenn er auch erklärte, daß sie noch Jungfrau sei – wer wußte das schon genau? Und selbst wenn hier in diesem Dorf alle davon überzeugt wären, so mußte den Ältesten und dem Volk Jerobeams Wahl seiner Ehefrau doch absonderlich, wenn nicht gar abstoßend erscheinen.

Jerobeam sagte lauter, als es in diesem Kreis üblich war: „Ich höre, daß ihr keinen Einspruch erhebt. Somit erkläre ich das Mädchen Ketura, die Tochter Eris, vor euch als meinen Zeugen zu meiner Frau.“ Und leiser, mit gelösterer Miene, fügte er hinzu: „Die Hochzeitsfeier müssen wir allerdings ein andermal nachholen. Morgen früh breche ich auf. Ketura nehme ich mit mir.“

Er verabschiedete sich von den verdutzten Dorfgenossen, und noch ehe sich einer aufraffte, etwas zu bemerken, war er aus ihrer Mitte verschwunden.

Mit Sturmschritten eilte er zu seiner Schwägerin, um sie von seiner Entscheidung in Kenntnis zu setzen. Hogla war noch wach. Sie saß neben dem Herd und starrte ihrer Gewohnheit entsprechend ins Leere. Als sie hörte, worum es ging, sackte sie zusammen. Er holte ihr einen Becher

Wasser und redete auf sie ein. Verheiraten müsse er Ketura auf jeden Fall, und ob nun er oder ein anderer ihr Ehemann würde, aus dem Haus ginge sie so oder so.

Hogla murmelte: „Erst hat Salomo sie mir geraubt, jetzt nimmst du sie mir weg."

Jerobeam dachte: Sie hat ja recht. Aber wenn die Nichte in diesem dumpfem Haus blieb, dann drückte die hier lastende Schwermut auch sie nieder, dann wurde sie nie wieder das fröhliche Mädchen von einst.

Hogla stöhnte: „Hinter meinem Rücken, das verzeihe ich ihr nie!"

Jerobeam begriff, was sie meinte. „Du irrst!" rief er lauter, als er wollte. „Ketura weiß noch nichts. Jetzt erst werde ich mit ihr sprechen."

Er rief das Mädchen, das sich bereits zur Nachtruhe niedergelegt hatte. Als Ketura die Mutter bedrückter als sonst dahocken sah, erschrak sie, schmiegte sich an sie und fragte den Onkel: „Was ist mit ihr?"

Jerobeam bat sie: „Setz dich!" Und er beruhigte sie, ihrer Mutter gehe es nicht schlechter als sonst. Umständlich rückte er die Lampe näher, damit sie einander besser erkennen konnten. Dann sagte er: „Ketura, ich habe mich entschlossen, dich zu meiner Frau zu nehmen. Wo ich auch künftig sein werde, dort sollst du für mich backen und kochen und mir meine Kleider in Ordnung halten. Und du sollst mir Söhne gebären. Das habe ich soeben deiner Mutter gesagt. Und nun sage ich es dir."

Ketura sah ihn mit leuchtenden Augen an. Dieser Blick ging ihm durch und durch. Aber schnell senkte sie den Kopf. Und dann fragte sie: „Tust du das, weil ich in Jerusalem war? Weil mich kein anderer Mann haben will?"

Eine heiße Zuneigung für dieses Mädchen durchpulste Jerobeam. „Nein", erwiderte er. „Es ist kein Mitleid. Ich begehre dich."

Als Hogla das hörte, erhob sie sich und schlich hinaus. Ketura sah ihr besorgt hinterher und stand gleichfalls auf, um ihr nachzugehen. Aber zuvor blickte sie Jerobeam fest an und sagte: „Ja, ich will deine Frau sein."

„Morgen früh brechen wir auf!" rief Jerobeam ihr nach. „Sag das auch deiner Mutter!"

Er legte sich hin, in der Kammer, wo er immer zu schlafen pflegte. Irgendwann würde Ketura zu ihm kommen. Wenn nicht heute, dann morgen. Er wollte ihr Zeit lassen, denn er hatte sie ja völlig überrascht. Aber ihm wäre es lieber gewesen, wenn sie schon heute nacht zu ihm kam.

Sein Wunsch ging in Erfüllung. Es dauerte nicht lange, da schlüpfte Ketura zu ihm unter die Decke. Keiner von beiden hatte sich die Hochzeitsnacht jemals so schlicht und nüchtern vorgestellt. Statt in einem geschmückten Zelt inmitten eines üppigen Weingartens, den fröhlichen Gesang der Hochzeitsgäste im Ohr, lagen sie in der dumpfen Kammer, und nebenan hörten sie das Seufzen und Wimmern der Brautmutter. Und doch hatten sie Freude aneinander, und sie fühlten, daß sie von nun an zusammengehörten.

Am Morgen überraschte Hogla beide mit der Entscheidung, zurück ins väterliche Haus zu ziehen, dem jetzt ihr ältester Bruder vorstand. Die Hoffnung auf die Heimkehr ihrer verlorenen Tochter hatte sie hier gehalten, und die Fürsorge für die Schwiegermutter, solange diese lebte. Doch was sollte sie nun noch in diesem öden Haus?

Jerobeam eilte zu Bohan und Ira, um ihnen den Auszug der Schwägerin mitzuteilen. Er bat Bohan, Ira mit seiner Familie in das leere Haus übersiedeln zu lassen, damit es nicht verfiel und wieder fröhliches Leben in die Mauern einzog. Der Vater und noch mehr der Sohn waren einverstanden.

Als Jerobeam wieder heimkehrte, um nun nach Tappuach aufzubrechen, stand der Knecht Ard reisefertig neben Ketura und dem Diener und bat: „Nimm mich auch mit! Was soll ich hier? Dein Verwalter kommt ohne mich aus."

„Das kommt er nicht!" widersprach Jerobeam. Aber er bemerkte, welch trauriger Zug sich bei seinen Worten in das Gesicht des Buckligen stahl, und so versprach er, gleich noch einmal zu Ira zu gehen und dessen Meinung zu hören.

Es war ihm peinlich, zum zweitenmal in Bohans Haus zu treten, wie einer, der nicht weiß, was er will. Aber Bohan war freundlich und versprach, notfalls das gesamte Dorf um Hilfe zu bitten, damit das Haus Nebats Bestand hatte. Vielleicht war es ihm sogar recht, daß der Bucklige verschwand, dachte Jerobeam, denn die meisten im Dorf hingen doch der Meinung an, daß ein Verwachsener ein boshafter Mensch sein müsse. Aber er war froh über das Entgegenkommen Bohans. Wie hatte ihn Iras Vater einst beschimpft, und welcher Freund war ihm nun in dem knorrigen Mann erwachsen!

Wieder in seinem Haus, befahl er den zwei Knechten den Aufbruch mit den hochbeladenen Packeseln. Dann setzte er Ketura auf seinen Reitesel, winkte Ira und den Nachbarn zu, die den Auszug beobachteten, und verließ mit der Frau, die er nun liebte, Haus und Dorf. Hoffentlich erschrak Huram nicht, wenn sie zu viert bei ihm einfielen. Aber sie würden ja nicht für lange die Gastfreundschaft des Ältesten in Anspruch nehmen. In zwei Wochen mußte sich alles entscheiden. Doch was kam dann?

20

Als Jerobeam mit Ketura und den Dienern in Tappuach eintraf, war Huram noch gar nicht von seiner Reise zurück. Seine Frau und die Söhne hatten Mühe, den vier Besuchern Schlafstätten zuzuweisen, obwohl das Haus des Ältesten eigentlich aus drei Häusern bestand, die miteinander verbunden waren. Aber seine Familie war groß und zudem nicht gewohnt, so eng zu hausen wie die gewöhnlichen Leute. Als der Hausherr zwei Tage später erschien, staunte auch er über die doppelte Zahl der Ankömmlinge. Bestürzung ergriff ihn jedoch, als ihm Jerobeam eröffnete, daß die Frau seiner Begleitung Ketura sei und daß er sie zur Ehefrau genommen habe.

Huram drängte es, die Rechtfertigung seines Schützlings für diese seiner Meinung nach überstürzte und abwegige Eheschließung zu hören. Aber zuvor mußte er sich natürlich bei Frau und Söhnen erkundigen, ob sich während seiner Abwesenheit sonst noch bedeutsame Dinge getan hatten. Als er seine Nachfragen hinter sich gebracht und ein paar Bissen gegessen hatte, nahm er Jerobeam mit sich hinaus vor die Stadt, wo sie ungestört und unbelauscht miteinander sprechen konnten. Am Weg nach Sichem wußte er einen mächtigen Schattenbaum, unter dem ließen beide sich nieder.

Jerobeam berichtete ihm, was er von Keturas Leben in Jerusalem und von ihrer Unberührtheit wußte, und er erklärte, daß er sie liebgewonnen habe, wie sie ihn.

Huram hörte sich alles mit verdrießlicher Miene an. Und dann machte er seinem Unmut Luft. „Begreifst du denn nicht, daß du es mit dieser Ehe den Ältesten unmöglich machst, dich zu wählen? Oder glaubst du etwa, sie erfahren nicht, wen du dir ins Bett gelegt hast? Erst hat Salomo sie beschlafen, und nun greifst du sie dir! Einfach so – aus purem Übermut!“ Er schüttelte sich angewidert.

Das kränkte Jerobeam mehr als die Vorhaltungen. „Du hast mir nicht zugehört“, entgegnete er eisig. „Ich wiederhole: Salomo hat sie nicht beschlafen! Als Jungfrau wurde sie weggeschleppt, und als Jungfrau kam sie zurück.“

Huram lachte laut auf. „Das wirst du wissen, du …“ Er hatte „Dummkopf“ sagen wollen, aber das verkniff er sich doch. Seine weiteren Worte kamen wie Keulenschläge daher. „Ein Mädchen, das jenem Schurken gehörte, der Israel knechtete, kann keinem Israeliten gehören! Noch dazu, wenn dieser Mann der künftige König Israels ist! Also: Trenne dich von diesem Weib, bevor sich deine Schande noch weiter herumspricht!“

Jerobeam schnaufte vor Wut und ballte die Fäuste. Haß gegen den Freund ergriff ihn. Er hätte Huram ins Gesicht schlagen mögen. Doch dann wäre der Traum, Israel den Jerusalemern zu entreißen, ausgeträumt gewesen. Nein, er mußte sich bezwingen. Und so antwortete er, nachdem er sich halbwegs beruhigt hatte: „Ich hoffe für dich, daß du vorausgesehen hast, was ich auf diese deine Forderung hin tue. Und so wird es dich nicht überraschen, wenn ich jetzt aufstehe, meine Frau hole und nach Zereda zurückkehre. Such dir einen anderen, den du nach Sichem führst!“ Er blieb sitzen.

Huram hielt dieser Drohung seine eigene entgegen. „Dir ist klar, was dann passiert. König wird Rehabeam. Und er wird dich einfangen und umbringen. Diesmal entkommst du ihm nicht.“

Jerobeam blieb gelassen. „Wenn die Ältesten Rehabeam als König bejubeln, bin ich schon längst außer Landes. Wahrscheinlich wird der Salomosohn sowieso König. Mit mir und Ketura hat das gar nichts zu tun. Es sei denn, du hättest in diesen Tagen tatsächlich die Mehrheit der Ältesten für mich gewonnen. Ist dir das gelungen?“

Huram ließ das Thema Ketura vorerst bleiben. Er war froh, daß Jerobeam seine Drohung nicht ernst gemeint hatte, und ging auf dessen Frage ein. „Es ist mir noch nicht völlig gelungen“, gestand er, denn so kurz vor der Sichemer Versammlung war Ehrlichkeit angebracht. Aber rasch fügte er hinzu: „Die Waage wird sich jedoch nach deiner Seite neigen.“

„Sicherlich“, meinte Jerobeam bissig. „Du wirst deine Worte aus der Ferne in die Waagschale schleudern.“

„Was soll das heißen?“ Dabei wußte Huram genau, was seinen Freund zu dieser höhnischen Bemerkung veranlaßte.

Jerobeam erwiderte denn auch voller Empörung: „Du hast mich betrogen! Mich, den du zum König machen willst! Alle Efraimiten wissen, daß du den Stamm in Sichem gar nicht vertrittst, sondern Malkiel! Nur ich wußte es nicht!“

Nun brauste auch Huram erneut auf. „Das wagst du mir vorzuwerfen? Wenn ich es dir nicht mitteilte, dann deshalb, weil es unwichtig ist. Denn natürlich werde ich in Sichem sein – wo sonst? Außerdem wird Malkiel alles tun, um Rehabeams Wahl zu verhindern. Also – was bleibt von deinem Vorwurf? Nichts. Laß dir das eine Lehre sein, damit du mich nicht noch einmal reizt, wo dir doch an meiner Hilfe gelegen sein muß!“

Jerobeam blickte den Ältesten durchdringend an. „Ich will dir sagen, was ich von dir halte“, erklärte er, noch immer aufgebracht. „Du bist ein selbstgerechter und hochfahrender Mann, Huram. Es hätte dir besser angestanden, deinen Fehler einzuräumen. Wie stand ich da, als ich erst von meinen Freunden in Zereda erfuhr, daß die efraimitischen Ältesten auf der Versammlung in Schilo nicht dich als ihren Sprecher für Sichem, sondern Malkiel gewählt haben! Und in welches Zwielicht gerätst du selbst durch diese Geheimnistuerei! Mir willst du das Königsamt anvertrauen, aber deine Niederlage in Schilo verschweigst du mir! Müssen die Israeliten dann nicht glauben, es sei nicht weit her mit unser beider Vertrauen zueinander? Erkennst du nicht, daß du unserer Sache damit schadest?“ Er bemerkte, wie der Würdenträger rot anlief und sich nur noch mühsam beherrschte. Deshalb setzte er seine Strafpredigt nicht fort. Das Wichtigste hatte er ja gesagt. „Genug davon“, meinte er in ruhigerem Ton. „Ich will deinen Vertrauensbruch vergessen. Wir beide sind aufeinander angewiesen. Es ist gut, daß du nach Sichem gehst. Ich werde mit dir gehen.“

Huram knirschte: „Ich gehe allein! Es ist eine Versammlung von Ältesten! Wenn man dich sehen will, wird man nach dir schicken!“

Jerobeam hatte sich wieder völlig in der Gewalt. „Trotz unseres Streits – ich bin überzeugt, daß du mich wirklich zum König machen willst“, erwiderte er. „Dann gilt jedoch mein Wille genausoviel wie deiner. Daraus folgt, daß ich dich nach Sichem begleite. Und noch eins: Versuche nie wieder, mich von Ketura zu trennen! Im Gegenteil. Falls man dich nach ihr fragt, und das wird man, dann verteidige die Wahrheit! Ich meine die Unberührtheit des Mädchens, als es mir zurückgegeben wurde. So, wie Jahwe mich vor dem Todesurteil Salomos errettet hat, so hat er Ketura vor Salomos schmutziger Begierde beschützt. Das ist die Wahrheit, und boshafte Gerüchte werden vor ihr keinen Bestand haben, wenn wir beide zusammenhalten. Und jetzt bitte ich dich: Erzähl mir, wie deine Reise verlaufen ist!“

Huram strich gedankenverloren über seine gefaltete Stirn. So hatte noch niemand mit ihm gesprochen. Wenn er diese Art zu reden Jerobeam durchgehen ließ, mußte er dann nicht fürchten, daß der Jüngere seiner Kontrolle entglitt, wenn er erst König war? Aber andererseits: Jerobeam war von Jahwe erwählt, um Israel aus der Abhängigkeit von der Davidfamilie zu lösen. Daran war nicht zu zweifeln. Denn wenn auch Jerobeam entgegen dem bisherigen Eindruck vielleicht doch voller Machtgier steckte, ein Schwindler war er nicht. Den Traum jenes Oasenpriesters konnte er nicht erfunden haben, dazu war er zu gottesfürchtig. Wenn aber Jerobeam von Jahwe erwählt war, dann lag darin der Grund dafür, daß er hier in diesem Streit den Gleichrangigen herauskehrte. Es war besser, ihn nicht zu reizen – nur so blieb er lenkbar.

Huram war fest davon überzeugt, daß Jahwe nicht einen, sondern zwei Männer zu Israels Rettern berufen hatte. Zuerst ihn als den Ersten unter allen Ältesten Israels. Er sollte das Herz des Aufstands gegen Salomo und Rehabeam sein. Und als zweiten hatte Jahwe Jerobeam ausersehen. Er sollte die Hand sein, die vom Herzen ihre Befehle erhielt. Jahwe, so ging es Huram jetzt durch den Kopf, wollte sicherlich nicht, daß sich Jerobeam über die Ältesten erhob. Wenn also der frühere Königsbeamte heute den Mund so groß aufriß, so tat er das aus sich selbst heraus. Am besten, man überhörte es, wenn er großmäulig wurde. Hauptsache, er blieb folgsam.

Der Älteste ließ die Hand sinken und blickte Jerobeam ernst, aber nicht mißmutig an. „Du sprichst, als ob wir beide nur ein Zweckbündnis miteinander hätten“, sagte er. „Gewiß verbindet uns auch ein Abkommen, aber darüberhinaus doch weit mehr. Sind wir nicht Freunde? Diese Freundschaft sollte uns heilig sein. Die Heftigkeit unseres Streits steht dem nicht entgegen. Was wäre eine Freundschaft ohne Aufrichtigkeit? Da es dein Wunsch ist, begleite mich also nach Sichem. Dort werden wir entscheiden, wie wir uns am wirksamsten das Gehör der Versammlung verschaffen. Denn das wird sehr notwendig sein, wie du sogleich erkennen wirst.“

Er ließ seinem Bündnispartner keine Zeit, etwas anzumerken, und berichtete von seinem Besuch bei Bedan, dessen Standpunkt auf der Versammlung zweifellos im Mittelpunkt stehen würde. „Ich habe ihm deine Heimkehr mitgeteilt und ihm alles erzählt, was dir zugestoßen ist und worin du dich bewährt hast. Er weiß nun auch von deiner Erwählung durch Jahwe. Aber trotzdem hält er noch immer an Rehabeam fest. In dem Vertrag mit ihm sieht er das Mittel, um Israels Wohlstand und zugleich seine Freiheit zu sichern. Ich habe mit ihm endlos gestritten, aber er ist blind für die Gefahren, die ich ihm darlegte.“

Jerobeam war nun ganz bei der Sache, die sie beide verband. „Und meine göttliche Erwählung? Und die Stimmung im Volk? Ist ihm das nichts?“

Huram seufzte. „An deine Erwählung glaubt er erst, wenn Jahwe ihm selbst diese im Traum oder anderswie offenbart.“

Jerobeam fragte nicht, was Bedan zur Volksmeinung gesagt hatte. Darüber waren die beiden Ältesten sicherlich großzügig hinweggegangen.

Huram berichtete nun, daß er von Sichem nach Jesreel weitergereist sei, um Baaljada zu treffen. Der Issacharit vertrete seinen Stamm in Sichem. In seiner Feindschaft gegen Rehabeam habe er ihn unwandelbar gefunden. Allerdings schwanke der Älteste noch, wen er als König Israels vorschlagen werde: Jerobeam oder Bedan.

Gemeinsam seien sie nach Sarid geritten, wo Schobab wohne, der für den Stamm Sebulon nach Sichem kommen werde. Der Älteste sei wie Malkiel der Meinung, daß Israel keinen König brauche. Als er Schobab trotzdem angeraten habe, für Jerobeam zu stimmen, habe der weder ja noch nein gesagt.

Schließlich habe Baaljada noch über den Stamm Naftali Auskunft gegeben. Tilon sei als dessen Sprecher gewählt. Der sei jedoch ein erklärter Anhänger Rehabeams, denn er hoffe, daß es unter ihm Krieg gegen die Aramäer geben werde, und ihn locke wahrscheinlich die Beute, die dem Stamm bei einem Sieg zufallen mußte.

Am Schluß seines Reiseberichts faßte Huram zusammen, welches Bild die Kräfteverteilung auf der bevorstehenden Versammlung vorläufig ergab. „Für Rehabeam wollen zwei der Ältesten stimmen: Bedan und Tilon. Für dich ebenfalls zwei: Elasa vom Stamm Benjamin und Abdon aus den Sippen Gileads. Von Malkiel wissen wir, daß er gegen jegliches Königtum auftreten wird. Das sind fünf Stimmen, und noch einmal fünf sind offen. Baaljada und Schobab können wir noch für dich gewinnen. Über die Sprecher der Stämme Ascher, Dan und Gad weiß ich allerdings gar nichts, aber ich glaube nicht, daß alle drei für Rehabeams Wahl sein werden. Du siehst, daß es also gar nicht so schlecht für uns steht. Und wir haben ja einen großen Vorteil gegenüber den Freunden Jerusalems: Jahwe ist auf unserer Seite. Und so wird Bedans Plan mißlingen, und König wirst du.“ Er strahlte, und an den Streit von vorhin schien er tatsächlich nicht mehr zu denken.

Jerobeams Stimmung hob sich ein wenig, aber er wertete die Aussichten dennoch nicht so optimistisch wie Huram. Seine Meinung war nüchtern. „Unser Erfolg steht und fällt mit Bedans Auftreten. Du selbst hast es gesagt. Ich hoffe, daß Jahwe ihn noch zur Einsicht führt. Wenn Bedan aber auf seinem Standpunkt beharrt, dann kann es sein, daß die Unentschlossenen ihm zufallen. Wir müssen das ins Auge fassen, ohne mutlos zu werden.“

Die beiden Gesinnungsfreunde und Bündnispartner gingen sorgenvoll zur Stadt zurück. Am Abend wollte Jerobeam den Männern von Tappuach seine Fluchtgeschichte erzählen. Schon am Tag seiner Ankunft hatten sie ihn darum gebeten, aber sie waren bereit gewesen, auf Hurams Rückkehr zu warten. Jerobeam ging ein Wunschtraum durch den Kopf, während er neben Huram dahinschlenderte: Wenn er doch durch ganz Israel reisen und sich überall vorstellen könnte und wenn dann statt der Ältesten das gesamte Volk über den künftigen König entscheiden würde! Da stünde der Judäer Rehabeam gar nicht zur Debatte.

Am übernächsten Tag ritten Huram und Jerobeam nach Tirza zu Hurams Schwager Enan. Die erneute Reise war Hurams Idee. Er versprach sich etwas davon, wenn sein Königsanwärter auch in Bedans Stamm Manasse die Geschichte seiner Tat und seiner Flucht erzählte. Ahnte er etwas vom Wunschtraum des Freundes? Jerobeam kam die Idee natürlich entgegen. Es widerstrebte ihm sowieso, in Tappuach herumzusitzen und still zu warten, bis der Tag der Entscheidung heran war. Zugleich mußte er innerlich schmunzeln. Huram entdeckte offenbar doch noch das Volk, von dem er ansonsten ja wenig hielt.

Der ägyptische Diener hatte sich angeboten, als Leibwächter mitzugehen, und Jerobeam hatte es ihm trotz Hurams Protest erlaubt. Den Diener ärgerte, daß er das wichtige Gespräch der beiden nicht hatte belauschen können, und er hoffte nun, unterwegs etwas über den Stand der Dinge zu erfahren. Aus hingeworfenen Bemerkungen wußte er bereits, daß der Hauptgegner unter den Ältesten noch immer Bedan war. Bei der Rast bat er, einen Vorschlag machen zu dürfen. „Sprich!“ ermunterte ihn Jerobeam.

„Ich weiß“, sagte der Diener, „welcher Stein auf dem Weg zu Jerobeams Königtum liegt und was für Verdruß er euch bereitet. Ich aber kann euch helfen. Schickt mich nach Sichem, und ich werde euren Feind Bedan aus dem Weg räumen. Habt Vertrauen zu mir – niemand wird mich fassen!“

Huram und Jerobeam waren sprachlos. Ein solches Anerbieten hatten sie nicht erwartet. Bei Huram überwog die Entrüstung, bei Jerobeam der Schreck. Wenn nun sein Freund und Berater herausbekam, was es mit diesem Mann auf sich hatte?

Aber ein solcher Verdacht lag dem Ältesten fern. Für ihn gab es lediglich stumpfsinnige und vorlaute Knechte, und dieser hier war von letzterer Sorte. Er wandte sich an Jerobeam: „Sag ihm, daß wir seines Rates nicht bedürfen! Ach ja, und sag ihm auch, daß die Absicht, einen Ältesten zu ermorden, eine schwere Sünde ist!“

Bevor Jerobeam das Wort an ihn richten konnte, konterte der Diener: „Und was ist es, einem König nach dem Leben zu trachten? Oder wolltet ihr Salomo bloß ein bißchen Angst einjagen?“

Huram geriet außer sich. „Du Hund wagst es, deine Herren anzuknurren?“ Er wandte sich an Jerobeam: „Was stehst du da und sagst nichts? Jag ihn davon! Sofort!“

Jerobeam und der Diener blickten einander an. Verärgert der eine, trotzig der andere. Jerobeams Stimme klang spröde, als er erklärte: „Dein Rat ist gut gemeint, aber er hilft uns nicht. Wenn man Bedan erschlagen findet, wird man fragen, wem sein Tod nützt. Auf keinen Fall Rehabeam. Und schon zeigen alle auf uns.“ Jerobeam beruhigte sich auch selbst, während er den Diener be-

schwichtigte. Hauptsache, Huram merkte nicht, daß der Mann in fremdem Auftrag diente. „Geh jetzt an deine Arbeit!“ befahl er.

Der Diener wandte sich wirklich ab und machte sich bei den Eseln zu schaffen. Jerobeam atmete auf. „Du bist zu nachsichtig“, tadelte ihn Huram, immer noch empört. „Er wird uns Schaden zufügen. Ich fordere noch einmal: Jag ihn weg!“

Jerobeam schwieg. Fortjagen, das hieß, den Widerspenstigen nach Ägypten zu schicken. Und was er dort Osorkon berichtete, würde den Pharao zum unverzüglichen Eingreifen veranlassen. Nein, der ägyptische Aufpasser durfte nicht zu seinem Auftraggeber zurückkehren. Nie mehr! Denn egal, wer König über Israel wurde, Pharao Scheschonk würde handeln, um seine Oberhoheit über Kanaan aufzurichten. Hieß der König Rehabeam, so kam er mit seiner Heeresmacht und legte das Land in Schutt und Asche. Hieß der König Jerobeam, dann schickte er seine Gesandten und forderte Garnisonstädte und Tribute. Wenn der Pharao aber ohne irgendeine Nachricht blieb, dann war zumindest Zeit gewonnen. Zeit, die wertvoll sein konnte.

Huram hatte begriffen, daß dieser Diener nicht nur vorlaut war, wie er soeben noch gemeint hatte. Deshalb verschärfte er sein Urteil über ihn: „Der Mann ist gefährlich. Man muß ihn umbringen.“ Nun nickte Jerobeam. In diesem Fall hatte der Älteste recht, leider.

Während die drei Reisenden weiterzogen, befand sich der Töpfer von Tappuach auf dem Weg nach Sichem, um dem Statthalter Ochran jene Neuigkeiten zu melden, die in ganz Tappuach flüsternd besprochen wurden. Er hoffte auf ein Stückchen Silber, und als er sein Wissen vor dem hohen Beamten ausgebreitet hatte, wurde ihm dieses auch gnädig geschenkt. Denn er meldete nicht nur, daß sich Jerobeam mit seiner Frau und zwei Knechten bei Huram eingenistet hatte, sondern auch und vor allem, was für eine Bewandtnis es mit der Ehefrau hatte.

Als der Zuträger weg war, rief Ochran seinen bewährten Mitarbeiter zu sich, und bald wisperte es auch in Sichem von Haus zu Haus, daß der Held Jerobeam Salomos Hure geheiratet habe. Nur ihretwegen, so sollte die Schlußfolgerung lauten, hatte er also zum Schlag gegen Salomo ausgeholt und nicht, um Israel zu befreien.

Angesichts dieser üblen Nachrede, die an Sichems Stadtmauer selbstverständlich nicht haltmachte, konnte es sehr nützlich werden, daß Hurams Schwager Enan seinen beiden Gästen, die mittlerweile angelangt waren, versprach, die Mitbürger darüber aufzuklären, daß der große Frauenliebhaber Salomo im Alter unfähig zum Beischlaf gewesen sei und daß er also Ketura und die anderen Mädchen völlig umsonst geraubt hatte. Selber den Männern von Tirza dieses Geheimnis anzuvertrauen, scheute sich Jerobeam. Er erzählte ihnen aber seine Abenteuer, und sie waren beeindruckt. Die meisten unterstützten Enans Auffassung, daß er der richtige König für Israel wäre.

Im Selbstvertrauen gestärkt, ritt Jerobeam an Hurams Seite wieder heimwärts. Schon auf dem Hinweg war ihm der Einfall gekommen, dem großen Bedan einen Kurzbesuch abzustatten. Es durfte nichts unversucht bleiben, um den Würdenträger von seinem verderblichen Standpunkt abzubringen. Als er nun die Mauern Sichems vor sich sah, entschied er sich, den Versuch zu wagen.

Huram war verstimmt, als er den Wunsch des Gefährten vernahm. Zweifelte der etwa an, was er ihm über Bedans Standpunkt berichtet hatte? Jerobeam wies das zwar von sich, aber er bestand auf seiner Absicht. Er ließ den Diener mit Huram vorausziehen und ritt allein hinüber zur Stadt.

Bedan empfing seinen Gast liebenswürdig, wie es seine Art war, und zeigte sich genauso neugierig, Jerobeams Abenteuer aus dessen eigenem Mund zu hören, wie alle, mit denen der Heimgekehrte zusammentraf. Jerobeam berichtete ihm das Wichtigste in Kürze, aber das hatte ja Huram bereits besorgt, und erklärte dann unverblümt, daß ihm Jahwe geboten habe, sich den Ältesten als Bewerber für das Königsamt anstelle Rehabeams vorzustellen.

„Es ist schön, daß du persönlich zu mir kommst“, erwiderte Bedan freundlich lächelnd. „Huram hat mir bereits von deinem Bestreben berichtet. Ich werde es selbstverständlich der hohen Versammlung vortragen. Alles Weitere hängt dann von der Weisheit der Ältesten ab.“ Er schob seinem Gast den Teller mit Honigplätzchen näher. „Probiere doch! Sie sind frisch gebacken.“

Jerobeam überhörte die Einladung. In sachlichem Ton sprach er aus, weshalb er hierhergekommen war. „Huram sagte mir, daß du noch immer den Sohn Salomos zum König willst. Ich weiß, daß dein Wort in Israels Stämmen Gewicht hat. Deshalb ist dein Standpunkt mehr als eine persönliche Auffassung. Und deshalb wage ich, ein einfacher Israelit, der jedoch die Willkür Salomos in der eigenen Familie erfahren hat und der für seinen Racheversuch von vielen Israeliten als Held gefeiert wird, dir zu widersprechen. Der Sohn Salomos ist nicht besser als sein Vater. Glaube mir, ich kenne ihn! Den Vertrag, den du mit ihm machen willst, wird er beiseiteschieben, wenn dieser seine Entschlüsse behindert. Und das wird unausweichlich sein. Deine Entscheidung für Rehabeam, wenn sie Wirklichkeit wird, führt Israel ins Unglück.“

„Du hast viel erlitten, Jerobeam“, sagte Bedan gutmütig. „Deshalb verstehe ich, warum du so schwarz siehst. Aber teilen kann ich deine Bedenken nicht. Auch wenn du Rehabeam zu kennen meinst, ich sage dir: Er ist anders als sein Vater. Und wirklich schlecht gegangen ist es uns auch unter Salomo nicht, das mußt du doch zugeben. Gewiß, die Dienste und Abgaben waren hoch,

aber gerade sie werden wir mit dem Vertrag auf ein vernünftiges Maß beschränken. Bedenke: Unter Salomos Herrschaft gab es keinen Krieg! Und ist es dir als Jerusalemer Beamter nicht gut gegangen, bis Salomo die schlimme Idee hatte, sich unter den Töchtern des Landes eine Pflegerin auszusuchen?“

Jerobeam war sich nicht im klaren, ob die Anspielung auf Ketura spöttisch gemeint war und ihn treffen sollte. Aber das schien ihm jetzt nicht wichtig. Wichtiger war die Wahrheit über Rehabeam. „Ich bin einer Meinung mit dir“, antwortete er, „daß Rehabeam anders als sein Vater ist. Aber ich meine damit nicht dasselbe wie du. Rehabeam strebt nämlich seinem kriegerischen Großvater David nach. Gerade den Frieden, den du an Salomo rühmst, wird er zerstören, und Israels Söhne werden auf seinen Schlachtfeldern verbluten. Deshalb muß ihm die Macht über Israel verwehrt werden.“

Bedan lächelte überlegen. „Übertreibst du nicht ein bißchen?“ Sein Gesicht wurde aber ernst, denn nun nannte er seine Bedenken gegen Jerobeams Anspruch. „Krieg sehe ich dann kommen, wenn du König wirst. Denn dann wird Rehabeam uns überfallen, und die Israeliten werden sich geschlagen vor ihm auf den Bauch werfen und um Gnade flehen, und er wird über uns herrschen wie über ein besiegtes Volk, rücksichtslos auf unsere Ausplünderung bedacht. Ich aber will, daß Rehabeam friedlich mitten unter uns weilt wie ein Hirt, der weiß, daß seine Herde sein Reichtum ist und die er darum beschützt und mehrt.“

Jerobeam erwiderte schroff: „Soll ich dir sagen, was dich antreibt? Du hast Angst vor Rehabeam! Und du hast kein Vertrauen in das Volk Israel! Deshalb träumst du einen schlechten Traum. Deine Angst ist allerdings berechtigt, dein Zweifel am Mut und an der Kraft des Volkes aber keineswegs. Gerade die Angst vor Rehabeam gebietet, ihn nicht zum König Israels zu wählen. Wenn er uns dann angreift, werden die Israeliten sich, obwohl sie im Waffengebrauch ungeübt sind, als tapfere Krieger erweisen. Nicht ich werde sie anführen, denn du weißt, daß ich kein Soldat bin. Aber an meiner Seite wird ein Mann meines Vertrauens stehen, und der wird sie befehligen und zum Sieg über Rehabeams Krieger führen. Bedan, ich vergesse nicht, daß du ein Würdenträger bist und ich nur ein einfacher Israelit. Aber ich muß dich warnen! Kein Israelit, auch wenn er zum Ältesten bestellt ist, stellt sich ungestraft gegen unseren Gott! Und das tust du! Jahwe hat nicht Rehabeam zum König erwählt, sondern mich! Noch ist Zeit, daß du deine Auffassung änderst.“

Bedan war anzusehen, daß ihm das Gespräch lästig wurde. Aber er wollte nicht unhöflich sein. Und wer weiß, ob nicht dieser Mann mit dem bewegten Leben und dem übersteigerten Anspruch doch noch Einfluß und Macht errang. Und so sagte er friedfertig: „Wenn Jahwe dich erwählt hat, so wird er es mir mitteilen, da bin ich ganz sicher. Er wird nicht zulassen, daß wir einen Fehlgriff begehen.“

Jerobeam hatte die Ausflüchte des Würdenträgers satt. „Ich verlange, vor den Ältesten auftreten zu dürfen! Wie sollen sie entscheiden, wenn sie mich nicht anhören?“

Auch diese Forderung brachte Bedan nicht aus der Fassung. „Ich werde deinen Antrag vor die Ältesten bringen“, versprach er, „und sie werden darüber befinden. Kann ich noch etwas für dich tun? Ich tue es gern, denn ich bewundere dich wie alle Israeliten. Aber nun nimm doch endlich einen Bissen zu dir!“ Er schob den Teller mit den Plätzchen wieder näher zu ihm hin.

Jerobeam achtete nicht darauf. „Du bewunderst mich wie alle Israeliten?“ nahm er die Worte seines Widersachers auf. „Dann höre auf ihre Stimme und sorge dafür, daß ich König werde! In den Dörfern Efraims begrüßen sie mich bereits als den künftigen König. Und soeben komme ich aus Tirza, auch dort sind viele für mich. Aber noch viel mehr Israeliten, als für mich sind, lehnen Rehabeam ab. Gibt dir das nicht zu denken? Hörst du im Ruf des Volkes nicht Jahwes Stimme?“

Bedan schaute seinen Gast aufmerksam an. Der Mann war anstrengend! Bisher hatte er ihn für eine bloße Kreatur des hochmütigen Huram gehalten – hatte er sich getäuscht? Es schien, daß man den Efraimiten aus Zereda nicht unterschätzen sollte. „Deine Überlegungen sind interessant, wirklich, mein lieber Jerobeam“, antwortete er so liebenswürdig wie am Anfang des Gesprächs. „Ich werde mich dafür einsetzen, daß wir im Kreis der Ältesten mit dir gemeinsam darüber sprechen. Aber nun erzähle mir mehr über die Ägypter! Stimmt es, daß die Frauen bei ihnen fast nackt umherlaufen?“

Jerobeam lachte verächtlich. „Das erzähle ich dir ein andermal“, sagte er abweisend. „Entschuldige mich jetzt! Denn ich möchte noch heute bis Tappuach, wo ich zur Zeit bei meinem Freund Huram wohne.“

Bedan spielte den Enttäuschten. „Es wird bald dunkel werden. Bleib bei mir über Nacht und erzähle mir von Ägypten! Wenn du jetzt abreist, könnten dir böse Menschen auflauern.“

Einen Moment lang bereute Jerobeam, den Diener fortgeschickt zu haben, denn die Warnung war nicht ganz von der Hand zu weisen. Aber Jahwe würde ihn beschützen. Und so erwiderte er: „Die bösen Menschen könnten nur von Ochran geschickt sein. Aber da er will, daß sein Herr König wird, so wird er sich zurückhalten. Denn er weiß, die Israeliten werden nicht zulassen, daß mir ein Haar gekrümmt wird.“

Er verabschiedete sich und ritt frohgemut davon. Trotzdem es auch ihm nicht gelungen war, Bedan umzustimmen, war er doch zuversichtlich. Zwei Entdeckungen hatte ihm der kurze Abstecher beschert. Bedan wollte Rehabeam nicht deshalb zum Köng, weil er ihm vertraute, sondern weil er ihn fürchtete. Und Bedan war trotz seines Ansehens und seiner zur Schau gestellten Würde ein Schwächling, der sich dem jeweils Stärkeren anschloß und deshalb darauf bedacht war, sich keinen Weg zu verbauen. Noch hielt er Rehabeam für den Stärkeren. Aus seiner Sicht war das ja auch verständlich. Aber wenn er sich nun überzeugte, daß Jahwe tatsächlich auf der anderen, auf seiner, Jerobeams, Seite stand? Mußte er dann nicht von seinem verderblichen Plan ablassen?

Am nächsten Tag brachten Jerobeam und Huram in Tappuach Jahwe ein Opfer dar. Und sie baten den Gott, Bedan ein Zeichen zu senden, damit der Älteste endlich begriff, wer Israels König sein sollte. „Mehr können wir nicht tun“, sagte Huram nach der Opferfeier. „Nein, mehr können wir vorläufig nicht tun“, bestätigte Jerobeam.

Wenige Tage später bestiegen beide erneut ihre Reitesel und ritten in Begleitung des ägyptischen Dieners nach Sichem, der Entscheidung entgegen.

21

Vor dem Stadttor Sichems, seitlich jenes Platzes, wo einst Abimelech, der Sohn Jerubbaals, das Standlager seiner Krieger eingerichtet hatte, war eine kleine Zeltsiedlung entstanden, als sichtbare Bekundung der hochbedeutsamen Versammlung, die am kommenden Tag in der Stadt beginnen sollte. Huram und Jerobeam hatten ihre Unterkunft neben derjenigen Elasas aufgeschlagen. Der kleine Benjaminit war froh, die beiden Gesinnungsfreunde bei sich zu wissen, obgleich diese ja nur Zaungäste der Ältestentagung sein sollten. Malkiel war noch nicht eingetroffen, und so nahmen die meisten der Stammesvertreter an, daß Huram der Sprecher Efraims sei. Huram ließ sie in dem Glauben. Besondere Aufmerksamkeit erregte dagegen Jerobeam. Huram ging mit ihm umher und stellte ihn vor, denn außer Elasa kannte ihn bisher niemand von den hier Anwesenden persönlich. Bald stand er wie überall, wo er hinkam, im Mittelpunkt, und wie zu erwarten, mußte er den Würdenträgern seine Geschichte ausführlich erzählen.

Gegen Abend kam Bedan aus der Stadt heraus, um die seit dem Mittag neu Angekommenen zu begrüßen und festzustellen, wer noch fehlte. Als er die beiden Efraimiten, die gar nicht hierhergehörten, mit den echten Delegierten zusammensitzen sah, erschrak er. Hatten die beiden Widersacher etwa das Treffen hinterrücks an sich gerissen und waren mit den Vertretern der anderen Stämme schon einig geworden, daß Jerobeam König werden sollte? Als er bei den lagernden Männern anlangte, bemerkte er zwar, daß die Gesprächsrunde harmloser war, als er befürchtet hatte, aber seine Bestürzung legte sich nicht. Während Jerobeam weitererzählte, nahm er Huram unter einem Vorwand beiseite und fragte ihn ärgerlich, was er hier wolle, denn der Stamm Efraim habe doch Malkiel als Sprecher bestimmt. Und warum Malkiel noch nicht da sei – er fehle als einziger.

Huram hatte gleich bei der Ankunft mit Genugtuung erfahren, daß sein Rivale aus Bet-El noch nicht eingetroffen war. Er hoffte, daß den Alten eine Krankheit an der Reise hinderte oder daß ihn sonst irgendein Ungemach abgehalten hatte, hier zu erscheinen. Vielleicht hatte sogar Jahwe seine Hand im Spiel. Auf Bedans schroffe Fragen antwortete er ebenso unfreundlich.“Wenn du weißt, daß die efraimitischen Ältesten Malkiel hierhergeschickt haben, so weißt du sicher auch, daß die Mehrheit der Efraimiten mit seiner Auffassung nicht übereinstimmt, sondern mit meiner. Geh in die Dörfer Efraims, und man wird dir sagen, daß Jerobeam Israels König werden soll! Deshalb bin ich hier. Und ob Malkiel kommt oder nicht – ich nehme an der Versammlung teil.“

„Warum hast du Jerobeam mitgebracht?“ wollte Bedan wissen. Es war mehr eine Verlegenheitsfrage angesichts der Entschlossenheit des Unerwünschten.

Huram zeigte sich erstaunt. „Erinnerst du dich nicht an die Zusage, die du Jerobeam gegeben hast? Du wirst dafür sorgen, daß er vor den Ältesten auftreten und seine Bewerbung um Sauls Stirnreif begründen kann.“

Jetzt berief sich der Widersacher auf Saul, wie der kleine Benjaminit Elasa immer zu tun pflegte! Bedan war verstört. Der Name Saul hatte in den Ohren der Ältesten sicher einen besseren Klang als der Name David. Wollte Huram hier etwa die Geschichte des Israelbundes abhandeln und Jerobeam als Erneuerer des Stämmebundes darstellen? Wenn nur Malkiel noch käme! „Falls man Jerobeam anhören will“, erwiderte er von oben herab, „so hätte man ihn auch heranholen können. Nun gut, wenn er nun hier ist, mag er sich im Zeltlager langweilen, während wir drinnen in der Stadt unsere Beratungen durchführen. Und nun sage ich dir, wie es um deine Teilnahme steht. Kommt Malkiel nicht, so darfst du in unserer Mitte Platz nehmen, denn Efraim muß ja nun einmal vertreten sein. Trifft Malkiel aber noch ein, was ich vermute, so bist du umsonst angereist. Denn jeder Stamm hat hier nur einen Vertreter. So war es ausgemacht.“

Huram prüfte mit einem Seitenblick, ob die anderen den Streit bemerkten. Aber die hingen an Jerobeams Lippen. Er richtete seine Augen wieder auf den wohlgenährten Sichemiten, dem jetzt ganz im Gegensatz zu seinem üblichen Gleichmut die Aufregung ins Gesicht geschrieben stand. „Du wirst mich auf jeden Fall in eurer Mitte finden“, sagte er boshaft. „Es schert mich nicht im geringsten, was du festgelegt hast. Malkiel vertritt nicht Efraim. Efraims Stimme bin ich! Ich sagte es schon.“

Bedan ließ ihn ohne Antwort stehen. Dieser Huram war ein gefährlicher Unruhestifter. Angeblich ging ihm nichts über die Entscheidungen der Ältesten, aber wenn ihn sein Mutwille trieb, übertrat er die eigenen Grundsätze. Nein, Jerobeam durfte nicht König werden. Ganz Israel wäre dann der Willkür Hurams ausgeliefert. Kein Wort würde mehr gelten außer seinem.

Bedan hatte vorgehabt, zur Stadt zurückzukehren und später, wenn das Erscheinen des neuen Mondes gefeiert wurde, wiederzukommen. Aber nun blieb er angesichts der Widersetzlichkeit Hurams gleich hier. Er durfte den Störenfried und seinen Kumpan Jerobeam nicht mit den anderen allein lassen. Womöglich nahmen sie doch schon die morgige Beratung vorweg und brachten einen Teil der Ältesten auf ihre Seite.

Die Einwohner Sichems hatten sich verabredet, die hohen Gäste der Stadt zur Neumondfeier mit ihrem Wein zu bewirten. Als es dunkelte, erschienen sie mit ihren Krügen und Kannen, und bald saßen im Schein lodernder Fackeln eifrig debattierende Gruppen beisammen. Je länger dem Wein zugesprochen wurde, um so ausgelassener wurde die Stimmung. Hätten Musikanten die fröhliche Gesellschaft unterhalten, man hätte vermuten können, daß eine Hochzeit gefeiert wurde, und niemand wäre darauf gekommen, daß die Feier am Vorabend einer ernsten Versammlung stattfand, von der die Zukunft Israels abhing.

Bedan hielt sich immer dort auf, wo Huram und Jerobeam waren. Nur gut, daß die beiden sich nicht trennten. So mußte er nicht versuchen, bei zwei Gruppen zugleich zu sein. Wahrscheinlich, so dachte er, traute Huram seinem jüngeren Freund nicht über den Weg, deshalb war er stets an seiner Seite.

Auf Sichems Ringmauer stand der Statthalter Ochran mit seinen Getreuen und schaute hinüber zu den fröhlichen Zechern. Worüber mochte man dort reden? Würde es Bedan gelingen, alle seine Amtsbrüder auf seine Seite zu bringen, so daß der Sohn Salomos das Königtum, das ihm zustand, unverzüglich und gewaltlos antreten konnte?

Rehabeam hatte der Stämmeberatung seinen Palast zur Verfügung gestellt. Die Ältesten durften im Audienzsaal sitzen und dort, wie sich Salomos Sohn verächtlich ausgedrückt hatte, ihr dümmliches Palaver abhalten. Ochran verstand den Trick seines Königs. Auf diese Weise waren die Bauernhäuptlinge, auch wenn sie es vermutlich abstreiten würden, Gäste Rehabeams. Und wenn er selbst dann zum Vertragsabschluß erschien, war er der Hausherr und als solcher von vornherein im Vorteil. Dem stillen Zwang der Unterordnung unter den König würden sich die Ältesten nicht entziehen können. Kein Wunder, daß Bedan von der Freundlichkeit Rehabeams angetan gewesen war. Der Druck, den der Tagungsort auf die Gemüter ausüben würde, kam seiner Absicht entgegen.

Unterdessen erzählte Jerobeam seine Geschichte – zum wievielten Male eigentlich? fragte er sich – den Hausvätern Sichems. Manch einer lauschte ihm besonders neugierig wegen der Gerüchte, die über seine Frau umliefen. Ob er das Mädchen in der Erzählung erwähnte, wo es doch der Anlaß zu seinem Mordversuch an Salomo gewesen war? Aber die Sensationslüsternen wurden enttäuscht. Ketura kam in der Erzählung nicht vor.

Mitten in die Fröhlichkeit hinein platzte Malkiel. Ein plötzliches Unwohlsein, das ihn gegen Mittag überfallen hatte, war schuld an seiner Verspätung. Der Enkelsohn, der ihn begleitete, hatte schon zur Unterbrechung der Reise in einem der Dörfer in der Nähe geraten, damit er sich dort in Ruhe erholen konnte. Aber der Alte war darauf versessen gewesen weiterzureiten, kaum, daß er wieder auf den Beinen stand. Und so traf er nun also erst zur Nachtzeit ein, in der draußen in der Wildnis überall Gefahren lauerten, aber doch noch rechtzeitig. Da er gewohnt war, bei Bedan Quartier zu finden, wenn er in Sichem war, hatte er kein Zelt mitgenommen. Bedan nahm sich auch seiner und seines Enkels an und führte beide, als er vom Schwächeanfall des Alten hörte, sogleich zur Stadt hinüber. So bemerkte Malkiel vorläufig gar nicht, daß auch sein Rivale Huram hier war.

Der jedoch hatte gesehen, wie der Greis eintraf. Es würde also doch zum Krach um die Teilnahme kommen. Schon kam Bedan, während die beiden Ankömmlinge vorausgingen, zu ihm gehastet, führte ihn ein Stückchen hinweg von den anderen und teilte ihm mit, daß Malkiel angekommen sei. „Nun ist klar, wer hier Efraim vertritt. Ich verlange, daß du die Würde der Versammlung wahrst und nicht versuchst, dich unter die gewählten Ältesten zu mischen!“

Hurams Entgegnung entsprach Bedans Befürchtung. „Deiner Forderung kann ich nicht nachkommen. Begreife das endlich! Jahwes Wille macht deine früheren Absprachen zunichte.“

Bedan ging zornig seiner Wege. Huram ließ Jerobeam bei den Feiernden und ging zu seinem Zelt. Auch die meisten anderen Ältesten begaben sich zur Ruhe. Bedan hatte mitgeteilt, daß der

kommende Tag mit einem Opfer für Jahwe beginnen werde. Danach sollten dann die Beratungen ihren Anfang nehmen.

Die Opferfeier fand im Heiligtum am Berg Garizim statt. Noch immer ragte dort die uralte, immergrüne Eiche zum Himmel, aus deren Blätterrauschen früher die Menschen Antworten auf ihre Fragen herausgehört hatten. Neben dem ehrwürdigen Baum befand sich ein Altar. Es hieß, daß der Stammvater Jakob ihn errichtet hatte. Da dieser Altar jedoch erst vor wenigen Jahrzehnten bei der Wiederbesiedlung der Ruinenstadt erbaut worden war, was man ihm auch ansah, so war die Berufung auf Jakob nur eine Überlieferung, die an dem heiligen Ort haftete.

Als sich die Ältesten am Orakelbaum einfanden, eingestimmt auf das feierliche Opfer, kam es zum Entsetzen der Unbeteiligten sofort zur Auseinandersetzung der Rivalen aus dem Stamm Efraim. Bedan hatte zwar auch Malkiel gebeten, sich zurückzuhalten, aber als der Huram erblickte, ging er sofort auf ihn los. „Was willst du hier bei uns? Geh nach Hause und warte dort, bis ich dich das Ergebnis der Versammlung wissen lasse!“

Die Ältesten wandten sich bestürzt den Streithähnen zu. Huram höhnte: „Bist du endlich aus deiner Höhle gekrochen? Sei froh, daß ich hier bin! Sonst würdest du nie zu hören bekommen, was dein Stamm wirklich will!“

Bedan beschwor die beiden: „Haltet ein! Entweiht die Opferfeier nicht durch Streit! Später werden wir alles klären.“ Die beiden Rivalen wandten sich feindselig voneinander ab. „Hier gibt es nichts zu klären“, knurrte Malkiel. Huram grinste unverschämt.

Das Opfer und das anschließende Mahl verliefen friedlich. Bedan hoffte, daß nachher die Ältesten Huram aus dem Saal weisen würden. Diesen verbissenen Gegner konnte er wahrlich nicht gebrauchen. Mit seinem Gerede von der göttlichen Erwählung Jerobeams verwirrte der am Ende tatsächlich noch die Herzen der Männer, so daß sie blind wurden für die Vorteile, die Rehabeams Königtum mit sich brachte.

Als die Sonne heiß vom Himmel zu brennen begann, schritten die Ältesten in feierlichem Zug vom Heiligtum hinüber zum Stadthügel. Im königlichen Palast empfing sie Ochran als Stellvertreter des Hausherrn Rehabeam. Er geleitete sie in den Audienzsaal, der trotz der breiten Öffnung zum Hof, die durch zwei Holzsäulen abgestützt war, einen düsteren Eindruck machte. Aber angenehm kühl war es innerhalb seiner Wände. An die zwanzig Schemel, auf denen Minister und Generäle hätten sitzen sollen, wenn es Salomo je beliebt hätte, in Sichem zu residieren, waren im Kreis aufgestellt, mit weichen Kissen darauf, und in der Mitte luden auf einem niedrigen Tischchen einige Krüge mit Wasser und Wein sowie zwei Schalen voller Gebäck zum Essen und Trinken ein. Rehabeam wollte sich nicht nachsagen lassen, ein knausriger Gastgeber zu sein. Ochran fragte Bedan, ob alles zu seiner Zufriedenheit sei, und als der dankend bejahte, entfernte er sich mit säuerlichem Lächeln. Ihm gefiel diese Veranstaltung ganz und gar nicht, wenn er auch andererseits froh war, daß der Palast endlich einmal genutzt wurde.

Die elf Ältesten suchten sich ihre Plätze. Einige der Sitze blieben selbstverständlich leer, was denen gefiel, die nicht gern eng gedrängt saßen, womöglich noch neben einem unsympathischen Nachbarn. Nun wurde aber trotz der erfrischenden Kühle im Raum und der freundlichen Bewirtung oder wahrscheinlich gerade deshalb manchem der Männer bewußt, daß sie hier Gäste jenes Königs waren, den sie als Herrn Israels verhindern wollten. Mehr noch, sie waren nicht nur schlechthin in Rehabeams Haus, er hatte sie sogar, wenn er wollte, in seiner Gewalt. Draußen irgendwo brauchten nur Soldaten verborgen zu sein, die hervorstürmten und den Ausgang besetzten, und schon saßen sie in der Falle. Rehabeam konnte sie gefangenhalten, bis sie ihn gewählt hatten. Was hatte sich Bedan da bloß für einen Versammlungsraum ausgesucht! Wäre es nicht besser gewesen, drüben am Garizim unter der Eiche sitzenzubleiben und dort zu beraten?

Aber keine Soldaten kamen herbeigeklirrt. Im Gegenteil. Während sich die Ältesten im Raum einrichteten und ihren Gedanken nachhingen, bezogen draußen im Hof und in den Nebenräumen Söhne und Enkel der Würdenträger, die diese begleitet hatten, ihre Posten, wie es Bedan veranlaßt hatte, damit keinem Spitzel Ochrans der Versuch glückte, heimlich zu lauschen.

Bedan nahm nun das Wort und wies darauf hin, daß sich vom Stamm Efraim zwei Vertreter im Raum befänden. Malkiel sei der gewählte Sprecher, aber auch Huram beharre auf seiner Teilnahme. Der Grundsatz „ein Mann von jedem Stamm“ gelte jedoch für alle ohne Ausnahme. „Ich fordere dich noch einmal auf, uns zu verlassen!“ ermahnte er Huram. „Du hast dich selbst in diese peinliche Situation gebracht. Wir werden nicht beginnen, bevor nicht die Gleichheit in der Vertretung der Stämme wiederhergestellt ist.“

Malkiel kommentierte schadenfroh: „Ja, Huram, so ist das, wenn man den Willen seiner Amtsbrüder für nichts achtet!“

Alle Blicke richteten sich auf den Gescholtenen. Je nach dem eigenen Standpunkt bewunderten die Männer seine Verwegenheit oder mißbilligten seinen Eigensinn. Huram blieb ruhig sitzen. „Ich möchte euch eine Frage stellen“, verteidigte er sich. „Soll ein Teilnehmer an dieser Beratung die Gesamtauffassung seines Stammes darlegen oder ist er nur hier, um seine persönliche Meinung kundzutun? Ist letzteres richtig, so kann Malkiel bleiben. Er vertritt niemanden im Stamm

Efraim außer sich selbst. Denn die Efraimiten wollen, daß wir den Helden Jerobeam zum König Israels erheben. Ihr alle habt gestern den Tapferen kennengelernt, der um Israels Freiheit willen soviel erlitten hat. Er wartet draußen im Zeltlager, daß wir ihn zu uns rufen. Ich vertrete die Auffassung seines Stammes, daß Jerobeam König werden soll. Ich bin der wahre Sprecher Efraims. Wenn die Ältesten hier den Willen ihres gesamten Stammes darlegen sollen und nicht nur die eigenen Wünsche, so gehöre ich in euren Kreis, und Malkiel muß gehen."

Sofort rief Elasa, der neben ihm saß: „Er hat recht! Ich kann bezeugen, daß die Efraimiten so denken, wie er sagt, Und auch die Benjaminiten denken so."

Malkiel, der Huram gegenübersaß, wollte losbrüllen, aber Bedan gelang es, seinem Ausbruch zuvorzukommen. „Laß gut sein, Malkiel, und schone deine Gesundheit! Wir wissen, daß du im Recht bist, denn du bist von deinem Stamm gewählt. Wer gewählt ist, der sitzt hier zu Recht, wer aber nicht gewählt ist, darf nicht bleiben. Ist es nicht so, ihr Würdenträger Israels?" Er sah sich hilfesuchend im Kreis um.

Abdon aus der Stadt Penuel im Lande Gilead, der Gesinnungsfreund Hurams, drehte wie alle anderen den Kopf nach links und rechts und erblickte fast nur verschlossene Gesichter. Offenbar wollten die Männer sich nicht mit dem Streit der beiden Efraimiten befassen, sondern über den künftigen König debattieren. Ob sich diese Stimmung nicht zugunsten Hurams nutzen ließ? „Es ist richtig, Bedan", sagte er, „daß du uns als Amtsträger Israels ansprichst. Denn hier geht es um ganz Israel, nicht um diesen oder jenen Stamm. Deshalb ist mir der Grundsatz „ein Ältester je Stamm" nicht völlig verständlich. Wir sitzen doch hier, weil wir die Gescheitesten und Einflußreichsten der Würdenträger Israels sind. Zu diesen gehört aber zweifellos auch Huram. Seit Jahren hat er zur Selbstbehauptung Israels gegenüber Jerusalem aufgerufen und sich Ansehen und Wertschätzung weit über den Stamm Efraim hinaus erworben. Deshalb schlage ich vor, daß Huram in unserer Mitte bleiben soll und daß er hier geachtet wird, wie jeder von uns geachtet zu werden wünscht."

Huram hörte die Rede mit Entzücken. Soviel Verstand hatte er dem kahlköpfigen Alten aus dem fernen Jabboktal gar nicht zugetraut. Der stand wohl doch nicht nur wegen der Rivalität zwischen den Städten Penuel und Mahanajim auf seiner Seite. Dabei wußte Huram noch gar nicht, daß die beiden Hauptanhänger der Daviddynastie in Mahanajim kurz hintereinander verstorben waren und die Städterivalität damit ihre Schärfe verloren hatte. Mahanajim hatte Abdons Entsendung nach Sichem zugestimmt.

Der Vorschlag des Mannes aus Gilead zugunsten Hurams fand mehrfachen Beifall, und daraufhin bekundeten die meisten der Ältesten ihre Zustimmung. Dennoch fragte Bedan, wer gleich ihm und Malkiel für die Entfernung Hurams sei. Unterstützung kam nur von Tilon aus dem Stamm Naftali. Denn Schobab, der Vertreter Sebulons, von dem sich Bedan das gleiche erhofft hatte, enttäuschte ihn. Schobab sagte, daß er zwar zum israelitischen Königtum nicht derselben Auffassung sei wie Huram, daß es aber nicht angehe, einen Ältesten, der Wichtiges sagen wolle, aus der Versammlung zu weisen. Bedan blieb nichts anderes übrig, als Huram die Teilnahme zu erlauben. Malkiel rollte mit den Augen, und seine Kiefer mahlten, als ob er Steine zerbeißen wollte, aber er gab seinen Widerstand auf. Schließlich war ja der Stammesbruder gegen Rehabeam wie er selbst.

Mit eisiger Miene hielt nun Bedan seine Eröffnungsrede. Durch Salomos Tod habe sich die Möglichkeit ergeben, zum Vertragskönigtum zurückzukehren, wie es vor zwei Generationen mit Davids Wahl eingeführt worden sei. Rehabeam sei bereit, sich mit einem solchen Vertrag enger als sein Vater an Israel zu binden. Deshalb sei es ein Gebot der Klugheit, die ausgestreckte Hand Rehabeams zu ergreifen und ihm das Königtum Israels zuzusprechen. Nicht weil er Salomos Sohn sei, sondern weil er ein Freund Israels sei. Je länger Bedan bei den Vorzügen des Jerusalemer Herrschers verweilte, um so entspannter wurde seine Rede, und als er am Ende dazu aufforderte, die Bedingungen zu erörtern, die der Vertrag enthalten sollte, tat er das in der Hoffnung, die Debatte in die richtigen Pfade gelenkt zu haben.

Rascher als die anderen Ältesten meldete sich Tilon zu Wort. Der Naftalit war eine gepflegte Erscheinung und liebte es, seine Worte mit weit ausladenden Gesten auf den Weg zu bringen, so daß man seine blitzenden Ringe an beiden Händen bewundern konnte. Er schlug ein militärisches Thema an, indem er auf die Aramäer verwies, die nur auf einen schwachen König Israels warteten, um raubend über den Jordan zu setzen. Deshalb könne es keinen anderen König geben als Rehabeam. Nur er sei der Mann, der Damaskus vor einem Krieg gegen die Israeliten zurückschrecken lasse. Im Vertragstext müßten die Aramäer als Feinde Israels namentlich genannt werden.

Malkiel konnte nicht länger an sich halten. Da er den Streit mit Huram nicht bis zum Ende ausgefochten hatte, war ihm, als müsse er zerbersten, wenn er nicht wenigstens jetzt zum Schlag ausholte. Er schnitt dem vornehmen Tilon das Wort ab und polterte los, daß sich Israels Stämme selbst schützen könnten und dazu keinen König brauchten. Gefährlich seien Israel nur die Philister gewesen, aber die habe ja David ein für allemal besiegt. Israel brauche jetzt keinen David mehr, ob er nun Rehabeam heiße oder Jerobeam. Er sprach sich für die Wiedereinsetzung eines Bundesrates aus, und überhaupt sollte alles wieder so werden wie vor den Philisterkriegen. Und die Naftali-

ten wären sich wohl zum Kriegführen zu schade, sonst würden sie sich nicht hinter Rehabeams Soldaten verstecken wie ängstliche Weiber.

Der Hitzkopf Malkiel merkte nicht, daß seine Rede wegen ihrer Grobheit wenig Anklang fand. Aber plötzlich sah er sich unterbrochen. Tilon verwahrte sich gegen die Beleidigung seines Stammes. Der Alte aus Bet-El stutzte und fügte nur noch hinzu: „Hört auf mich! Ich zähle mehr als ihr an Lebensjahren und weiß aus langer Erfahrung, auf welchem Weg Israel seine Freiheit wiedererlangen und bewahren kann. Geht diesen Weg, ihr Männer Israels!“

Diese Schlußsätze beeindruckten mehr als die gesamte vorherige Rede, denn sie zeigten, wie ernst es Malkiel mit seiner Auffassung war. Huram schaute besorgt in die Gesichter. Er durfte den Aufruf des Alten nicht als seniles Geschwätz ignorieren, das zeigte der Rundblick.

Usija, der Vertreter des Stammes Dan, sprach als nächster. Die Daniten siedelten ganz im Norden an den Jordanquellen und fühlten sich deshalb durch die Aramäer noch mehr bedroht als die Naftaliten, ihre südlichen Nachbarn. Usija, lang und hager und sehr beherrscht, gab Malkiel recht, daß nur ein so mächtiger und grausamer Feind wie die Philister die Einsetzung eines Königs rechtfertige. Malkiel freute sich schon über den neuen Gesinnungsgenossen, aber nun verkehrte der Danit seine Zustimmung zu dessen Ansicht ins Gegenteil, indem er die Aramäer als genauso gefährlich wie die Philister kennzeichnete. Und deshalb brauche Israel heute wie zu Sauls Zeit leider einen König. Und dieser könne nur Rehabeam sein, denn nur er habe die Kraft, um die Aramäer zu bezwingen. Er stimme darin mit Tilon überein.

Bedan nickte zufrieden. Noch zwei oder drei Wortmeldungen zugunsten Rehabeams, und das Ziel der Versammlung war ncht mehr in Gefahr. Ob aber gerade Segub dazu beitrug, der nun den Mund öffnete? Bedan war der Redner so unbekannt wie der Stamm, den er vertrat. Denn der Stamm Gad hatte seine Wohnsitze jenseits des Jordans und des Salzmeeres, südlich des Landes Gilead, und Bedan war noch nie recht verständlich gewesen, warum sich die Gaditen einst Israel angeschlossen hatten und nicht dem benachbarten Volk der Moabiter. Segub, einer der Jüngeren in diesem Kreis, sprach denn auch von seinen unruhigen Nachbarn. Denn die Moabiter schickten sich wie schon früher die Ammoniter an, die Oberhoheit der Jerusalemer Könige abzuschütteln. Die Gaditen fürchteten nun, von den Moabitern unterjocht oder gar vertrieben zu werden. Deshalb sprachen sie sich für Rehabeam aus. Der Enkel Davids würde die aufständischen Moabiter züchtigen wie einst sein Großvater.

Bedan gab dem Redner recht und regte an, daß der Vertrag mit Rehabeam auf jeden Fall all jene Nachbarvölker aufzählen solle, vor denen der König Israel schützen müsse. Und während er das sagte, freute er sich im stillen über den Verlauf der Aussprache. Aber nun ergriff Huram das Wort. Ein Schatten huschte über Bedans glattes Gesicht.

„Wenn man euch hört“, wandte sich der Efraimit mißmutig an seine Vorredner, „so möchte man meinen, daß wir ohne Rehabeam zum Fraß der Wölfe werden. Aber sind wir denn hilflose Kinder? Sind wir nicht kräftige Männer, die sich selbst zu wehren verstehen wie einst unsere Väter? Malkiel hat vorhin die Stärke Israels gepriesen, und da ich trotz seines Starrsinns nicht sein Gegner bin, schließe ich mich ihm ausdrücklich an. Und ich stimme ihm auch aus vollem Herzen zu, wenn er die Freiheit Israels in die Hände der Ältesten legt. Ja, Israel ist und bleibt ein Bund freier Stämme, und niemand darf sich über die Ältesten der Stämme erheben.“

Er schaute umher und las in den Gesichtern Zustimmung. Malkiel hatte die Augen aufgerissen und staunte offensichtlich über den Beifall des Rivalen. Huram fuhr fort: „Malkiel hebt sein hohes Alter hervor, und wir alle sind bereit, ihn zu ehren, wie es ihm seinem Alter gemäß zukommt. Ein sehr alter Mann wird aber auch eher als ein jüngerer Mann erkennen, wenn gegenüber einer früheren Zeit eine andere, neue Zeit angebrochen ist. Israel ist heute nicht mehr das Israel von vorgestern. Nachdem Israel ein Königreich im Kreise benachbarter Königreiche geworden ist, kann es nun nicht plötzlich wieder auf einen König verzichten. Seit Jahren ziehe ich durchs Land und öffne die Herzen der Einsicht, daß Israel auch nach Salomos Tod einen König braucht. Dieser König muß den Rat der Ältesten suchen und beherzigen und ihren Entscheidungen gehorchen. Wird das Rehabeam tun? Nein, denn der Einspruch der Ältesten wird ihm nur wie ein Lufthauch sein, nicht mehr, wenn er erst König ist. Und über den Vertrag wird er jetzt schon mit den Großen Jerusalems seine Späße machen. Er wird fern von uns in Jerusalem thronen und unseren Reichtum wie Salomo nach seiner Stadt schleppen lassen. Wer für Rehabeam ist, der lenkt die Schritte Israels zum Abgrund.“

Er machte ein Gesicht, als stehe er an einem Felsabsturz und schaue in die todesgähnende Schlucht hinab. Doch sofort verklärte sich seine Miene, denn nun kam er auf Jerobeam zu sprechen. „Jahwe, Israels Gott, hat uns jedoch den Weg gezeigt, auf dem Israel seine Freiheit wiedererlangen und bewahren kann.“ Er benutzte absichtlich Malkiels Worte. „Jahwe will“, so erklärte er, „daß wir Jerobeam zum König wählen, jenen Mann aus Israels Mitte, der mutiger als wir alle war und für die Freiheit Israels seine Hand gegen Salomo erhoben hat.“ Huram pries nun wortgewaltig seinen Kandidaten, und er schilderte auch anschaulich die Begeisterung der Efraimiten für ihn. Ihm geschah jedoch das gleiche wie Malkiel: Er merkte nicht, daß er durch seinen allzu langen, eifern-

den Vortrag seinem Anliegen eher schadete als nützte, denn die Zuhörer kannten ja seine Auffassung längst und langweilten sich. Bedan unterbrach ihn denn auch und ermahnte ihn, sich so kurz zu fassen wie die anderen. Huram biß sich auf die Lippe. Er ärgerte sich, daß ihn sein Anliegen mit sich fortgerissen hatte. Er bat, nur einen Satz noch hinzufügen zu dürfen. „Ihr Männer Israels“, rief er, als spreche er zu einer Volksversammlung, „beschreitet den Weg, auf den Malkiel uns gewiesen hat, aber beschreitet ihn mit Jerobeam, dem Helden unseres Volkes, als unserem König!“

Er musterte verstohlen Malkiel. Vielleicht war es ihm gelungen, den Alten aus Bet-El und dessen Anhänger auf seine Seite zu ziehen. Dann hatte Bedan das Nachsehen.

Aber zunächst sprach Abdon aus Gilead. Er machte es kurz. Der Reichtum Israels dürfe nicht länger dem Haus Davids zufallen – Huram habe ihm aus dem Herzen gesprochen. Deshalb müsse die Versammlung Jerobeam zum König wählen. Damit erübrige sich auch, über irgendeinen Vertrag zu debattieren. Alle in Gilead dächten so.

Schobab vom Stamme Sebulon, fast so alt wie Malkiel, war vielleicht gerade deshalb einer Meinung mit dem Greis aus Bet-El. Alle Völker mit Königen über sich seien unfrei, äußerte er, mit zittrigen Fingern an seinem spitzen Bart zupfend. Jerobeam werde sein wie alle Könige. Die eigene Macht werde ihm wichtiger sein als die Freiheit des Volkes. Die Ältesten sollten sich hier und heute zum Bundesrat erklären und eine Botschaft an Rehabeam schicken mit einer Absage, damit er wisse, daß Israel fortan sich selbst regieren werde, ohne einen König.

„So soll es sein!“ rief Malkiel. Er wandte sich an Huram: „Und du, laß ab von deinem Jerobeam, und zwischen uns gibt es keinen Streit mehr!“ Er war sich immer noch nicht im klaren, warum sein Rivale sich vorhin auf ihn bezogen hatte. Und die Anspielung auf sein Alter hatte er gleich gar nicht verstanden.

Der Zwischenruf hatte die Männer aufgemuntert. Ein allgemeines Stimmengewirr setzte ein. Plötzlich stand Schobabs Vorschlag eines Bundesrates im Mittelpunkt, und nicht mehr die Königsfrage oder, wie Bedan gewünscht hatte, der Vertrag mit Rehabeam. Es bildeten sich Gesprächsgruppen, die lebhaft das Für und Wider erörterten, und am lautesten war Malkiels Stimme zu vernehmen. Bedan knetete nervös seine Hände. Die Leitung drohte ihm zu entgleiten. Er war zwar dafür, daß Rehabeam die Autorität der Ältesten achtete und ihre Ansicht zu wichtigen Fragen einholte, aber einen Bundesrat als oberste Gewalt Israels würde der König selbstverständlich ablehnen. Wenn die Ältesten jetzt auf einem Bundesrat bestanden, dann kam kein Vertrag mit Rehabeam zustande. Dann setzte sich entweder Malkiel durch, und es wurde gar kein König gewählt, oder Huram siegte, und Jerobeam war König. In beiden Fällen würde Rehabeam seine Soldaten aufmarschieren lassen, und falls die Israeliten zu den Waffen griffen, gab es Krieg. Der Sieger Rehabeam würde Israel ärger knechten und ausplündern, als es Salomo getan hatte. Bedan schaute seufzend umher. Er mußte seine Befürchtungen für sich behalten. Sonst entriß ihm Malkiel die Leitung der Versammlung, und dann trat gerade das ein, was es zu verhindern galt. Ruckartig stand er auf und forderte Gehör. Tatsächlich wurde es still. Er schlug vor, doch erst einmal anzuhören, was jene zu sagen hatten, die noch nicht gesprochen hatten. Das fand Zustimmung, und Baaljada aus Jesreel nahm das Wort.

Huram hoffte, daß sich der Issacharit inzwischen für Jerobeam entschieden hatte. Doch er wurde enttäuscht. Baaljada wandte sich zwar gegen Rehabeams Königtum, aber dann schlug er zum Verdruß Hurams und Elasas und zur Verwunderung aller anderen Bedan als Köng vor. Als das Schobab hörte, warf er ein, wenn Bedan die Würde annehme, so könnte sogar er sich mit diesem König abfinden.

Aber nun war Elasas Widerspruch geweckt. Er hatte sich bisher zurückgehalten, weil er auf eine Gelegenheit zur Polemik wartete, und die war nun mit dem Vorschlag Baaljadas gegeben. „Wer Bedan wählt, der wählt Rehabeam!“ rief er mit blitzenden Augen. Er schalt den Ältesten von Sichem einen heimlichen Sachwalter der Jerusalemer Könige und vermutete, daß Rehabeam vielleicht sogar mit einem solchen König Israels einverstanden wäre, denn in Wirklichkeit wäre doch er der Herrscher über die Israeliten, und Bedan wäre nur sein Schatten. Und dann nahm er Hurams Vorschlag auf und forderte, Jerobeam als König zu wählen. Nur mit Jerobeam sei die Freiheit Israels gesichert – gegen die Judäer, die Aramäer und die Moabiter.

Tilon machte einen Zwischenruf: Wieviele Krieger denn Jerobeam befehlige, und ob er im Steinbruch gelernt habe, ein Heer zu führen. Ein dünnes Gelächter erhob sich. Der Gadit Segub forderte, den Namen Jerobeam nicht mehr zu erwähnen, denn das lenke nur vom Auftrag der Versammlung ab. Ein Bauarbeiter sei nun mal kein König. Es dürfe nur noch darum gehen, ob Rehabeam oder Bedan gewählt werden solle.

Elasa verzichtete wütend darauf, seine Rede zu beenden. Er hatte den Faden verloren. Huram sah keine Möglichkeit, dem Freund beizustehen. Mußte der auch so ungeschickt Jerobeam zum Kriegshelden machen? Jeder hier wußte doch, daß das dessen schwache Seite war. Bedan freute sich über Elasas und damit Hurams Niederlage. Und auch über den Vorschlag, er selbst solle König werden. Das schmeichellte seiner Eitelkeit und machte die Schmach erträglicher, die ihm der Benjaminit zugefügt hatte, indem er ihn als Knecht Rehabeams beschimpft hatte. Aber

zunächst sagte er nichts dazu und forderte den letzten im Kreis auf, der bisher geschwiegen hatte, seine Meinung auszusprechen.

Der Schweiger war Pagiel vom Stamm Ascher. Er und Elasa waren mit ihren vierzig Jahren die Jüngsten im Saal. Aber während alle anderen ihre Auffassungen dargelegt hatten und dafür stritten, hatte er nur mit einem gelangweilten Gesicht dagesessen und weder Zustimmung noch Ablehnung bekundet. Jetzt, wo er sich nun zum Sprechen aufgefordert sah, meinte er, die Freiheit der Stämme gehe den Ascheriten über alles, und deshalb lehnten sie jeden König ab, ob nun Salomo oder dessen Sohn oder auch den Efraimiten – wie hieß der doch gleich?

Die Jerobeamgegner schmunzelten. Huram war empört über den verletzenden Hochmut dieses Mannes aus der Nachbarschaft der reichen Phönizier. Aber vor allem haderte er im stillen mit Jahwe. Was war nun mit der göttlichen Erwählung Jerobeams? Nur er, Elasa und Abdon hatten sich zu Jahwes Königskandidaten bekannt. Für Rehabeam dagegen waren vier der Ältesten eingetreten, mit den beiden, die Bedan vorgeschlagen hatten, sogar sechs. Wo war nun Jahwes Zeichen, das die Ältesten von Jerobeams Erwählung überzeugte? Oder war der Traum jenes Oasenpriesters doch nur eine Lügengeschichte, von dem Priester warum auch immer erfunden? Ach, Jerobeam würde gleichfalls grausam enttäuscht sein, wenn er von dieser traurigen Beratung erfuhr!

Auch Bedan hatte die Aufrechnung der Stimmen gemacht. Wenn ihm jetzt die wirksamsten Worte einfielen, so konnte er die Stimmung gegen Jerobeam zu seinen Gunsten nutzen. Leise begann er zu sprechen, und es wurde still im Saal, weil alle hören wollten, was er sagte. Er stellte fest, daß jeder seinen Standpunkt dargelegt habe, und würdigte die Vielfalt der Vorschläge. Und er dankte dafür, daß auch ihm das Königtum angetragen worden sei. Um so schwerer falle es ihm, diesem Vorschlag zu entsagen. Aber es sei seine Überzeugung, daß sich kein Ältester über den anderen erheben dürfe. Insofern könne kein Ältester König werden. Im Gegenteil, es sei Aufgabe und Pflicht der Ältesten, dem König den Weg zu weisen und seine Schritte zu kontrollieren. Wenn nun aber einerseits der König nur ausführe, was die Ältesten entschieden, und insofern seiner Willkür enge Grenzen gesetzt seien, so könne doch andererseits nicht jeder beliebige das Königsamt ausüben. Der König müsse von Jugend an gelernt haben, ein weites Land mit vielen Städten und Dörfern zu überblicken und für das Volk dieses Landes zu sorgen, und er müsse über Krieger verfügen und diese zum Sieg über den Feind führen können, falls der ins Land einfalle. „Seht ihr“, rief er, „deshalb bin ich für Rehabeam! Er ist keiner von uns und kann sich deshalb mit uns Ältesten gar nicht messen. Das ist ein Vorzug. Und er ist ein Königssohn und fähig, König zu sein. Das ist ein weiterer Vorzug. Und er liebt Israel – glaubt mir, ich weiß es! – und wird sich deshalb dem Willen der Ältesten, niedergelegt in einem Vertrag und vor Jahwe beschworen, unterwerfen. Das ist ein dritter Vorzug. Und deshalb bin ich für Rehabeams Königtum. Nicht weil er mir etwa heimlich Reichtümer versprochen hat für den Fall, daß ich ihn durchsetze. Wer mir das anhängt, der beleidigt mich. Nein, sondern weil ich in seinem Königtum die geringste Gefahr für Israel sehe. Denn ein König ist in einem Bund freier Stämme immer ein Übel – ihr habt ja recht. Aber ohne König geht es auch nicht, darin habt ihr ebenfalls recht. Von den Übeln, denen wir ausgesetzt sind, ist Rehabeams Königtum das geringste. Überzeugt euch selbst davon, indem wir Rehabeam hierherbestellen und ihn anhören! Wir werden ihm die Vertragsbedingungen vortragen, und er wird sich äußern. Und danach werden wir entscheiden – wir, nicht er! Wollt ihr diesem harmlosen Vorschlag nicht zustimmen?“

Die schon vorher für Rehabeam gewesen waren, erklärten lebhaft ihr Einverständnis. Aber auch der unentschlossene Schobab, ja selbst der blasierte Pagiel sagten ja. Malkiel schwieg verbissen. Die Jerobeamanhänger, aber auch Baaljada, schauten auf Huram. Der erklärte, wenn man den Salomosohn anhöre, müsse man auch Jerobeam in die Versammlung einladen, und zwar zuvor. „Hört auf das, was er euch sagen wird! Ihr alle werdet erkennen: Jerobeam ist unser Mann! Was euch auch Rehabeam zusichern wird, es sind Lügen eines Fremdlings. Aber wovon Jerobeam spricht, das meint er ehrlich, denn er ist ein Israelit, unserem Gott in tiefer Frömmigkeit ergeben und den Ältesten in stolzer Bescheidenheit gehorsam. Lernt ihn kennen!“

Huram blickte in die Gesichter und glaubte schon, er habe gewonnen, wenigstens mit der Forderung, daß Jerobeam sich den Ältesten vorstellen dürfe. Da sagte Schobab beiläufig zu seinem Nachbarn, aber alle konnten es hören: „Wir kennen Jerobeam doch schon. Er ist ein guter Geschichtenerzähler.“ Alle wandten sich dem Alten zu. Dessen Miene war ausdruckslos, wahrscheinlich hatte er gar nicht bedacht, welche Wirkung seine einfältige Bemerkung haben konnte. Denn die Ältesten faßten diese als Verspottung auf und lachten. Nicht über Jerobeam, sondern einfach über den seltsamen Kontrast von Schobabs Plattheit zum Pathos Hurams. Die Wirkung der beschwörenden Worte des Jerobeam-Anwalts war wie weggeblasen.

Und nun machte sich auch noch Malkiel bemerkbar. „Ja, laßt Rehabeam kommen! Wir werden ihm sagen, was wir von ihm halten!“ Hurams Forderung, Jerobeam anzuhören, überging er. Huram hatte sich umsonst bei dem streitbaren Greis angebiedert.

Bedan strahlte. Malkiels Drohung schreckte ihn nicht. Er würde Rehabeam vor der Grobheit des Mannes aus Bet-El warnen, damit er auf die Beschimpfung durch den poltrigen Alten vorbereitet war. Jetzt faßte er das Ergebnis der bisherigen Beratung zusammen. Er werde also den König von Juda nach Sichem einladen. Heute Nachmittag solle die Versammlung über die Vertragsbestimmungen debattieren, die man Rehabeam vorlegen wolle. Und was Jerobeam betreffe, so werde er vor den Ältesten auftreten können, nachdem der Salomosohn angehört worden sei.

„Nein!“ schrie Huram. „Du stellst dich gegen den Gott Israels! Er hat Jerobeam zum König bestimmt!“

Tilon fragte grinsend in die Runde: „Hat einer von euch ein Gotteswort betreffs Jerobeams empfangen? Ich nämlich nicht.“

Nein, niemandem war eine solche Botschaft zugegangen.Tilon wandte sich an Huram: „Bist du dir im klaren, was du da behauptest? Willst du dich über Israels Gott stellen? Weißt du, wie man das nennt?“

Bedan nahm die Zurechtweisung auf und appellierte an Hurams Glaubwürdigkeit: „Du bist wie ich und wie alle hier der Meinung, daß niemand sich über die Ältesten Israels stellen darf. Warum tust du es also? Ordne dich unter, und wir alle werden deinen Verzicht auf die Bestrebungen, die dich bisher angetrieben haben, bewundern.“

Huram beugte den Kopf und blickte schweigend zu Boden. Er glaubte, dies sei das Ende seines Traums.

22

Als Rehabeam die Einladung Bedans erhielt, nach Sichem zu kommen, damit der Vertrag zwischen ihm und dem Stämmebund Israel abgeschlossen werden könne, war er froh, daß ihm die Ältesten nicht noch einmal eine Geduldsprobe zumuteten. Die schnelle Einigung der Stämmevertreter war gewiß ein gutes Zeichen. Sicher hatten die Männer eingesehen, daß ernsthaft nur er als ihr König in Frage kam. Stutzig machte ihn nur die Bezeichnung Israels als Stämmebund. Warum dieser Rückgriff in eine vergangene Zeit? Seit Davids Herrschaft war Israel ein Königreich wie Juda, und ihn als König interessierte herzlich wenig, zu welchen Stämmen sich die Dörfer rechneten, wenn sie nur ihre Abgaben erbrachten. Vielleicht, so dachte er, war die Erinnerung an den früheren Stämmebund ein Zugeständnis an jene, die von einer Rückkehr in die Zeit von vorgestern träumten. Wie dem auch sei – er würde die Blicke der Stammeshäuptlinge schon nach vorn richten.

Am Tag darauf regelte er die Verantwortlichkeiten für die Zeit seiner Abwesenheit von Jerusalem. Die oberste Gewalt in der Stadt und in Juda übertrug er seiner Mutter Naama. Die Salomowitwe strahlte. Nun war es fast wie in ihrem Wunschtraum. Ihr Sohn war König, aber seine Entschlüsse kamen von ihr. Sie ermahnte ihn eindringlich, sich in Sichem freundlich zu zeigen und auf alles einzugehen, was die Ältesten verlangten, außer auf solche Forderungen, deren Erfüllung einer Selbstpreisgabe gleichkam.. Er sollte darauf dringen, daß der Vertrag allgemein gehalten wurde, damit er auslegungsfähig war und nicht zur Fessel werden konnte. Rehabeam war einer Meinung mit ihr und versprach, sich den Israeliten als das Gegenbild Salomos darzustellen.

Am nächsten Morgen brach er auf, inmitten einer Hundertschaft seiner Soldaten. Er hatte sich zwar gefragt, ob er mit einer solch großen Begleitmannschaft nicht das Mißfallen der Häuptlinge erregte. Aber sein Sicherheitsbedürfnis hatte gesiegt. Seit der Rückkehr aus Geser wußte er, daß ihm die Israeliten an seinem Wege nicht zujubeln würden. Und wer weiß, was seine Feinde Jerobeam und Huram ausgeheckt hatten, um ihm zu schaden.

Als Berater nahm er drei seiner Minister mit: Asarja, den Vorsteher der Statthalter, als Sachverständigen für die Abgaben der Städte und Dörfer, den alten Adoniram, den Organisator des Dienstes der jungen Israeliten für die königlichen Bauten, und den obersten Schreiber.

Der König schaute mißmutig auf Adoniram. Der war bereits so altersschwach, daß er sich auf keinem Reittier mehr halten konnte. Er hockte in einem Tragsessel, den zwei Esel schleppten, und der Eselsknecht hatte Mühe, die Tiere in möglichst gleichmäßigem Gang zu halten, so daß dem alten Mann in seinem schwankenden Sitz die Reise nicht gar zu große Pein bereitete. Rehabeam schüttelte abfällig den Kopf. Nach seiner Rückkehr mußte er diesen Greis schleunigst durch einen jüngeren Beamten ersetzen. Und danach Zug um Zug auch die übrigen Minister. Mit diesen alten Männern aus Salomos Hinterlassenschaft würde er sein Reich nicht zum früheren Glanz und Einfluß führen können.

In Sichem warteten unterdessen die Ältesten gelangweilt auf die Ankunft des Königs. Sie beneideten Bedan, weil er hier zu Hause war. Aber zwischenzeitlich die eigenen Heimstätten aufzusuchen lohnte nicht. Nur Huram und Jerobeam hatten ihr Zelt abgebrochen, denn Tappuach lag Sichem ja näher als jeder andere Wohnort der versammelten Würdenträger. Huram war zudem der Aufenthalt hier am Ort seiner Niederlage verleidet. Er nahm an, daß Rehabeam zu allen israelitischen Forderungen ja sagen und deren Erfüllung sogar beschwören würde. Denn ein beschwore-

ner Vertrag ließ sich abändern – jeder in öffentlichen Angelegenheiten erfahrene Mann wußte das. Rehabeam würde also zweifellos König Israels werden, und er und Jerobeam, sie hatten das Nachsehen. Nach seiner Salbung würde Rehabeam tun, was ihm beliebte, und dann, wenn es zu spät war, würden die gutgläubigen Ältesten erkennen, daß der rücksichtslose Salomosohn sie übertölpelt hatte.

Jerobeam sah den weiteren Verlauf der Beratungen ein wenig hoffnungsvoller. Im Gegensatz zu Huram hielt er an seinem Vertrauen zu Jahwe fest. Wenn der Gott Israels ihn als König wirklich wollte, dann würde er Rehabeams Wahl verhindern. Man mußte Jahwe dabei nur ein wenig helfen. Mit ein oder zwei Forderungen, die Rehabeams Macht aushöhlten und die er deshalb unmöglich zulassen konnte, kam es gewiß zum Bruch zwischen ihm und den Ältesten. So hatte Prinz Osorkon geraten – Jerobeam hatte es nicht vergessen.

Sein ägyptischer Diener war wütend, als er den beiden Efraimiten zurück nach Tappuach folgen mußte. Er schimpfte seinen zeitweiligen Herrn im stillen einen Schwächling, und sich selber schalt er, weil er Bedan nicht rechtzeitig umgebracht hatte, und Osorkon warf er vor, ihm einen Auftrag erteilt zu haben, den er nicht erfüllen konnte. Er war ratlos, was er tun sollte. Den Judäerkönig zu töten, was die Wurzel aller Übel aus Jerobeams Weg geräumt hätte, scheiterte sicher an dessen Leibwächtern. Aus diesem Grund hatte ihm Osorkon einen solchen Auftrag gar nicht erst erteilt.

Am fünften Tag nach der Eröffnung der Sichemer Versammlung war Huram wieder am Ort des Geschehens. Er wollte doch sehen, wie es weiterging, und die Front Malkiels stärken, seines Gegners im eigenen Stamm, dem er nun wider Willen verbündet war. Denn Malkiel hatte sich am Nachmittag des Eröffnungstages, als die Vertragsinhalte diskutiert worden waren, zum Wortführer all derer gemacht, die Rehabeams Königtum bedingungslos ablehnten.

Einen Tag später traf der Salomosohn in Sichem ein. Der Statthalter Ochran war ihm ein Stück Weg entgegengeritten und geleitete ihn nun. Rehabeam erblickte das kleine Zeltlager zu Füßen der Stadt und fragte, ob dort die Ältesten hausten. Ochran bejahte. Der König grinste verächtlich. Und er war froh, den Würdenträgern seinen Audienzsaal zur Verfügung gestellt zu haben. Welch ein Gegensatz zwischen diesen lumpigen Zelten hier und seinem wohlgefügten Palast! Diesen Bauernhäuptlingen müßte doch klargeworden sein, daß Israel ein Königreich war und der Stämmebund lange zurücklag. Sie müßten doch begriffen haben, daß die neue Zeit vom Hause Davids bestimmt wurde und nicht von irgendwelchen Dorfgrößen.

Aber er hielt an sich, seine Gedanken etwa laut werden zu lassen. Selbst Ochran gegenüber spielte er den bescheidenen Thronanwärter, der sich aufgemacht hatte, Israels Königtum von denen zu empfangen, die darüber verfügten. Er glitt vom Maultier und ging mit federndem Schritt hinüber zu den Zelten. Der Statthalter folgte ihm beflissen, während die Minister Asarja und Adoniram kopfschüttelnd beobachteten, was sich ihr König nun wieder einfallen ließ. Genügte es nicht, diese Israeliten morgen bei der Beratung zu begrüßen?

Die Ältesten sahen staunend, wie Rehabeam direkt auf sie zusteuerte. Die meisten hatten ihn schon einmal gesehen, und außerdem war allgemein bekannt, daß er stets mit einer schwarzen Perücke umherlief. Den Männern war ein wenig beklommen zumute. Wenn der Sohn Salomos auch noch nicht Israels König war – ein König war er immerhin. Und was wollte er bei ihnen? Sie hatten sich darauf vorbereitet, ihm morgen mit wohlgesetzter Rede gegenüberzutreten. Was sollten sie ihm jetzt sagen? Sie drängten Malkiel, der sich soeben im Zeltlager aufhielt, ihr Wortführer zu sein, weil er der Betagteste von ihnen war, aber der streitbare Greis weigerte sich und verschwand hinter den Zelten. So übernahm Schobab als Zweitältester die Begrüßung. Er verneigte sich vor Rehabeam, wie man sich vor einem Gast zu verneigen pflegt, und hieß ihn im Kreis der vornehmsten Stammesältesten willkommen. Und er fragte ihn höflich, ob er eine gute Reise gehabt habe. Dabei bemühte er sich, das Zittern seiner Hände zu verbergen, damit der König nicht dachte, es sei Scheu, die ihn zittern ließ.

Rehabeam erkundigte sich mit leutseliger Miene, ob die bisherigen Beratungen erfolgreich gewesen seien. Und noch ehe er ausgesprochen hatte, ärgerte er sich, daß ihm keine klügere Bemerkung eingefallen war, denn seine Einladung nach Sichem war ja der Beweis guter Verhandlungsergebnisse. Und so wartete er eine Antwort gar nicht erst ab, sondern fügte hinzu, daß er sich freue, gleich zu Beginn seines Königtums mit den Obersten der Stämme Israels zusammenzutreffen. Er sei sicher, daß die morgigen Beratungen dem Wohlstand Israels dienlich sein würden.

Schobab erwiderte, daß diese Hoffnung auch die bisherige Zusammenkunft der Ältesten bestimmt habe. Tilon trat neben ihn und ergänzte, man vertraue darauf, daß Rehabeam die Aramäer züchtigen werde, bevor sie räuberisch ins Königreich einfielen. Und er nannte seinen Namen und seine Herkunft.

Rehabeam entgegnete, daß es sein Amt sei, Israel vor Schaden zu bewahren, und daß er Tilons Mahnung nicht vergessen werde. Er erblickte Huram, der sich im Hintergrund hielt, und ging auf ihn zu. „Mein lieber Huram, du auch hier?“ begrüßte er den Efraimiten. „Ich denke noch immer

mit Vergnügen an unser Gespräch vom vorigen Jahr. Du wirst sehen, alles, was uns damals gemeinsam das Herz bedrückte, wird sich nun zum Guten wenden."

„Wenn du es sagst", antwortete Huram mit kaltem Blick, „dann wird es so sein. Ich war mir dessen bisher nicht so sicher."

Segub drängte sich heran. Der Gadit sah Rehabeam erstmalig und fand ihn sogleich sympathisch, denn seine Worte waren wohlgesinnt, sein Wesen schien freundlich und sein Auftreten versprach Tatkraft. Es trieb ihn, seinem Gefühl Ausdruck zu verleihen. „Wir, die wir hoffnungsvoll auf das Haus Davids blicken", so sprach er Rehabeam an, „wir sehen in dir denjenigen, dem das Königtum Israels zukommt. Huram zweifelt jetzt noch an dir, aber auch er wird durch deine Taten zur Einsicht kommen."

„Gewiß, gewiß", antwortete Rehabeam und sah dabei Huram an. Der aber blickte trotzig an ihm vorbei. Rehabeam wandte sich wieder an Segub und fragte ihn nach seiner Herkunft. Er fand, daß dieser Mann offenbar ein Schmeichler war, und vor solchen mußte man auf der Hut sein. Beinahe hätte er nach Malkiel gefragt, den er kannte, aber hier vermißte. Doch noch rechtzeitig fiel ihm ein, daß er ja den Alten aus Bet-El vergeblich suchte, da Huram hier war. Er wußte von dem Grundsatz, daß je Stamm nur ein Vertreter zugelassen war. Schon in Jerusalem hatte er die Grobheiten Malkiels gefürchtet, und so war er ganz froh, daß er dem alten Polterer hier nicht begegnen mußte, obwohl Huram zweifellos der Gefährlichere von beiden war. Er verabschiedete sich von den Ältesten und ging zurück zu seiner Begleitmannschaft.

Die Israeliten schauten ihm sinnend nach. Schobab wies auf die Soldaten und meinte: „Die sollen uns wohl beeindrucken?"

„Einschüchtern will er uns!" urteilte Huram.

Segub war anderer Meinung. „Er zeigt, daß mit ihm nicht zu spaßen ist. Ich finde das gut."

Malkiel erschien wieder. „Ist er weg?" fragte er, obwohl er den Abgang Rehabeams gesehen hatte. „Ich hätte ihm vor die Füße spucken mögen!" bekannte er und schüttelte sich vor Abscheu.

Elasa grinste. „Morgen kannst du es tun."

Die Soldaten schlugen ganz in der Nähe ihr Lager auf. Der König, die Minister und etliche ihrer Gehilfen verschwanden mit Ochran hinter dem Stadttor. Einige der Ältesten seufzten. Aber keiner sagte mehr etwas. Niemandem stand jetzt der Sinn nach Streit. Der morgige Tag würde aller Kraft bedürfen, im Gegenüber mit dem Sohn Salomos den Interessen Israels, so unterschiedlich sie auch gesehen wurden, Geltung zu verschaffen.

Bedan saß in seinem Haus, und ihn bewegten ähnliche Gedanken wie seine Amtsbrüder draußen vor der Stadt. Da erschien sein Späher, den er am Stadttor postiert hatte, und berichtete ihm von der Ankunft Rehabeams und von dessen kurzem Gespräch mit den Ältesten. Die Nachricht machte Bedan ärgerlich. Warum war nicht auch er wie sein Schlafgast Malkiel zufällig draußen im Lager gewesen, als der König eintraf? Aber niemand hatte ja voraussehen können, daß Rehabeam seine Vertragspartner gleich bei der Ankunft begrüßen würde! Sollte er sich aufmachen und nun seinerseits den König in Sichem willkommen heißen? Aber das konnte ihm als Unterwürfigkeit ausgelegt werden. Nein, er mußte sich mit dem Vorsprung seiner Amtsbrüder abfinden. Wenigstens konnte ihm nun keiner von ihnen vorwerfen, der morgigen Beratung vorgegriffen zu haben.

Am späten Abend – sein Gast Malkiel schlief schon fest, und auch er wollte sich soeben niederlegen – pochte es ans Hoftor. Mürrisch schlurfte er hinaus, um den späten Besucher abzuweisen. Er öffnete das Tor einen Spaltbreit und sah sich Ochran gegenüber. Der Statthalter bat ihn, trotz der Schlafenszeit mit seinem Begleiter eintreten zu dürfen. Es gehe um ein paar Absprachen für die morgige Versammlung. Erst jetzt erblickte Bedan hinter Ochran noch einen zweiten Mann, der sich mit seinem Mantel verhüllt hatte, so daß er nicht zu erkennen war. Er ließ die beiden herein und führte sie ins Haus, in jenes Gemach, in dem er Besucher zu empfangen pflegte. Die Kammer, wo Malkiel schnarchte, lag nicht nebenan, und dessen Enkel war draußen im Zeltlager geblieben, und so hoffte Bedan, daß beide auf diese Weise nichts von den späten Gästen erfuhren. Er wollte sich keinerlei Mißdeutungen aussetzen.

Der Fremde schlug den Mantel zurück, und Bedan erkannte Rehabeam. Er hatte einen der Höflinge unter der Verhüllung vermutet. Irritiert verneigte er sich tief. Rehabeam erklärte leichthin, daß ihn die Neugier plage, und er wolle einfach wissen, was für Bedingungen er sich morgen gegenübersehen würde. Denn er müßte sich ja auf seine Stellungnahme ein wenig vorbereiten.

Bedan bat die beiden Männer niederzusitzen, aber Ochran verabschiedete sich sogleich. Er hatte seinem König lediglich Bedans Tür geöffnet.

Rehabeam bemerkte die Verwirrung des Ältesten und begann ein unverfängliches Gespräch. Längst wäre fällig gewesen, so sagte er, daß sie beide sich näher kennenlernten. Aber Jerusalem und Sichem seien ja nicht gerade benachbart, und er herrsche ja auch über Juda, und das führe ihn oft nach Süden statt nach Norden. Und dann erkundigte er sich nach Bedans Familie, und schließlich wollte er wissen, wie die diesjährige Ernte wohl ausfallen würde.

Bedan beantwortete die Fragen des Königs mit leiser Stimme unter Hinweis auf den Schlaf seines Gastes. „Was, Malkiel ist doch hier?“ rief der König und schlug sich wegen seiner Lautstärke sogleich entschuldigend auf den Mund. Er begriff, warum der Hausherr unbedingt verhindern wollte, daß der Alte aus Bet-El erwachte und diese heimliche Unterredung bemerkte und störte. Und auch er hatte nicht die geringste Lust, sich dem feindseligen Grobian plötzlich gegenüberzusehen. So sprach auch er leise und erklärte Bedan, warum er von Malkiels Abwesenheit ausgegangen war. Bedan erweckte den Anschein, als ob die Anreise zweier Vertreter vom Stamm Efraim lediglich auf einem Mißverständnis beruhe und ohne Bedeutung sei. Während des gesamten Gesprächs überlegte er, wie er auf das eigentliche Anliegen des Königs reagieren sollte. Ihm leuchtete ein, daß Rehabeam vorab wissen wollte, was ihn morgen erwartete. Aber war es nicht ungehörig gegenüber den Amtsbrüdern, wenn er dem König die Vertragsvorschläge schon heute preisgab? Würden die Ältesten nicht merken, daß der König die Forderungen bereits kannte? Geriet er selbst nicht in den Verdacht heimlicher Absprachen mit seinem Wunschkandidaten? Der Benjaminit Elasa hatte das ja bereits unterstellt. Und Malkiel würde toben, falls er doch erwachte und erfuhr, daß er sich unter einem Dach mit seinem Feind befand. Am besten war es, sich auf einige allgemeine Andeutungen zu beschränken.

So hielt er es denn auch, als das Gespräch auf seinen wirklichen Zweck kam. Die israelitischen Ältesten verlange es nach einem König, so führte er aus, für den Israel kein zweitrangiger Reichsteil sei. Israel sei größer und volkreicher und bedeutender als Juda, und das solle der König anerkennen, indem er die Hälfte des Jahres in Sichem residiere. Sichem müsse den gleichen Rang erhalten wie Jerusalem. Für den Ausbau Sichems seien die Israeliten bereit, ihre jungen Leute zur Verfügung zu stellen. Was die Abgaben angehe, so hielten die Ältesten es für angemessen, sie wieder auf jenen Stand zu senken, den sie zu Beginn von Salomos Königtum hatten. Auch über die Sicherheit vor feindlichen Nachbarn mache sich Israel Sorgen. Die Stämme im Norden und Osten fürchteten sich vor den Aramäern und Moabitern. Und insgesamt seien die Ältesten der Meinung, daß der König mehr mit ihnen sprechen solle, denn sie und nicht die von Salomo eingesetzten Statthalter seien die Häupter der Stämme.

Rehabeam hörte aufmerksam zu. Mit jedem Sachverhalt, den Bedan nannte, verschloß sich sein Gesicht mehr. Die Wünsche der Ältesten liefen an seinen eigenen Vorstellungen beträchtlich vorbei. Zu diesen Forderungen sollte er ja sagen? Womöglich alle mit Einzelbestimmungen untersetzt? Unmöglich! Denn die Ältesten würden seinen Eid vor Jahwe verlangen. Notwendig war vielmehr ein Vertrag mit möglichst allgemeinen Aussagen, wie Naama geraten hatte, so daß man die Bestimmungen so oder so auslegen konnte.

Er begann jetzt jedoch keine Diskussion. Er spürte, daß Bedan ehrlich auf seiner Seite stand und daß der Älteste, ginge es nach ihm, den Vertrag keinesfalls zur Fessel machen wollte. Deshalb ließ er seinen Unmut nicht an Bedan aus. Im Gegenteil, er hellte seine Miene wieder auf, als er die Zielrichtung der Vorschläge begriffen hatte, und bedankte sich herzlich für die Informationen. Nun werde es ihm leichter fallen, seine eigenen Absichten denen der Israeliten anzupassen. Er wünschte Bedan eine erholsame Nachtruhe, zog den Mantel über den Kopf und entschwand in die Richtung seines Palastes.

Der Älteste horchte in die Dunkelheit hinaus. Nichts regte sich. Noch waren die Nächte zu kühl, als daß die Sichemiten auf den Dächern ihrer Häuser schliefen. Vermutlich hatte niemand den heimlichen Besuch bemerkt. Und wem schon sollte der König auf dem kurzen Heimweg begegnen? Kein rechtschaffener Mann verließ nachts ohne Not sein Haus. Trotzdem bewunderte Bedan den Mut Rehabeams, der so ganz allein durch die Gassen huschte.

Als sich am Morgen die Ältesten im Audienzsaal versammelten, vermißten sie dessen gewohnte Einrichtung. Den Podest an der Schmalseite des Saales, zu dem zwei Stufen hinaufführten, nahmen sie erst jetzt richtig wahr, denn auf ihm stand der Thronsessel Rehabeams, von zwei Männern seiner Begleitung bewacht. Vor der Erhöhung waren vier Sitze aufgestellt. Ihre eigenen Sitze standen jetzt im Halbkreis dem Thron gegenüber.

„Was soll das?“ knurrte Malkiel. „Wir haben ihn vorgeladen, nicht er uns!“

Bedan versuchte ihn zu beruhigen. Das Haus gehöre nun einmal Rehabeam, und er sei ein König, auch ohne König in Israel zu sein. Übrigens behage ihm selbst die Veränderung auch nicht.

Die anderen Ältesten beschwerten sich gleichfalls. War die neue Sitzordnung denn nicht eine Mißachtung ihrer Würde? Aber es half nichts, Hausherr war Rehabeam, und als solcher konnte er tun, was ihm beliebte.

Als alle Ältesten versammelt waren, rief einer der Männer am Thron mit lauter Stimme in den Saal: „Es erscheint Rehabeam, Sohn des Salomo, der König von Juda und Jerusalem!“ Eine Tür öffnete sich, und Rehabeam trat herein, und hinter ihm die drei Minister und der Gehilfe des Schreibers, der die Wünsche der Israeliten aufschreiben sollte.

Die Ältesten wußten nicht recht, wie sie sich verhalten sollten. Die schon saßen, standen wieder auf, und alle verneigten sich. Keiner sagte etwas. Es war ihnen eine Genugtuung, daß auch Rehabeam den Rumpf vor ihnen beugte, bevor er sich auf seinen Thron setzte. Er trug eines sei-

ner Prunkgewänder, bestickt mit glitzernden Edelsteinen, und auf der schwarzen Perücke saß ein silberner Stirnreif.

Den Ältesten war auch unklar, wer als erster das Wort ergreifen sollte. Hausherr war Rehabeam, aber eingeladen hatten sie ihn, und ihr Sprecher war Bedan. Doch schon begann Rehabeam mit einer Begrüßungsrede. Den Ältesten war das ganz recht. So erfuhren sie gleich anfangs, wie der König von Juda über diese Versammlung und über Israel im allgemeinen dachte.

Rehabeam lobte den Tag, der ihn und die vornehmsten der Ältesten Israels zusammengeführt habe. Dieser Tag solle der Beginn einer langen und fruchtbringenden Zusammenarbeit werden. Dann stellte er seine Minister vor. Seine Eingangsbemerkung wiederaufnehmend, knüpfte er daran das Geständnis, ihm sei sehr wohl bekannt, daß Salomo den Israeliten ein unbequemer Herrscher gewesen sei, und sogar in wachsendem Maße, so daß sie ihn am Ende gehaßt hätten. Er aber wolle die zugefügten Verletzungen heilen und die Ehre Israels wiederherstellen. Das Königtum Israels solle ihm nicht nur ein Titel sein, sondern er werde einen Teil des Jahres hier in Sichem zubringen und als Israelit unter den Israeliten leben. Den Ältesten werde er in dieser Zeit ständigen Zugang zu sich gewähren. Außerdem könne jedermann, dem unter dem vorigen König oder während seiner eigenen Herrschaft Unrecht geschehen sei, sich dann an ihn wenden und Klage führen. Was seine Regierungstätigkeit anbelange, so wolle er mit den Phöniziern Handel treiben wie einst Salomo, aber nicht wie damals als Verlustgeschäft. Seine Streitmacht werde er fördern, um Angreifer abzuschrecken. Besonders aufmerksam beobachte er gegenwärtig die Aramäer und die Moabiter, und er werde verhindern, daß deren Könige ihre gierigen Hände nach Israels Reichtum ausstreckten. In diesem Sinne werde er mit Jahwes Segen den Wohlstand Israels sichern und mehren.

Bedan dankte Rehabeam für seine Erklärung und stellte ihm zunächst alle Teilnehmer der Ältestenversammlung vor. Dann gab er seiner Freude darüber Ausdruck, daß der König von Juda mit wichtigen Anliegen der Israeliten so offensichtlich übereinstimme. Das zeige, er hänge nicht der Auffassung an, daß Israel für den König da sei, sondern er gehe vielmehr davon aus, daß der König Israels oberster Diener sei. Ja, es sei der Wunsch der Israeliten, ihren König die Hälfte des Jahres in ihrer Mitte zu haben, in Sichem. Dort sei für ihn die beste Gelegenheit, die Meinung der Ältesten anzuhören und ihren Rat zu suchen. Den Israeliten sei natürlich auch klar, daß der König seine Beamten und seine Soldaten ernähren müsse. Israel und Juda sollten sich darein teilen. Ein Verhältnis von zwei Dritteln zu einem Drittel sei wohl angemessen. Dabei dürften die zwei Drittel Israels in ihrer Gesamtmenge aber nicht höher sein als die Abgaben zu Beginn der Regierung Salomos. Die Israeliten seien auch bereit zur Arbeit an königlichen Bauten in Sichem sowie an der Befestigung weiterer israelitischer Städte. Der Schutz vor möglichen Angriffen müsse erhöht werden. Das Volk erwarte, daß der König den Frieden erhalte, aber jeden Feind zurückweise, bevor er Israels Äcker und Gärten verwüstet. All das, was er soeben ausgeführt habe, solle Inhalt des Vertrags sein, den Israel, vertreten durch seine für diesen Zweck ausgewählten Stammesältesten, mit dem König Israels abschließen wolle. Der Vertrag solle von beiden Seiten beschworen werden. Er bitte Rehabeam, sich nun zu diesem Anliegen zu äußern.

Die Feinde Rehabeams musterten den König während Bedans Vortrag kritisch und versuchten, seine undurchdringliche Miene zu deuten. Ob er den Erwartungen Israels eine Absage erteilte? Hoffentlich! Dann waren die Verhandlungen gescheitert, und man konnte den Judäer auffordern, diesen Palast hier zu räumen, denn als Jerusalemer König brauchte er kein Haus in Sichem. Wahrscheinlicher war aber wohl leider, daß er allem zustimmte mit dem stummen Vorsatz, den Vertrag zu brechen, sobald er sich durch diesen behindert fühlte.

Die Freunde Rehabeams nahmen dagegen an, daß der König um die Bestimmungen feilschen werde. Selbstverständlich käme es am Ende zu einer Einigung. Und dann würden Huram und sein Anhang ihre Absicht, Jerobeam zum König zu machen, endlich aufgeben müssen. Denn wenn Rehabeam bereit war, die Forderungen Israels anzunehmen und ihre Einhaltung zu beschwören, dann gab es keinen Grund mehr, nach einem anderen König zu rufen. Auch Baaljada würde sich letztendlich mit Rehabeam abfinden, vielleicht auch Schobab. Als hartnäckige Gegner Rehabeams blieben wahrscheinlich nur Malkiel und Pagiel übrig.

Rehabeam hatte während Bedans Darlegungen jede Regung in seinem Gesicht unterdrückt. Nun strahlte er und meinte, daß ein solches Maß an Übereinstimmung zwischen zwei Vertragspartnern schon vor Beginn der Verhandlungen sehr selten und ein wirklicher Glücksfall sei. Wo er die Sache ein wenig anders sehe, werde man sich bestimmt einigen können. Denn dabei gehe es nicht um völlig entgegengesetzte Auffassungen. Es sei jedoch zur Zeit unmöglich, die Abgaben Israels zu verringern. Vielleicht könne man das später tun, und dann sehr gern natürlich. Aber jetzt gelte es erst einmal, die Streitmacht, die Salomo hinterlassen habe, zu vergrößern. Mit deren gegenwärtiger Stärke oder vielmehr Schwäche seien die raubgierigen Aramäer nicht zu besiegen. Ein solcher Sieg sei jedoch eine Lebensfrage für Israel. Sollten die Ältesten allerdings auf einer Senkung der Abgabenlast bestehen, so sei er gezwungen, die Frage zu stellen, ob die Israeliten wieder selbst Kriegsdienst leisten wollten wie einst unter David.

Er schaute wohlwollend in die Gesichter vor ihm und schickte sich an weiterzusprechen, denn er war mit seinen Einwänden noch nicht zu Ende. Aber Malkiel warf laut und vernehmlich ein: „Ja, wir wollen Kriegsdienst leisten. Israel ist seit jeher ein Volk von Kriegern. Es kann sich selbst verteidigen."

Rehabeam verkniff sich ein Grinsen. Er stellte sich den wackligen Alten vor, wie er über das Schlachtfeld stolperte, um seinen Verfolgern zu entkommen. Eigentlich war er ganz froh, daß sich der Efraimit gleich anfangs als Widersacher zu erkennen gab. Bedan hatte ihn ja vor dessen rüden Zwischenrufen bereits gewarnt. Nun konnte er diesen und weitere Gegner seiner militärischen Pläne gleich ein für allemal abfertigen. „Selbstverständlich kannst du an der Spitze deiner jungen Leute gegen die Aramäer ziehen, Malkiel", sagte er. „Sieh zu, was du ausrichtest! Aber die Aramäer sind nur der eine Feind Israels. Ich habe zuverlässige Nachricht, daß die Ägypter gegen uns heraufziehen wollen. Ihre erprobten Krieger sind zahlreich wie der Sand am Meer. Gegen sie helfen nur Soldaten, die ihnen gleichwertig sind. Hast du solche, Malkiel? Du hast sie nicht. Also wird es wohl doch dabei bleiben müssen, meine Streitkräfte zu stärken." Er lächelte überlegen.

Baaljada fragte leidenschaftslos: „Heißt das, die Abgaben, unter denen wir stöhnen, noch weiter zu erhöhen?"

„Ich hoffe nicht", erwiderte Rehabeam ebenso sachlich. „Meine Minister werden alle Einkünfte durchrechnen. Aber eines ist sicher, senken kann ich eure Abgaben nicht. Verlangt das nicht von mir! In allem anderen will ich euch gern entgegenkommen, aber wenn ich es auch hierin täte, so wäre das ein schlechter Dienst an Israel."

Elasa gab sich mit der Antwort nicht zufrieden. „Du hast eine Erhöhung der Abgaben vor, gib es zu! Von heraufziehenden Ägyptern habe ich nichts gehört. Sollte an deiner angeblichen Nachricht aber etwas sein, so ziehen sie gegen die Philisterstädte. Vielleicht auch gegen dein Jerusalem. Aber was könnten sie bei uns schon holen wollen?"

Bedan folgte der sich anbahnenden Auseinandersetzung mit Sorge. Es ging nicht an, daß jetzt alles, was so gut begonnen hatte, zerredet wurde. Warum äußerte sich keiner zugunsten Rehabeams? Er schlug vor, daß dessen Minister erst einmal, wie er gesagt hatte, den Bedarf ermitteln sollten. Dann erst könne man darüber sprechen. Es bringe gar nichts, sich jetzt über bloße Vermutungen zu ereifern.

Rehabeam beugte sich nach vorn und verkündete in vertraulichem Ton, daß er eine Geschichte vortragen wolle, die zum Thema der Meinungsverschiedenheit passe und sehr lehrreich sei. Als David, bevor er König wurde, so erzählte er, mit seinen Männern im Südlande Judas lebte, habe er es sich zur Aufgabe gemacht, die Herden der Judäer vor Räubern zu beschützen. Als nun der reiche Nabal die Schafschur feierte, schickte David einige seiner Leute hin, um einen Anteil vom Festschmaus als Lohn für die gefährliche Arbeit seiner Männer zu erbitten. Nabal aber war ein hochfahrender Geizhals. Er lehnte es ab, sich erkenntlich zu zeigen, und beschimpfte die Beschützer obendrein noch. Davids Leute kehrten um und berichteten ihrem Anführer von Nabals Ablehnung. David beschloß, den Schuldner für sein Unrecht zu bestrafen. Nabals Hirten aber waren unterdessen zu seiner Frau Abigajil geeilt und hatten ihr geklagt, daß ihr Mann Davids Boten schroff abgewiesen und so Gutes mit Bösem vergolten habe. Sie erzählten ihr, wie freundlich Davids Männer zu ihnen gewesen waren, als sie mit ihnen auf der Weide umherzogen. Nie wurde etwas vermißt, denn die Davidleute bildeten bei Tag und bei Nacht eine Mauer um Herde und Hirten, so daß die Räuber aussichtslos abziehen mußten. Abigajil war im Gegensatz zu ihrem Mann klug und übergab den Hirten zweihundert Brote, zwei Schläuche Wein und fünf zubereitete Schafe, dazu Röstkorn, Rosinen- und Feigenkuchen, damit sie alles zu David brächten. Sie selbst folgte ihnen, und als sie David sah, stieg sie schnell vom Esel, verneigte sich vor ihm bis zur Erde und bat ihn um Vergebung für Nabals Torheit. David dankte ihr und hatte nun einen gerechten Lohn für seine Mühe. Nabal aber traf der Schlag, als ihm Abigajil mitteilte, was sie getan hatte, und nach zehn Tagen war er tot.

„Seht ihr", schloß Rehabeam seine Erzählung, „so erging es dem Mann, der beschützt sein, aber für die Kosten nicht aufkommen wollte. Sind die Israeliten nicht gleich Nabals Herde? Räuber umkreisen sie, und sie bedürfen wahrhaftig eines David zu ihrem Schutze. Ich will Israel beschützen wie einst David die Herden Nabals. Doch das hat seinen Preis. Aber ihr seid ja nicht wie jener Unvernünftige, dem Jahwe seine Bosheit vergalt. Ihr werdet nicht länger um die Kosten eurer Sicherheit streiten. Ihr seid klug wie Abigajil, die übrigens später Davids Frau wurde. Ansonsten bin ich mit allem einverstanden, was Bedan vorgetragen hat."

Er verzichtete darauf, auch noch seine abweichenden Wünsche zum Baudienst der Israeliten darzulegen. Das mußte sich später irgendwie einregeln. Jetzt ging es um die Streitkräfte, und da mußte alles andere erst einmal zurückstehen. „Ich vermute", so schloß er seine Rede, „daß wir unseren Vertrag hier in Sichem beeiden wollen, drüben am Garizim vor Jahwes Angesicht. Ihr seht mich bereit."

„Ich fürchte, soweit sind wir noch nicht", wandte Bedan ein. Selbst er fühlte sich von Rehabeams Erzählung und vom lehrhaften Ton, in dem sie vorgetragen worden war, unangenehm be-

rührt. Um so mehr viele seiner Amtsbrüder, das sah er an ihren verdrießlichen und entrüsteten Mienen. „Zuvor bitten wir dich“, fuhr er fort, „daß du die Abgaben, die du von uns fordern willst, genau errechnen läßt. Das soll in den Vertrag. Und wir wollen, daß alles niedergeschrieben wird.“

Rehabeam runzelte die Stirn. „Wolltet ihr nicht, daß ich mich wie seinerzeit mein Großvater David an Israel binde? Damals wurde nichts aufgeschrieben.“

Baaljada ließ ein verächtliches Lachen hören. „Deshalb fiel es David auch leicht, den Vertrag zu brechen.“

Malkiel wurde noch deutlicher. „Rehabeam wird den neuen Vertrag so oder so brechen.“

Erleichtert hörte Bedan Tilons Worte: „Nicht alle denken so wie ihr, Baaljada und Malkiel. Aber daß der Vertrag schriftlich abgefaßt werden soll, das meine ich auch.“ Segub schloß sich dieser Forderung an.

Rehabeam lenkte ein, als er sah, daß er sich mit einer bloß mündlichen Absprache nicht durchsetzen konnte. „Ich bin mit einem schriftlichen Vertrag einverstanden. Mein Schreiber wird ihn aufsetzen und euch dann vorlesen. Zuvor aber gebt mir Zeit, damit wir die Höhe der jährlichen Abgaben ausrechnen können! Ich glaube, wenn wir übermorgen wieder zusammentreffen, werde ich euch gute Nachricht bringen können.“

Es gab keinen Widerspruch. Bedan vertagte die Versammlung, und der König zog sich mit seinen Ministern ins Innere des Palastes zurück.

Die Ältesten waren im Zeltlager kaum angekommen, da erhob sich zur Frage der Abgaben eine erregte Diskussion. Bedan und Malkiel waren auch mit herausgekommen. Alle hockten eng beisammen, und es hatte den Anschein, als sei das jetzt die Fortsetzung der Beratung von vorhin, aber ohne Rehabeam und deshalb offen und ungezwungen.

Elasa warf Huram vor, daß er geschwiegen habe. Huram entgegnete verärgert, daß er reden werde, wenn er die Zeitr dafür gekommen halte.

Bedan versuchte die Reiberei der beiden Freunde für sich auszunutzen. „Huram erkennt offenbar, daß wir zu keiner günstigeren Lösung mehr kommen werden, als sie sich jetzt bietet. Ich sage euch: Wenn wir uns jetzt nicht mit Rehabeam verständigen, wo er bereit ist, uns soweit er kann entgegenzukommen, dann nie mehr. Ich denke mir die Beratung übermorgen wie folgt: Wir prüfen, ob wir der Höhe der Abgaben zustimmen können. Dabei müssen wir alle Bedrohungen, denen wir ausgesetzt sind, in Anschlag bringen. Auch einen möglichen Ägyptereinfall. Nachdem wir uns geeinigt haben, soll der Vertragstext aufgeschrieben werden. Ich werde mich hinzusetzen, wenn der königliche Schreiber das tut, und aufpassen, daß er alles so formuliert, wie es besprochen worden ist. Vor allem auch die Bestimmung, daß der König zu allen wichtigen Fragen unsere Meinung einholt. Möchte noch jemand von euch dabeisein?“

Segub wollte das, Tilon auch.

„Das genügt“, meinte Bedan. „Wenn wir zu dritt sind, wird Rehabeam wahrscheinlich alle drei Minister mit der Niederschrift beauftragen.“

Bedan glaubte, die Stimmung abermals zu seinen Gunsten gewendet zu haben. Da grollte Malkiel: „Ich mache nicht mit bei deinem Spiel! Ich werde übermorgen erklären, daß der Stamm Efraim Rehabeam als König ablehnt. Ins Gesicht werde ich es dem Judäer sagen.“

Bedan zuckte zusammen. Es schien, daß es dem Alten ernst war mit seiner Drohung. Schnell, bevor sich andere ähnlich äußern konnten, hielt er entgegen: „Ich werde euch sagen, was passiert, falls du das tust, Malkiel. Rehabeam wird sich, ohne weiter mit uns zu sprechen, zum König erklären. Und wenn wir nicht liefern, was er fordert, wird er seine Soldaten schicken. Und wenn wir uns gegen deren Gewalt auflehnen, wird es Krieg geben, gegen uns, nicht gegen die Aramäer oder die Moabiter. Unsere Speicher werden in Flammen aufgehen und unsere Häuser in Schutt und Asche sinken. Ist es das, was du willst, Malkiel? Wir sollten froh sein, daß Rehabeam bereit ist, einen Vertrag mit uns zu machen!“

Die Männer sahen einander bedenklich an und schwiegen betreten. Malkiel murmelte irgendetwas, aber keiner verstand ihn. Bedan fragte mit scharfer Stimme: „Also, haben wir uns verstanden? Oder ist immer noch jemand gegen den Vertrag mit Rehabeam?“

Die Ältesten schauten jetzt verwundert drein. So bissig kannten sie den Sichemiten gar nicht, der doch sonst stets höflich blieb und den Ausgleich der widerstreitenden Meinungen suchte. In die Stille hinein sagte Huram: „Laßt euch nichts einreden! Rehabeam wird die Ernte nicht verbrennen. Er braucht sie. Ich bin wie Malkiel gegen Rehabeams Königtum und deshalb gegen deine Vertragswut, Bedan.“

Elasa schloß sich an: „Mein Standpunkt ist der gleiche.“

Schobab schüttelte den Kopf, als er das hörte. „Also wenn schon ein König sein soll und du; Bedan, nicht König sein willst, dann ist Rehabeam immer noch besser als irgendein anderer.“ Jeder wußte, wen er als den anderen meinte.

„Ich werde nicht gegen den Vertrag auftreten“, ließ sich Pagiel zur Überraschung aller vernehmen.

Baaljada, auf den nun viele blickten, meinte: „Ich sage heute gar nichts mehr. Ich warte ab.“ Auch Abdon wollte nicht heraus mit der Sprache.

Bedan wandte sich an die Abweichler: „Malkiel, Huram, Elasa! Ihr steht allein. Wollt ihr etwa, daß Rehabeam nur mit den anderen Stämmen Israels einen Vertrag abschließt? Wollt ihr aus dem Stämmebund austreten? Wißt ihr, was das heißt? Ich will es euch sagen. Rehabeam wird Efraims und Benjamins Land, das in diesem Fall weder zu Juda noch zu Israel gehört, wie erobertes Gebiet behandeln.“

Jetzt versteinerten viele Mienen. Die drei Gescholtenen aber schwiegen trotzig. „Denkt darüber nach!“ mahnte Bedan. „Denkt alle über meine Worte nach!“ Er erhob sich und machte sich auf, zurück zur Stadt zu gehen. Seinem Gesicht, ja seinem Gang war seine Besorgtheit anzusehen.

Malkiel war es nach dieser Auseinandersetzung unmöglich geworden, noch länger Bedans Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Er bat Huram, ihm in seinem Zelt Unterkunft zu gewähren. Huram stimmte zu und staunte selbst über sein Entgegenkommen. Auch die anderen alle wunderten sich über die Annäherung der beiden. Aber wenn Rehabeams Königtum verhindert werden sollte, dann hatte das nur Aussicht auf Erfolg, wenn alle Feinde des Salomosohnes ihre Differenzen vorläufig ruhen ließen, sich zusammenschlossen und abgestimmt vorgingen. Und so bat Huram Malkiel und Elasa um eine Unterredung. Sie gingen abseits, um unbelauscht zu sein, und einigten sich überraschend schnell auf Hurams Plan. Keinen der Amtsbrüder weihten sie ein, denn die standen entweder auf Rehabeams Seite oder hatten sich unentschlossen gezeigt.

Am Morgen, den Rehabeam bestimmt hatte, trafen sich die Verhandlungspartner wieder im Saal des königlichen Palastes. Rehabeam erteilte seinem Minister Asarja das Wort. Der ließ durch einen Gehilfen mehrere beschriftete Tonscherben vor sich ausbreiten und las dann vor, wieviel die einzelnen Statthalterschaften im vergangenen Jahr an den Königspalast abgeliefert hatten.

Als ihn Schobab aufforderte, diese Angaben auf die einzelnen Stämme zu beziehen, damit sie verständlich würden, nahm Rehabeam selbst das Wort und entschuldigte sich. Nachträglich sei eine Umrechnung leider nicht möglich gewesen. Die Abrechnung sei, wie es Salomo eingeführt hatte, nach Statthalterschaften erfolgt. Künftig, so versprach er, werde man alle Lieferungen nach Stämmen erfassen. Und noch eine gute Mitteilung habe er. Er werde den Anteil, der von der diesjährigen Ernte zu erbringen sei, nicht erhöhen. Und es solle der Grundsatz gelten, daß bei schlechten Ernten der Anteil verringert werde. Bei guten Ernten müsse die Minderung dann jedoch ausgeglichen werden. Allerdings, so fügte er gequält hinzu, könne er bei diesem großzügigen Entgegenkommen die Streitkräfte vorläufig nicht verstärken. Aber jetzt sei erst einmal wichtiger, Einigkeit bei den Abgaben herzustellen. Später werde er aber nicht umhinkönnen, die Streitkraftfrage erneut aufzuwerfen. Das müßte im Vertrag vermerkt werden. Er hoffe, daß die feindlichen Nachbarvölker Israel noch einige Jahre der Ruhe gönnten. Die Ältesten sähen, daß er ihre Wünsche sehr ernst nehme. Zum Abschluß seiner Ausführungen konnte er sich nicht enthalten zu fragen, wie man Kinder fragt, die man soeben mit Versprechungen beruhigt hat: „Nun, ihr Würdenträger Israels, seid ihr zufrieden?“

Ehe Bedan zustimmen konnte, sagte Malkiel: „Im großen und ganzen ja.“ Die Köpfe der Ältesten fuhren ruckartig herum und starrten ihn an. Was hatte er vor?

Malkiel genoß die Aufmerksamkeit und fuhr fort: „Wir möchten nur noch, daß das Verhältnis zwischen dir und den Ältesten Israels im Vertrag ganz genau beschrieben wird.“

Rehabeam runzelte die Stirn, aber er konnte die Bemerkung nicht beiseitewischen. Und Bedan griff nicht ein, er machte ein hilfloses Gesicht. So forderte Rehabeam den Alten auf, seinen Vorschlag hören zu lassen. Es schien, als ob der König die alleinige Leitung der Versammlung übernommen hatte.

Malkiel tat sich nun keinen Zwang an. Er ignorierte den thronenden Rehabeam und wandte sich mit dröhnender Stimme an seine Amtsbrüder. „Ihr höchsten Würdenträger Israels! Als wir hier in diesem Saal am ersten Tag im Kreise saßen und über die Zukunft Israels berieten, da machte Schobab vom Stamme Sebulon den Vorschlag, für unseren heiligen Stämmeverband wieder einen Bundesrat einzuführen. Fast alle von uns begeisterten sich sogleich dafür. Aber wir wollten erst einmal hören, was uns Rehabeam, der Sohn Salomos, zu sagen hat. Vorgestern und heute haben wir nun seine Reden gehört. Jetzt also ist es an der Zeit, daß wir uns, wie wir hier als gewählte Sprecher unserer Stämme beisammen sind, zum obersten Rat des Stämmebundes Israel erklären. Der König Israels soll dem Bundesrat alle Fragen, die Frieden und Krieg betreffen, und alle Fragen unserer Abgaben und Dienste vorlegen. Der Bundesrat wird wie zur Zeit unserer Vorväter entscheiden, und der König wird an diese Entscheidungen gebunden sein. Das muß in den Vertrag geschrieben und vom König beschworen werden.“ Malkiel wandte nun den Kopf nach vorn und sagte wie beiläufig zu Rehabeam: „Das ist mein Vorschlag.“

Rehabeam war bleich geworden. Das war der Aufstand! Sprachlos suchte er Bedans Blick. Aber der Älteste von Sichem schaute zornig auf den Alten, der selbstgefällig in die Runde lächelte. Der Saal geriet in Bewegung.

Huram und Elasa erklärten sofort ihre Unterstützung für Malkiels Vorschlag. Schobab, der sich angesprochen fühlte, sagte: „Ja, Malkiel hat recht, an jenem Tag habe ich an den Bundesrat erinnert, der einst Israels Angelegenheiten leitete. Wir sollten ihn wirklich wieder einführen. Das wäre das beste. Wenn du damit einverstanden bist, König Rehabeam, dann bin ich dafür, daß du Israels König wirst."

Rehabeams Gesicht verzerrte sich. Wütend keifte er: „Aus diesem Vorschlag spricht deine Bosheit, Huram!"

Da erhob Abdon Einspruch: „Rehabeam, wir lassen es nicht zu, daß du einen von uns beleidigst! Noch dazu grundlos."

Inzwischen hatte sich Bedan gefaßt. Er stand auf und schaute beschwörend in die Gesichter seiner erregten Amtsbrüder. „Haltet ein!" bat er. „Wir wollen Gelassenheit bewahren."

Rehabeam setzte sich in Positur und verlangte Ruhe im Saal. Die Ältesten verstummten tatsächlich, und der König bemühte sich, Wut und Enttäuschung zu unterdrücken. Mit normaler Stimmlage erklärte er: „Vier von euch verlangen, daß der König seinem eigenen Willen entsagt und sich mit dem Stand eines Beamten des Ältestenrates begnügt. Ich weiß noch nicht, was du, Bedan, zu dieser Forderung für einen Standpunkt beziehen willst und was jene, die dich unterstützen, dazu sagen wollen. Ich aber halte mit meiner Meinung nicht zurück. Der Vorschlag Malkiels ist selbstverständlich völlig unannehmbar. Ein König muß selbst entscheiden! Ich wollte meine Entschlüsse stets im Einvernehmen mit euch treffen. Deshalb war ich bereit, meine Herrschaft vertraglich zu regeln. Aber wenn euch das nicht paßt, bitte, dann machen wir eben keinen Vertrag. Dann werde ich regieren, ohne auf eure Wünsche Rücksicht zu nehmen."

Malkiel blickte Huram an. Auf dessen Rat hin hatte er den Stein des Anstoßes geschleudert. Aber wie sollte es nun weitergehen? War das Maß voll? Oder sollte der Wortwechsel fortgeführt werden?

Huram erhob sich. Er hatte gesagt, daß er sprechen werde, wenn es an der Zeit dafür sei. Jetzt war es soweit. Alle Köpfe wandten sich ihm zu. Er holte tief Luft, und dann brach es aus ihm heraus: „Was haben wir Israeliten mit dir zu schaffen, du Davidsohn? Kümmere dich um Juda, das ist dein Erbbesitz! Aber Israel gehört dir nicht! Meine Brüder! Ihr seid Zeugen, wie Rehabeam uns übertölpeln will. Er sagt uns einen Vertrag zu und nimmt sich aber in seinem Herzen vor, daß er mit diesem Vertrag gnadenloser über uns herrschen will als sein Großvater und sein Vater. Deshalb ist er gegen den Bundesrat, denn der würde seine Willkür hindern. Wollt ihr wirklich seine Knechte sein? Nein, ihr wollt es nicht! Deshalb hinaus aus seinem finsteren Haus! Hin zu deinen lichten Zelten, Israel!"

Ohne sich groß umzublicken, marschierte er aus dem Saal in den Hof hinaus, und Malkiel und Elasa folgten ihm. Baaljada und Abdon schlossen sich an. Dann, wenn auch zögernd, Schobab. Schließlich noch Pagiel. Zurück blieben nur Bedan, Tilon, Usija und Segub, jene, die von Anfang an Rehabeam zum König gewollt hatten.

Die vier sahen den Abziehenden wutentbrannt nach. Bedan wandte sich an den König, mit zitternder Stimme: „Das habe ich nicht kommen sehen. Gestern noch waren alle außer Malkiel, Huram und Elasa für den Vertrag mit dir. Aber laß sie sich beruhigen! Es wird sich noch alles zum Guten wenden. Verzeih diesen schlimmen Zwischenfall!"

Rehabeam schnaufte verächtlich, rief seine Minister und verschwand mit ihnen ohne Abschied im Palastinneren. Die vier Ältesten sahen sich ratlos an.

Sie gingen vors Stadttor, um mit den Abtrünnigen zu sprechen. Da sahen sie, daß die ihre Zelte schon abgebrochen hatten. Einige bestiegen bereits ihre Esel. Andere packten noch ihre Sachen zusammen. Da blieben die vier, wo sie waren. Es war zwecklos, noch ein Gespräch zu versuchen. „Es ist aus", stellte Bedan fest. „Unser Plan ist gescheitert. Nun wird Rehabeam uns seine Strenge spüren lassen. Bedankt euch bei den Efraimiten!"

23

Die Ältesten waren in Sichem ohne irgendeine Absprache auseinandergegangen. Nach dem Scheitern des Treffens mit Rehabeam wollte jeder schnell nach Hause, zurück in die Geborgenheit seiner Familie, der Gemeinde und des Stammes. Es war ja nicht vorauszusehen, was Rehabeam nun tun würde. Nur eines war klar: Er beanspruchte das Königtum Israels, und deshalb würde er nach der Ernte seine Kommandos losschicken, um die Abgaben einzutreiben. Für die sieben Verweigerer seines Königtums stand fest: Sie wollten ihren Stammesgenossen empfehlen, seine Forderungen zurückzuweisen und sich gegen mögliche Gewalt zur Wehr zu setzen. Das war aber auch das einzige, worüber Einigkeit bestand. Dagegen sahen die vier Anhänger Rehabeams natürlich keinerlei Grund, die Abgaben zu verweigern. Darüberhinaus wußten jedoch auch sie nicht, was jetzt zu tun war. Israel lag wie eine abgefallene Frucht am Boden, und Rehabeam brauchte sich nur zu bücken und sie aufzuheben.

Auch Huram beeilte sich, Sichem und den Soldaten des Salomosohnes den Rücken zu kehren. Trotz aller blutigen Folgen, die sein und seiner Gefährten Widerstand gegen Bedans Bündnis mit Rehabeam haben konnte, blieb er dabei, daß der Ausgang der Versammlung ein Sieg für Israel war. Der Vertrag und damit Rehabeams einmütige Anerkennung als Israels König war verhindert worden. Der Anspruch des Salomosohnes auf Israel war unrechtmäßig, und damit war er ein Landräuber, dem zu widerstehen Pflicht jedes Israeliten war. Im Moment war Rehabeam zwar durch seine Soldaten im Vorteil, und er hatte die Macht in Israel, aber das würde sich ändern. Die Auflehnung der Stämme gegen seine Gewaltherrschaft führte zweifellos zur allgemeinen Erhebung, und dann war die Zeit gekommen, um die Zustimmung der Ältesten für Jerobeams Königtum zu erringen.

Immer wieder blickte sich Huram um, ob ihm etwa schon Rehabeams Häscher auf den Fersen waren. Aber ihn so einfach wegzufangen, das wagte der Salomosohn wohl doch nicht. Das durfte aber nicht zur Sorglosigkeit verleiten. Irgendetwas dachte sich Rehabeam sicherlich aus, um seines Hauptfeindes habhaft zu werden. Und auch Jerobeam war gefährdet. Was sollte werden, falls der König vor die Stadt Tappuach gezogen kam und ihrer beider Auslieferung verlangte? Die Stadt vermochte doch jetzt kurz vor der Ernte keiner Belagerung standzuhalten. Es war wohl unumgänglich, daß sie beide sich einige Zeit verbargen, bis ersichtlich war, was Rehabeam zu tun gedachte und wie sich der Widerstand im Lande entfaltete. Die Gefahr für die Einwohner von Tappuach wurde damit erst einmal abgewendet.

Huram näherte sich der Stadt. Viele seiner Mitbürger waren draußen im Freien und sahen nach der reifenden Gerste. Noch zwei Tage oder höchstens noch eine halbe Woche, und dann konnten die Sicheln ihr Werk tun. Als die Einwohner ihren Ältesten erblickten, wie er vom Esel stieg, um die letzten Schritte zu Fuß zurückzulegen, strömten sie herbei und scharten sich um ihn. Er bemühte sich, ein heiteres Gesicht zu machen, und berichtete voller Stolz, daß Rehabeams Wahl vereitelt sei. Die Männer jubelten. Und den Bütteln des Salomosohnes die Abgaben zu verweigern, darauf freuten sie sich nahezu. Bedenklich wurden ihre Mienen erst, als Huram hinzusetzte, daß Rehabeam möglicherweise versuchen würde, ihn zu bestrafen. Deshalb, so kündigte er an, werde er für einige Zeit verschwinden. Auf diese Weise wende er jegliche Bedrohung, die schlimmstenfalls denkbar wäre, von der Stadt ab. Wenn der allgemeine Aufstand Israels gegen den Judäerkönig ausbreche, was absolut gewiß sei, komme er zurück und werde an der Spitze efraimitischer Krieger in den Kampf ziehen.

Die Mitbürger überschütteten ihn mit Fragen, und er hatte Mühe, endlich in die Stadt hinein und in sein Haus zu gelangen, wo nicht nur seine Familie, sondern auch Jerobeam und Ketura auf genauere Auskünfte hofften und vor allem auf seine Entschlüsse gespannt waren. Sein Bericht über die Sichemer Ereignisse löste in diesem Kreis zwar auch Freude aus, aber zugleich fürchteten die Söhne, daß man die Ernte nicht würde bergen können, bevor der Krieg ausbrach, und die Frauen machten sorgenvolle Gesichter, weil nun ihre Männer an Leib und Leben bedroht sein würden. Huram hatte Mühe, seine günstige Sicht auf die Lage zu verteidigen. „Gegen ganz Israel kommt der Judäer nicht an“, tröstete er. „Israel wird Juda erdrücken. Bedenkt, wie gering die Zahl von Rehabeams Soldaten gegen die Tausende der Männer Israels ist! Trocknet also eure Tränen, ihr Frauen! Und ihr, meine Söhne, seid zuversichtlich! Niemand wird euch in der Ernte belästigen. Nur auf mich werdet ihr verzichten müssen.“

Er sagte nicht, wohin er gehen und sich verbergen wollte. Keinen in Tappuach sollte das Wissen um sein Versteck belasten. Nur Jerobeam enthüllte er seinen Plan, nachdem er sich mit ihm zurückgezogen hatte. Er hatte vor, daß sie beide sich in der Höhle verbargen, die in der Felswildnis östlich von Schilo ihm schon vor einem Jahr Zuflucht geboten hatte, als er Ochrans Verfolgung befürchtete. Jerobeam war zwar skeptisch, aber als er von Dekers und Ahijas damaliger Hilfe erfuhr, war er einverstanden. Er schlug vor, seine beiden Knechte mitzunehmen, den buckligen Ard und den immer störrischer werdenden Ägypter, wie ihn Huram stets nur benannte. Dessen Teilnahme am Versteck lehnte aber der Älteste energisch ab. Jerobeam hielt ihm jedoch vor, daß der Diener ohne die Aufsicht seines Herrn vielleicht groben Unfug anrichtete. Hatte er nicht Bedan ermorden wollen? Huram mußte einwilligen, den Beargwöhnten als Begleiter zu dulden. So sollte nur Ketura in der Obhut von Hurams Familie zurückbleiben.

Als diese jedoch hörte, was ihr Mann und dessen Freund über sie beschlossen hatten, protestierte sie leidenschaftlich und forderte, das Leben in der Wildnis mit den Männern zu teilen. „Ich habe dir versprochen“, erinnerte sie Jerobeam, „in guten und in schlechten Tagen immer an deiner Seite zu sein. Und du hast mir zugesagt, daß es so sein soll, daß ich für dich backen und kochen darf, wo du auch sein wirst. Nun mach deine Zusicherung wahr!“ Jerobeam warnte sie vor den Härten und Gefahren des Lebens in der Felswildnis, aber sie blieb bei ihrem Verlangen, und so ließ sich Jerobeam endlich erweichen. Huram stimmte widerwillig zu, aber immer wieder schüttelte er den Kopf über seine Nachgiebigkeit, denn er wußte nicht, wie er seinem Schiloer Amtsbruder Deker klarmachen sollte, daß draußen in der Höhle fünf Menschen und mehrere Reit- und Lastesel darauf vertrauten, von ihm ernährt zu werden.

Schon in der Nacht, die dem Tag seiner Heimkehr aus Sichem folgte, verließ Huram heimlich die Stadt, und zwar zu Fuß, um so unbemerkt wie möglich wegzukommen. Seine Mitbürger sollten erst am nächsten Tag feststellen, daß er schon fort war. Er wollte nach Schilo vorauseilen, um Deker auf das Unternehmen vorzubereiten und ihn zu bitten, die Versorgung der Flüchtlinge wie auch immer abzusichern.

Zwei Tage später brach Jerobeam mit Ketura und den beiden Dienern auf, am hellichten Tag in aller Öffentlichkeit. Allen, die der Abreise beiwohnten, sagte er, daß er nun wieder in sein Heimatdorf zurückkehre. Mehrere der Männer forderten ihn auf, sich mit Huram an die Spitze der Efraimiten zu stellen und Rehabeam zu verjagen. Wer einen Anschlag gegen Salomo verübt hatte, dem trauten sie zu, auch ein Heer bewaffneter Männer anzuführen. Jerobeam lächelte vielsagend und erklärte, daß er sich wahrhaftig nicht für immer in Zereda verkriechen wolle.

Auf halbem Weg änderten die Reisenden ihre Richtung und hielten nun auf Schilo zu. Sie kamen an eine Senke, wo eine Baumgruppe vor neugierigen Blicken schützte. Dort rasteten sie bis zum Abend. In der hereinbrechenden Dunkelheit machten sie sich auf und gelangten endlich dorthin, wo Huram und Deker verabredungsgemäß auf sie warteten. Deker führte die Gruppe im Schutz der Nacht um Schilo herum, und bei Sonnenaufgang wanderten die fünf – Deker war in die Stadt zurückgekehrt – zu der Höhle, wo sie sich in Sicherheit wußten und erst einmal erschöpft in tiefen Schlaf fielen. Der Älteste von Schilo hatte versprochen, für ihre Versorgung die letzten Notvorräte der Gemeinde anzutasten. Jetzt unmittelbar vor der neuen Ernte konnte er es verantworten.

Huram und Jerobeam ahnten nicht, daß Rehabeam ihnen noch eine Schonfrist zubilligte und ihre Flucht insofern unnötig war. Der König hatte beschlossen, für eine Weile in Sichem zu bleiben. Damit wollte er sich den Israeliten als König Israels erweisen und ihnen klarmachen, daß seine Wahl durch die Ältesten, der Vertragsabschluß und seine Salbung nichts als überflüssiges Beiwerk zu seinem Regierungsantritt gewesen wären. Denn König Israels, das war ihm nun gewisser denn je, war er durch die Tatsache, Salomos Sohn und Thronfolger zu sein. Einer Zustimmung durch die Ältesten der Stämme oder gar eines Vertrages bedurfte sein Königtum nicht, zumal ja das Königreich Israel nicht nur die Stämme umfaßte, sondern auch die ehemals selbständigen Städte wie Megiddo oder Bet-Schean, Geser oder Dor.

Am liebsten hätte er die Hälfte seiner Streitmacht hierherbeordert und dann die Stammesältesten herbeischleppen lassen, damit sie ihm huldigten. Er wollte sie fühlen lassen, wie albern er ihr würdevolles Gehabe fand, wie lächerlich ihm ihr Vertragsgefasel erschien. An ihren ängstlichen Blicken wollte er sich weiden. Aber die Vernunft, die ihm Naama angeraten hatte, behielt doch die Oberhand. Denn wenn er seine Eroberungspläne verwirklichen und beginnen wollte, das Reich Davids wiederherzustellen, dann mußte er seine Streitkräfte verstärken. Und dazu brauchte er die Einkünfte aus Israels Städten und Dörfern. Die erhielt er jedoch nur, wenn im Land Ruhe herrschte. Er hoffte, daß die Absage der Widersacher an sein Königtum nicht zu Handgreiflichkeiten gegen seine Soldaten führte. Wo die Abgaben verweigert wurden, dort würde er allerdings seinen Anteil mit Gewalt erzwingen müssen. Aber noch war Zeit, die süße Ruhe zu genießen. Die Ernte stand ja noch auf dem Halm. Und Bedan hatte versichert, daß der Stamm Manasse treu zu ihm als König stehe und alle Anforderungen erfüllen werde. Und das galt sicher auch für die Stämme Naftali, Dan und Gad.

Freilich, die Scharfmacher Huram, Elasa und Malkiel und natürlich Jerobeam mußte er aus dem Weg räumen, damit sie nicht immer wieder aufs neue die Stimmung im Lande vergifteten. Die große Frage war allerdings, wie das geschehen konnte. Sie einfach zu verhaften und als Verräter am König abzuurteilen, das ging nicht. Man mußte versuchen, sie einer Verschwörung gegen das Leben des Königs zu überführen. Dann war es vielleicht möglich, sie sich vom Hals zu schaffen, ohne einen Aufstand zu riskieren. Aber im Moment war es das beste, gar nichts zu tun und die Feinde in Sicherheit zu wiegen. Vielleicht begingen sie Fehler, an denen man sie packen konnte.

Er befahl alle Statthalter und die Garnisonskommandeure von Geser, Megiddo und Hazor zu sich nach Sichem. Nach dem Scheitern des Verständigungsversuches mit den Stammeshäuptlingen durften sie nicht auf dumme Gedanken kommen. Er mußte sie persönlich davon in Kenntnis setzen, daß er die Herrschaft über Israel angetreten hatte und fest auf seinem Thron saß. Sie sollten ihm ihre bewährte Treue zum Haus Davids bestätigen, und er wollte sie zu hoher Wachsamkeit verpflichten. Unruhen mußten sofort im Keim erstickt werden.

Als die Nachricht, daß der König Kuriere nach allen Richtungen ausgesandt hatte, um die Stützen seiner Macht nach Sichem zu beordern, zu den Flüchtlingen in der Höhle bei Schilo gelangte, wurde Jerobeam mit voller Deutlichkeit bewußt, in welcher Verwirrung sich sein Freund Schallum in Geser befinden mußte. Wie mochte er die Nachricht vom Scheitern der Verhandlungen zwischen Israel und Rehabeam, von der Absage der meisten Ältesten an das Königtum des Salomosohnes auffassen? Ob er nun trotzdem Rehabeam für den rechtmäßigen König Israels hielt? Und in diesem Fall sein Versprechen, Israels Feldherr zu werden, als erloschen ansah? Oder

erwartete er einen Aufstand in Israel? Dann aber stand er zwischen seiner bisherigen Treue zum Davidhaus und seinem Wunsch, Israel zu dienen, und wie sollte er sich entscheiden?

Jerobeam begriff, daß er jetzt eigentlich bei Schallum sein müßte, statt hier in dieser abgelegenen Höhle zu sitzen und mit Huram immer wieder die gleichen Gespräche zu führen. Aber vorausgesetzt, er könnte sich ungefährdet bis Geser durchschlagen – müßte ihn dann Schallum nicht festnehmen, falls ihn Rehabeam suchen ließ? Ob er einen seiner Knechte mit einer Nachricht zu dem Freund schicken sollte? Aber der einfältige Ard war für eine solch schwierige Aufgabe nicht zu gebrauchen, und dem ägyptischen Aufpasser konnte er nicht über den Weg trauen.

Er beschloß, die Gelegenheit dieser Einöde hier zu nutzen, um dem Treiben des Osorkon-Mannes ein Ende zu machen. Gegenüber Huram gab er vor, daß ihm Rehabeam einmal in großer Vertrauensseligkeit verraten habe, auf welchem Wege er Truppen zur Bekämpfung eines Aufstandes in Israel entsenden würde. Das war damals gewesen, als sie beide sich gegen Salomo verbündet hatten und Rehabeam ihn noch für einen treuen Diener des Davidhauses hielt. Das Heer würde durchs Jordantal marschieren, um die Verteidiger Israels, die sicherlich unmittelbar vor Jerusalem stünden, zu umgehen. Von der Gegend um Sichem aus würden die Soldaten den israelitischen Kriegern in den Rücken fallen. Kurz und gut, man müßte erkunden, ob Rehabeam jetzt etwa diesen Aufmarschplan in die Tat umsetzte. Falls er tatsächlich seine Streitkräfte im Jordantal sammelte, so könnten sie von den Felsabstürzen östlich von hier erspäht werden.

Huram glaubte Jerobeams Mitteilung, fand sie einleuchtend und kündigte an, daß er morgen den gebotenen Erkundungsgang unternehmen werde. Aber das war nun ganz und gar nicht Jerobeams Absicht gewesen, als er den angeblichen Plan des Königs darlegte. „Ich hatte an meinen Diener gedacht“, wandte er ein. „Er ist leichtfüßig wie eine Gazelle und trotzdem stark wie ein Bär. Er kann die steilsten Felsen mühelos erklimmen. Und da ich nicht annehme, daß du mit diesem Mann gehen willst, um ihn zu überwachen, so werde ich es tun. Bleib du lieber hier und beschütze Ketura! Außerdem könnte ja inzwischen dein Freund Deker mit einer wichtigen Nachricht kommen, und da ist es besser, wenn du hier bist.“

Huram betonte zwar abermals seinen Abscheu vor dem aufsässigen Kraftmenschen, aber er gab zu bedenken, daß nur er die Felswelt zum Jordantal hin einigermaßen kenne. Jerobeam warf jedoch ein: „Er weiß, daß du ihn nicht leiden kannst. Wenn er sich nun an dir vergreift?“ Da gab Huram seinen Widerstand gegen Jerobeams Absicht auf und ließ ihn mit dem „Ägypter“ losziehen. Jerobeam mußte nun nur noch Ketura beruhigen, der dieser Diener auch nicht geheuer war.

Am nächsten Morgen machten sich die beiden Kundschafter auf den Weg. Jerobeam hatte sich einen Sack mit Röstkorn umgehängt, sein Begleiter schleppte einen Beutel voll getrockneter Feigen und einen Wasserschlauch. Bis zum Abend des kommenden Tages wollten sie zurück sein.

Kaum waren sie allein, da begann Osorkons Beauftragter Jerobeam heftige Vorwürfe zu machen. Er warf ihm Tatenlosigkeit vor, und Huram bezichtigte er der Unfähigkeit, und sich selbst schonte er auch nicht, weil er Bedan nicht umgebracht hatte. Jerobeam ging auf die Anklagen ein. Zögernd gab er zu, daß es tatsächlich besser gewesen wäre, Bedan unschädlich zu machen.

Der Diener blieb verwundert stehen. „Das sagst du? Warum ist dir das nicht früher eingefallen?“

Jerobeam machte eine zerknirschte Miene und gestand diesen und noch weitere Fehler ein. Im Verlauf des Gesprächs bedauerte er sogar, daß ihm nicht ein Ratgeber wie Prinz Osorkon zur Seite stehe. Der wüßte sicherlich, was jetzt zu tun sei.

„Ich bin dir beigegeben, um dich zu beraten – du weißt es“, sagte der Diener, strotzend vor Selbstsicherheit. „Euer ganzes Israel ist wie ein Haufen blökender Schafe, die ohne Hirten sind und nicht wissen, wohin sie ziehen sollen. Die Hirten aber streiten sich und vergessen darüber die Herde. So hofft der Räuber, leichtes Spiel zu haben, wenn er sich der Herde bemächtigen will.“

„Genauso ist es“, bestätigte Jerobeam, und das meinte er ehrlich.

„Da die Hirten in ihrem Streit auseinandergelaufen sind“, fuhr der Diener fort, „und einige sich sogar verkrochen haben, kann nur noch ein Retter von außen helfen. Das heißt: Sobald wir von unserem Erkundungsgang zurück sind, wirst du mich nach Ägypten senden. Du wirst mir auftragen, den Pharao um Hilfe zu bitten. Und so wird es geschehen. Der Pharao wird kommen und diesen anmaßenden Judäerkönig züchtigen, und dich wird er als König über dein Israel einsetzen und dir sagen, was du tun sollst. Und er wird dir wahrscheinlich einen Berater an die Seite stellen, denn wenn er dich allein läßt, so weißt du nach kurzer Zeit wieder nicht weiter und schreist hilflos nach Rat und Beistand.“

Jerobeam ließ die Rede mit eisiger Miene über sich ergehen. Die Ratschläge kamen ja nicht unerwartet. Er hatte sie herausgefordert, und anders konnten sie nicht lauten. Der Mann war nur das Echo seines Herrn. Deshalb nahm ihm Jerobeam seine Rede nicht übel, außer der persönlichen Beleidigung zum Schluß. Er schwieg eine Weile, und dann versprach er, nach seinen Worten zu handeln und ihn zurück nach Ägypten zu schicken.

Sie erreichten eine Anhöhe, die nach Osten zu jäh abbrach. Jerobeam trat an den Rand einer Felsplatte und schaute in eine zwar nicht tiefe, aber von scharfen Abbrüchen flankierte Schlucht.

Die Felsen jenseits des Einschnitts waren niedriger als der Standort und ließen einen Blick hinab in die Talebene zu. Eine der endlosen Schleifen des Jordans war sichtbar. Die Straße, die diesseits des Flusses durchs Tal führte, war allerdings nicht einzusehen. Sie verlief nahe am Gebirgshang, und man hätte sich wohl noch weiter vorarbeiten müssen, um einen Blick darauf werfen zu können.

„Komm her!“ rief Jerobeam dem Diener zu, der sich wie sein Herr seiner Last entledigt hatte und nun genüßlich Röstkorn kaute. „Vielleicht kannst du mit deinen schärferen Augen etwas entdecken.“

Der Diener blieb, wo er war, und setzte sich sogar nieder. „Es ist doch egal“, begründete er seinen Ungehorsam, „ob Rehabeams Mannschaft sich dort unten tummelt. Der Pharao wird sie so oder so in der Mühle seiner Heere zerquetschen.“

Jerobeam forderte ihn noch einmal auf, näherzutreten und hinabzuspähen. „Wenn dort unten niemand ist“, erklärte er, „dann wird Rehabeam nämlich nach Jerusalem zurückgehen, und ich kann unsere alberne Höhle genauso wieder verlassen wie du Glücklicher. Also komm und hilf mir, wie es dich Osorkon geheißen hat! Danach kannst du deinen Hunger stillen.“

Nun erhob sich der Gerufene und trat neben Jerobeam, angesichts dessen vermeintlicher Hilflosigkeit fast ein wenig Mitleid verspürend. Er reckte seine athletische Gestalt und versuchte, da unten mehr zu sehen als dieser gescheiterte Königskandidat. Da gab ihm Jerobeam einen kräftigen Tritt ins Kreuz , und mit einem irren Schrei stürzte der Unvorsichtige in die Tiefe.

Jerobeams einzige Sorge war jetzt, ob der Mann auch wirklich tot war. Vorsichtig beugte er sich über den Rand des Felsens, aber er konnte den Gestürzten nicht erblicken. Wohl oder übel mußte er in die Schlucht hinabsteigen und sich vom Erfolg seiner Tat überzeugen. Er versteckte das Gepäck im Gestrüpp, das unweit aus einer Spalte ragte, bewaffnete sich mit einem scharfkantigen Stein und kletterte am Hang der Anhöhe mühsam abwärts. Als er sich am Schluchtboden um eine Felsnase schob, sah er seinen ehemaligen Diener liegen. Vorsichtig kroch er zu der Gestalt, Stein und Dolch griffbereit. Aber dann sah er das Blut, das aus dem Mund des Abgestürzten rann, und dessen verdrehte Kopfhaltung. Kein Zweifel, der Mann hatte sich das Genick gebrochen. Er rüttelte ihn und legte das Ohr an seine Brust und überzeugte sich so, daß er wirklich tot war. Eilig suchte er lose Steine zusammen und bedeckte damit notdürftig den Leichnam. Dann kroch er auf Händen und Füßen wieder nach oben. Hastig griff er nach dem Gepäck, hing sich alles über die Schultern und verließ, so schnell er mit der dreifachen Bürde konnte, den Ort des grausigen Geschehens.

Es war das erste Mal, daß er einen Menschen getötet hatte. Aber dieser Mann war ja ein Fremder gewesen, kein Israelit, und zudem ein Gegner. Denn der Pharao und dessen Sohn waren Feinde Israels, ob sie nun morgen angriffen oder erst übermorgen, und der Tote war ihr Knecht gewesen. Schade war es trotzdem um ihn. Hätte es nur eine andere Möglichkeit gegeben, die Bedrohung durch ihn abzuwenden!

Als sich die Sonne neigte, beschloß Jerobeam, erst am nächsten Morgen das letzte Stück Weg zurückzulegen. Weit war es zwar nicht mehr bis zu den Gefährten, aber er fürchtete doch, im Dunkeln die Richtung zu verfehlen oder hinzustürzen. So hockte er sich an eine Felswand. Er besah seine zerschundenen Hände, aber die würden wieder heilen. Schlimmer war, daß sein Gewand beschmutzt und an einer Stelle eingerissen war. Und das rote Stirnband hatte er verloren, es hing jetzt sicherlich an jenem Gesträuch, das beim Abstieg sein Abrutschen gebremst hatte. Aber so ärgerlich das alles war – den gefährlichen Aufpasser war er los! Nur das hatte Gewicht. Zufrieden aß und trank er und freute sich, daß damit das Gepäck abermals leichter wurde.

Als später die Wildnis ihre nächtlichen Stimmen hören ließ, wurde ihm allerdings beklommen zumute. Wenn nun der Geist des Toten aus der Schlucht stieg und ihn einholte und sich an ihm rächen wollte? Wenn er ihm einen Dämon sandte, der ihn ängstigte oder ihm gar etwas antat? Zwar schalt er sich sogleich wegen solcher Befürchtungen, denn eigentlich war er ja ein recht nüchterner Betrachter der Wirklichkeit und hielt nichts von bösen Geistern und Dämonen. Er fürchtete nur den Zorn Jahwes, denn davor konnte man sich nicht schützen wie vor den Nachstellungen boshafter Menschen. Aber immer wieder schreckte er aus leichtem Schlummer hoch, wenn in der Nähe etwas raschelte oder irgendwo ein Schakal heulte. Er war froh, als am östlichen Horizont das Morgenlicht erschien und er seinen Rückmarsch fortsetzen konnte. Und nun war ihm sogar, als ob er den geplanten Angriff der Ägypter abgewehrt hatte, obwohl er genau wußte, daß das nicht stimmte und er diesen bestenfalls hinausgezögert hatte.

Ketura und die beiden Gefährten begrüßten ihn mit großer Freude, und nicht nur, weil er zwar ein wenig verwahrlost, aber doch gesund und munter vor ihnen stand, sondern auch, weil er allein zurückkehrte. Sie nahmen die Auskunft vom Unfalltod des unbeliebten Begleiters gleichmütig, ja erleichtert auf. Huram machte ein wissendes Gesicht, aber er kommentierte nichts.

Eine Woche später erschien Deker mit der Nachricht, daß Rehabeams Beratung mit den Statthaltern und Garnisonskommandeuren stattgefunden hatte. Er hatte in Sichem einen Freund wohnen, der ihm stets alles Wichtige berichtete, was sich in der Stadt begab. Was dieser Freund allerdings nicht wissen konnte war der auf der Besprechung verkündete Entschluß Rehabeams, an

der Bereitschaft der Israeliten, Sichems Stadtmauer auszubessern, zu prüfen, ob sie gewillt waren, sich mit seinem Königtum abzufinden.

Rehabeam hatte drei Städte in der Nähe Sichems ausgewählt, wohin er nun seine Beauftragten schickte, damit sie dort eine Mannschaft junger Männer aufstellten und nach Sichem brachten. Den alten Adoniram sandte er nach Tappuach. Falls sich Huram der Einberufung seiner Mitbürger widersetzte, was anzunehmen war, so gab es einen einleuchtenden Grund, Adoniram seines Ministeramtes zu entbinden. Asarja sollte in Tirza zeigen, ob er noch zu seinem Amt taugte. Ochran beorderte er nach dessen Heimatort Schilo – er wenigstens würde wohl erfolgreich sein, hoffte der König.

Als der Mann, der früher Huram bespitzelt hatte, von Ochran erfuhr, welches Wagnis Rehabeam so kurz nach dem Scheitern seines Treffens mit den Ältesten eingehen wollte, hielt er das für die erwünschte Gelegenheit, seinem Feind Huram die in Tirza erlittene Schmach heimzuzahlen. Er würde dem Ältesten ein Verbrechen anhängen, und Rehabeam kam dann nicht umhin, den überheblichen Stammeswürdenträger empfindlich zu bestrafen. Im günstigsten Fall mit dem Tode. Er beobachtete, wie Adoniram sich zwischen den zwei Eseln in seinen Tragsessel quälte, und eilte davon, um vor dem Minister und dessen Schutztruppe von zehn Soldaten in Tappuach zu sein.

Adoniram hatte eine sehr simple Vorstellung von der Erfüllung seines Auftrags. Trotzdem er Hurams Auftritt vor dem König miterlebt hatte, glaubte er nicht, daß der Älteste sich der Befestigung der israelitischen Hauptstadt verweigern würde. Er wollte also mit ihm die Zusammenstellung der Bauarbeitergruppe besprechen und dann weiterreisen nach Zereda, um dort Jerobeam als Bauleiter zu gewinnen. Auch hierbei sah er keine besondere Schwierigkeit, denn er wußte ja am besten, daß der Efraimit sein Amt keineswegs ungern ausgeübt hatte. Auf dem Rückweg wollte er dann die Mannschaft, die Huram inzwischen ausgewählt hatte, mitnehmen. Er brauchte sie nicht einmal zu beaufsichtigen, denn das würde Jerobeam tun.

In Tappuach hatte die Ernte begonnen, und die Familien waren draußen auf den Feldern. Adoniram ließ anhalten, rutschte aus seinem Sessel und forderte einige kleine Kinder, die neugierig herbeigelaufen kamen, auf, ihm den Ältesten Huram heranzuholen. Der sei nicht da, sagte eines der Kinder, und die anderen bestätigten es eifrig. Die Auskunft verdroß den Minister, und nun verlangte er nach irgendeinem, der in Tappuach etwas zu sagen hatte. Es war schändlich, dachte er, als er den davonrennenden kleinen Boten hinterherblickte, daß die Hausväter der Stadt nicht von selbst vor ihn traten und nach seinen Wünschen fragten. Früher hätte es das nicht gegeben. Blieben da drüben bei ihrer Arbeit, als ob sie nicht bemerkten, daß hier ein königlicher Beamter eingetroffen war!

Nun sammelte sich aber eine Gruppe älterer Männer und kam auf ihn zu, und hinter dieser Schar stampfte ganz Tappuach heran, Männer, junge Burschen, Frauen und Mädchen und die allgegenwärtigen Kinder. Die Menge bildete einen Kreis um ihn und die Soldaten. Ihm war das nicht unrecht, denn so konnte er gleich der gesamten Einwohnerschaft seinen Auftrag mitteilen. Aber die Bewaffneten rückten eng zusammen und ließen ihre Blicke kreisen, um eventuelle Gewalttäter rechtzeitig auszumachen. Einer der Männer von Tappuach wiederholte, daß Huram schon seit Tagen nicht in der Stadt sei, und er fragte nach der Botschaft, die er ausrichten könne. Adoniram nannte nun seinen Namen und sein Amt, und ein Grollen lief durch die Menge. Das also war der Mann, der die jungen Israeliten in die Steinbrüche trieb, damit sie dort Arme und Beine und sogar das Leben verloren! Adoniram deutete die Bewegung um ihn jedoch lediglich als Ausdruck des Erstaunens darüber, daß eine so hochgestellte Persönlichkeit wie er sich zu ihnen begeben hatte. So begann er nun, nachdem er auf Nachfrage vernommen hatte, daß selbst Hurams Familie nicht wisse, wo der Vater des Hauses sei und wann er zurückkomme, mit der Erläuterung seines Auftrags.

In der Nähe der Feldflur hatte eine kleine Gruppe von Wanderhirten ihre Zelte stehen. Neugierig waren auch diese Männer herbeigekommen, in ihrer Mitte der Spitzel aus Sichem. Daß er diese Hirten getroffen hatte, hielt er für ein günstiges Vorzeichen. Als der alte Minister seine Rede begann, gesellte er sich zu einer Schar junger Burschen und begann im Flüsterton, sie gegen das Anliegen dieses königlichen Beamten aufzuhetzen. Als sie ihm leidenschaftlich beipflichteten, wurde er deutlicher. Dieser Mann da vorn sei schuld, daß soviele Krüppel durch Efraims Dörfer hinkten. Nun habe er es auf sie, die Jugend von Tappuach, abgesehen. Ob man ihm nicht sagen solle, daß hier keine Knechte seines Königs zu finden seien? Ob man nicht den Vätern helfen müsse, mit dem Sklaventreiber fertigzuwerden ?

Die Saat des Spitzels ging schnell auf. Bald schrie einer der Burschen, daß sie das Korn von Tappuach schleppen wollten, aber nicht die Steine von Sichem. Ein zweiter, ein dritter schloß sich mit ähnlichen Rufen an. Die Soldaten umklammerten ihre Lanzen. Einer der Hausväter rief den Jungen zu, ruhig zu bleiben und die Königsleute in Frieden ziehen zu lassen.

Adoniram erhob nun seine Stimme, die ihm trotz seiner sonstigen Schwäche noch immer gehorchte, und berief sich auf Bedans Zusicherung, daß Israel gegen den Baudienst im eigenen Land keine Einwände habe. Wenn sich hier also jemand dem Dienst verweigere, dann stelle er sich ge-

gen die Ältesten Israels. Der Spitzel flüsterte: „Was geht uns der Manassit Bedan an? Seid ihr nicht tapfere Efraimiten? Und ist der dort nicht ein Knecht Salomos? Früher verstanden sich die Efraimiten auf die Sprache der Steine!“ Er trug keine Bedenken, den alten Adoniram seiner Rache an Huram zu opfern, denn er wußte von Ochran, wie abfällig der König über seinen Bauminister dachte.

Ein Stein flog in den Ring und traf den Alten am Kopf. Seine Rede brach mitten im Satz ab, und dann fiel er hin. Ein zweiter Stein traf den Liegenden. Die älteren Männer waren wie erstarrt. Die Frauen rannten kreischend davon. Die Soldaten drangen in die Menge, um die Steinewerfer festzunehmen. Aber nun begann ein erbittertes Ringen, denn die Bauern stemmten sich ihnen entgegen und wollten nicht zulassen, daß einem ihrer Söhne und Enkel ein Leid geschah. Ihre Überzahl machte den Ansturm der Soldaten zunichte, denn diese setzten ihre Lanzen nicht ein, um nicht von der wütenden Menge erschlagen zu werden wie der Minister.

Die Soldaten ließen von ihren Gegnern ab. „Kümmert euch lieber um den da!“ rief ihnen der Wortführer der Männer von Tappuach zu und wies auf den am Boden Liegenden. Zwei der Bewaffneten und er selbst hockten nieder, aber dem Alten konnten sie nicht mehr helfen. Wahrscheinlich hatten ihn nicht die Steinwürfe getötet, sondern der Schreck hatte sein schwaches Herz stillstehen lassen. Die Bauern beobachteten schweigend, wie die Soldaten den Leichnam in den Tragsessel packten und ihn festbanden, damit er unterwegs nicht herunterrutschte.

Die Einwohner von Tappuach waren verstörter als die abziehenden Soldaten. Was würde Rehabeam tun? Würde er die Stadt belagern? Wovon sollten sie dann leben, da der größte Teil der Ernte noch auf dem Halm stand? Und was würde Huram sagen, wenn er die Untat erfuhr? Oder erhob sich nun Israel gegen den selbsternannten König? Aber wer sollte sich an die Spitze stellen? Die Väter machten den Burschen, die das Unheil mit ihrer unbedachten Tat herbeigeführt hatten, heftige Vorwürfe, aber die fühlten sich zu Unrecht gescholten und beanspruchten Lob statt Tadel. Den Fremden, der sie aufgehetzt hatte, vergaßen sie rasch. Sie legten Wert darauf, daß sie von selbst auf ihre Heldentat gekommen waren. Ochrans Spitzel war ja auch schon längst auf und davon, als die Soldaten sich gegen den Angriff zur Wehr gesetzt hatten.

Die anderen beiden Sendboten Rehabeams, der Minister Asarja und der Statthalter Ochran, blieben auch erfolglos, aber sie kehrten wenigstens unversehrt nach Sichem zurück. Asarja wurde in Tirza einfach davongejagt. Hurams Schwager Enan und sein Anhang taten sich dabei besonders hervor. „Wie wir dich verscheuchen“, rief Enan, „so werden wir auch deinen König vertreiben!“ Und sein Sohn gab dem Minister mit auf den Weg: „Wir wollen Jerobeam zum König! Für ihn werden wir Stadtmauern bauen, aber nicht für euch!“

Der Efraimit Ochran galt in seiner Heimatstadt Schilo als Abtrünniger. Sein Vater und ein älterer Bruder waren zwar wie er Parteigänger der Davididen, aber sie hielten sich zurück und denunzierten keinen ihrer Mitbürger, so daß sie von ihnen geduldet wurden. Denn die Masse der Einwohner Schilos stand mit dem Ältesten Deker gegen Salomo und Rehabeam. Ochran kannte also die Schwere seines jetzigen Auftrags und wußte, daß ihm seine Familie nicht helfen konnte. Sowieso setzte er nur ungern den Fuß in seine Heimatstadt. Natürlich erhielt er eine klare Absage. Er nahm sie zur Kenntnis und beeilte sich, wieder nach Sichem in den Schutz von Rehabeams Hundertschaft zu kommen.

Als Rehabeam hörte, was seinen Beauftragten widerfahren war, ergriff ihn ein gewaltiger Schreck. Wenn sich nun das ganze Land erhob wie die Israeliten in Tappuach und in Tirza? Ochran bat ihn vergeblich, den Tod Adonirams an Tappuach und vor allem an Huram, der die Herzen seiner Mitbürger vergiftet hatte, blutig zu rächen. Kreidebleich rief der König den Hauptmann seiner Hundertschaft zu sich und befahl ihm, die Mannschaft marschbereit zu machen. Dann ließ er Bedan zu sich bitten.

Auch der Älteste hatte bereits Kenntnis vom Totschlag in Tappuach und dem Ruf nach Jerobeams Königtum in Tirza. Mehr noch als über die Haltung seiner Stammesgenossen von Tirza war er über den Unverstand des Königs erbost, der auf eine solch untaugliche Weise seine Macht hatte zeigen wollen. Hatte ihn Jahwe mit Blindheit geschlagen? Das Wagnis konnte doch nur scheitern! Und nun mußte er sich auch noch Rehabeams genauso unsinnige Weisung anhören: „In acht Wochen erscheinst du mit den Ältesten, die hier versammelt waren, in Jerusalem! Dort werdet ihr mir huldigen! Wenn ihr ausbleibt, dann soll Israel erfahren, was es kostet, seinen König zu beleidigen und dessen Diener zu töten!“

Bedan wußte, daß die Forderung Rehabeams unerfüllbar war. Und er war unsicher, ob er das Königtum des Salomosohnes überhaupt noch länger unterstützen sollte. Aber um den König nicht zu reizen, sagte er zu. Nun seufzte Rehabeam erleichtert: „Ich wünschte, es gäbe in Israel mehr verständige Männer von deiner Art!“

Als Bedan gegangen war, ließ der König die Hundertschaft antreten. Auch die Minister waren reisefertig. Der Leichnam Adonirams war in aller Eile in ein derbes Lederfutteral eingenäht worden, damit er den Transport überstand. Rehabeam ließ den Blick prüfend über die kleine Kolonne

schweifen, schwang sich auf sein Maultier und befahl den Abmarsch. Zurück blieben ein enttäuschter Statthalter und ein verbitterter Spitzel.

Im Eiltempo zog Rehabeam mit seiner Mannschaft nach Süden, den festen Mauern von Jerusalem entgegen. Diesmal zeigten sich die Israeliten am Wege. Der König blickte in verbissene Gesichter, und es fehlte nicht viel, daß er laut beschimpft wurde. Es ist eine Flucht! durchfuhr es ihn. Der Enkel Davids flüchtet vor den Israeliten! Er schämte sich. Und sein Haß gegen dieses rebellische Volk wuchs.

24

Als Naama erfuhr, wie ihr Sohn versucht hatte, mit seinem halbherzigen Zugriff auf die Jugend dreier Städte die Gesinnung der Israeliten zu prüfen, wußte sie nicht, ob sie ihn auslachen oder ausschimpfen sollte. Sie tat beides. Zuerst nannte sie ihn einen einfältigen Kindskopf und kränkte ihn durch allerlei lächerliche Vermutungen, wo er seinen Verstand gelassen haben könnte. Dann fragte sie ihn, ob er genauso wie sein Vater als gefährlicher Schwächling enden wolle. Und nun prasselten ihre Vorwürfe auf ihn nieder. Ob ihm Israel nichts wert sei, ob er glaube, ohne dessen Überschüsse seine Streitmacht vergrößern zu können, ob er das Erbe seines Großvaters etwa nicht mehr rückerobern wolle. Er sei eine Enttäuschung, und wenn er so weitermache, werde er Israel verlieren und als König einzig der Judäer sein Leben beschließen, ruhmlos und verachtet. Rehabeam fühlte sich, als stehe er im feindlichen Pfeilhagel und habe keinen Schild bei sich. Endlich tat er etwas, was ein Sohn nie tun darf. Er ließ seine Mutter einfach reden und entfernte sich.

Am nächsten Tag trat er reumütig vor sie und entschuldigte sich für die Beleidigung. Er hatte begriffen, was für einen entscheidenden Fehler er in Sichem gemacht hatte. Naama gewährte ihm Verzeihung, denn auch sie hatte eingesehen, daß sie in ihrem Zorn zu weit gegangen war und ihn mehr als angemessen erniedrigt hatte. Und um seine Selbstzweifel zu zerstreuen, ließ sie sich den Ablauf der Verhandlungen mit den Ältesten in allen Einzelheiten schildern, schätzte sein Verhalten als richtig ein und lobte ihn sogar dafür, daß er den Vorschlag, sich einem israelitischen Bundesrat unterzuordnen, abgelehnt hatte. Ein König konnte nur ein Herrscher sein, oder er war ein Nichts.

Um den Israeliten nicht als wortbrüchig zu erscheinen, riet Naama, die selbstgesetzte Frist von acht Wochen einzuhalten und bis dahin nichts zu unternehmen. Vielleicht kühlten sich die erregten Gemüter wieder ab. Da jedoch nicht zu erwarten war, daß Bedan mit den anderen Ältesten tatsächlich in Jerusalem erschien und die Unterwerfung Israels erklärte, wurden sie sich einig, gegen die aufsässigen Städte Tappuach, Schilo und Tirza jetzt schon Strafzüge vorzubereiten. Und die Judäer mußten auf den Waffendienst eingestimmt werden, denn ein Krieg gegen ganz Israel war allein mit den Soldaten der Garnisonen nicht zu gewinnen. Auf den Reichsteil Israel zu verzichten, war für Mutter und Sohn undenkbar. Das Reich ohne Israel wäre wie ein Mann, dem man einen Arm abgehauen hatte. Rehabeam fühlte sich als rechtmäßiger König Israels.

Den Israeliten dagegen schien es, als sei die Selbständigkeit Israels nun wiederhergestellt. In diesem Sinn hatten sie Rehabeams Abzug aus Sichem bejubelt. Der Widerstand von Tappuach, Schilo und Tirza hatte schon genügt, um den angemaßten König in die Flucht zu schlagen. So läßt ein Athlet vor aller Augen seine Muskeln spielen, um den Gegner zu entmutigen. Falls der Salomosohn dennoch seine Soldaten schickte und sich so zum Feind Israels erklärte, würde man sich ihm gemeinsam entgegenstellen und ihn nach Jerusalem zurückjagen, wo er hingehörte, und er würde endlich begreifen, daß für ihn der Weg nach Sichem, Megiddo und Hazor ein für allemal versperrt war.

Die Hochstimmung der Israeliten erfaßte auch Huram und Jerobeam, Ketura und Ard, als der Älteste Deker und der Gottesmann Ahija ihnen die frohe Botschaft in die Höhle brachten, daß sich Rehabeam mit seinen Soldaten ängstlich davongemacht hatte. Sie gratulierten sich gegenseitig zur Wiederherstellung der Freiheit Israels nach Bedans unseligem Versuch, der salomonischen Knechtschaft Dauer zu verleihen. Deker forderte die Flüchtlinge auf, ihr Versteck schleunigst zu verlassen. Die Sippenältesten Efraims müßten unverzüglich zusammenkommen und die Verteidigung gegen den zu erwartenden Angriff Rehabeams in die Wege leiten. Huram und Malkiel sollten in der Freude des gemeinsam errungenen Sieges über Rehabeam ihren schwelenden Streit endgültig begraben. Und zu Benjamin müßte Verbindung aufgenommen werden, denn der Schlag aus Jerusalem würde ja die Benjaminiten als erste treffen. Ganz schnell sei eine Heerschau notwendig, und Waffen müßten beschafft werden.

Jerobeam schwirrte der Kopf von Dekers Tatendrang, um so mehr, als Huram lebhaft darauf einging. Er hatte ja seinen Mitbürgern versichert, daß er an der Spitze efraimitischer Krieger in den Kampf ziehen werde, und das war kein leeres Versprechen gewesen. Die beiden Ältesten schwelgten im Zusammentragen der Maßnahmen, die jetzt zu ergreifen waren. Alles zielte darauf ab, die Efraimiten im Bunde mit den Benjaminiten zur Abwehr Rehabeams zu mobilisieren und zu ertüchtigen.

Typisch Huram! dachte Jerobeam. Nach jeder Niederlage ließ er den Kopf hängen, und nach jedem Hoffnungsstrahl glaubte er den Sieg in greifbarer Nähe. Und wie sich sein Gesichtskreis verengt hatte! Als er durchs Land gezogen war, um für einen eigenen israelitischen König zu werben, da hatte er noch Israel in seiner Gesamtheit im Auge gehabt. Jetzt, da es um die Abwehr des falschen Königs ging, blickte er nur von Gibea bis Tappuach. Dabei war doch klar, daß für die Verteidigung gegen Rehabeams Heer zwar all das notwendig war, worüber Deker und Huram die Köpfe rauchten, aber daß Israel darüberhinaus vor allem zweierlei brauchte. Erstens einen Führer, der die Stämme zusammenhielt, der sich zur Einheit Israels unter seinem Gott Jahwe bekannte, der diese Einheit zu seinem Lebensinhalt machte und sie somit selbst verkörperte. Und zweitens einen Militärbefehlshaber, der die Krieger Israels sachkundig auszubilden und zu bewaffnen, für den Kampf zu formieren und im Krieg zu befehligen verstand, so daß sie den Soldaten Rehabeams nicht allzu unterlegen waren.

Jerobeam war sich bewußt, was die Anerkennung dieser zwei Erfordernisse praktisch bedeutete. Seine eigene Einsetzung als König Israels war infolge der bedrohlichen Lage nicht nebensächlich geworden, sondern wichtiger denn je, und sein Freund Schallum mußte sich jetzt zu Israel bekennen und sofort hierher aufs Gebirge kommen, um die Verteidigung Israels in die Hand zu nehmen.

Längst hörte Jerobeam nicht mehr auf das, was die beiden Ältesten erörterten. Er erkannte, daß seine Aufgabenstellung im Grunde unlösbar war. Denn heute und morgen war sicherlich keiner der Stammesältesten bereit, über sein Königtum zu verhandeln. Aber Schallum mußte her, weil ohne ihn kaum Aussicht bestand, Rehabeams Soldaten zu widerstehen. Nun hatte der Freund jedoch seine Bereitschaft, Israels Heerführer zu werden, davon abhängig gemacht, daß Israel einen König habe, der allgemein anerkannt sei. Von Schallum also die Einlösung seines Versprechens zu fordern, schien aussichtslos.

Jerobeam blickte den alten Ahija an. Ein Gottesmann war der? Aber mit seiner Kunst mochte wohl leider nicht viel her sein, denn sonst wäre er doch eine Berühmtheit in ganz Efraim. Was dachte er jetzt? Er saß in sich gekehrt da, den knochigen Schädel gesenkt, und hatte offenbar kein Bedürfnis, sich am Gespräch der beiden Ältesten zu beteiligen. Aber nun spürte er, daß Jerobeam ihn musterte. Er hob den Kopf, und ihre Blicke trafen sich. Jerobeam war es, als ob Ahija seine Überlegungen erraten hatte und gleich ihm nach einer Antwort suchte.

Ein verständnisvolles Lächeln huschte über das zerknitterte Gesicht des Alten. Er nickte dem Ratlosen aufmunternd zu und sagte: „Nimm keine Rücksicht! Tu, was dich Jahwe zu tun heißt! Er wird dir beistehen."

Huram und Deker unterbrachen ihr Gespräch und sahen den Gottesmann verwundert an. Und dann Jerobeam. Der wandte sich an sie: „Falls Rehabeam mit seiner gesamten Heeresmacht anrückt, wie sollen ihm dann die Krieger Efraims und Benjamins auf sich allein gestellt widerstehen?"

Huram wischte den Einwand mit einer Handbewegung beiseite. „Warum sollte er alles aufbieten, was er an Bewaffneten hat? Er glaubt doch, er sei unser König. Er wird einzelne Trupps schicken, nach der Ernte, um die Abgaben einzusammeln. Größere Abteilungen als bisher, gewiß. Aber doch nicht seine gesamte Heeresmacht."

Jerobeam entgegnete: „Woher willst du das wissen? Vielleicht schickt er ein Heer durchs Jordantal und fällt uns in den Rücken. Wie sollen wir dann bestehen?"

Deker überlegte laut: „Wir brauchten eben einen Heerführer, wie einst Saul einer war."

„Und einen König. Der es werden soll, sitzt ja hier bei uns." Ahija hatte es eingeworfen. Jerobeam nickte lebhaft. Die Ältesten blickten erneut den Gottesmann an, ungehalten über dieses, wie sie meinten, im Moment abwegige Hineinreden in ihre Planungen. Ahija ließ sich dadurch nicht beirren. „Beruft die Stammesältesten erneut nach Sichem!" forderte er. „Rehabeam ist geflohen. Damit hat er vor aller Augen auf seinen Anspruch, Israels König zu sein, verzichtet. Niemand kann nun noch sein Anhänger sein wollen. Jetzt müssen sich alle Stämme auf Jerobeam als König einigen."

Huram war irritiert. Nicht über Ahijas Eintreten für Jerobeam. Darum hatte er den Alten ja selbst gebeten, als er im vorigen Jahr in dieser Höhle gehaust und sich mit ihm hier getroffen hatte. Aber woher rührte diese Einigkeit zwischen Ahija und Jerobeam, als ob sie sich verabredet hätten? Soviel er wußte, waren sich die beiden heute zum erstenmal begegnet. Gab es zwischen ihnen eine Verbindung, die er nicht kannte? War ihm etwas entgangen, was seinen Schützling betraf? Er wies Ahijas Vorschlag zurück. „Du hast es gehört, wir müssen mit einem Angriff rechnen. Jetzt muß jeder Älteste bei seinem Stamm sein. Wir können jetzt keine Versammlung einberufen."

Nun mischte sich Jerobeam in den Wortwechsel ein. „Jahwe hat mich als König der Israeliten ausersehen. Auf meiner Flucht vor Salomo hat er es mir offenbart. Huram, du weißt es! Mehr noch – du hast erkannt, daß dein Eintreten für mein Königtum dir von Jahwe in dein Herz gelegt wurde! Wielange soll nun Israels Gott noch warten, bis wir seinem Willen nachkommen? Ahija rät das Richtige. Warum lehnst du seinen Vorschlag ab?"

Hurams Miene verdüsterte sich. „Belehre mich nicht über meine eigenen Einsichten!“ erwiderte er gereizt. „Jahwe hat uns keine Frist gesetzt. Wir werden den Feind zurückschlagen. Dann werden wir den Bund der Stämme erneuern und den Bundesrat bilden. Und danach werden wir dich zum König salben. So wird es sein.“

Jerobeam schüttelte den Kopf. „So darf es nicht sein! Die Reihenfolge ist falsch! Zuerst muß der Stämmebund erneuert werden. Das heißt, der Bundesrat muß sich bilden, und er muß den König und den Heerführer berufen. Das muß schnell geschehen. Erst dann ist Israel in der Lage, den Krieg zu führen, der lange dauern wird. Denn ich glaube nicht, daß Rehabeam jemals auf Israel verzichten wird. Er wird zwar nicht über uns siegen, aber wir werden ihn auch nicht bezwingen.“

Hurams Gesicht rötete sich vor Ärger. „Willst du klüger sein als …?“ fragte er mit Schärfe, sich im letzten Moment besinnend, daß er immerhin seinen Königsanwärter vor sich hatte. „Wir können jetzt nicht schon wieder die Ältesten zusammenrufen“, widersprach er. „Dein Königtum muß noch etwas warten. Ich will es wie du, und wer daran zweifelt, beleidigt mich!“ Er schnaufte unwillig und fragte unvermittelt: „Was ist mit deinem Soldatenfreund in Geser? Wollte er uns nicht beistehen?“ Er erklärte Deker, was er von Jerobeams einstigem Bericht über Schallums Zusage behalten hatte.

Nun wurde Jerobeam ärgerlich. „Du gibst meine Worte ungenau wieder!“ hielt er Huram vor. „Der Kommandeur von Geser wird nur dann zu uns stoßen, wenn es in Israel einen König gibt, der vom ganzen Volk anerkannt wird. Wie sollte ich jetzt vor ihn treten, wo doch Israel einer Herde ohne Hirten gleicht? Die Ältesten sind auseinandergelaufen, und einen König gibt es nicht.“

Ahija hob die Hand, um dem Streit ein Ende zu machen. „Geh nach Geser!“ forderte er Jerobeam auf. „Huram ist zwar nicht gewillt, seinen Standpunkt zu überdenken, aber dein Freund muß kommen und uns beistehen! Ist er ein gottesfürchtiger Mann, so wird er dir folgen, auch wenn du noch nicht König bist. Lehnt er aber ab, mit dir zu gehen, so ist er für uns der Falsche.“

Jerobeam warf einen zornigen Blick auf Huram. Der war schuld, falls Schallum weiterhin Rehabeam die Treue hielt.

„Tu, was Ahija dir rät!“ sagte Huram. „Das ist das Beste, was du jetzt für die Freiheit Israels tun kannst.“

Jerobeam sah ein, daß ihm angesichts Hurams Weigerung nichts anderes übrigblieb, als nach Geser zu gehen und Schallum die Sachlage darzulegen. Da Jahwe ihn zum König wollte, würde er ihm sicherlich zur Seite stehen, so daß er den Freund überzeugte. Der Gottesmann Ahija war wohl doch einer, der Jahwes Willen zu deuten wußte. Sein Rat war vernünftig. Doch warum pflichtete Huram dem Gottesmann bei? Wünschte er wirklich, daß Schallum kam und Israels Krieger befehligte? Ihn trieb wohl mehr, den unbequemen Königsanwärter erst einmal loszuwerden. Kritik an seinen Entschlüssen war ihm von jeher zuwider. Jerobeam erkannte, daß sein Bündnis mit Huram soeben einen Riß erhalten hatte. Oder war dieser Riß heute nur sichtbar geworden?

„Du hast recht, Ahija“, äußerte er sich. „Ich werde nach Geser gehen. Sollte Schallum jetzt noch immer zu Rehabeam halten, dann wird er nie ein rechter Israelit werden.“ Er wollte noch hinzufügen, daß in diesem Fall er selbst möglicherweise nicht zurückkehrte. Und dann müßte sich Huram einen anderen Mann suchen, der bereit war, unter seiner ständigen Gängelung König zu sein. Aber er unterließ die Bemerkung, denn er änderte damit nichts, und Huram hätte ihm die Rede vielleicht gar als Wehleidigkeit ausgelegt, oder als Aufsässigkeit.

Es kam an diesem Tag zu keiner Wiederannäherung mehr zwischen den beiden Bündnispartnern. Deker war darüber verstimmt. Auch Ketura bemerkte das Zerwürfnis, aber solange der Älteste aus Tappuach in der Nähe war, konnte es ihr Jerobeam nicht erklären. Er teilte ihr mit, daß er nach der Festung Geser reisen müsse, und er fragte sie, ob sie während seiner Abwesenheit bei Huram in Tappuach bleiben oder ob sie lieber nach Zereda zu Ira und Bohan oder zur Familie ihrer Mutter gehen wolle.

Ketura blickte ihn an, ein wenig enttäuscht, weil er sie abermals von sich trennen wollte. „Weißt du wirklich nicht, was ich will?“ fragte sie. „Nimm mich mit! Wenn ich hier in der Einöde um dich war, so werde ich doch auch nach dieser fernen Stadt mit dir reisen können.“

Jerobeam warnte sie vor den Reisestrapatzen und hätte beinahe seine schlimmste Sorge verraten, nämlich daß ihm Schallum die Freundschaft aufkündigte und ihn an Rehabeam auslieferte. Aber er durfte Ketura nicht solche Angst machen, daß sie sich der Reise etwa gar entgegenstellte. So plänkelten sie ein Weilchen hin und her, und am Ende gab Jerobeam nach und versprach, sie mitzunehmen. Und auch Ard, den Knecht.

Am nächsten Morgen brachen sie auf. Sie überquerten das Gebirge und führten die Esel dann auf einsamen Pfaden, die Jerobeam von früher kannte, hinab in die Küstenebene. So vermieden sie am ehesten eine Begegnung mit Streifscharen Rehabeams, die etwa von Jerusalem her ausgesandt waren.

Huram aber ritt mit Deker nach Bet-El zu Malkiel. Er sah ein, daß persönliche Differenzen jetzt zurückstehen mußten. Und immerhin hatte ja in Sichem der Alte mit ihm gemeinsame Sache gemacht, um Bedans Vertrag mit dem Salomosohn zu Fall zu bringen. Dabei stammte die Idee, Rehabeams Nein mit einem Vorschlag herauszufordern, dem er unmöglich zustimmen konnte, gar

nicht von ihm, sondern von Jerobeam. Aber das hatte er verdrängt. War eine Idee erfolgreich, so konnte sie nur von ihm sein.

Malkiel fühlte sich geschmeichelt, daß die beiden Amtsbrüder sich ungerufen bei ihm einfanden. Und er billigte ausdrücklich, daß sie von den Dörfern am Wege aus an alle anderen Sippensprecher Efraims Botschaft gesandt hatten, nach Bet-El zu kommen.

Als dann der Stammesrat Efraims auf dem Kultplatz der Stadt beisammensaß, gegenüber der heiligen Steinsäule und dem Altar, die beide vom Stammvater Jakob herrühren sollten, gab sich der Alte, als hätte er die Versammlung anberaumt. Er hielt eine flammende Ansprache, in der viel von den Tugenden der Efraimiten die Rede war und vom Beispiel, das Efraim allen anderen Stämmen geben werde. Huram stand ihm nicht nach. Seine Rede war eine Haßattacke gegen Jerusalem und die Daviddynastie. Über die Wahl Jerobeams zum König Israels verlor er kein Wort. Das hatte seiner Meinung nach Zeit.

Deker war der erste in der Runde, der sich zu den notwendigen Verteidigungsmaßnahmen äußerte. Die Ältesten fanden seine Vorschläge vernünftig und einigten sich darauf, in allen Städten und Dörfern die Jugend sofort für den Krieg zu mobilisieren und zu formieren. In der Ernte sollten die älteren Männer einspringen, falls Rehabeams Angriff noch vor deren Abschluß und vor dem Drusch erfolgte. Für die Bewaffnung hatte jede Mannschaft selbst zu sorgen. Zuerst sollte in den Familien geprüft werden, was aus den Kriegszügen zur Zeit Davids noch an Waffen vorhanden war. Lanzen, Keulen, Äxte und Schilde konnten die Krieger selbst herstellen. Ein Nachrichtensystem mit Rauch- und Feuerzeichen von Ort zu Ort wurde vereinbart, damit sich das Heer Efraims sammeln konnte, wenn die Jerusalemer von Süden heranrückten.

Als alles Militärische besprochen war, fragte einer der Ältesten nach Jerobeam. Nun blickten alle Huram an. Der antwortete mit geheimnisvoller Miene: „Er ist nach Geser gegangen. Mehr kann ich euch nicht sagen. Aber wenn er Erfolg hat, dann wird Rehabeam morgen schwächer sein als heute. Seid also frohen Mutes!“

Die Ältesten gewannen den Eindruck, daß die Verteidigung der Freiheit Israels bei Huram in den besten Händen lag und sich im Verborgenen mehr tat, als hier zur Sprache gekommen war. Trotzdem wollte einer der Männer wissen, wann mit dem Zuzug von Kriegern der anderen Stämme zu rechnen sei, denn Efraim allein könne ja wohl den Judäern kaum widerstehen.

Huram und Deker blickten sich an. Darüber hatten sie trotz Jerobeams Mahnung noch gar nicht gesprochen. Jetzt ging es erst einmal um die Aufstellung der eigenen Kräfte. Aber natürlich war beiden klar, daß gegen die Streitmacht Rehabeams das Gesamtheer Israels zum Einsatz kommen mußte. Aber wie würden sich Bedans Manassiten verhalten? Und die Nordstämme Naftali, Ascher und Dan? Und die Sippen östlich des Jordans?

Malkiel rettete seine Amtsbrüder aus der Verlegenheit, eine zuversichtliche Antwort zu finden. „Uns Efraimiten fällt die ehrenvolle Aufgabe zu, den ersten Ansturm des Feindes aufzuhalten. Wir werden dem Salomosohn seine schwarze Perücke vom Kopf reißen – ob darunter etwa ein Kahlkopf glänzt?“ Er lachte laut über seinen Einfall, und seine Zuhörer grinsten. „Der Ruhm unserer Krieger“, fuhr er fort, „wird Israels Stämme mit Zuversicht und Kraft erfüllen. Ganz Israel wird Rehabeam das Fürchten lehren, so daß er sich wimmernd in Jerusalem verkriechen wird. Und die Völker ringsum werden über ihn lachen. Sie werden ihn nicht mehr König nennen, sondern Königlein. Dem großen David wollte er nacheifern, werden sie sagen, und nun ist er David der Kleine. Und seine Judäer werden sich schämen und wünschen, daß jemand käme und sie von dem Versager befreite. Denn selber sind sie ja zu feige dazu.“

Die Runde brach in lautes Gelächter aus. Das war die Sprache, die den jungen Leuten gefallen würde, wenn sie nun die Sichel mit der Lanze vertauschen sollten.

Malkiel hatte in seiner Rede großmäulig davon abgesehen, daß zwischen den Efraimiten und der Festung Jerusalem die Benjaminiten wohnten. Wenn Rehabeam gegen Israel zog, dann bekam keinesfalls Efraim den ersten Schlag zu spüren, sondern Benjamin. Der Älteste Elasa war nicht gewillt, auf diesen Zusammenstoß ängstlich zu warten. Der kleine Mann spürte jetzt erst recht jene Kraft in sich, die einst im Kampf gegen die Philister den großen Saul erfüllt und angetrieben hatte. Als die Efraimiten in Bet-El noch berieten, wie sie am besten ihre Verteidigung organisierten, hatte er bereits eine Hundertschaft junger Stammeskrieger um sich geschart und sie vor die Stadt Mizpa geführt.

Diese kleine Festung war eine Gründung Davids, an der Grenze zwischen den Stammesgebieten Benjamins und Efraims gelegen. Die Stadtmauer Mizpas konnte sich in ihrer Stärke zwar bei weitem nicht mit den Befestigungen solcher Städte wie Gibeon oder Jerusalem oder Geser messen, aber die Stadt war doch eine wirksame Bastion Jerusalems gegen Norden hin. Rehabeam hatte eine Besatzung von fünfzig Mann in sie gelegt, und die Bewohner waren überwiegend Nachkommen von Soldaten Davids, die hier seinerzeit Land erhalten hatten.

Elasa hatte sich nun zum Ziel gesetzt, jetzt während der Erntezeit, da die Vorräte überall aufgebraucht waren, die Stadt zur Übergabe zu zwingen. Im Besitz dieser Festung wollten die Benjaminiten Rehabeam trotzen und ganz Israel ein Beispiel an Kühnheit und Tapferkeit bieten. Benja-

min war von jeher ein kriegerischer Stamm gewesen, und diesen Ruf galt es zu erhalten und zu bestätigen.

Huram besuchte vom nahen Bet-El aus kurz Elasa, bevor er nach Hause ritt, und er lobte ihn sehr für die Belagerung Mizpas. Elasa drang in ihn, im Norden Bedans Einfluß zu zerschlagen und auch die Manassiten für den Abwehrkampf zu begeistern. Und genauso die Stämme Issachar und Sebulon. Denn selbst im Besitz der festen Stadt Mizpa würden sich die Benjaminiten nicht allzulange halten können, wenn nicht die Krieger aus dem Norden zu Hilfe geeilt kamen.

Huram wußte das alles nur zu gut, und er war seit der Beratung in Bet-El in wirklicher Sorge, ob auch die anderen Stämme bereits ihre Waffenfähigen musterten. Hätte er jetzt schon gewußt, welch neuem Druck sich die nördlichen Nachbarn Efraims gegenübersahen, wäre seine Besorgnis noch größer gewesen.

Puwa, der ehrgeizige Kommandeur der Garnison von Megiddo, der von Rehabeam seinen baldigen weiteren Aufstieg erwartete, hatte nämlich eine Botschaft an die Stämme Manasse, Sebulon und Issachar gesandt. Die Stämme sollten sich sofort eindeutig für Rehabeam als König Israels erklären. Geschähe das nicht, so werde er mit seinen Streitwagen kommen, die Ältesten gefangennehmen und sie als Aufrührer nach Jerusalem bringen.

Diese Nachricht hatte Bedan einen Riesenschreck eingejagt. Erst der Befehl Rehabeams, in acht Wochen mit den Stammessprechern Israels in Jerusalem zu erscheinen, und nun noch diese Drohung aus Megiddo! Kannte Puwa denn die vom König gesetzte Frist gar nicht? Die Boten waren doch schon unterwegs, um die Stammesvertreter, kaum, daß sie heimgekehrt waren, erneut in Sichem zu versammeln! Lange hatte Bedan gezögert, ob er es mit seiner Ehre vereinbaren konnte, seinen Amtsbrüdern den verlangten Kniefall vor Rehabeam anzuraten. Falls er es nicht tat, dann kam der König mit all seinen Soldaten, um Israel mit Krieg zu überziehen. Wenn aber Israel nun den Kampf nicht aufnahm, sondern in die Wildnis floh, was würde dann Rehabeam tun? Ein Gegner wäre nicht da, gegen den er kämpfen konnte. Würde er die Ernte vernichten, die Gärten verwüsten, die Dörfer niederbrennen? Aber wenn er das tat, dann zerstörte er seinen Anspruch auf Israels Königtum endgültig. Nein, er würde das nicht tun. Vielmehr würde er in neue Verhandlungen einwilligen.

Bedan hatte sich entschieden, doch nach den Stammesvertretern zu schicken. Denn auch ein gewaltloser Widerstand bedurfte der Zustimmung aller Stämme. Israel mußte einheitlich handeln, und gerade hierbei ging es gar nicht anders.

Huram traf Bedans Boten, der unterwegs zu Malkiel und Elasa war, auf dem Heimritt. Er fragte den Mann, ob er denn nicht auch ihn einladen solle. Der Bote verneinte das. „Dieser Schurke!“ fauchte Huram, und er meinte Bedan. Er wollte wissen, ob der Älteste von Sichem schon die Krieger Manasses aufgeboten habe. Der Bote verneinte abermals. „Richte Bedan aus“, trug ihm Huram zornig auf, „wer jetzt nicht den Krieg gegen Rehabeam vorbereitet, der ist ein Verräter an Israels Freiheit!“

Die Antworten, die der ratlose Bedan von Malkiel und Elasa erhielt, waren genauso deutlich wie Hurams Beleidigung. Beide ließen ausrichten, daß sie die Verteidigung organisierten und deshalb nicht kommen könnten. Absagen kamen auch aus dem Ostjordanland, wenn auch verschleiert, denn Abdon und Segub machten ihren Aufbruch von der Zustimmung der heimatlichen Amtsbrüder abhängig. Und aus dem Norden erhielt Bedan überhaupt keine Antworten, die dortigen Ältesten wollten sich noch bedenken. Tilon und Usija taten das gemeinsam, und da sie nicht ausschließen konnten, daß es in Sichem um einen Krieg gegen Rehabeam gehen sollte, beschlossen sie, zu Hause zu bleiben. Pagiel hatte von vornherein nicht vorgehabt, zum Stämmetreff anzureisen, er hatte es nur nicht ausgesprochen.

Die einzigen, die Bedans Einladung Folge leisteten, waren Schobab und Baaljada von den unmittelbaren Nachbarn Manasses im Norden. Da saßen die drei nun, empört über die unverschämte Drohung aus Megiddo, und wußten nicht, was sie tun sollten. Rehabeams Forderung nach einer Huldigung in Jerusalem lehnten die beiden Gäste zwar energisch ab, aber wie sollte man Puwa beruhigen?

Schobab schlug vor, dem Kommandanten mitzuteilen, daß erst der Bundesrat Rehabeam zum König wählen könne, und dieser Rat sei noch gar nicht gebildet. Die beiden anderen meinten, eine solche Botschaft könne man sich schenken, denn sie werde Puwa nicht abhalten, seine Drohung auszuführen. Schobab wies nun darauf hin, daß in Megiddo nur hundert Soldaten und zwanzig Streitwagen stünden, er wisse es genau, und wenn die drei Stämme ihre Krieger aufböten, so sei diese kleine Streitmacht doch kaum zu fürchten. Bedan paßte dieser Vorschlag gar nicht, denn ein Angriff israelitischer Krieger auf königliche Soldaten machte weitere Verhandlungen mit Rehabeam wohl unmöglich. Baaljada aber war bereit, eine Abteilung seines Stammesaufgebots sofort loszuschicken, damit sie sich mit Sebulons Kriegern vereinigte und Puwas Anschlag vereitelte.

Bedan, wieder allein, war völlig verunsichert. Wer war das kleinere Übel für Israel: der Sohn Salomos oder der Efraimit Jerobeam mit dem machtgierigen Huram im Hintergrund? Für wen sollte er sich entscheiden? Und entscheiden mußte er sich. Sonst überrollten ihn die Ereignisse. Als ihm

berichtet wurde, daß in Tirza eine bewaffnete Mannschaft sich darauf vorbereitete, gemeinsam mit den Efraimiten gegen Rehabeams Truppen zu kämpfen, schritt er nicht ein. Er fühlte sich wie gelähmt. Wo war nur seine Tatkraft geblieben?

25

Ähnlich wie Bedan rang in diesen Tagen ein anderer, von dessen Entschlüssen das Geschick der Israeliten mit abhing, um eine persönliche Entscheidung zwischen dem König von Juda und dem ehemaligen kleinen Beamten Jerobeam. Es war Schallum, der Kommandant der Festung Geser. Seine Kundschafter hatten ihm mehrfach gemeldet, daß sich viele Efraimiten und auch Benjaminiten Jerobeam als Israels König wünschten. Er fragte sich, wie Jerobeam selbst darüber dachte. Und was meinten die Ältesten der Stämme dazu? Hatte etwa Jerobeam schon seit langem die Hand nach der höchsten Würde Israels ausgestreckt und aus diesem Grund Salomo nach dem Leben getrachtet? Doch das wohl nicht. Jerobeam war kein machtgieriger Mann. Aber irgendetwas hatte der Freund ihm verschwiegen, als er aus Ägypten zurückgekehrt war. Schallum ahnte es.

Er freute sich ungemein, als ihm der Rätselvolle plötzlich gegenüberstand. Lärmend begrüßte er ihn, und Jerobeam war erleichtert und überaus froh, daß ihm diese herzliche Aufnahme zuteil wurde. Er stellte Schallum Ketura vor, und der Kommandeur erinnerte sich sogleich an das traurige Schicksal dieser Frau und ihres Vaters, das Jerobeam zum Anschlag auf Salomo veranlaßt hatte. Nein, der Griff nach dem Königsdiadem hatte ihn nicht angetrieben!

Jerobeam fühlte sich wohl in der Festung, die ihm jedesmal, wenn er hier war, ein wenig Heimatgefühl vermittelte. Nicht einmal in Zereda, wo er geboren und aufgewachsen war, spürte er dieses Gefühl. Ketura war es hier allerdings beklommen zumute. Allzusehr erinnerten sie die ragenden Mauern und Türme und die allgegenwärtigen Soldatengestalten an ihren Zwangsaufenthalt in Jerusalem. Aber die Frauen der Offiziere nahmen sie freundlich auf, und das milderte ihre Abneigung gegen die Festung doch beträchtlich. In Hurams Haus war man ihr immer ein wenig herablassend begegnet. Mehr noch, eine der Schwiegertöchter Hurams hatte so, daß sie es hören mußte, gesagt, daß ihr der Geruch des königlichen Harems anhafte. Auch deshalb hatte sie darauf bestanden, Jerobeam erst ins Versteck und nun hierher in diese ferne Stadt zu begleiten.

Nur der bucklige Ard war völlig unzufrieden und wünschte dringend, daß Jerobeam von hier bald wieder auf und davon ging. Zwar verhöhnte ihn niemand, aus Rücksicht auf den Freund des Kommandeurs, aber kein Mensch beachtete ihn, geschweige, daß sich seiner jemand annahm. Ihm war, als ob er gar nicht existierte.

Schallum und Jerobeam konnten es kaum erwarten, allein zu sein, um sich aussprechen zu können. Schließlich sperrte Schallum einfach die Tür zu seinem Beratungsraum ab, und sie waren ungestört. Jerobeam berichtete ausführlich vom Ältestentreffen in Sichem und von dessen Ausgang oder besser Scheitern.

Schallum verstand Jerobeams Einschätzung nicht. „Wieso gescheitert? Vier Älteste haben Rehabeam doch anerkannt. Und der König sagte uns, als wir in Sichem bei ihm waren, daß der Abzug der anderen Ältesten auf einem bloßen Mißverständnis beruhe und dieses geklärt werde. Indem er in Sichem sitze und regiere, habe er die Nachfolge Salomos im Königreich Israel angetreten. Also war doch das Treffen ein Erfolg – für Rehabeam."

Jerobeam schüttelte den Kopf. „In Israel berufen die Ältesten den König", erklärte er geduldig. „Niemand kann König sein, nur weil sein Vater es war. Wenn sieben Älteste dem Bewerber Rehabeam eine Absage erteilen und nur vier zu ihm halten, ist er dann gewählt? Ist er nicht vielmehr abgelehnt? Ich spreche noch gar nicht von der Stimmung im Volk, auch in jenen Stämmen, deren Älteste Rehabeam zum König wollen. Nimm den Stamm Manasse als Beispiel! Der Älteste Bedan ist ein Anhänger Rehabeams, aber in Tirza wurde der Minister Rehabeams davongejagt, als er kam, um die Jugend zum Baudienst zu verpflichten. Und erst in Tappuach! Dort wurde der Minister Adoniram gesteinigt! Rehabeam ist daraufhin aus Sichem geflohen. Hat er damit nicht eingestanden, daß seine Behauptung, Israels König zu sein, eine Täuschung ist?"

„Ich denke, mit seiner Flucht aus Sichem hat er nur seine Furcht eingestanden", widersprach Schallum. „Wie sollen hundert Soldaten einem Ansturm von tausend Stammeskriegern standhalten? Mit einem solch großen Aufstand rechnete er offenbar. Aber ihr irrt euch, wenn ihr glaubt, daß er seinen Anspruch auf Israels Königtum aufgegeben hat."

Jerobeam fiel der Vergleich des ermordeten Dieners ein. „Wenn die Herde umherirrt, weil die Hirten sich streiten, so daß ein Räuber kommen und sagen kann, die Herde gehöre ihm – hat der Räuber dann recht?"

„Laß ab, auf mich einzureden!" bat Schallum, da der Freund wohl seine Sicht auf die Ereignisse mißverstand. „Ich habe doch gar nicht gesagt, daß Rehabeam nun Israels König ist. Ich habe nur seine eigene Auffassung wiederholt, die er uns Kommandeuren und den Statthaltern kundgetan hat. Doch zu etwas anderem! Du sprachst von der Stimmung im Volk. Sie ist mir nicht ganz

unbekannt. Man hat mir berichtet, daß die Efraimiten von dir als künftigem König Israels sprechen. Auch die Benjaminiten. Was sagst du dazu?“

Jerobeam lächelte geheimnisvoll. Er war froh, daß sie so schnell auf dieses Thema kamen. „Ich sage dazu: Sie haben recht“, antwortete er behutsam. „Denn ich bin der künftige König Israels. So wahr Jahwe mich dazu berufen hat.“

Schallum riß entgeistert die Augen auf. Das Gerede, das ihm hinterbracht worden war, stimmte also. Schlimmer – der Freund machte es zu seiner eigenen Sache! Sogar auf göttliche Berufung verzichtete er nicht! Er, ein einfacher Aufseher über einen Trupp Bauarbeiter, sah sich als König! War er verrückt geworden? Oder sollte seine Antwort ein Scherz sein?

Jerobeam erlöste den Freund aus seiner Bestürzung. Er erzählte von seinem Besuch in der Oase Kadesch-Barnea, von dem Traum des Priesters Kenas und von der göttlichen Offenbarung im heiligen Zelt. Dann berichtete er von Hurams Bekenntnis zu seiner Anwartschaft auf das Königtum, das ihm seine Berufung bestätigte, und von der Zustimmung weiterer Ältester. Und schließlich kam er auf die Ansicht vieler Israeliten zurück, daß er Israels König sein solle. Und er deutete sie: „Der Wunsch des Volkes ist Jahwes Stimme. Selbst wenn ich nicht König werden wollte – ich müßte es. Wer darf sich dem Ruf des Gottes Israels entziehen?“

Schallum war todernst geworden. Was Jerobeam da von sich gab, das war alles andere als ein Scherz. Und schon damals, als er aus Ägypten heimgekehrt war, hatte er also diesen Traum gehegt, selbst König zu werden! Das war es, was er verschwiegen hatte! Gab es noch mehr solcher Geheimnisse? Wie gut kannte er eigentlich diesen Jerobeam, der doch seit Jahren sein Freund war? Irritiert fragte er: „Wie willst du denn König werden? Sind die sieben Ältesten, die Rehabeam abgelehnt haben, für dich? Warum haben sie dich dann nicht gleich gewählt, sondern sind in alle Himmelsrichtungen auseinandergelaufen?“

Jerobeam seufzte. Er verstand die peinlichen Fragen des Freundes nur zu gut. „Von den sieben sind nur drei für mich“, räumte er ein. „Deshalb nannte ich vorhin das Sichemer Treffen gescheitert. Dieses Treffen. Bei der nächsten Zusammenkunft werden sie mich wählen.“ Er dachte an die Zerrissenheit Israels, wie sie ihm in Ägypten so schmerzlich bewußt geworden war. Träumerisch sagte er: „Ich werde Israel einigen! Ein Königreich ist es nur dem Namen nach – ich werde Israel zu einem wirklichen Königreich machen!“ Er blickte Schallum in die Augen. „Siehst du, deshalb muß ich König werden! Nur ein König kann Israels Stämme wahrhaft zusammenführen. Ein Israelit, der das Volk Israel liebt. Und den das Volk liebt. Du hast recht, noch sehen die Ältesten der Stämme bei allen Entscheidungen in erster Linie ihren eigenen Stamm und wägen ab, was diesem nützt. Ich will aus dem Stämmebund ein starkes Königreich machen, in dem jeder Stamm wirklich für alle anderen einsteht, so daß Israel allen Räubern ringsum widersteht. Das war es, was ich schon ersehnte, als ich dich einst bat, Israels Heerführer zu werden. Dabei dachte ich noch keinesfalls an mich als König. Ich betone das, damit du nicht glaubst, ich habe dir damals schon Wichtiges verschwiegen. Als ich aus Ägypten kam, da habe ich dir allerdings nur die halbe Wahrheit gesagt. Verzeih mir!“ Stillschweigend leistete er Abbitte dafür, daß er damals nicht einmal die halbe Wahrheit, sondern im Grunde nur ein Viertel davon preisgegeben hatte. Aber die Abmachung mit Osorkon durfte der Freund auch jetzt nicht erfahren.

„Das ist alles schön und gut, was du erreichen möchtest“, bemerkte Schallum trocken. „Aber die Frage, wie du König werden willst, ist damit nicht beantwortet.“

„Auch ich stelle mir diese Frage immer wieder aufs neue“, gestand Jerobeam. „Aber der erste Teil der Antwort ist doch schon Wirklichkeit geworden. Zuerst galt es, Rehabeams Wahl zu verhindern. Das ist geschehen. Einen anderen Anwärter auf das Königtum als mich gibt es nun nicht mehr. Die Ältesten, die noch in Sichem glaubten, daß sich Israel ohne einen König behaupten kann, werden durch Rehabeams Versuche, sich Israels doch noch zu bemächtigen, bald erkennen, daß ihr Standpunkt falsch ist. Darin besteht der zweite Teil der Antwort. Noch vor dem nächsten Winter werde ich König sein.“ Er hätte am liebsten hinzugefügt, daß dieser Plan nur dann aufgehen konnte, wenn Schallum sofort die Verteidigung Israels übernahm. Aber er mußte dem Freund Zeit lassen. Das Gehörte reichte ihm sicherlich schon für eine schlaflose Nacht.

So ähnlich sah es auch Schallum. „Wenn Jahwe dich zum König will, wird er es auch mir kundtun. Vielleicht heute nacht im Traum. Meinst du nicht?“ Es hatte scherzhaft klingen sollen, aber keiner der beiden Freunde schmunzelte.

Am nächsten Abend setzten sie sich wieder zusammen, um ihr Gespräch weiterzuführen. Tagsüber hatten sie vermieden, sich darauf einzulassen. „Nun, hattest du einen Traum, wie du ihn dir wünschtest?“ fragte Jerobeam neugierig. Doch Schallum verneinte. Sie erörterten die Lage Israels nach Rehabeams Rückzug aus Sichem. Beide waren sich darin einig, daß der Salomosohn nicht kampflos auf Israel verzichten würde. Die Frage war nur, wie er vorzugehen dachte, das heißt, worauf sich die Israeliten einstellen mußten.

Jetzt hielt es Jerobeam für geraten, sein Anliegen vorzubringen. „Die Jugend Israels will gegen Rehabeam kämpfen“, sagte er. „Aber sie ist ungeübt und weiß nicht, wie Siege erfochten wer-

den. Deshalb braucht Israel dich, Schallum! Du mußt uns helfen, noch bevor ich König bin! Ich flehe dich an – komm zu uns und sei unser Heerführer!“

Er fürchtete, daß Schallum seine alte Forderung vorbringen würde, daß Israel erst einen neuen König haben müsse, bevor er sich vom alten König lossagte. Aber daß dieser Grundsatz durch die Ereignisse überholt war, das hatte Schallum bereits eingesehen. Entweder er entschied sich für Israel jetzt, oder diese Entscheidung wurde möglicherweise überflüssig, weil Rehabeam sein Erbe zurückeroberte. Wenn er sich jedoch Jerobeams Bitte öffnete, so tauchten neue Bedenken auf, Fragen mehr praktischer Art. Zwei davon nannte er. „Du gehst davon aus, daß die Stadt Geser zum Königreich Israel gehört. Wer sich in Israel als König durchsetzt, der ist deiner Meinung nach Herr der Stadt und der Garnison. Was du von mir forderst, ist also keine Entscheidung für Israel, sondern eine Entscheidung für jenen König Israels, der Rehabeams Anspruch bestreitet. Wenn ich nun aber die Bürger unserer Stadt befrage, ob sie sich Israel zugehörig fühlen, dann werden sie antworten, daß Geser Salomos Eigentum ist und nach ihm Rehabeams. Und falls die Stadt sich von Rehabeam abwendet, so wird sie sich wieder selbst regieren wie in früherer Zeit. Zwei Meinungen stehen sich also gegenüber. Nimm Rehabeams Auffassung noch hinzu, der Geser wie Sichem und Megiddo als sein unverzichtbares Eigentum betrachtet, so sind es sogar drei. Doch angenommen, Geser tritt dem Königreich Israel bei, und ich könnte mich entschließen, sofort Israels Heerführer zu werden. Wer befiehlt mir dann, wie ich dem Feind gegenübertreten soll, ob ich ihn nur verjagen oder ihn vernichten soll, ob ich Städte belagern oder verschonen soll, ob ich Gefangene töten oder leben lassen soll? Willst du mir befehlen? Du bist doch noch kein König! Oder nennen die Ältesten mir die Feldzugsziele? Sie sind zerstritten, und überdies wohnen sie mehrere Tagereisen voneinander entfernt! Wie siehst du also mein Amt?“

Das war typisch Schallum, dachte Jerobeam fast belustigt, alles mußte seine Berechtigung haben und überschaubar geregelt sein. Daß Geser je wieder selbständig würde, war undenkbar. Sagte die Stadt sich von Rehabeam los und verschmähte sie eine Zugehörigkeit zu Israel, so fiel sie binnen kurzem einem der Philisterkönigreiche zu. Die Einwohner Gesers wußten das sicherlich, aber auf jeden Fall wußte es Schallum. Wozu also die spitzfindige Erörterung? Offenbar suchte der Freund nach einer ganz persönlichen Begründung für seinen Abfall von Rehabeam.

Jerobeam sprach aus, was er über die Haltung der Bürger von Geser dachte, und Schallum nickte dazu. Jerobeam sah seine Annahme bestätigt. „Und was dich selbst betrifft“, erklärte er nun, „so bist du ein Israelit, Schallum. Muß man einem der Stämme Israels angehören, um ein Israelit zu sein? Ich glaube nicht. Du bist in Megiddo geboren, und du hast dort deinen Landbesitz. Er gehört dir, auch wenn Puwa ihn dir noch streitig macht. Und wenn du nun ein Israelit bist, so denke auch wie ein Israelit und nicht wie ein königlicher Offizier! Dann weißt du, wohin Geser mitsamt seiner Garnison gehört. Und dann ist deine wichtigste Frage auch nicht mehr: Wer steht über dem Heerführer und darf ihm Anweisungen geben? Sondern: Wie diene ich Israel am besten?“

Schallum war betroffen. Der Jüngere sprach mit ihm, als wäre er schon König und dürfte ihn belehren. Der Bauarbeiter ihn, einen General des ruhmreichen Davidhauses! Aber sogleich bezwang er seinen aufsteigenden Unmut, wenn auch mit Mühe. Wenn er sich dem Freund und damit Israel zur Verfügung stellte, so würde vieles sowieso völlig anders werden. Das ahnte er. „Du bist ein Wortverdreher!“ erwiderte er. Es klang nicht bösartig. Aber nun holte er doch seinen schon aufgegebenen Grundsatz hervor und hielt ihn wie einen Schild vor sich, um sich vor dem Neuen, das da auf ihn zukam, erst einmal zu schützen. „Jerobeam, mein Versprechen lautete: Wenn ein König in Israel herrscht, der allgemeine Anerkennung genießt, dann, und erst dann, werde ich Israels Heerführer. Dabei bleibe ich!“

Jerobeam war bestürzt. Diese Antwort hatte er nun nicht mehr erwartet. „Und wenn Rehabeam dir befiehlt, deine Truppe gegen uns zu führen?“ fragte er ungehalten.

Schallum zögerte mit der Entgegnung, und dann wich er aus. „Warum sollte Rehabeam einen solchen Befehl erteilen? Geser steht auf Wacht gegen die Philisterkönige. Wenn der König Israel angreift, dann von Jerusalem aus auf der Höhe des Gebirges.“

Sie stritten noch eine Weile hin und her. Jerobeam begriff, daß Schallum nicht davor zurückscheute, Rehabeam den Gehorsam aufzukündigen. Aber er zweifelte daran, daß er, Jerobeam, sich als König Israels tatsächlich eignen und bewähren würde. Die göttliche Berufung interessierte ihn offensichtlich nicht. Und wahrscheinlich bezweifelte er auch seine eigene Fähigkeit, aus Israels Stammeskriegern ein Heer zu formen, das Rehabeams Streitkräften gewachsen war. So verging auch dieser Abend ergebnislos.

Am nächsten Tag traf unverhofft ein Kurier aus Jerusalem ein. Das Schreiben Rehabeams informierte Schallum darüber, daß die Edomiter ins Südland eingefallen waren, die Garnison von Elat aufgerieben und die Stadt sowie den Hafen Ezjon-Geber besetzt hatten. Der Befehl lautete, Schallum solle seine Wagentruppe zur Sicherung der Festung einsetzen und mit der Hundertschaft Fußsoldaten nach Hebron marschieren, wo er weitere Befehle erhalten werde.

„Der Edomitereinfall ist Jahwes Werk“, urteilte Jerobeam ohne Zögern, als ihm Schallum den Brief vorgelesen hatte. „Rehabeam soll am Überfall auf Israel gehindert werden. Das ist eine völli-

ge Wendung der Dinge. Damit gibt dir Jahwe jenes Zeichen, das du im Traum erwartet hast. Jetzt kannst du deine Entscheidung nicht länger aufschieben. Wenn du Rehabeam gehorchst, dann bleibst du sein Knecht, und zwischen dir und Israel tut sich ein tiefer Graben auf. Verweigerst du aber den Befehl, dann ist das für Rehabeam ein weiteres Anzeichen, daß ihm Israel entgleitet. Und was soll Geser nach deinem Abfall von Jerusalem schon geschehen?. Die Philister haben die Stadt jahrelang belagert, bevor sie diese erobern konnten, das hast du mir selbst erzählt."

Schallum hörte sich mit unbewegter Miene an, wie der Freund die Unheilsnachricht in eine Heilsbotschaft umdeutete. „Ich werde deine Worte ernsthaft bedenken, wenn ich meine Entscheidung treffe", erwiderte er nur, und dann ging er, um sich den Tagesaufgaben zu widmen. Jerobeam sah ihm beunruhigt nach. Schallum hatte an diesem Tag keine Zeit mehr für ihn, und er blieb ihm auch unsichtbar, nachdem der Abend hereingebrochen war.

Ketura wußte nichts Genaues über die Auseinandersetzung der beiden Freunde, und den königlichen Befehl, der eine Entscheidung erzwang, kannte sie gleich gar nicht. Aber sie bemerkte die Verstimmung ihres Mannes, die von Tag zu Tag zunahm, und drängte ihn abzureisen. Er habe seinen Freund ja nun ausführlich gesprochen, und froh habe ihn das leider nicht gemacht.

„Wir werden abreisen, wenn meine Aufgabe erfüllt ist, die uns hierher geführt hat", erwiderte er schroff. Sie nahm es schweigend zur Kenntnis und wünschte sich, daß er mit ihr besprochen hätte, was ihm so zusetzte und die Laune verdarb.

Am frühen Morgen bat Schallum Jerobeam zu sich. Er war ernster, aber nicht unfreundlicher Stimmung. „Ich werde mit der gesamten Garnison sprechen", kündigte er an. „Halten die Kameraden zu Rehabeam, dann werde ich mein Kommando niederlegen und allein mit euch gehen. Vorausgesetzt, man nimmt mich nicht fest, um mich dem König zu übergeben. Fällt die Antwort aber gegen Rehabeam aus, dann werde ich mich auch noch mit den Vertretern der Stadtbewohner besprechen. Gedulde dich also noch ein bißchen!"

Jerobeam faßte Hoffnung. Er beobachtete, wie die Unterführer vor ihrem Kommandeur erschienen. Die Beratung dauerte lange. Ob das gut war? Aber dann traten die Offiziere endlich wieder ins Freie und ließen die gesamte Mannschaft auf dem Hof aufmarschieren. Jerobeam stand verborgen, konnte aber sehen und hören, was sich begab.

Schallum trat vor die Truppe und erklärte, worum es ging. „Kameraden! Der König von Juda, Rehabeam, der Sohn Salomos, hat uns befohlen, auf das Gebirge Juda zu marschieren und von dort weiter nach Süden in die endlose Wüste, wo Durst und Hunger auf uns warten. Wir sollen am südlichen Meer gegen die Edomiter kämpfen. Nun ist es jedoch so, daß die Israeliten Rehabeam die Königswürde Israels versagt haben. Die Festung Geser gehört aber zum Reich Israel. Deshalb hat uns der König von Juda gar nichts mehr zu befehlen. Wir werden also hier in der Festung bleiben und nicht in die Wüste marschieren. Sollte uns Rehabeam belagern, so werden wir ihm standhalten und ihn gemeinsam mit den Kriegern Israels in sein Jerusalem zurückjagen. Ich werde euch auf dem laufenden halten, damit ihr stets wißt, woran wir sind."

Die Soldaten bekundeten ihr Einverständnis. Es war zwar kein großer Jubel, denn viele fanden die Untätigkeit langweilig, aber die ferne Wüste jenseits des Gebirges lockte niemanden.

Am Nachmittag verhandelte Schallum mit den Häuptern der einflußreichsten Familien Gesers. Als er später Jerobeam darüber berichtete, strahlte er. Auch die Ältesten der Stadt hatten sich für den Anschluß ans Königreich Israel erklärt. Schallum schien wirklich erleichtert darüber, daß er über seinen Schatten gesprungen und zur Entscheidung gelangt war. Die Männer von Geser hatten allerdings gefordert, daß in Israel so schnell wie möglich ein fähiger Mann als König eingesetzt werde. „Und ich bekräftige das", fügte Schallum hinzu. „Du mußt jetzt deine Wahl durchsetzen, Jerobeam!" ermahnte er den Freund. „Bis zum Winter kannst du dir nicht Zeit lassen!" Keine Andeutung mehr, daß Schallum an des Freundes Befähigung zweifelte. Die Entscheidung der Festung Geser für das Reich Israel schloß eine Entscheidung für Jerobeam als König dieses Reiches zwangsläufig ein.

Schallum aber lehnte nach wie vor ab, die Festung jetzt sofort zu verlassen und sich um Israels Heer zu kümmern. Durch den Edomitereinfall war Rehabeam ja vorläufig verhindert, einen Großangriff auf Israel zu unternehmen, denn sein Befehl bewies, daß er erst den Süden rückerobern wollte, ehe er sich dem Norden zuwandte. Dadurch war Zeit gewonnen, und der Freund sollte sie nutzen, um seine Königswahl durchzusetzen.

Jerobeam fand sich mit diesem Entschluß ab. Vielleicht war es sogar besser, wenn Schallum nicht sogleich das Kommando in der Festung einem seiner jetzigen Unterführer übergab. So konnte er sichern, daß sich Soldaten und Einwohner auch wirklich daran gewöhnten, daß es nun nach Sichem zu schauen galt statt wie bisher nach Jerusalem. Jerobeam errang aber Schallums Zusage, daß eine Hundertschaft efraimitischer Krieger nach Geser zur militärischen Ausbildung kommen durfte. So konnte Schallum bereits helfen, Israels Krieger auf einen Feldzug gegen Rehabeam vorzubereiten, und Jerobeam konnte den Ältesten Israels beweisen, daß Schallums Versprechen, Israels Heerführer zu werden, kein leeres Wort war.

Am Abend gab Schallum seinen Soldaten ein Fest. Jeder hatte einen anderen Grund zum Feiern. Schallum, daß die Qual, den richtigen Weg zu finden, nun ein Ende hatte. Die Garnison, daß sie nicht in die Wüste mußte. Jerobeam, daß er seinen Freund als künftigen Heerführer gewonnen hatte. Und Ketura und Ard, daß es nun zurück ins Gebirge Efraim gehen würde.

Als Jerobeam und Schallum zwei Tage später voneinander schieden, fühlten sie sich enger verbunden denn je. Und sie waren sich im klaren darüber, daß jetzt aus dem bisherigen Reichsteil Israel schnellstens ein wirkliches, selbständiges Königreich Israel werden mußte. „Ich habe dafür auch schon eine Idee", sagte Jerobeam. „Denn Jahwe will, daß wir ihm helfen." Schallum nickte lächelnd. Genau das war auch seine Ansicht.

26

Jerobeam hatte es eilig. Wenn der König von Juda im Süden die Edomiter bezwungen hatte und sich gegen den abtrünnigen Reichsteil im Norden wandte, mußte Israel in der Lage sein, ihm standzuhalten. Das hieß, Israel mußte einen König und eine schlagkräftige Streitmacht haben. Trotz seiner Unrast hatte Jerobeam für die Rückreise denselben Weg wie auf der Herreise gewählt, weil der ihm sicherer erschien. Aber auch hier in der Küstenebene, die ja formal zu Israel gehörte, hielt er immer wieder angestrengt Ausschau, ob etwa zwischen dem Fahlgrau der abgeernteten Felder und dem Gelbgrün der Obstgärten bewaffnete Trupps umherstreiften. Doch bei den Begegnungen handelte es sich nur um harmlose Bauern, die sich neugierig nach dem Woher und Wohin dieser seltsamen Reisegesellschaft erkundigten. Ein Mann und eine Frau auf Reiteseln, dazu ein Buckliger, der zwei Packesel führte – Jerobeam war klar, daß sie Aufsehen erregten. Wer nahm schon auf weite Reisen, die immer beschwerlich und gefahrvoll waren, seine Frau mit!

Er sah Ketura an und freute sich an ihrem Anblick. Es war bewundernswert, wie sie alle Anstrengungen und Mißlichkeiten mit erstaunlichem Gleichmut ertrug, als ob sie unter wandernden Hirten aufgewachsen wäre, und dazu auf ihrem Reittier noch eine gute Figur abgab. In Geser hatte sie ihm mitgeteilt, daß sie schwanger war. Er freute sich sehr darüber. Endlich würde er einen Sohn haben wie jeder normale Israelit.

Ketura bemerkte seinen Blick und sagte: „Die Reise nach Geser war schön, aber noch schöner ist es, daß wir nun wieder nach Hause reiten."

Er lächelte ihr zu, gab ihr recht und wies nach vorn, wo im flirrenden Sonnenlicht ein dunkler Fleck aufgetaucht war. „Dort unter den Bäumen werden wir rasten", kündigte er an. Nach Hause! wiederholte er im stillen Keturas Worte. Wo war denn dieses Zuhause? Sie hatten in Tappuach bei Huram gewohnt und dann in der Höhle östlich von Schilo gehaust. Das waren ihre Unterkünfte gewesen. Zereda! Dort waren zwar sein Haus und sein Erbbesitz, doch das Haus hatte er großmütig Ira, dem Freund und Verwalter, überlassen, weil er geglaubt hatte, daß er in Sichem zum König gewählt würde und danach in dieser Stadt Wohnung nehmen könne. Nein, er und Ketura hatten kein Zuhause. Unbehaust zogen sie durchs Land, in Erwartung, daß sich die Ältesten Israels endlich bequemten, ihn zum König zu machen. Was sie tagtäglich brauchten, das hatte auf zwei Packeseln Platz. Wonach also sehnte sich Ketura? Mit dem Zuhause meinte sie wohl Efraim. Die Menschen ihres Stammes, deren Rede- und Denkweise auch ihr eigen war, und das hochgelegene Land mit den runden Hügeln, dem im Sommer die Westwinde Kühlung brachten. Er verstand seine Frau. Aber ein eigenes Dach über dem Kopf schien ihm notwendiger denn je, seit er von ihrer Schwangerschaft wußte. Auch das trieb ihn an, energisch sein Königtum durchzusetzen. Der Palast Rehabeams in Sichem stand leer, dort konnten sie wohnen. Israeliten hatten ihn gebaut, für Salomo, nicht als Herrn des gesamten Davidreiches, sondern als König Israels. Also gehörte er nicht Salomos Sohn, sondern Israels jeweiligem König. So, und nur so, mußte man die Rechtslage sehen.

Er steuerte die Baumgruppe an, die er zum Rastplatz bestimmt hatte. Es war ein wunderbar schattiger Platz, der den Eseln sogar noch ein paar dürre Stauden bot, die sie abzupfen konnten. Ketura holte aus dem Gepäck eine Decke und Kissen, breitete zerbröckelnde Brotfladen und Dörrfeigen auf der Decke aus, stellte einen Krug mit Wasser daneben, und dann ließen sich alle drei nieder und stillten ihren Hunger und Durst. Schließlich rückten sie ihre Sitzkissen näher an den nächsten Baum, lehnten den Rücken an den Stamm und warteten, daß die Mittagshitze nachließ.

Ketura und Ard waren bald eingeschlafen. Jerobeam wurde von seiner Ungeduld wachgehalten. Er überdachte die Vorhaben der kommenden Tage. In Geser hatte er einen Reiseplan entworfen. Das erste Ziel hieß Zereda. Er durfte sich die Zustimmung der Mitbürger zu seinem Griff nach dem Königtum nicht dadurch verscherzen, daß er sich im Dorf gar nicht mehr blicken ließ. Und er wollte Ketura dort lassen. Ira würde sie aufnehmen. Es ging nicht an, daß sie weiterhin mit ihm durchs Land zog. Zwar hatte er sie unterwegs gern bei sich, ja, er hatte sich schon daran gewöhnt, daß sie neben ihm ritt, auf dem Rastplatz das Essen austeilte und nachts bei ihm lag, aber er war doch in ständiger Sorge, daß ihr etwas zustieß. Vor Unwettern, vor wilden Tieren oder vor Räubern

konnte er sie kaum beschützen. Und er wollte auch nicht, daß man sich über seine Art, eine Ehe zu führen, die Mäuler zerriß. Eine Frau sorgte sich ums Haus und reiste nicht umher.

Nachdem er Ketura also Iras Obhut anvertraut hatte, wollte er schnellstens Huram aufsuchen. Die Efraimiten mußten erfahren, daß Rehabeams Soldaten im Süden gebunden waren, daß demnach keine unmittelbare Kriegsgefahr bestand. Aber eine Hundertschaft junger Krieger sollten sie nach Geser in Marsch setzen, damit die Burschen dort unter Schallums Anleitung den Umgang mit den Waffen und die verschiedenen Kampfesweisen übten.

Jerobeams drittes Reiseziel war Schilo. Er mußte mit dem Gottesmann Ahija sprechen. Der sollte ihm helfen, Bedan von seiner verderblichen Anhängerschaft an Rehabeam abzubringen. Hatte der Älteste nicht einen Beweis gefordert, daß Jahwe ihn, den Todfeind Salomos und von den Israeliten als Helden Gefeierten, zum König Israels erwählt hatte?. Nur der Gottesmann konnte einen solchen Beweis liefern. Es galt, an die verborgene Schwachheit Bedans zu rühren, so daß er in ihm, Jerobeam, den Stärkeren gegenüber dem Salomosohn erkannte und deshalb zu ihm überlief. Wenn erst Bedan für ihn gewonnen war, gaben ihm sicherlich auch Baaljada, Tilon, Usija und Segub ihre Stimme. Dann blieben nur Malkiel, Schobab und Pagiel als mögliche Widersacher, aber auch sie oder wenigstens Schobab und Pagiel würden unter dem Druck der allgemeinen Stimmung ihre Standpunkte ändern.

Und so erschien Sichem mit einer erneuten Ältestenversammlung Jerobeam als eine Art Endstation der jetzigen Reise. Diesmal würde die Beratung nicht scheitern – dessen war er sich gewiß.

Am dritten Tag nach ihrem Aufbruch in Geser kamen die drei Reisenden in Zereda an. Binnen kurzem war trotz der Ernte, die hier noch im Gange war, fast das ganze Dorf versammelt und begrüßte die Ankömmlinge lärmend. Noch bevor sie von Ira in ihr Haus geführt wurden, erfuhr Jerobeam schon, daß sich eine Schar junger Leute auf Hurams Gebot hin vorbereitete, um nach Bet-El aufzubrechen. Dort sammelte sich Efraims Streitmacht. Jerobeam sagte sich, daß er zur rechten Zeit heimgekehrt war. Er nahm sich vor, gemeinsam mit den jungen Kriegern nach Bet-El zu ziehen, denn dort fielen offenbar die Entscheidungen für die nächsten Wochen.

Am Abend, nachdem er sich ausgeruht hatte, ging er hinaus in die Feldflur. An der Tenne hatten sich die Männer versammelt und warteten auf ihn. Der ehemalige Dorfsprecher war abgesetzt worden. Bohan war nun der Dorfälteste, und er machte kein Hehl aus der Enttäuschung des Dorfes darüber, daß Jerobeam noch nicht König war. Die Bauern konnten sich den Ausgang des Sichemer Treffens nicht recht erklären. Was sie darüber gehört hatten, begriffen sie nicht. Huram war seitdem nicht bei ihnen gewesen, und so hatten sie ihn nicht fragen können.

Jerobeam berichtete den genauen Hergang des Ältestentreffens und der Ereignisse danach, die zur Flucht Rehabeams aus Sichem geführt hatten, so wie er ihn von Huram und Deker kannte. Dann erzählte er von seinem Besuch in Geser. Die Nachricht, daß die Festung sich Israel angeschlossen hatte und daß der Kommandeur das Heer Israels befehligen würde, löste Jubel aus.

Bohan teilte Jerobeam mit, was man im Dorf von der Drohung Megiddos gegen die Stämme Manasse, Sebulon und Issachar und vom Aufgebot der Krieger dieser Stämme gegen die Soldaten, die in der Festung lagen, wußte.

„Ist denn Bedan plötzlich zum Gegner des Salomosohnes geworden?“ fragte Jerobeam ungläubig.

„Bedan wohl nicht“, lautete Bohans Auskunft. Und es sei auch nicht ganz klar, ob überhaupt manassitische Krieger mit vor Megiddo lagen. Aber Krieger aus Sebulon und Issachar auf jeden Fall. Bloß was sich dort tat, ob gekämpft wurde oder ob sich die Gegner nur belauerten, das wußte keiner zu sagen.

Jerobeam hatte nun neuen Stoff zum Grübeln. Was ging im Norden vor sich? Hatte sich etwa die Bitte, die er an den Gottesmann Ahija richten wollte, gar schon erledigt? Waren die Ältesten der nördlichen Stämme vielleicht umgeschwenkt auf sein Königtum? Und welche Rolle spielte Bedan in der Auseinandersetzung? Baaljada hatte ihn doch als König vorgeschlagen. Bedan hatte zwar abgelehnt, aber war das sein letztes Wort dazu gewesen? Hoffentlich wußte Huram Genaueres.

Am nächsten Morgen gingen Ketura und Ard mit Ira und dessen Frau und Kindern hinaus aufs Feld, als verstehe sich das von selbst. Jerobeam versprach, bald nachzukommen. Er sah es gern, daß sich Ketura nützlich machte, wie sie es gewohnt war. Um so leichter würde es sein, sie davon abzubringen, ihn nun auch auf seiner nächsten Reise zu begleiten.

Er ging durch Haus und Hof und schaute sich an, was Ira und dessen Frau an der Einrichtung verändert hatten. Viel war es nicht. Im Grunde stand und lag alles so, wie seine Schwägerin Hogla und er es verlassen hatten. Zufrieden schickte er sich an, hinaus zu Ira und den anderen zu gehen. Da trat Bohan durchs Tor.

Sie sprachen über das Wetter und die Ernte, und beiläufig fragte der Besucher, warum Jerobeam sein rotes Stirnband nicht mehr trage, an dem er immer schon von weitem zu erkennen gewesen war. Jerobeam belustigte die Frage. Der Alte dachte wohl wie Rehabeam, daß dieses Band irgendein Geheimnis andeuten sollte. Er erzählte vom Unfalltod seines Dieners, den er aus Ägypten mitgebracht hatte, und vom Verlust des Bandes beim Versuch, den Diener zu retten.

„Dieser Mann, der nun tot ist“, sagte Bohan, „war uns allen nicht geheuer. Er war uns nicht wohlgesonnen, und dir auch nicht. Es ist gut, daß er nicht mehr lebt. Aber ein Band solltest du dir wieder zulegen. So kennen wir dich. Ohne dein Stirnband siehst du aus wie jeder andere. Aber du bist kein Mann wie jeder andere! Du hast mehr für Israels Freiheit getan als Huram oder sonst einer. Jetzt wieder hast du die große Stadt Geser mit allen ihren Soldaten Israel zugeführt. Wir in Zereda sind uns einig, daß du der Rechte bist, um Israels König zu sein. Auch wenn deine Frau – nun, du weißt schon. Wir in Zereda glauben zwar, was du uns über sie gesagt hast. Ich meine, daß Salomo sie nicht berührt hat. Aber wenn ich an ganz Israel denke, so fürchte ich, daß sie den Haremsgeruch nie völlig loswerden wird. Steh du also vor aller Augen zu ihr! Damit keiner der Israeliten einen Anlaß findet, an ihrer Reinheit zu zweifeln. Das wollte ich dir sagen.“

Nun hatte Bohan ausgesprochen, weshalb er eigentlich gekommen war, und Jerobeam spürte, wie ihn tiefe Dankbarkeit für das Bekenntnis des Alten durchwärmte. Er verriet ihm die Schwangerschaft Keturas, und Bohan freute sich darüber, als sei er der Großvater des erwarteten Kindes. Hier in Zereda würde seine Frau gut aufgehoben sein, wußte Jerobeam nun. Er konnte sie beruhigt in Bohans und Iras Obhut lassen.

Aufs Feld kam er zur Mittagspause. Heiter setzte er sich zu den anderen. Er berichtete von Bohans Besuch, und Ira sagte, daß sein Vater gerade deshalb Dorfsprecher geworden war, weil er fest zu ihm, Jerobeam, halte. Denn die meisten Dorfbewohner hatten die gleiche Einstellung.

Jerobeam teilte mit, daß er mit den jungen Kriegern nach Bet-El reisen werde. Dort werde er die efraimitischen Ältesten treffen. Er müsse sie darüber informieren, was er in Geser erreicht und erfahren hatte. Und von Bet-El wolle er nach Schilo und nach Sichem. „Du wirst dich hier in Iras

Familie wohlfühlen“, sagte er zu Ketura. „Ira und Bohan und ganz Zereda werden dich beschützen.“ Und an Ira gewandt, fügte er hinzu: „Ich weiß, daß sie euch keine Last sein wird.“

Ketura blickte ihn überrascht an, weil er sich hier vor den anderen äußerte, als sei es beschlossene Sache, daß sie hierbleibe. Und auch Enttäuschung lag in ihrem Blick, weil er ihr Verhältnis zu ihm offensichtlich noch immer nicht begriffen hatte. Anstatt ihm gehorsam zuzustimmen, wie ein Israelit es von seiner Frau erwarten konnte, entgegnete sie: „Natürlich fühle ich mich hier wohl. Aber du weißt, was wir uns versprochen haben. Wie ich bisher an deiner Seite war, so werde ich es auch auf deiner neuen Reise sein. Fordere also nicht von mir, dich allein gehen zu lassen! Ich fühle mich als ein Teil von dir. Verzeih mir meinen Ungehorsam, aber ich kann nicht anders!“

Jerobeam war verstimmt. Sollte er auch künftig wie ein Wanderhirt mit Frau und Kind das Land durchreisen, seine Zeltbehausung auf dem Rücken eines Esels mit sich führend? Würden die Israeliten nicht über einen solchen König lachen? Aber nun fiel ihm Bohans Mahnung ein, vor aller Augen zu Ketura zu stehen. Meinte der Alte auch seine Reisen? Oder gerade diese? Er ließ seine Frau ohne Antwort und versuchte, im Gespräch über gleichgültige Dinge seine heitere Stimmung wiederzugewinnen.

Am Abend, als sie sich zur Ruhe legten, sagte er Ketura zu, daß sie ihn begleiten dürfe. Dankbar schmiegte sie sich an ihn. Und sie dachte, daß er eben doch anders sei als all die anderen Männer.

Zwei Tage später brach die Kriegerschar auf. Auch Jerobeam, Ketura und Ard waren marschfertig. Da erschien Bohan, nicht zur Verabschiedung, sondern ebenfalls zur Reise gerüstet, und erklärte, daß er mit nach Bet-El ziehe. „Ich will den Ältesten sagen“, begründete er seinen Entschluß, „daß auch wir einfachen Efraimiten eine Meinung zu dir haben.“

Jerobeam war gerührt. Auf diesen knorrigen Mann, ja auf ganz Zereda, konnte er wahrhaftig bauen – solche wie Bohan und dessen Mitbürger waren der Felsgrund seines Königtums. Zuversichtlich half er Ketura auf ihren Esel und schwang sich dann selbst auf sein Tier.

Unterwegs trafen sie auf weitere Gruppen von Kriegern, die nach Bet-El zogen. Einige waren durch nächtliche Feuerzeichen alarmiert worden. Jerobeam und Bohan erschraken. Hatte Rehabeam etwa seinen Entschluß ins Gegenteil verkehrt und griff nun doch erst im Norden an, statt im Süden den Hafen Ezjon-Geber zurückzuerobern? Die Krieger wußten nur, daß es galt, Rehabeams Soldaten zu schlagen, und sie waren voller Begeisterung und Tatendrang.

Jerobeam betrachtete die kampfentschlossenen, aber schlecht ausgerüsteten und ungeübten jungen Männer und verglich sie mit den einheitlich bewaffneten und erfahrenen Soldaten Rehabeams, wie er sie soeben in Geser gesehen hatte, und ihm wurde angst und bange, wenn er sich beide Gegner im Gefecht vorstellte. Der einzige Vorteil der israelitischen Streiter war ihre zahlenmäßige Überlegenheit und ihre Begeisterung. Wie sollte Schallum aus diesen ungeschlachten Dreinschlägern Heeresabteilungen bilden, die nach einem Feldzugsplan aufgabenteilig zu handeln imstande waren? Doch hatte nicht David mit Kriegern solcher Art die Philister bezwungen?

Die jungen Leute freuten sich, als sich herumsprach, daß mit der Mannschaft aus Zereda der Held Jerobeam zum Treffpunkt zog. Viele kannten ihn ja vom Baudienst in Jerusalem her und kamen, um ihn zu begrüßen. Sie nahmen an, daß er sie in den Kampf führen werde, und das beflügelte ihren Mut. Einige befragten ihn unbefangen, wann er nun König werde, und er gab zurück, spätestens im Herbst. Es hinge von den Ältesten ab. Die Frager schienen mit der Antwort zufrie-

den. Jetzt lag ihnen erst einmal der Krieg im Sinn, und von der Zerstrittenheit der Ältesten wußten sie kaum etwas.

So erreichten Jerobeam und Bohan, Ketura und Ard inmitten der aufgebotenen Mannschaften, die ihnen die Reiselangeweile vertrieben, ihr Ziel. Sie sahen sich einem großen Zeltlager gegenüber und hatten den Eindruck, daß sich hier tatsächlich die gesamte Kriegsmacht Efraims sammelte. Während die Neuankömmlinge suchten, wo sie sich lagern konnten, durchstreiften Jerobeam und seine Begleiter die Zeltstadt, um Huram zu treffen. Man hatte ihnen gesagt, daß auch er sein Zelt hier inmitten der Krieger habe.

Endlich fanden sie ihn, allerdings abseits des Lagers. Malkiel und einige jüngere Männer, offenbar Anführer einzelner Kriegergruppen, standen bei ihm und debattierten lebhaft miteinander. Die beiden Ältesten begrüßten Jerobeam und Bohan und schauten dann stirnrunzelnd auf Ketura, die sich mit Ard in respektvoller Entfernung hielt. „Was will diese Frau hier?“ fragte Malkiel unwillig.

„Es ist Ketura, meine Ehefrau“, klärte Jerobeam den Ältesten auf. Und Bohan ergänzte: „Sie reist mit uns.“

Huram wollte vor den Mannschaftsführern keine Streiterei, obwohl auch er von Jerobeams Art, auf Reisen zu gehen, wenig angetan war und sich befremdet fragte, ob das zur Gewohnheit werden sollte. Hatte Jerobeam nicht allen Grund, diese Haremsdame Salomos zu verstecken, wenn er schon nicht von ihr lassen konnte? Wenn er auch später als König die Frau dauernd mitschleppen wollte, würde es allein deshalb schon Ärger mit ihm geben. Er fragte, als handle es sich um die Abrechnung eines Auftrags: „Was hast du in Geser bei deinem Soldatenfreund ausgerichtet?“

Jerobeam wollte die Spannung, die in der Luft lag, mindern, und so antwortete er sachlich, ohne sein Mißbehagen zu zeigen: „Die Festung Geser hat sich Israel angeschlossen. Die Garnison hat sich von Rehabeam losgesagt. Mein Freund Schallum ist bereit, Israels Heer zu führen, sobald ich König bin.“

„Was sagst du da?“ rief Malkiel und riß die Augen auf. Er wandte sich Huram zu. „Was habt ihr hinter meinem Rücken ausgehandelt? Erkläre mir das!“

Huram versuchte, ihn zu beschwichtigen. „Sogleich, Malkiel! Es hört sich in der Kürze anders an als im Zusammenhang.“ Er wollte Jerobeam vorläufig los sein und sagte zu ihm: „Du bringst uns gute Nachricht. Geht jetzt und schlagt euer Zelt auf! Später mußt du uns alles im einzelnen berichten.“

Jerobeam fragte nach Deker. Seit er den Schiloer Ältesten vom Höhlenversteck her näher kannte, schätzte er ihn. Der war ein sachlicher Mann wie er selbst. Aber Deker war in Schilo geblieben. „Von dort aus sorgt er“, erklärte Huram, „daß sich keines der Dörfer vom Aufgebot drückt.“

Malkiel war wieder zu den anderen getreten, und so wollte Huram noch von Bohan wissen, was er hier wolle, ob ihn ein besonderes Anliegen herführe.

„Ja“, war Bohans schlichte Antwort. „Ich möchte von dir persönlich hören, wann ihr Jerobeam zum König wählen werdet.“

Hurams Miene verzog sich ärgerlich. „Frag Jerobeam danach!“ warf er hin. „Er kennt die Reihenfolge.“

Jerobeam zog den so kurz Abgefertigten mit sich fort. Was zu besprechen war, konnte man ohnehin nicht hier im Stehen abmachen, während die Männer um Malkiel warteten, daß Huram sich wieder zu ihnen gesellte.

Die vier Reisenden suchten sich einen Lagerplatz am Rande der Zeltstadt. Jerobeam bemerkte, wie unbehaglich sich Ketura hier fühlte, und tröstete sie. Der Aufenthalt werde ja nicht lange dauern. Falls er und Bohan noch heute mit den beiden Ältesten sprechen könnten, so würden sie schon morgen wieder zurück nach Norden reisen, um in Schilo Deker und den Gottesmann zu treffen.

Aber Huram hatte an diesem Tag keine Zeit mehr für Jerobeam, denn sein Schützling sollte nicht übermütig werden, da er nun den Kommandeur von Geser an seiner Seite wußte. Hoffentlich kümmerte sich dieser Schallum nur um den Krieg und versuchte nicht überdies, auf seinen Freund Einfluß auszuüben.

Am nächsten Vormittag fand dann endlich die Besprechung statt, wegen der Jerobeam nach Bet-El gekommen war. Zu viert saßen sie im dürren Schatten jenes Gebüsches, wo sie sich am Vortag begrüßt hatten: Malkiel, Huram, Bohan und Jerobeam. Jerobeam berichtete ausführlich von seinem Besuch in Geser, vom Edomitereinfall in Rehabeams Reich, von Schallums und ganz Gesers Übertritt zum Reich Israel und von Schallums Zusagen.

Huram dankte ihm für seinen Einsatz und seinen Erfolg, als belobige ein Befehlshaber seinen Untergebenen. Malkiel hatte sich alles angehört, ohne eine Miene zu verziehen, ganz gegen seine sonstige Art. Aber nun wurde er lebhaft und erörterte mit Huram, welche Folgen Rehabeams Feldzug gegen die Edomiter für Israel haben könnte. Im günstigsten Fall war der König bis zum Spätherbst gebunden, und dann konnte er wegen des nahen Winters nicht mehr angreifen. Auf jeden

Fall war es erst einmal möglich, die aufgebotenen Krieger nach der Heerschau wieder nach Hause zu schicken.

„Aber eine Hundertschaft muß nach Geser“, erinnerte Jerobeam an Schallums Angebot, die Mannschaft auszubilden, die man ihm schicken würde.

Malkiel knarrte: „Kein Efraimit geht außer Landes! Dein Freund soll herkommen und hier sein Können beweisen.“

Huram pflichtete ihm bei. „Was soll das, Jerobeam? Wir geben doch Efraims Krieger nicht hin, damit sie die Festung Geser verteidigen! Es sind unsere Krieger – nicht die deines Freundes!“

Jerobeam war entsetzt. So also sahen die beiden Ältesten Israel und dessen Selbstbehauptung im Ringen mit dem Haus Davids! Und sie waren dabei ein Herz und eine Seele trotz ihrer gegensätzlichen Haltung zum Königtum. Und offenbar waren sie sich nicht nur in der Ablehnung von Schallums Angebot einig, wie er gestern schon bemerkt hatte. Die einstigen Widersacher schienen Gesinnungsfreunde geworden zu sein. Vielleicht gar auch hinsichtlich des Königtums? Hatte Huram ihn etwa fallengelassen und war Malkiels Ansicht geworden, daß Israel keines Königs bedurfte? Verwunderlich wäre es nicht, nach all den Belastungen, denen Huram das Bündnis zwischen ihnen ausgesetzt hatte. Um so dringender war es, daß sich nun der Gottesmann Ahija der Königswahl annahm.

Jerobeam ließ erst einmal das Thema fallen, um später darauf zurückzukommen, und erkundigte sich nach den Verteidigungsmaßnahmen der Benjaminiten. Daraufhin berichtete Huram von Elasas kühnem Zugriff auf die Festung Mizpa. Leider sei dem Unternehmen kein Erfolg beschieden gewesen, denn Rehabeam habe eine Hundertschaft geschickt und Elasas Krieger von den Mauern der Festung verjagt. Alle hätten geglaubt, daß der Großangriff gegen Israel bevorstehe. Aber durch Jerobeams Mitteilung vom Edomitereinfall sei ja nun klar, warum auf den Vorstoß gegen Benjamin nichts weiter erfolgt sei. Die Soldaten seien eilig zurück nach Jerusalem marschiert. Die Benjaminiten hätten sich trotzdem nicht getraut, einen zweiten Belagerungsversuch gegen Mizpa zu wagen.

Das Gespräch wechselte zu den Ereignissen im Norden. Malkiel und Huram hatten von der Drohung des Kommandanten von Megiddo gehört. „Das ist alles nicht ernst zu nehmen“, urteilte Huram. „Doch wenn die Drohung dazu beiträgt, Manasses Krieger in Bewegung zu bringen, dann sollten wir uns darüber sogar freuen. Aber Rehabeam wird hier vor Jerusalem geschlagen, nicht dort unten bei Megiddo.“

Jerobeam warf ein: „Ich habe schon einmal vor Rehabeams Hinterlist gewarnt. Ich bin mir gar nicht so sicher, ob er nicht doch noch im Herbst mit seinem Heer plötzlich vor Sichem erscheint. Vom Jordantal her. Wir müssen uns auf eine solche Möglichkeit vorbereiten. Deshalb brauchen wir alsbald den Heerführer. Ihr sagt, daß er herkommen soll. Und ich sage: Er kommt erst, wenn ich König bin. Ruft also die Ältesten der Stämme unverzüglich zusammen! Das duldet keinen weiteren Aufschub!“

Nun griff Bohan ins Gespräch ein. „Ganz Zereda will, daß Jerobeam König wird. Und nicht nur unser Dorf wünscht das. Ich bin zu euch gekommen, um euch das zu sagen. Ich kenne niemanden in Efraim außer dir, Malkiel, der gegen Jerobeams Königtum ist.“

Malkiel fühlte die Autorität der Ältesten in Frage gestellt und sich zudem persönlich angegriffen. Höhnisch erwiderte er: „So sieh ihn dir doch an, den du zu Israels König machen willst! Wie er durchs Land zieht! Rechts von ihm ein stiernackiger Totschläger, links von ihm ein buckliger Tölpel, Fremdlinge alle beide. Und am Gewand klebt ihm der Auswurf Salomos. Der soll König sein?“

Den Zuhörern verschlug es die Sprache, auch Huram. Sie kannten zwar Malkiels Grobheit, aber diese Rede übertraf alle seine bisherigen Beleidigungen.

Als erster faßte sich Bohan. Voller Empörung rief er: „Nur dein Amt und dein Alter schützen dich davor, daß ich dir deine Bosheit in den Hals zurückstopfe!“

Jerobeam, mit bleichem Gesicht, den Körper verkrampft, um seine Wut niederzuringen und eine Antwort zu finden, die seiner Würde entsprach, entgegnete leise, doch leidenschaftlich: „Jahwe hat gehört, welche Schimpfworte du gegen seinen Erwählten ausspeist. Er wird dich in Schuld verstricken, so daß dein graues Haupt nicht unversehrt in die Grube kommen wird. Dann wirst du an den heutigen Tag denken und deine giftigen Worte bereuen. Aber es wird zu spät sein!“. Er erhob sich und wandte sich an Bohan: „Hier will ich nicht länger bleiben. Mit diesen da zu reden ist sinnlos. Mit Malkiel sowieso, aber genauso mit Huram.“ Bohan gab ihm recht und stand gleichfalls auf.

Huram starrte noch immer trübsinnig ins Leere. Der sonst so Redegewandte wußte nicht, was er sagen sollte. Er verwünschte zwar den plumpen Ausbruch des boshaften Alten und fand diesen maßlos, aber er wollte es sich keinesfalls mit Malkiel verderben, jetzt, da Efraim einig sein mußte. Doch auch mit Jerobeam durfte es nicht zum Bruch kommen. Als er nun sah, daß sein Schützling und dessen neuer Gefährte allen Ernstes abreisen wollten, erhob auch er sich und beschwor die beiden zu bleiben. „Ja, Malkiel hätte das nicht sagen dürfen, aber er meint es nicht so schlimm“, beteuerte er. „Ihr wißt doch, daß er einen König nicht für nötig hält, und da ihr ihn bedrängt habt, so sind ihm Worte eingefallen, die ihm sicher schon leid tun. Jerobeam, verzeih ihm! Und du, Malkiel,

sag ihm, wie sehr du ihn für seine Tat gegen Salomo achtest! Sein stiernackiger Diener ist übrigens tot.“ Und mit vielsagendem Blick setzte er hinzu: „Nur Jerobeam war bei ihm, als er umkam.“

Malkiel war trotzig sitzengeblieben, und während Hurams Rede rieb er hingebungsvoll an seinem Gewand, um einen Schmutzfleck zu entfernen.

Jerobeam hob abwehrend die Hand gegen Huram. „Gib dir keine Mühe! Ich gehe zu Bedan. Er spricht wenigstens nicht mit zwei Zungen.“

„Bedan ist ein Verräter!“ erwiderte Huram ärgerlich. „Bleib hier! Wir werden zu einer Einigung kommen. Wenn wir die Heerschau beendet haben, ziehe ich mit euch. Gemeinsam werden wir die Ältesten Manasses aufsuchen und sie überzeugen, daß sie für Bedan einen anderen Stammessprecher aus ihrer Mitte benennen müssen.“

Malkiel hob den Kopf und rügte Huram. „Du wirst noch zum Bettler werden! Laß Jerobeam doch ziehen! Wir brauchen jetzt Krieger, keine Schwätzer.“

Bohan schüttelte den Kopf und tat, als ob er sich die Ohren zuhalte. Und er sagte: „Bisher hatte ich große Ehrfurcht vor euch Ältesten, wie es sich für einen Efraimiten ziemt. Jerobeam kann es bezeugen. Seit heute ist das vorbei. Gebt acht, daß die Ehrfurcht der Efraimiten nicht gleich mir Schaden an euch nimmt!“

Jerobeam spitzte die Kritik zu: „Und ich hielt eure Stimme für die Stimme Israels. Aber Israel spricht nicht aus euch, sondern aus solchen Männern wie Bohan.“

Die beiden Enttäuschten wandten sich und gingen eilig davon. Die Ältesten blieben verdrossen zurück. Huram, weil ihm Jerobeam sichtlich entglitt, Malkiel, weil sich Huram nicht eindeutig an seine Seite gestellt hatte.

Huram überlegte, ob er Jerobeam nachgehen und ihn doch noch versöhnen sollte. Es durfte nicht sein, daß der künftige König eigene Wege einschlug. Aber er blieb doch, wo er war, aus Furcht, sich vor Bohan lächerlich zu machen.

27

Jerobeam und Bohan, Ketura und Ard machten, daß sie aus dem Feldlager wegkamen. Jerobeam schwieg über den Vorfall, der den überstürzten Aufbruch ausgelöst hatte. Ketura rätselte, was es gegeben haben mochte, aber das minderte nicht ihre Freude darüber, daß sie Bet-El mit den lärmenden Kriegerscharen nun so rasch hinter sich ließen.

Auf dem Weg nach Norden begegneten den Reisenden noch immer bewaffnete Trupps, die dem Ruf nach Bet-El folgten. Jerobeam sah sie nicht ungern. Mochten doch Malkiel und Huram ihre Heerschau abhalten. Besser jetzt als erst dann, wenn der Krieg unmittelbar bevorstand.

Bohan fragte Jerobeam: „Glaubst du wirklich, daß du Bedan umstimmen kannst?“

Jerobeam lächelte listig. „Er hat mir gesagt, er wolle einen Beweis, daß Jahwe mich zum König erwählt hat.“ Bohan wußte mit der Antwort nichts anzufangen und blickte den selbstsicheren Gefährten fragend an. Und so fügte Jerobeam hinzu: „Jahwe berief Saul durch den Gottesmann Samuel. So geht die Sage. Und in ähnlicher Weise wird sich nun Jahwe auch zu mir öffentlich bekennen.“

Bohan fiel der Priester Kenas da draußen in der südlichen Wüste ein, von dessen Traum Jerobeam den Männern von Zereda erzählt hatte, und so fragte er: „Willst du jenen Priester kommen lassen? Aber dann müßte doch ein Bote in die ferne Oase schon unterwegs sein!“

Jerobeam wollte noch nicht völlig aufdecken, was er vorhatte, und so erklärte er: „Jahwe hat den Priester Kenas ausersehen, damit er meine Erwählung mir mitteilte, nur mir. Einen anderen Mann wird er ausersehen, um sich an ganz Israel zu wenden.“

Bohan spürte die Zurückhaltung Jerobeams und gab sich mit der Antwort zufrieden. Er freute sich, daß der Erbe Sauls – ja, das war er wohl – Huram und Malkiel zeigen würde, daß er ihrer Fürsprache nicht bedurfte.

Dann trennten sich die Wege der Gefährten. Bohan ritt weiter nach Zereda. Jerobeam, Ketura und Ard wandten sich hinüber nach Schilo.

Sie kehrten bei Deker ein, der glücklicherweise zu Hause war und nicht auch im Land umherreiste. Der Älteste freute sich, Jerobeam und seine Familie wiederzusehen, und die Neuigkeiten aus Geser erfüllten ihn mit Zuversicht. Er schickte nach Ahija, dem Gottesmann, und bald saßen die drei Männer wie Verschworene zusammen und schmiedeten den Plan, wie sie Jahwe helfen wollten, damit sein Wille endlich Wirklichkeit wurde. Ahija war einverstanden, er gab nur zu bedenken, daß er alt und schlecht zu Fuß sei. Daraufhin versprach ihm Deker einen Reitesel, und sein Sohn und einer der Enkel sollten ihn begleiten und ihm beistehen, wenn er sich aufmachte, Israel die Botschaft seines Gottes zu verkünden.

Jerobeam schied in herzlichem Einvernehmen aus Schilo. Ketura, der er seinen Plan mitgeteilt hatte, freute sich, daß nun die Gegner ihres Mannes endlich von ihrer Verblendung geheilt würden. Und auch Ard war zufrieden. Er war zwar nicht in den Zweck der gesamten Reise einge-

weiht, und seine Neugier hielt sich in Grenzen, aber das Umherwandern gefiel ihm. Und bald wußte er stets schon im Voraus, wessen Jerobeam und Ketura bedurften. Er wurde ein anstelliger Diener, und an die schwere Arbeit in Eris Wirtschaft erinnerte er sich nur noch, wenn er seine klobigen Hände betrachtete.

Die drei Reisenden gelangten nach Sichem und kehrten bei Bedan ein, als dem Ältesten soeben zugetragen worden war, daß Rehabeams Soldaten die Belagerer von Mizpa zwar vertrieben, aber den Sieg nicht ausgenutzt hatten. Der König hoffte also noch immer auf die Huldigung durch Israels Älteste, so erklärte sich das Bedan. Er war genauso ratlos wie am Anfang der gesetzten Frist von acht Wochen. Es fiel ihm deshalb schwer, den unverhofften Gästen seine sonstige Liebenswürdigkeit zu erweisen, und der Empfang fiel eher frostig aus.

Während Ketura Bedans Frau ihre Geschichte erzählte und Ard das Riemenzeug der Packesel auf Schadstellen untersuchte, saßen der Hausherr und Jerobeam beim Wein und den unvermeidlichen Honigplätzchen und tauschten sich über die Lage aus. Die Nachricht vom Edomitereinfall im Süden bewegte Bedan in besonderer Weise. Damit also hing der Rückzug der Soldaten Rehabeams nach dem Sieg über die Benjaminiten vor Mizpa zusammen! Rehabeam hatte jetzt andere Sorgen als Israels Huldigung! Vielleicht schickte Jahwe eine völlige Wendung der Dinge, und die Bedrohung aus Jerusalem fiel in sich zusammen.

Jerobeam interessierten die Ereignisse im Norden. Aber Bedan wußte nur, daß Sebulon und Issachar eine bewaffnete Mannschaft vor der Festung Megiddo stehen hatten. Kämpfe schien es bisher nicht gegeben zu haben, denn darüber wäre Nachricht nach Sichem gelangt. Jerobeam erkundigte sich nach dem genauen Standort der Truppe, aber Bedan kannte diesen nicht.

„Rehabeam wird Megiddo verlieren, so wie er Geser verloren hat“, urteilte Jerobeam, und er berichtete vom Übertritt Gesers zu Israel und von der Bereitschaft des Festungskommandanten, das Heer Israels gegen Rehabeams Trupen zu führen.

Bedan starrte seinen Besucher verwirrt an. Nicht weil er an dessen Bericht zweifelte, sondern weil er sich fragte, ob all das, was ihm der umtriebige Efraimit mitteilte, nicht doch Zeichen waren, Mahnungen Jahwes, daß es an der Zeit sei, sich endgültig vom Haus Davids zu lösen und sich diesem Jerobeam zuzuwenden, der sich zu Israels König berufen glaubte. Aber trotz seiner inneren Unsicherheit ließ er sich von Jerobeam nicht ins Herz blicken. Er fragte ihn nach Einzelheiten, und Jerobeam flocht in die Antworten wie beiläufig ein, daß Schallum erst dann kommen und die Verteidigung des Landes übernehmen werde, wenn das Königreich Israel endlich einen König habe.

Bedan entging die hingeworfene Bemerkung nicht, und sie traf ihn wie ein Nadelstich. Gleich würde Jerobeam beginnen, seinen angeblichen Anspruch auf die Königsmacht geltend zu machen und ihn mit Forderungen zu bedrängen. Doch wie sollte man unter Druck entscheiden? Entscheidungen bedurften ruhiger Überlegung.

Jerobeam hielt sich jedoch zurück und machte keine großen Worte. Und daß er selbst Israels König werden wollte, erwähnte er nicht. Das beunruhigte Bedan mehr, als wenn seine Befürchtungen eingetroffen wären. War irgendetwas im Gange, was nicht bis an sein Ohr gedrungen war? Verlor er den Überblick?

Jerobeam bemerkte sehr wohl, wie verändert der Älteste seit dem Treffen in Sichem war, und er deutete die Gründe dafür völlig richtig. Bedan schien ihm reif für die Abwendung von Salomos Sohn. So machte er schließlich den Vorschlag, gemeinsam zu Baaljada nach Jesreel zu reisen und von da ins Lager der Streitmacht Issachars und Sebulons, um sich vor Ort über die Lage ins Bild zu setzen.

Bedan gab sich einen Ruck und sagte zu. Diese Reise war vielleicht doch besser, als hier in der Stadt zu sitzen und vor jeder neuen Nachricht zu zittern.

So machten sich Jerobeam mit Frau und Diener und der neue Reisebegleiter am nächsten Morgen auf den weiteren Weg nach Norden. Jerobeam war überaus froh. Alles verlief, wie er es mit Ahija und Deker geplant hatte.

Sie ritten über Tirza, und dort erfuhren sie, daß die Ältesten der Stadt und der umliegenden Dörfer tatsächlich, ohne Bedan zu fragen, eine Botschaft an Malkiel gesandt und ihm angeboten hatten, ihre Krieger zu schicken, falls Efraim Hilfe brauchte. Bedan schilderte den Männern von Tirza die Lage im Süden, wie er sie von Jerobeam kannte, und Jerobeam berichtete von der Gewinnung der Festung Geser und machte den Vorschlag, die wartende Mannschaft, die ja vorläufig nicht zum Einsatz kommen konnte, nach Geser zu senden, damit sie dort ihr Kampfgeschick vervollkommnete. Es stellte sich heraus, daß die Schar an die achtzig junge Krieger umfaßte, also etwa einer Hundertschaft gleichkam.

Die Hausväter von Tirza, allen voran Enan, Hurams Schwager, waren nach kurzer Beratung einverstanden. Zögernd gab auch Bedan sein Jawort. Er dachte, wenn die Mannschaft in Geser war, so kämpfte sie wenigstens nicht direkt gegen Rehabeam. Es fiel ihm überaus schwer, von der Daviddynastie loszukommen. Jerobeam aber war glücklich, daß er nun doch noch eine Krieger-

schar nach Geser schicken konnte. Welchen Eindruck hätte es auf den künftigen Heerführer Israels machen müssen, wenn Israel sein Angebot ausschlug!

Jerobeam beschrieb Enans Sohn, der die Krieger anführte, den Weg nach Geser und nannte ihm die Parole, die er mit Schallum ausgemacht hatte, damit dessen Soldaten nicht etwa glaubten, es handle sich bei der Kolonne Bewaffneter um heimliche Kämpfer Rehabeams, die in die Festung eindringen und die abtrünnige Besatzung umbringen sollten.

Der nächste Tag sah die Reisenden wieder auf dem Rücken ihrer Esel, Jesreel, dem Wohnsitz des Issachariten Baaljada, entgegenstrebend. Jerobeam war guter Dinge und erzählte Ketura, die in der staubigen Hitze der Durst plagte, vom Wasserreichtum der ägyptischen Königsstadt Tanis, und er hob hervor, daß er sich trotzdem immer zurückgesehnt habe nach den sommerdürren Bergen und Tälern Kanaans. Flüchtig tauchte das Mädchen Scheri in seiner Erinnerung auf, aber er betrachtete Ketura, und Scheris Bild verblaßte und verschwand.

Bedan blieb meistens ein wenig zurück, um ungestört nachdenken zu können. Jerobeam ließ ihm seine Ruhe und hoffte, daß der Älteste zur Besinnung kam und erkannte, was Israel not tat.

In Jesreel erfuhren sie, daß Baaljada sich bei der Streitmacht des Stammes befand, die gar nicht weit entfernt ihr Standlager hatte. Sie tauschten mit den Männern, die ihnen die Auskunft gaben, rasch einige Neuigkeiten aus, warfen dann einen beklommenen Blick auf jenes Schlachtfeld zu Füßen der Gilboahöhen, wo einst Saul den Philistern unterlegen war und sein Leben verloren hatte, und wandten sich dann nach Westen.

Im schrägen Licht der untergehenden Sonne entdeckten sie am Abhang eines Hügels, der hier mitten in der Ebene aufragte, das Lager der Gesuchten. Jerobeam war erfreut über die Wachsamkeit der Krieger, denn sie wurden, kaum daß sie sich über den kürzesten Weg ins Lager verständigt hatten, angehalten und nach dem Woher und Wohin befragt. Einer der Krieger geleitete sie dann an ihr Ziel, und dort wurden sie nicht nur von Baaljada, dem Issachariten, sondern auch vom alten Schobab, dem Sprecher des Stammes Sebulon, begrüßt.

Die beiden Ältesten wunderten sich nicht wenig über die Ankunft der Reisenden. Weniger über Bedan, denn er war ja von Puwas Drohung mit betroffen, aber doch sehr über Jerobeams Kommen. Und noch dazu mit seiner Frau. Von Sichem her wußten sie von ihrer Verschleppung in Salomos Harem und betrachteten sie mit unverhohlener Neugier. Und auch der Bucklige erregte Aufsehen. Was bedeutete das alles? Aber da die Nacht bereits hereinbrach und die Reisenden müde waren, mußte ein ausführliches Gespräch auf den nächsten Tag verschoben werden. Bedan und Jerobeam versicherten, daß sie sich nur über die Lage hier informieren wollten und keinerlei böse Nachrichten mitbrachten. Daß Ketura ihren Mann begleite, heiße nicht, daß Sichem etwa von Rerhabeam belagert werde.

Am nächsten Vormittag setzten sich die drei Ältesten und Jerobeam dann hin und trugen zusammen, was jeder über den Stand der Dinge wußte. Hier in der Ebene, so erfuhren die Ankömmlinge, war alles ruhig. Die Garnison von Megiddo machte keinerlei Anstalten, die schützenden Mauern der Stadt zu verlassen und Puwas Drohung wahrzumachen. „Lägen wir jedoch nicht hier“, urteilte Baaljada, „dann säße einer von uns sicherlich in Megiddo als Geisel.“

Bedan seufzte, obwohl dieses Geschick wohl eher die beiden Amtsbrüder getroffen hätte als ihn, der ja weitab von der Festung wohnte. Jerobeam pflichtete Baaljada bei. Und er fügte hinzu: „Wenn es in Israel einen König gäbe, dann stünde Puwa allerdings vor einer wirklichen Entscheidung. Nämlich ob er Rehabeams Gefolgsmann bleiben oder ob er dem neuen König dienen will. Im ersteren Fall würden wir ihn natürlich aus dem Lande jagen.“ Baaljada begriff, worauf Jerobeam hinauswollte, aber er sagte nichts dazu, sondern blickte Bedan an. Der aber starrte ins Leere.

Schobab lenkte von der Königsfrage ab und wollte wissen, was Schallum für einer sei. Jerobeam berichtete von der Herkunft des Kommandeurs aus Megiddo und schilderte ihn als einen geradlinigen Mann, der treu zu jenem König halte, für den er sich entschieden habe. Und während er den Freund lobte, wünschte er im stillen, daß Ahija bald käme. Denn er hatte nicht vor, eine ganze Woche lang hierzubleiben. Auch wegen Ketura wollte er rasch wieder fort. Was sollte sie hier unter lauter Männern? Sobald sie sich außerhalb des Zeltes zeigte, wandten sich die Köpfe nach ihr, und die Blicke folgten jedem ihrer Schritte. Nein, er mußte schleunigst weg. Nach Zereda zu Bohan und Ira. Vielleicht war dort doch sein Zuhause.

Als der nächste Tag zur Hälfte vorbei war und der Gottesmann nirgends zu erspähen war, schloß sich Jerobeam den Kundschaftern an, die sich aufmachten, um jene abzulösen, die unmittelbar vor Megiddo alle Bewegungen der Soldaten und der Einwohner beobachteten.

Als er nach anstrengendem Fußmarsch die ragenden Mauern Megiddos auf dem Hügel vor sich sah, war sein Gedanke: Ob Megiddo vielleicht als Königsstadt besser geeignet war als Sichem? Die Stadt lag an der Heerstraße von Ägypten nach den Ländern im Norden und konnte, wenn es die Lage erforderte, ein Sperriegel an dieser Straße sein. Sie beherrschte die weite Ebene zwischen den Gebirgshöhen im Süden und im Norden und trotzte, wenn sie weiter befestigt wurde, jedem Eroberer. Aber einen entscheidenden Nachteil hatte die Stadt: Mit den Stämmen Israels war sie kaum verbunden. Im Grunde war sie ein Fremdkörper inmitten des Stämmebundes. Dagegen

Sichem, im Bergland selbst gelegen, am Fuße des Berges Garizim mit der uralten Orakeleiche, geheiligt durch den Altar des Urvaters Jakob! Die Bewohner der Stadt bildeten seit langem eine Sippe im Stamm Manasse. Nein, Königssitz konnte nur Sichem sein!

Am Tag darauf, es war am Vormittag, und das ganze Lager war in Bewegung, erschien endlich der von Jerobeam sehnlich Erwartete, von zwei Wachtposten eskortiert. Gebeugt hockte Ahija auf Dekers Esel, trotz der sommerlichen Hitze in einen Mantel gehüllt. In einen neuen sogar, wie sich im Näherkommen zeigte. Hinter ihm führten der Sohn und der Enkel Dekers zwei Packesel, die das Zelt und den Reiseproviant trugen. Alles war so, wie abgesprochen, stellte Jerobeam zufrieden fest.

Die Ältesten empfingen den Ankömmling. Jerobeam stand etwas abseits, umgeben von vielen der Krieger, die hören wollten, was diesen gebrechlichen Alten getrieben hatte, in der ärgsten Sommerhitze sein Haus zu verlassen.

Kaum, daß er mühsam vom Esel geklettert war, nahm Ahija seinen Stock zur Hand, den ihm der Knabe reichte, und schritt hinkend auf die wartenden Männer zu. Er verbeugte sich tief, grüßte respektvoll und nannte Namen und Herkunftsort. Bedan hatte schon von ihm gehört, ihn aber noch nie gesehen, da Ahija Schilo kaum verließ. Wer seinen Rat suchte, der kam zu ihm. Und auch von Jerobeams Bekanntschaft mit Ahija wußte Bedan nichts. Nun argwöhnte er aber, daß die Ankunft des Gottesmannes etwas mit Jerobeam zu tun hatte. Löste vielleicht dieser Alte das Rätsel, das ihm der Besuch des Königsanwärters in Sichem und die gemeinsame Reise mit ihm hierher aufgegeben hatte?

Schobab hieß Ahija willkommen und bat ihn, Gast des Lagers zu sein und sich auszuruhen. Hier könne er so sicher sein wie nirgends sonst in dieser Gegend.

Ahija bedankte sich für die Einladung und fügte hinzu, daß er sein Haus gewiß nicht verlassen hätte – man sehe ja, wie schlecht er zu Fuß sei – , wenn ihn nicht ein Höherer zu dieser beschwerlichen Reise beauftragt hätte. Dann trat er einige Schritte auf Jerobeam zu und sprach ihn an: „Nicht wahr, du bist Jerobeam, der Sohn Nebats aus Zereda in Efraim? Jahwe, der Gott Israels, hat mich geheißen, dich zu suchen. Überall habe ich nach dir gefragt, und so bin ich deiner Spur gefolgt. Jetzt habe ich dich endlich gefunden, auch wenn der Weg weit war."

Bedan war nähergetreten und unterbrach nun den Alten: „Du kennst Jerobeam?"

„Wer kennt ihn nicht?" erwiderte Ahija. „Den Helden, der für die Freiheit Israels sein Leben eingesetzt hat! Laßt mich nun vor euren Ohren meine Botschaft an ihn ausrichten, denn ich setze mich nicht, bevor ich nicht Jahwes Weisung erfüllt habe!"

Jerobeam gab sich erstaunt. „Du bist gekommen, um mir ein Gotteswort auszurichten?" Die Zuschauer drängten näher heran, denn Ahija hatte seinen Stock abgelegt, und nun entledigte er sich umständlich seines Mantels und breitete das gute Stück auf dem staubigen Boden aus. Dann ließ er sich schwerfällig auf die Knie nieder, was ihm sichtlich Schmerzen bereitete, zog ein Messer aus dem Gürtel und schickte sich an, damit Hand an das Gewand zu legen.

„Was hast du vor?" rief Schobab. „Der schöne Mantel – du willst ihn doch nicht etwa zerschneiden?"

Ahija hob den Kopf und warf dem Ältesten aus tiefliegenden Augen einen kritischen Blick zu. „Wer darf es wagen, sich Jahwes Befehl zu widersetzen?" fragte er. „Ich? Du? Ihr alle? Niemand." Er setzte sein Messer an und machte einen Einschnitt in das Gewebe, und dann riß er mit kräftigem Griff, den ihm keiner zugetraut hatte, ein großes Eckstück ab.

Er erhob sich ächzend, bückte sich und nahm nun den verstümmelten Mantel in die eine Hand und das abgetrennte Stück in die andere. Er richtete sich wieder auf, holte tief Luft und rief mit lauter Stimme, damit möglichst alle ihn verstanden: „Ihr Söhne Israels, hört das Wort Jahwes! So, wie dieser Mantel zerteilt ist, spricht Jahwe, so habe ich das Reich Salomos geteilt. Rehabeam darf Juda behalten, um Davids willen" – Ahija hielt den abgeschnittenen Zipfel hoch – , „Israel aber" – nun streckte er den Mantel in die Höhe – „Israel aber gebe ich meinem Diener Jerobeam, dem Sohne Nebats, dem Helden aus dem Stamm Efraim, den ich erwählt habe, damit er König sei in Israel!"

Ahija ließ erschöpft seine Arme sinken, und mit leiser Stimme bat er: „Laßt mich nun niedersitzen, denn ich bin wahrhaft müde!"

Jerobeam war äußerst zufrieden mit Ahijas Auftritt. Die Ältesten, ja alle Zuhörer schienen tief beeindruckt. Er wollte den Ältesten, die sich um den Gottesmann bemühten, Zeit lassen, sich zu sammeln, und so lief er schnell in sein Zelt und holte ein weiches Kissen für den Jahweboten.

Als erster äußerte sich Baaljada: „So hat also Huram recht gehabt, als er für Jerobeams Königtum warb." Schobab, immer noch ergriffen, bestätigte die Feststellung mit einem feierlichen „Du sagst es". Beide und Jerobeam, der bescheiden schwieg, denn jeder hier wußte ja, daß er sich seit seiner Rückkehr aus Ägypten von Jahwe berufen fühlte, blickten Bedan an. Was würde er nun sagen?

Bedan war klar, seit er Ahijas Zeichenhandlung gesehen und die göttliche Botschaft gehört hatte, was er antworten würde, denn ihm war, als sei jener Rauchvorhang hinweggeweht, der ihm

bisher die Sicht versperrt hatte. „Ahija, wir haben das Wort Jahwes gehört und in Ehrfurcht aufgenommen“, sagte er tief bewegt. „Sei versichert, daß dein Weg nicht umsonst gewesen ist.“ Er wandte sich Jerobeam zu: „Ich war gegen dein Königtum, Schobab und Baaljada wissen es, und du weißt es auch. Aber schon seit langem habe ich Jahwe um ein Zeichen gebeten, weil Zweifel an mir nagten, ob mein Eintreten für Salomos Sohn auch wirklich mit seinem Willen übereinstimmt. Und nun hat er mir gleich dreifach Antwort gegeben. Er hat die Edomiter gegen Rehabeam aufgeboten, um den König von uns abzulenken. Er hat Rehabeam die Festung Geser weggenommen und sie uns gegeben. Und schließlich hat er uns seinen Willen soeben durch sein Wort unmißverständlich offenbart. Ab heute und hier werde ich für dein Königtum eintreten, Jerobeam, und nicht eher ruhen, bis du die Salbung empfangen hast!“

Baaljada und Schobab schlossen sich seinem Bekenntnis an. Nun war es an Jerobeam, zu seiner öffentlichen Berufung Stellung zu nehmen. Sollte er Bedan für dessen Wende zu seinen Gunsten danken? „Ich danke Jahwe“, rief er laut, „daß er durch den Mund dieses Gottesmannes öffentlich wiederholt hat, was er mir im heiligen Zelt von Kadesch-Barnea während der Zwiesprache mit ihm ins Herz gelegt hat. Ihr wißt, daß ich auf Grund der göttlichen Fügung Israels König sein will. Ruft also ohne weitere Verzögerung die Ältesten auch aller anderen Stämme zusammen, damit ich gewählt und gesalbt werde, wie es der Brauch gebietet!“

Die umstehenden Krieger waren schon längst, seit Ahijas feierlicher Auftritt vorüber war, in Bewegung geraten. Das Stimmengemurmel hatte sich allerdings wieder beruhigt, solange Bedan und Jerobeam gesprochen hatten. Aber nun hob es wieder an, und aus ihm heraus wurden Rufe laut: „Ja, Jerobeam soll König sein!“ und „Macht Jerobeam zum König!“ und „Es lebe König Jerobeam!“

Jerobeam genoß diese Rufe. Sie waren Balsam auf die Wunde, die Malkiels haßerfüllte Worte seiner Seele zugefügt hatten. Er übertönte die Krieger: „Ihr Söhne Israels, ich höre euren Wunsch! Ihr seid die Stimme Israels! Als euer König will ich Israels Diener sein!“

28

Noch im Feldlager bei Megiddo veranlaßte Bedan, daß die Stammessprecher, die im Frühsommer ergebnislos auseinandergegangen und vor ein paar Wochen zum Großteil gar nicht erschienen waren, erneut eingeladen wurden. Schobab und Baaljada erboten sich, den Ältesten im Norden und jenseits des Jordans Nachricht zu schicken, so daß Bedan selbst, wenn er wieder daheim in Sichem war, nur noch Huram, Malkiel und Elasa benachrichtigen mußte. Hauptinhalt der Einladung war natürlich das Jahwewort über Jerobeams Königtum, das der Gottesmann Ahija aus Schilo verkündet hatte. Wenn die Empfänger das vernahmen, konnten sie sich ihrer Verantwortung nicht entziehen und mußten nach Sichem kommen. Da gerade der Mondwechsel bevorstand, war als Termin der übernächste Neumond vorgesehen.

Jerobeam verließ die Stammeskrieger und deren Älteste Schobab und Baaljada in der Gewißheit, daß er in fünf Wochen König sein werde und sein großes Werk der Einigung Israels beginnen könne. Bedan und Ahija, die mit ihm ritten, bestärkten ihn darin. Denn niemand konnte es nun noch wagen, an Jahwes Willen zu zweifeln und die Einsetzung Jerobeams in sein hohes Amt abzulehnen.

Ketura freute sich, daß ihr Mann nach Zereda wollte, ins väterliche Haus, auch wenn sie beide dort nur als Gäste wohnen konnten. Allmählich hatte sie es doch satt, immerzu auf dem Rücken des Esels von Ort zu Ort zu schaukeln, in ständiger Ungewißheit darüber, was der nächste Reisetag bringen würde. Auch Jerobeam, so fand sie, würden ein paar ruhige Wochen daheim wohltun.

Huram war wieder in Tappuach, als ihn Bedans Einladung erreichte. Efraims Krieger waren in ihre Dörfer zurückgekehrt, und alles war wieder wie im tiefsten Frieden. Auf den Tennen wurde der Weizen ausgedroschen, und es zeigte sich, daß die Ernte gut geraten war. Huram überschlug in Gedanken, was ihm vom eigenen Acker und von jenem, den er für einen unmündigen Erben verwaltete, nach Abzug des Anteils für den öffentlichen Speicher der Stadt bleiben würde. Er freute sich, denn es schien ihm nicht wenig, und er würde sich großzügig zeigen können, wenn die Krieger von Tappuach ins Feld gerufen wurden und mit Marschverpflegung versehen werden mußten.

Sein erster Gedanke, als er Bedans Botschaft hörte, war: Das hätte ich ihm nicht zugetraut! Er meinte Jerobeam, und dieses Urteil hatte durchaus etwas Anerkennendes. Denn er durchschaute, daß der Königsanwärter das Auftreten Ahijas selbst veranlaßt hatte. Sein Gespür hatte ihn also nicht getrogen, als ihm das enge Einvernehmen der beiden aufgefallen war, damals in der Höhle, bevor Jerobeam nach Geser gegangen war. In die Entscheidungen, die ganz Israel berührten, hätte sich der alte Gottesmann doch nie von sich aus eingemischt! Ein verlaufenes Rind herbeizuschaffen, ein Geschwür zu behandeln, eine Beschwörung gegen Unfruchtbarkeit vorzunehmen, das waren Aufträge, in denen sich Ahija als Ratgeber und Helfer bewährt hatte. Aber ein Jahwewort über den künftigen König Israels öffentlich zu verkünden, und das noch dazu weit ent-

fernt von seiner Heimatstadt? Huram hätte gelacht, wenn ihm jemand vorausgesagt hätte, daß sich der knochige Alte mit seinem Hinkebein nunmehr auf derlei Kundgebungen verlegen würde. Nein, nein, Ahija war Jerobeams Werkzeug gewesen.

Die zweite Regung, die Huram spürte, war ein gelinder Schreck über diese seine Entdeckung. Jerobeam wuchs ihm tatsächlich über den Kopf! Wie klein und gedrückt war er damals, als sein Bruder ermordet worden war, zu ihm gekommen. Um Rat und Hilfe hatte er gebettelt. Und jetzt? Jetzt bedurfte er des Jochs, damit er nicht länger auf Wegen wandelte, die ihm keiner der maßgeblichen Würdenträger gewiesen hatte. Ihm mußte eindeutig klargemacht werden, daß er als König nicht neben den Stammesältesten stehen würde, sondern unter ihnen. Nämlich als ihr Diener, der nur das tat, was sie ihm auftrugen oder erlaubten. Seine Eigenmächtigkeit und Aufsässigkeit mußte ein Ende haben. Aber solange die Ältesten uneins waren, wie sollte er da seine untergeordnete Stellung begreifen? Es war notwendig, daß die Ältesten mit einer Stimme sprachen. Und diese Stimme konnte nur seine, Hurams, Stimme sein.

Huram beschloß, auf dem Treffen, zu dem Bedan ihn einlud, sich als den starken Mann der Israeliten, als eigentlichen Retter und Bewahrer von Israels Freiheit darzustellen. Bedan durfte nicht länger der Sprecher der Ältestenversammlung sein. Einer, der vor kurzem noch dem Sohn Salomos am Rockzipfel gehangen hatte, konnte doch nicht das Vertrauen der Amtsbrüder beanspruchen! Nein, Bedan mußte abgesetzt und gedemütigt werden. Falls er Vertreter des Stammes Manasse blieb, so sollte er sich still und bescheiden unterordnen.

Und Malkiel? Der wurde nun wohl kaum noch gefährlich. Man mußte ihm nur das angebliche Jahwewort als unbezweifelbar echt darstellen, dann blieb ihm nichts übrig, als Jerobeams Wahl zuzustimmen.

Die Einladung an die Stammessprecher war von diesen ohne Ausnahme ernstgenommen worden. Zum festgesetzten Termin reisten alle an, die schon vor vier Monaten sich in Sichem getroffen hatten. Die allgemeine Auffassung war, daß die Beratung diesmal einfacher sein würde. Rehabeam stand als König nicht mehr zur Debatte. Auch seinen Anhängern Tilon, Usija und Segub war das klar. Jetzt ging es um den Efraimiten Jerobeam. War tatsächlich eine Jahweoffenbarung ergangen, dann konnte die Beratung an einem Tag zu Ende sein. Jerobeam wurde als König eingesetzt, und nur die Festlegung seiner Rechte und Pflichten machte dann noch ein wenig Arbeit.

War aber das Jahwewort wirklich echt? Wer war denn dieser Gottesmann Ahija, von dem niemals vorher jemand gehört hatte? Aus Schilo stammte er, also aus demselben Stamm wie Jerobeam? War das angebliche Jahwewort etwa ein Trick der Efraimiten, um Hurams Günstling durchzusetzen? Was würde Malkiel dazu sagen, der Widersacher Hurams? Die Skeptiker nahmen sich vor, die Sachlage genau zu prüfen, ehe sie Jerobeams Königtum zustimmten.

Für Malkiel, den Gegner jedweden Königtums, stand fest: Ahija war ein Betrüger. Wenn Jahwe einen König Jerobeam wollte, dann hätte er es ihm, Malkiel, dem Mann, auf den ganz Efraim blickte, mitgeteilt, und nicht diesem kleinen, miesen Wahrsager aus Schilo. Die Frage war nur, wie der Betrug nachzuweisen war. Oder wie der Spruch auf andere Weise um seine Wirkung gebracht werden konnte. Wenn nun Jerobeam von sich aus auf das Königtum verzichtete? Dann war Ahijas Lüge hinfällig und mußte gar nicht mehr als solche entlarvt werden. Das wäre die einfachste Lösung.

Die Ältesten berieten diesmal nicht im königlichen Palast, sondern auf dem Kultplatz unter der Orakeleiche am Garizim. Den meisten war es recht, nicht im Dunstkreis des Judäerkönigs zu tagen, sondern unter Jahwes freiem Himmel. Im Blickfeld den Altar, den der Stammvater Jakob gefügt hatte, fühlten sich fast alle freier als in Salomos düsterem Audienzsaal. Und überdies hatte der Versammlungsort den Vorteil, daß sie nach dem Opfer, das sie Jahwe vor Beginn der Beratung darbrachten, gleich sitzenbleiben konnten.

Bedan eröffnete die Aussprache, indem er schilderte, was sich im Feldlager der Krieger Issachars und Sebulons, die gegen Megiddo auf Wacht standen, zugetragen hatte. Und er rief Schobab und Baaljada zu Zeugen auf, damit sie seinen Bericht bestätigten.

Schobab tat das sogleich und sichtlich gern. „Ihr wißt, daß ich gegen Jerobeams Königtum war. Denn ich hielt ihn für machtgierig und fürchtete um Israels Freiheit. Diese schien mir am besten gewahrt, wenn es gar keinen König gäbe. Aber nun habe ich Jerobeam näher kennengelernt. Er ist ein bescheidener Mann und wird sich auch als König unserem Rat beugen. Ich verstehe jetzt, wieso Jahwes Blick gerade auf ihn gefallen ist."

Baaljada schloß sich dem Standpunkt an. Er rief alle ehemaligen Anhänger Rehabeams und alle Verfechter eines königlosen Stämmebundes auf, nun ohne Wenn und Aber Jerobeam zum König zu wählen. „Jahwe hat dem Hin und Her und Für und Wider ein Ende gemacht", erklärte er mit Nachdruck. „Und ist Jahwe etwa nicht der oberste Gott unseres Stämmebundes? Schon lange vor Sauls Zeit haben alle Stämme ihn als solchen anerkannt. Seine Entscheidung bindet uns alle. Keinem ist erlaubt, daran herumzudeuteln."

Bedan dankte beiden Rednern und blickte zufrieden in die Runde. Wer sollte jetzt noch Widerspruch anmelden? Seine früheren Gesinnungsgenossen mußten sich, wie er selbst es getan hatte, nur noch für Jerobeam aussprechen, und schon konnte er den Ältesten mitteilen, daß Jerobeam bereits in Sichem weilte und daß es deshalb möglich sei, ihn sogleich in die Versammlung zu holen und in sein Amt einzusetzen. Jerobeam war nämlich schon vor zwei Tagen, bevor die ersten Würdenträger eingetroffen waren, von Zereda herübergekommen und hatte auf Bedans Einladung hin bei diesem Quartier genommen. Ketura war diesmal zu Hause geblieben. Um eine längere Reise handelte es sich ja nicht, und außerdem fürchtete sie, ähnliche abschätzige Bemerkungen wie in Hurams Haus hören zu müssen.

Als erster der Rehabeamfreunde wagte Usija, der Danit, sich zu äußern. Bedan lauschte gespannt auf seine Worte und war froh, daß der Hagere aus dem fernen Norden sich nun unter Berufung auf Schobabs und Baaljadas Zeugnis zu Jerobeam bekannte, auch wenn er kritisch hinzufügte: „Wie Jerobeam den Aramäern entgegentreten will, falls sie uns angreifen, weiß ich zwar nicht. Aber Jahwe wird es wissen, denn er hat ihn erwählt."

Tilon und Segub verfolgten stirnrunzelnd Usijas Ausführungen. Huram betrachtete sie. Denen blieb nichts übrig, als ebenfalls ja zu sagen zu Jerobeam, so war sein Gedanke. Sein Blick wanderte weiter zu Malkiel. Der Alte hielt den Kopf gesenkt und spielte mit einem dürren Zweig, den er aufgelesen hatte, als ob ihn das alles hier nichts anging. Wahrscheinlich hatte er eingesehen, meinte Huram, daß auch er sich einem Jahwewort beugen mußte.

Unterdessen eiferte Elasa noch einmal gegen jene, die nicht von Anfang an auf Jerobeams Seite gestanden hatten. Durch Ahijas Auftreten sei nun zweifelsfrei bewiesen, wer recht gehabt hatte. Abdon nickte zu den Worten wiederholt und rief, als Elasa schwieg: „Worauf warten wir noch? Wir wollen Jerobeam zum König Israels erklären!"

Pagiel, hochmütig wie immer, hob abwehrend die Hand. „Nicht so hastig!" mahnte er. Und er fragte: „Wo ist denn eigentlich dieser Mann Ahija? Warum ist er nicht hier, um uns alle an seiner Weisheit teilhaben zu lassen?" Tilon nahm das Stichwort auf. „Ja, holt diesen Ahija her!" forderte er. „Wieso scheut er sich, seine Botschaft uns allen vorzutragen?" Segub grinste beifällig.

In die Runde kam Bewegung. Die Forderung, Ahija anzuhören, fanden auch die neuen Anhänger Jerobeams keineswegs abwegig, und Tilon und Pagiel sahen sich bestätigt. Huram erschrak. Die Wahl Jerobeams durfte nicht erneut in Frage gestellt werden, indem seine Gegner den alten Ahija in die Enge trieben. Trotz seiner Eigenmächtigkeiten – Jerobeam mußte König werden! Denn ein anderer, der sich vielleicht für das hohe Amt fand, war noch schwerer zu lenken.

Bedan ärgerte sich, daß er nicht selbst daran gedacht hatte, auch den Gottesmann einzuladen. Nun mußte er dessen Abwesenheit irgendwie begründen. „Seine Botschaft galt doch Jerobeam, nicht uns Ältesten", rechtfertigte er sein Versäumnis. „Außerdem ist er alt und schlecht zu Fuß, und so haben wir ihm den Weg nach Sichem ersparen wollen."

„Aber nach Megiddo war es ihm nicht zu weit!" warf Segub ein.

Huram fand Bedans Erklärung schwach. Es war höchste Zeit, daß er selbst die Debatte an sich riß. Hoffentlich war es nicht schon zu spät, ihr jene Richtung zu geben, die er wollte! „Meine Brüder!" rief er. Das Durcheinanderreden, das Bedan mühevoll zu übertönen versucht hatte, verstummte. Wenn einer die feierliche Anrede „Brüder" benutzte, so mußte er wohl Grundsätzliches sagen wollen. Und von dem redegewaltigen Efraimiten, der bislang nur zugehört hatte, war das ja auch zu erwarten.

„Meine Brüder, ist es möglich, den dritten Schritt vor dem ersten zu gehen?" begann Huram seine Rede. „Ihr werdet antworten: Nein, denn wer das versucht, wird überhaupt keinen Schritt vorankommen. Und ihr habt recht. Mit unserer Aussprache verhält es sich jedoch gerade so. Wir sollten deshalb die Wahl Jerobeams zum König Israels erst einmal auf sich beruhen lassen und die erst- und zweitrangigen Fragen beraten. Die Wahl Jerobeams ist ja ohnehin klar. Denn was der Seher Ahija verkündet hat, das haben wir vernommen. Ob er seine göttliche Botschaft vor uns wiederholt oder nicht, ändert nichts an dieser."

Huram hatte gehofft, daß er die Forderung, Ahija herzuholen, beiläufig abwenden könnte, aber Pagiel unterbrach ihn: „Der Seher, wie du ihn nennst, muß her! Denn wir wollen einen so berühmten Mann kennenlernen." Tilon schloß sich wie vorhin an. „Wir müssen prüfen, ob der Mann wirklich glaubwürdig ist." Und Usija fragte: „Was hast du denn dagegen, daß wir den Seher befragen?"

Gereizt antwortete Huram: „Ich kenne Ahija. Ganz Efraim kennt ihn. Ich verbürge mich für die Wahrheit seiner Botschaft. Doch das alles gehört in die Königswahl hinein, und diese ist erst der dritte Schritt, den wir gemeinsam gehen müssen." Er erhob sich, um seiner Rede mehr Gewicht zu verleihen und weitere Einwürfe möglichst zu verhindern. „Unser erster Schritt, das ist, daß wir uns, so, wie wir hier sitzen, zum obersten Ältestenrat des Stämmebundes Israel erklären. Als wir vor Wochen beisammen waren, haben Schobab und Malkiel aus der Erfahrung ihres hohen Alters heraus gerade das vorgeschlagen. Jetzt ist es an der Zeit, daß wir uns auf die Wurzeln unseres Bundes besinnen. Der oberste Rat, das ist, worin einst der Stämmebund in Erscheinung trat. Seine

Entscheidungen zu allen Fragen, die ganz Israel betreffen, banden einst jeden Stamm, jede Sippe, jede Familie. So soll es wieder sein! Unser Stämmebund lebt nur durch unsere gemeinsamen Entscheidungen. Und wie diese jeden von uns binden, so auch den König, den wir wählen wollen. Nicht der König wird an der Spitze Israels stehen, sondern der Bundesrat. Also wir."

Zustimmende Bemerkungen wurden laut, und die Blicke, die Huram trafen, waren durchaus wohlwollend. Sicherer als zu Beginn fuhr er fort: „Es geht jedoch nicht an, daß ein Mann Sprecher des Bundesrates ist, der vor kurzem noch den Salomosohn zum König machen wollte und der aus Furcht, daß ihn Jahwe strafen könnte, nun für Jerobeam eintritt. Sprecher des Bundesrates muß vielmehr ein Mann sein, der sein ganzes Leben lang ein Gegner Salomos und dessen Sohnes war, ein Kämpfer gegen Rehabeams Königtum, ein Streiter für Jerobeam als König Israels. Ein Mann, der die Aufgaben des Bundesrates klar erkennt und dafür sorgt, daß sie angepackt werden."

Den Ältesten war natürlich sofort klar, daß sich Huram mit dieser Rede im Grunde selbst zum König erklärte und daß Jerobeam nur den Titel tragen sollte, ohne wie ein König schalten und walten zu dürfen. Bedan seufzte. Er hatte es geahnt. Nun riß Huram die Macht an sich, und Jerobeam war nichts als sein Gehilfe. Und das sollte Jahwe gefallen? Aber wie dem auch sei – er selbst war ab sofort nur noch einer wie alle übrigen in dieser Runde. Aber auch das hatte er kommen sehen, als er sich im Feldlager für Jerobeam erklärt hatte. Jerobeam ohne Huram, das war zwar wünschenswert, aber leider ein Ding der Unmöglichkeit.

Malkiel knirschte mit den Zähnen. Sein Rivale lief ihm den Rang ab. Wozu brauchte Huram überhaupt diesen Jerobeam als König, wenn er doch selber alles bestimmen wollte? Doch wenn es keinen König gab, dann mußte er mit seiner eigenen Person für jeden Mißerfolg geradestehen. Die Unzufriedenen sollten auf Jerobeam zeigen, nicht auf Huram. Ganz klar, das war der eigentliche Grund, warum Huram ganz Israel ständig mit diesem Jerobeam in den Ohren lag. In ihm hatte er den Dummen gefunden, den er gesucht hatte. Wenn er jedoch den Unmut des Volkes, der nicht ausbleiben würde, auf keinen Jerobeam abwälzen konnte, dann traf dieser Unmut ihn selbst mit voller Wucht. Bei dieser Überlegung angelangt, grinste Malkiel still in sich hinein und rief sich in Erinnerung, wie er Rehabeams Königtum verhindert hatte. Es gab Forderungen, an denen zerbrach jeder Anspruch, auch wenn dieser noch so aussichtsreich erschien. Man mußte eine solche Forderung nur finden.

Huram hatte seine Rede fortgesetzt. „Laßt mich nun den zweiten Schritt erläutern! Wir haben Rehabeam in die Flucht geschlagen, aber noch sitzen seine Statthalter im Lande. Ja, selbst hier, nämlich drüben in der Stadt, lauert Ochran, der abtrünnige Efraimit, auf neue Gelegenheiten, um uns zu schaden. Und wie er, so thront in Schunem Joschafat, in Kinneret Ahimaaz, in Ramot Rimmon – ich will sie nicht alle nennen, ihr kennt diese Salomoknechte besser als ich. Können wir unseren Stämmebund erneuern mit diesem Ungeziefer an seinem Körper? Nein! Wir müssen Israel reinigen. Jeder Stamm soll seinen Jerusalemer Abgabeneintreiber aus seiner Mitte vertilgen. Das müssen wir heute festlegen. Von dir, Bedan, erwarte ich, daß du mit gutem Beispiel vorangehst und unmittelbar nach unserer Versammlung diesen Ochran uns Efraimiten gebunden ausliefers. Solltest du deine Manassiten dafür nicht aufbieten wollen, so werden wir Efraimiten zu dir nach Sichem kommen und uns den Salomoknecht holen, damit wir mit ihm verfahren, wie ein Stamm gegen ein Mitglied, das ihn verrät, vorzugehen pflegt."

Die Ältesten saßen nun still und steif und starrten den Redner an, der wie der Würgeengel Jahwes dastand, die strenge Miene vom schulterlangen, weißen Haar umflammt, und sie meinten, in seiner Hand das Racheschwert funkeln zu sehen. Bedan stellte sich vor, wie Ochran gefesselt vor ihm hockte, und er schüttelte den Kopf, weil ihm dieses Bild ganz unmöglich schien. Gewiß, Ochran war Salomos Stellvertreter im mittleren Bergland gewesen, aber nie hatte er Willkür walten lassen, sondern nur immer getan, was sein König von ihm verlangt hatte. Und diesen ansonsten rechtschaffenen Mann sollte er dem Wüterich Huram ausliefern, damit der ihn totschlagen konnte?

Huram kam zum Schluß seiner langen Rede. „Wenn wir den Bundesrat gebildet und seinen Sprecher bestimmt haben und wenn sich jeder von uns bereiterklärt hat, die Überbleibsel der Jerusalemer Herrschaft aus seinem Stamm auszutilgen, dann können wir darangehen, den von Jahwe zum König Erwählten in sein Amt einzusetzen und seine Rechte und Pflichten festzulegen. Damit wir die Schritte, die ich aufzählte, wirklich nacheinander gehen und so den Überblick behalten, bitte ich euch, zuerst zuzustimmen, daß wir Israels Bundesrat sein wollen. Und macht Vorschläge, wer sein Sprecher sein soll!" Er schickte noch einen letzten bedeutsamen Blick in die Runde und hockte sich dann wieder auf seinen Platz.

Die Ältesten holten tief Luft, als ob sie über dieser Rede das Atmen vergessen hatten, und sahen einander an. Und dann richteten sich viele Blicke auf Bedan. Was sagte er zu diesem massiven Angriff auf seine Stellung und Würde?

Doch Bedan sagte gar nichts. Sein Blick ging ins Leere. Im Feldlager, als Ahija Jerobeams göttliche Erwählung verkündet hatte, da war ihm für einen Moment neue Lebenskraft zugeströmt, und er hatte vermeint, daß ihm an Jerobeams Seite ein Platz zugewiesen sei. Warum war er nicht selbst auf den Gedanken gekommen, heute den Bundesrat wieder ins Leben zu rufen? Etwa weil

Rehabeam über dieser Forderung sein Königtum verloren hatte? Jetzt spürte er eine große Müdigkeit. Sollte doch Huram die Versammlung leiten, wenn er schon so genau wußte, was der Reihe nach zu beraten war!

In die entstandene Stille hinein dröhnte Malkiel: „Huram hat völlig richtig ausgesprochen, was wir als erstes tun müssen. Wir sind der Bundesrat! Dazu soll sich jetzt jeder von uns bekennen. Wir waren uns ja darüber schon einig, als wir Rehabeam vom Thronsessel kippten.“ Er grinste, und einige taten es ihm nach. Und dann fügte er hinzu: „Sprecher des Bundesrates soll Huram sein.“

Die Ältesten blickten überrascht. Sie waren zwar Zeugen gewesen, als die beiden Rivalen gegen Rehabeam gemeinsame Sache gemacht hatten, aber daß sie ihren Streit tatsächlich beigelegt hatten und Malkiel ausgerechnet Huram als Sprecher vorschlug, war erstaunlich. Ob das Einvernehmen der beiden Efraimiten anhielt?

Huram spürte denn auch ein gewisses Mißtrauen. Daß ihm der Alte aus Bet-El nichts in den Weg legen würde, hatte er zwar vermutet. Aber daß der ihn sogleich vorschlug, das kam doch unerwartet. Aber ihn hatte wohl endgültig an der neuen Ordnung überzeugt, daß alle Machr dem Bundesrat gehören und der König nur dessen Gehilfe sein sollte.

Nacheinander erklärten sich die Ältesten ohne Ausnahme für den Bundesrat und für Huram als seinen Sprecher. Auch Bedan tat es. Huram nahm die Stellungnahmen entgegen wie etwas, was sich von selbst verstand. In einem dürren Satz bedankte er sich für das Vertrauen, das ihm Kraft gebe, das hohe Amt auf sich zu nehmen. Darüber gab es in der Runde nun keine Verwunderung mehr.

Die Beratung über die Abschaffung der von Salomo eingesetzten Statthalter dauerte länger als die Debatte über den Bundesrat. Zu verschieden war die Herkunft dieser Männer. Einige wie Ochran waren Angehörige eines der israelitischen Stämme, andere stammten aus Jerusalem oder anderen Städten. Sogar zwei Schwiegersöhne Salomos gab es unter ihnen. Und auch, wie sie ihr Amt ausgeübt hatten, war unterschiedlich. Was jedoch die Erörterung der Statthalterfrage vor allem schwierig machte, das war, daß Huram auch jetzt nicht eindeutig erläutert hatte, was er unter „Vertilgung“ der Salomodiener, unter „Reinigung“ Israels verstand. Dachte er an Tötung oder an eine bloße Vertreibung?

Huram ließ seine Amtsbrüder rätseln und streiten und hielt sich selbst zurück. Wurde die Mehrzahl der Statthalter totgeschlagen, so war es gut. Scheuten sich aber die meisten Ältesten, auf diese Weise den Haß Jerusalems gegen Israel noch zu steigern, so konnte man Jerobeam den Auftrag zur endgültigen Reinigung des Landes erteilen. Ob also die Amtsbrüder seine Anweisung richtig verstanden und die Salomoknechte töteten oder ob sie sich davor drückten, in beiden Fällen wuchs seine Überlegenheit.

Bedan beteiligte sich an der Statthalterdebatte nicht. Huram griff ihn nicht mehr an. Der Manassit war kein Gegner mehr für ihn.

Letztendlich blieb offen, wie die Ältesten verfahren sollten. Als sie merkten, daß ihnen die Entscheidung überlassen war, legte sich der erregte Meinungsaustausch. Die meisten wollten sich zu Hause darüber erneut beraten und dann erst entscheiden. Alle waren zufrieden, daß sich Huram nicht anmaßte, ihnen etwas aufzudrängen. Die Freiheit der Stämme schien ihnen gewahrt, und das zählte vor allem.

Dann fragte Schobab: „Was wird mit Salomos Soldaten in Megiddo?“ Tilon spitzte die Ohren. Ihn interessierte die Antwort in bezug auf die Garnison von Hazor.

Huram hatte keine Vorstellung, was mit den beiden Garnisonen werden sollte. Hazor ließ sich vielleicht für Israel gewinnen, aber Megiddo wohl kaum. Ernsthaft zu fürchten waren jedoch beide nicht, dazu waren sie zahlenmäßig zu schwach. Er antwortete Schobab, daß das eine Frage für den König sei. Jerobeam müsse sich ihrer annehmen. Tilon lächelte spöttisch, denn er hatte Hurams Ratlosigkeit durchschaut. Schobab murmelte irgendetwas Abfälliges in seinen spitzen Bart.

Huram erklärte die Debatte zur Statthalterfrage für beendet und schlug eine Pause vor. Die Sonne hatte den Zenit überschritten, und die Männer verlangte es, zu den Zelten zu gehen, den Durst zu stillen und die bisherigen Ergebnisse der Beratung zu durchdenken.

Bedan eilte zur Stadt hinüber, wo Jerobeam ungeduldig wartete, weil er sich nicht erklären konnte, warum ihn die Ältesten nicht endlich riefen. Hatten sie abermals einen Grund gefunden, ihn abzulehnen? Trotz Ahijas Gottesbotschaft? Warum duldete Jahwe das?

Bedan teilte ihm mit, was bisher besprochen und beschlossen worden war. Daß die Ältesten sich zum Bundesrat ernannt hatten, überraschte Jerobeam weder noch mißfiel es ihm. Zwar sah er als eine wichtige Aufgabe an, die Verbundenheit der Stämme zu festigen und den einfachen Israeliten mehr Geltung zu verschaffen, aber die Stellung und Würde der Ältesten hatte er bei aller Kritik an Hurams und Malkiels Verhalten nie antasten wollen. Wenn die einzelnen Stämme ihre Stammesräte wiederbelebt hatten, um ihre eigenen Angelegenheiten zu regeln, so war klar, daß der Bund eines Bundesrates bedurfte. Der würde ihm, dem König, helfen, die Stämme für das gemeinsame Ziel zusammenzuführen und Selbstsüchteleien zu verdrängen. Und daß sich Huram zum Sprecher des Bundesrates gemacht hatte – nun ja, das entsprach eben seinem Geltungsdrang.

Freilich wäre Bedan in diesem Amt günstiger gewesen, denn er war umgänglich, und die Eintracht galt ihm mehr als Zank und Streit. Mit Huram würde es wie bisher viele Reibereien geben, ja, auch ernsthafte Auseinandersetzungen. Aber ausschlaggebend war, daß Huram als erster seine göttliche Erwählung anerkannt hatte und daß sie beide das Gleiche wollten. Nämlich ein starkes Israel, das Rehabeam abschreckte, einen großen Krieg zu wagen, und das auch allen anderen Feinden zu widerstehen vermochte, ein blühendes Israel, in dem jeder Israelit in Freiheit und Wohlstand sich seines Besitzes erfreuen konnte.

Bedan warnte Jerobeam. Er solle nicht zu zuversichtlich sein. Huram sei ein machtbesessener Mann, und es sei besser, ihn zu fürchten und ihm zu mißtrauen, als sich mit einer Übereinstimmung der Bestrebungen zu beruhigen. Was für Ziele Huram wirklich habe, das werde sich erst noch zeigen. Auf jeden Fall sei er gefährlicher als Malkiel, weil er immer genau überlegte, was er sagte und tat, und dabei weit vorausschaute.

Jerobeam hätte seinen Gastgeber am liebsten begleitet, als der sich wieder zum Versammlungsplatz aufmachte. Aber Bedan riet ihm ab. Da Jerobeam die Ältesten nicht verärgern wollte, blieb er zurück. Aber wenn auch für sein Königtum nichts zu befürchten war, nachdem sich Jahwe öffentlich für ihn erklärt hatte – seine Unruhe wollte nicht weichen.

Am Garizim nahm die Beratung ihren Fortgang. Huram forderte nun diejenigen Ältesten, die sich noch nicht zu Jerobeam als künftigem König bekannt hatten, zur Stellungnahme auf.

Segub sagte: „Ich will erst Ahija hören, bevor ich zu Jerobeam ja sage." Tilon und Pagiel pflichteten ihm bei, indem sie daran erinnerten, daß sie ja vorhin schon gefordert hatten, den Gottesmann aus Schilo in die Versammlung zu holen. Usija wiederholte, daß er zwar für Jerobeam sei, aber auch er wolle Ahija kennenlernen. Segub fragte Malkiel, was er dazu meine. Er erhoffte sich Unterstützung von dem Jerobeamgegner.

Malkiel straffte seine gebeugte Gestalt. „Ich meine dazu, daß die Forderung, Ahija hierherzuholen, Unsinn ist", knurrte er. „Was wollt ihr Neues von ihm hören? Er wird nur wiederholen, daß Jahwe Jerobeams Königtum will."

Huram horchte auf. Erneut stellte sich Malkiel an seine Seite. Das lief ja besser als gedacht. Der rückständige Alte hatte tatsächlich den Widerstand gegen die Wahl eines Königs aufgegeben. Jetzt sagte er es ausdrücklich.

Malkiel erklärte nämlich soeben, daß er nichts gegen seinen berühmten Stammesbruder aus Zereda habe. Mit der Bildung des Bundesrates sei ja nun gesichert, daß die alte Freiheit Israels wiederhergestellt werde. „Nur eine Kleinigkeit habe ich an Jerobeam auszusetzen", schränkte er seine Zustimmung ein. „Aber wenn er wirklich dem Ruf unseres Gottes folgen will, wird er meiner Forderung nachkommen. Wenn ihr hört, was ich auf dem Herzen habe, wird meine Forderung auch die eure werden."

Die Ältesten blickten ihn ungeduldig an. Was sollte diese Umständlichkeit? Er genoß die Aufmerksamkeit und fuhr fort: „Wir alle erwarten, daß der künftige König Israels mit dem Haus Davids vollständig gebrochen hat. Sonst wäre er für das hohe Amt unwürdig. Nun wissen wir aber alle, daß die Frau, die sich Jerobeam genommen hat, Salomos Beischläferin gewesen ist. Über eine solche Verbindung könnten wir bei einem gewöhnlichen Israeliten vielleicht hinwegsehen. Aber wir können es nicht bei Israels König! Wer weiß, welche Beziehungen diese Frau noch mit Jerusalem verknüpfen! Und damit auch Jerobeam! Ist sie nicht auf Reisen ständig um ihn? Tut sie das nicht, um ihn fortwährend zu überwachen? Um ihm ständig die Gedanken ihrer Auftraggeber einzuflüstern? Deshalb fordere ich, daß wir Jerobeam acht Wochen Zeit geben, um diese Frau wegzuschicken und sich aus den Töchtern rechtschaffener Efraimiten eine andere zu wählen, die eines Königs würdig ist."

Huram erfaßte sofort, worauf Malkiel hinauswollte. Dessen zur Schau gestellte Eintracht mit ihm war nichts als eine Maske gewesen. Aber soviel Heimtücke wie jetzt in diesem Vorschlag hatte er dem Grobian nicht zugetraut. Doch war sein Gefühl zwiespältig, denn abgesehen vom bösen Zweck sagte ihm Malkiels Forderung durchaus zu. Er selbst hatte ja von Jerobeam verlangt, die Hände von Ketura zu lassen. Der Verdacht, daß Rehabeam durch sie Einfluß auf Jerobeam ausübte, war zwar abwegig, und Malkiel wußte das zweifellos, aber vielleicht fielen die Amtsbrüder aus den weitab gelegenen Gegenden darauf herein und machten sich die Forderung tatsächlich zu eigen.

Und so war es. Aufregung erfaßte die Würdenträger. Sie wußten alle von Keturas Vergangenheit, dafür hatten ja Ochrans Gerüchte gesorgt, die sie beim vorigen Treffen hier in Sichem gehört hatten, und daß dabei mehr im Spiel war, schien ihnen nicht unmöglich. Malkiel als Efraimit mußte es ja wissen. Sie bestürmten Huram, sich zu Malkiels Rede zu äußern. Wußte auch er von geheimen Fäden zwischen Jerobeam und Jerusalem? Was hielt er davon? Sollte sich Jahwe in Jerobeam geirrt haben? Aber das nur zu denken, grenzte doch bereits an Lästerung!

Huram sah sich in die Enge getrieben. Einerseits wollte auch er, daß sich Jerobeam von Ketura trennte, aber andererseits mußte sein Schützling König werden. Nun war es aber so gut wie sicher, daß der seine Frau nicht verstieß. Wenn er selbst also Malkiels Vorschlag unterstützte,

verlor er seinen Königsanwärter. Denn entweder verzichtete Jerobeam von sich aus auf das Königtum, oder die Ältesten lehnten ihn ab. Dann war alle Anstrengung vergeblich gewesen. Aber Jahwe hatte Jerobeam doch erwählt? Daran war ja wirklich nicht zu rütteln, auch wenn Ahijas Auftritt ein frommer Betrug war! Eigentlich war es notwendig, Jerobeam in Schutz zu nehmen und Malkiels Vorschlag zu verwerfen. In diesem Fall setzte er aber das Einvernehmen mit Malkiel aufs Spiel. Der wurde ihm erneut ein offener, wütender Gegner, und der Stamm Efraim spaltete sich womöglich sogar. Das beste in derart ausweglosen Situationen war immer, die Entscheidung hinauszuschieben, um Zeit zu gewinnen.

„Malkiel wirft eine wichtige Frage auf“, äußerte er. „Und seine Bedenken sind ernstzunehmen. Der König darf nicht den leisesten Verdacht erregen, daß es noch irgendeine Verbindung aus seinem Hause nach Jerusalem gibt. Deshalb bin ich einverstanden, daß wir uns in acht Wochen wieder treffen, wie mein Freund vorschlägt, und erst dann Jerobeam als König einsetzen. Bis dahin werde ich sichern, daß Jerobeam rein vor uns treten kann, so daß wir Jahwes Willen vollziehen können.“

Baaljada widersprach: „Wozu acht Wochen Frist? Laß Jerobeam holen, und wir hören sogleich, während wir noch beisammen sind, was er uns zu dem Verdacht zu sagen hat!“ Tilon pflichtete ihm bei, aber mehr deshalb, um zugleich erneut auch Ahijas Erscheinen zu fordern.

Huram gefiel Baaljadas Einwand gar nicht. Er wollte allein mit Jerobeam sprechen und sich in Ruhe überlegen, wie aus der Sackgasse herauszukommen war. Er verwies auf die tagelange Unterbrechung der Versammlung, wenn man nach Zereda schickte, damit Jerobeam herkäme. Und außerdem wären vielleicht längere Untersuchungen notwendig, um dem Verdacht nachzugehen.

Da warf Bedan ein: „Jerobeam kann noch heute vor dem Dunkelwerden in unserer Mitte sein. Er ist nämlich in Sichem und wartet in meinem Haus, daß wir ihn rufen.“

Diese Mitteilung löste allgemeine Überraschung aus. Huram war wütend. Offenbar wollte Bedan die alte Gegnerschaft auf neue Weise fortsetzen, indem er Jerobeam an seine Seite lockte. Barsch befahl er: „Nun denn, geh hinüber und hole ihn her!“

„Ich komme deiner freundlichen Bitte gern nach“, erwiderte Bedan, und er war froh, daß ihm dieser Satz mit einem spöttischen Lächeln über die Lippen gekommen war.

Als Jerobeam erschien, wußte er natürlich schon, was man von ihm verlangte, und sein erster Wutanfall war bereits vorüber. Bleich und gefaßt trat er vor den Bundesrat.

„Sei uns gegrüßt, Jerobeam!“ empfing ihn Huram, der sich erhoben hatte. „Komm, nimm an meiner Seite Platz! Wir sind froh, daß du schon von dir aus unsere Nähe gesucht hast. So können wir dir ohne Verzögerung mitteilen, zu welcher Auffassung wir gelangt sind, als wir deine Wahl zum König berieten.“

Jerobeam verneigte sich vor den Versammelten und setzte sich, machte aber keine Anstalten, etwas zu sagen. So informierte Huram den Ankömmling zunächst darüber, daß die anwesenden Vertreter der Stämme sich zum Bundesrat erklärt und ihn als dessen Sprecher bestimmt hatten und daß die Überbleibsel von Salomos Herrschaft im Lande ausgetilgt werden sollten. „Als wir danach zur Frage nach deinem Königtum kamen“, fuhr er fort, „da stießen wir unversehens noch auf eine andere Spur Salomos, die uns große Unruhe bereitet. Es geht dabei um deine Frau. Der Bundesrat verlangt mit Recht nach einem König, der nicht den leisesten Verdacht erweckt, daß von ihm aus irgendeine geheime Verbindung zu Salomos Haus reicht. Nun bist du selbst zwar seit deinem Anschlag auf den verstorbenen Unterdrücker Israels über jedes Mißtrauen erhaben. Aber wir alle kennen die Herkunft deiner Frau aus Salomos Harem. Kurzum, der Bundesrat will sich vertagen, damit du Gelegenheit erhältst, deine persönliche Lage neu zu ordnen. In acht Wochen werden wir dir dann jenes Amt übertragen, zu dem Jahwe dich berufen hat.“

Huram war froh, die undankbare Rede hinter sich zu haben, und blickte zu Malkiel. Dem Alten stand der Ärger ins Gesicht geschrieben, denn er ahnte, daß sein Vorstoß zwar Unruhe auslöste und die verhaßte Königswahl verzögerte, aber diese nicht verhindern würde. Er fragte sich, ob es lohne, noch einmal das Wort zu ergreifen. Denn der gerissene Huram fand sicher einen Weg, die Amtsbrüder zu beschwichtigen und Jerobeam doch zum König zu machen, trotz der Salomohure in dessen Bett. Schon wie Huram seine, Malkiels, Forderung mit falschen Worten wiedergab, so daß sich der Sinn verkehrte, ließ die Arglist des Königsmachers erkennen. Es lohnte wohl nicht, dagegen anzugehen. Die Amtsbrüder würden lediglich merken, daß er und Huram noch immer Widersacher waren, und darüber spotten. Malkiel gab den letzten Versuch verloren, Jerobeams Königtum zu verhindern.

Baaljada kümmerte sich weder um Hurams Rede noch um dessen Blickwechsel mit Malkiel, sondern er sprach Jerobeam direkt an: „Erzähl uns doch einfach, wie es sich mit deiner Frau nun wirklich verhält!“ Pagiel aber fügte sofort an: „Ja, und sag uns ohne Umschweife, ob du bereit bist, dich von deiner Frau zu scheiden!“

Jerobeam stand auf und trat ein paar Schritte nach vorn. Huram wollte ihn zurückhalten. „Nicht doch, du darfst sitzenbleiben!“ Doch Jerobeam ließ sich nicht abhalten. „Zum erstenmal spreche ich vor den gewählten Vertretern der Stämme Israels, die den König Israels berufen wer-

den“, erklärte er. „Und deshalb erhebe ich mich, um der Versammlung meine Ehrerbietung zu erweisen. Als König werde ich mich in allen Fragen, die Israels Freiheit betreffen, mit dem Bundesrat beraten. Die Frage jedoch, ob ich König werde, ist bereits entschieden, und ihr wißt es. Jahwe, der Gott Israels, hat mich, als ich auf der Flucht vor dem Verderber Israels war, dazu erwählt. Es ist wahr, damals war ich noch nicht verheiratet, und Jahwe kannte Ketura nur als die unglückliche Tochter Eris, meines ermordeten Bruders, die von Salomo nach Jerusalem in seinen Harem verschleppt wurde. Aber Jahwe war es, der Ketura vor der Gier des lüsternen Greises bewahrte, indem er diesem seine Mannheit nahm, so daß sie unberührt heimkehrte. Durch den Mund des Sehers Ahija hat sich Jahwe erneut zu mir und damit auch zu meiner Ehe mit Ketura bekannt, als er mir in aller Öffentlichkeit Israel als mein Königreich übertrug. Es gibt also nichts, was ich in meinem Haus ordnen müßte. Der Vorwurf der Spitzelei ist angesichts der Drangsale, die Ketura durch Salomo und Rehabeam erleiden mußte, einfach lächerlich. Wie ihr also seht, bedarf es keiner acht Wochen Frist, um mich in mein Amt einzusetzen. Diese Verzögerung ist aber nicht nur unnötig, sondern zugleich gefährlich. Vor euch allen wiederhole ich, was ich Huram schon vor längerer Zeit und kürzlich aiuch Malkiel und Bedan gesagt habe: Erst wenn ich König bin, wird mein Freund, der Kommandeur der Garnison Geser, ein Israelit aus Megiddo, der sich von Rehabeam losgesagt hat, zu uns hierherkommen und das Amt des Heerführers Israels antreten. Ich hoffe, Huram hat euch über diesen Zusammenhang ins Bild gesetzt. Wie wichtig ein erfahrener Heerführer für Israel ist, muß ich angesichts der Bedrohung durch Rehabeam nicht begründen. Trefft nun eure Entscheidung! Und bedenkt dabei, daß Jahwe euch sieht und hört!“ Ohne seine innere Bewegung zu verraten, ging er zurück an seinen Platz und setzte sich wieder hin.

Eine erregte Debatte begann, denn nun wollten die Ältesten wissen, was es mit Geser und dessen Kommandeur auf sich hatte. Huram mußte sich manch kritische Bemerkung anhören, weil er Jerobeams Verdienst um die ehemals salomonische Festung bisher verschwiegen hatte. Seine Erwiderung, daß er das schon noch im Zusammenhang mit der Ausarbeitung der Verpflichtung Jerobeams erwähnt hätte, wurde mißbilligt.

Jerobeam horchte auf. Eine Verpflichtung wollten sie ihm also auferlegen, sicherlich sollte er diese auch beschwören. Bedan hatte mit Rehabeam einen Vertrag abschließen wollen. Eine Verpflichtung war weniger als ein Vertrag, denn sie band nur eine Seite, nicht auch die andere. Aber warum überhaupt eine solche Verpflichtung? Fürchteten die Ältesten, daß er seine Macht mißbrauchen könnte? Wie unsinnig! Und kränkend!

Die Aussprache ging weiter. Als das Thema Geser erschöpft war, ging es erneut um den Gottesmann Ahija. Sollte er herbestellt werden oder nicht? Diejenigen, die ihn sehen und befragen wollten, setzten sich schließlich durch, trotz Jerobeams Warnung vor den Folgen einer Verzögerung. Und so erhielt Huram Gelegenheit, an der Vertagung der Versammlung um acht Wochen festzuhalten. Und er war froh, daß Jerobeams Ehe mit Ketura und Malkiels alberner Spionagevorwurf über den anderen Themen fast untergegangen waren.

Nun fielen die Blicke wieder auf Jerobeam. Würde er noch etwas sagen? Unterwarf er sich oder widersprach er der Entscheidung?

Jerobeam fühlte sein Gesicht starr wie eine Maske werden. Am liebsten hätte er diesen Männern, die sich anmaßten, Jahwes Willen zu entstellen, seine Empörung in die verständnislosen Mienen geschrien. Doch als künftiger König mußte er seine Würde bewahren. Aber wie mochte wohl Bohan urteilen, wenn er die Unvernunft der höchsten Würdenträger Israels erfuhr? Und stünde er selbst vielleicht in Bohans Augen als Schwächling da? Und wie würde Schallum die Nachricht aufnehmen, daß abermals kein König berufen worden war? Mußte der Kommandeur nicht an der Ernsthaftigkeit der Männer zweifeln, in deren Händen Israels Schicksal lag? An den Ältesten führte jedoch kein Weg vorbei! Niemand konnte einen König Jerobeam anerkennen, auch Bohan und Schallum nicht, wenn diesen nicht die Stammesvertreter in dieses Amt berufen hatten. Da half auch kein Jahwewort. Denn Jahwe hatte ja auch die Ältesten mit ihrer Macht ausgestattet. Jahwes Wille konnte nur durch die Ältesten Wirklichkeit werden.

„Ihr habt entschieden“, sagte Jerobeam mit dumpfer Stimme. „Ich habe mich nicht für das Recht der Stämme Israels, den König Israels selbst zu bestimmen, gegen Salomo aufgelehnt, um jetzt eben dieses Recht in Zweifel zu ziehen. Deshalb beuge ich mich eurem Spruch. Nur deshalb. Denn ich sage euch: Eure Entscheidung, noch acht Wochen mit meiner Wahl zu warten, ist falsch! Grundfalsch! Möge euch Jahwe trotzdem gnädig sein!“

Huram zuckte die Achseln. Malkiel starrte vor sich hin. Tilon, Pagiel und Segub grinsten einander zu. Wenn Jerobeams Gehorsam anhielt, dann würde Israel mit diesem König leben können.

Die Ältesten verließen nach und nach den Kultplatz am Garizim und gingen zu ihren Zelten. Bald würde es dunkel sein, denn die Sonne stand schon tief. Auch Bedan und seinen Gast Jerobeam zog es hinüber zur Stadt. Aber Huram wollte Bedan noch sprechen und hatte ihn deshalb gebeten zu warten, bis alle anderen gegangen waren.

Der Älteste von Sichem konnte sich denken, worum es Huram ging. Natürlich um die Verhaftung des Salomostatthalters Ochran. Mißmutig trat er heran, als der Sprecher des Bundesrates ihn zu sich winkte.

Huram fragte ihn gar nicht erst nach seiner Meinung. Er forderte ihn einfach auf, sich Ochrans zu bemächtigen und diesen den Kriegern aus Tappuach an der Straße, die von Sichem nach Jerusalem führte, dort, wo das Stammesgebiet Efraims an dasjenige Manasses grenzte, zu übergeben. Und zwar am dritten Tag von heute an, bei Sonnenaufgang. Alles weitere sei dann Sache des Stammesrates der Efraimiten. Daß er Ochran wollte steinigen lassen, um damit ganz Israel ein Beispiel zu geben, verschwieg er. Doch Bedan dachte sich das Seinige. Welchen Sinn sonst hätte denn das Wort vom Vertilgen der Salomodiener haben sollen?

Er besann sich auf den Rest seines Selbstbewußtseins, der ihm nach der heutigen Versammlung noch geblieben war, und machte einen Gegenvorschlag. Der ehemalige Statthalter verfüge über keine Bewaffneten, deshalb sei es unnötig, ihn wie einen Verbrecher abzuführen. Er sei ein friedfertiger Mann, der ängstlich in seinem Haus sitze und wisse, daß die Herrschaft des Davidhauses in Israel vorüber sei. Es genüge völlig, ihm seine Absetzung mitzuteilen und ihn nach Schilo zu seiner Familie zu schicken, wo er fortan leben könne.

„Du willst einem Verräter wie ihm die Strafe erlassen?“ Huram starrte den Manassiten feindselig an, als wolle er auch ihn aburteilen.

Bedan schaute sich nach Jerobeam um, der ein wenig abseits darauf wartete, daß die beiden Würdenträger ihr Gespräch beendeten. Der Anblick des künftigen Königs machte ihm Mut. „Ochran ist kein Verräter!“ widersprach er. „Als er Salomo diente, war Salomo Israels König! Erst mit Jerobeams Königtum ist sein Amt erloschen. Und das weiß er, und er lehnt sich nicht dagegen auf. Komm mit, gemeinsam wollen wir mit ihm sprechen! Du wirst ihn so einsichtig und verträglich finden, wie ich sagte.“

Huram lehnte ein Gespräch mit Ochran aufs heftigste ab, weil das dessen Schandtaten verharmlose und weil das ihn glauben machen würde, daß er fortan so leben könne, als habe er nie Efraim und Manasse im Namen Salomos getreten und ausgequetscht. „Warum setzt du dich überhaupt so entschlossen für ihn ein?“ fragte er Bedan. „Ist es bloß, weil du Rehabeam zum König machen und damit Ochran seinen Posten erhalten wolltest? Oder soll ich mehr dahinter vermuten?“

Jerobeam wollte den Streit der beiden Ältesten schlichten und trat näher. Huram fauchte ihn an: „Das ist eine Sache zwischen mir und Bedan. Misch dich nicht ein!“ Bedan informierte den Königsanwärter, worum es ging, und empörte sich über die Verdächtigung, daß er Ochrans Freund sei oder gar von diesem bestochen wurde.

„Ich bin der gleichen Meinung wie Bedan“, sagte Jerobeam. „Ochran war nur der Diener seines Herrn. Auch ich diente Salomo. Ochran hat keine Anhänger, wie kann er uns noch gefährlich werden? Warum also sollte sein Blut vergossen werden? Ja, wenn er heimlich die Herzen der Israeliten Rehabeam zuwenden würde! Aber das könnte er nicht, falls er es versuchte. Denn die Männer von Schilo werden aufpassen, daß er im väterlichen Haus fleißig die Hände rührt und reumütig über seine frühere Amtsführung nachdenkt.“

Huram wischte Jerobeams Gedanken mit einer herrischen Handbewegung beiseite und forderte Bedan noch einmal auf, ihm zum genannten Zeitpunkt den Statthalter und dessen bekannten Spitzel zu übergeben. Und dann lud er Jerobeam ein, ihn so bald wie möglich in Tappuach aufzusuchen. Es sollte freundlich klingen, aber nur unvollkommen gelang es ihm, den schroffen Tonfall von soeben abzulegen. Ohne weitere Einwände abzuwarten, wandte er sich ab und ging mit langen Schritten den anderen Ältesten nach.

Bedan und Jerobeam waren sich einig, daß das neue Israel nicht durch eine Mordserie an den ehemaligen Statthaltern befleckt werden sollte. Sicher warteten die anderen Stämme ab, was mit Ochran geschah, bevor sie eigene Entscheidungen trafen. Blieb in Sichem der Salomodiener am Leben, dann mußten auch sie keine Todesurteile fällen. Doch wie sollte Hurams Anschlag verhindert werden? Bedan konnte Ochran auf keinen Fall in den Schutz des eigenen Hauses aufnehmen. Nicht nur, daß er dann wirklich in Verdacht geriet, ein Freund des Salomoknechtes zu sein. Nein, auch wegen dem früheren Amt Ochrans ging das nicht an, denn ein völlig Unschuldiger war der Statthalter ja nun wirklich nicht. Er hatte sich dazu hergegeben, Salomos Herrscherwillkür durchzusetzen, und er war durch nichts dazu gezwungen gewesen. Das beste war, ihn jetzt so schnell wie möglich nach Schilo zu bringen, zu seiner Sippe und Familie. Und das, bevor Hurams Krieger aufmarschierten und ihn ergriffen. Wenn er erst in Schilo war, wurde es für Huram schwerer, die Bluttat auszuführen. Denn dann hatte der Älteste Deker ein entscheidendes Wort mitzure-

den, und Deker war ein vernünftiger Mann, der bei Taten wie dieser stets bedachte, was daraus entstehen konnte.

Noch am selben Abend gingen Bedan und Jerobeam zu Ochran und teilten ihm mit, daß er als Statthalter abgesetzt sei und am kommenden Morgen Sichem verlassen müsse. Er solle mit seiner Familie nach Schilo gehen, wo er zu Hause sei. Mitnehmen dürfe er nur, was seine Esel tragen könnten. Sein Sichemer Haus und die Habe, die er zurücklasse, falle an die Stadt Sichem.

Der ehemalige Statthalter äußerte keinen Widerspruch und schien froh zu sein, daß ihm nichts Schlimmeres angekündigt wurde. Innerlich bereute er, daß er nicht von sich aus schon seinen Amtssitz verlassen hatte. Denn die heimliche Hoffnung, daß Rehabeam zurückkehrte und sein Königtum in Israel behauptete, war ihm von Anfang an trügerisch erschienen. Nun blieb ihm nur, still und unbeachtet bei seiner Familie zu leben und zu wünschen, daß seine Amtszeit in Vergessenheit geriet. Seinen Spitzel, einen heimatlosen Bewunderer Salomos, hatte er vorsorglich schon fortgeschickt – der Mann wollte sich durchs Philisterland nach Jerusalem durchschlagen, wo es vielleicht Verwendung für ihn gab.

Am nächsten Tag wurde es fast Mittag, bis Ochran mit der Vorbereitung seiner Abreise fertig war. Jerobeam hatte sich erboten, ihn gemeinsam mit seinem Knecht Ard nach Schilo zu begleiten. Der Königsanwärter traute Huram, der wie dessen Amtsbrüder am frühen Morgen abgereist war, nicht über den Weg.

Tatsächlich hatte Huram, noch bevor er von Tappuach nach Sichem aufgebrochen war, für den Morgen nach dem Tag des Treffens zwanzig junge Krieger mit ihren Waffen dorthin beordert, wo er Ochran von Bedans Männern in Empfang nehmen wollte. Dort sollten die Krieger auf seinen weiteren Befehl warten. Heute morgen hatte er sie nun beauftragt, den ehemaligen Statthalter, wann und wie und mit wem auch immer er komme, gefangenzunehmen und zu ihm nach Tappuach zu bringen.

Als sich Jerobeam und Ochran mit dessen zwei Frauen und deren Kindern samt den Knechten dem Ort des geplanten Überfalls näherten, rieben sich Hurams junge Leute verwirrt die Augen, denn Jerobeam, den Helden Efraims und künftigen König ganz Israels, den Freund Hurams, hatten sie in dieser Gesellschaft nie und nimmer vermutet. Ein wenig unsicher trat der Anführer der Krieger der Reisegesellschaft entgegen.

Jerobeam stieg vom Esel und ging mit ihm ein Stück abseits, damit Ochran das Gespräch nicht mitanhören konnte. Er fragte den jungen Mann nach Hurams Anweisungen, und der nannte seinen Auftrag. Und da er annahm, daß Jerobeam zufällig an die Seite des Verhaßten geraten war, bat er ihn sogar, dessen Festnahme zu unterstützen. Wenn ein Mann wie Jerobeam den Statthalter auffordere, sich ohne Widerstand zu ergeben, wirke das vielleicht mehr, als wenn nur er das sage.

Jerobeam zögerte mit der Antwort. Ob er diese jungen Heißsporne, die den Minister Adoniram erschlagen hatten, überzeugen konnte, von ihrem Vorhaben abzulassen? Er fragte, was sie getan hätten, wenn Ochran weder heute noch morgen oder übermorgen gekommen wäre.

„Dann hätten wir uns ihn geholt“, erwiderte der Krieger forsch und hoffte, den Königsanwärter mit seiner Tatkraft zu beeindrucken.

Jerobeam hielt es für das beste, nicht lange um seine Absicht herumzureden, sondern seine Forderung geradeheraus zu stellen. Die Bestürzung, die er damit sicherlich auslöste, konnte seinem Anliegen sogar förderlich sein. „Du willst, daß ich euch helfe?“ meinte er. „Ja, ich helfe euch. Ich werde euch vor einem Mißgriff bewahren. Überlaßt den Salomoknecht mir und zieht ohne ihn nach Hause!“

Der junge Anführer wußte nicht, was für ein Gesicht er machen sollte. Wollte ihn Jerobeam prüfen? Im Ernst konnten die Worte ja nicht gemeint sein. Jerobeam tat, als ob er in Eile sei und bemerkte leichthin: „Du kannst es nicht wissen. Ich bringe Ochran und seine Familie nach Schilo. Dort gehört er hin, nicht nach Tappuach. Ich habe es Huram gestern gesagt. Wenn er euch heute morgen anderslautend anwies, so ist das eine Sache zwischen ihm und mir. Ihr habt damit nichts zu tun.“

Der Anführer stand wie angewurzelt und schaute nun unschlüssig zu seinen Kameraden, die aufpaßten, daß der Mann, den sie festnehmen sollten, nicht plötzlich die Flucht ergriff. Jerobeam konnte die Bedrängnis des jungen Kriegers nachfühlen, der Hurams Auftrag erfüllen, aber auch dem künftigen König gehorchen wollte. Gegen seine ursprüngliche Absicht ließ er sich nun doch zu einer Erklärung herbei. „Ich weiß, daß Huram dem früheren Statthalter das Todesurteil sprechen will. Aber überleg doch! Alles, was euren Vätern und euch Böses angetan wurde, das kam von Salomo. Ochran war nur dessen Diener. Soll man am Diener die Schuld seines Herrn rächen? Ich wollte Salomo töten, ihr wißt es. Jahwe hat mich gehindert und dem König dessen Missetaten auf andere Weise vergolten. Er hat ihn noch schlimmer gestraft, denn als Gelähmter im Bett zu liegen, und das ein Jahr lang, das ist ärger denn als Leichnam auf die Bahre gestreckt zu sein. So hat Salomo qualvoll für seine Schuld gebüßt, und dann hat Jahwe seinem Leben ein Ende gemacht. Salomos Schuld ist also abgegolten. Und was seinen Sohn betrifft, so wird der nicht König in Israel

sein. Also wozu sollte Ochran sterben? Das alles haben Bedan und ich Huram erklärt. Er hat es offenbar nicht verstehen wollen. Er ist alt und hat viel Böses geschaut. Aber ihr seid jung und habt euer Leben noch vor euch. Begreifst du, warum ich mich in dieser Sache gegen Huram stelle?“

Der Anführer verstand Jerobeam, aber er scheute sich, das zuzugeben. Er fürchtete Huram. Und so fragte er: „Wenn wir ohne Ochran nach Tappuach zurückkehren, wie soll ich mich vor Huram rechtfertigen? Wirst du mich vor seinem Zorn beschützen?“

Jerobeam blickte hinüber zu Ochran. Der hockte gebeugt auf seinem Esel und starrte ängstlich herüber. Er ahnte, daß sich jetzt erst sein Schicksal entschied. Jerobeam spürte kein Mitleid mit dem Mann. Warum hatte er sich überhaupt an dessen Seite gestellt? Der war es doch gewesen, der Salomos Blick auf Ketura gelenkt hatte. Er trug Mitschuld am Tod Eris. Und für diesen Verräter, wie ihn Huram genannt hatte, entzweite er sich aufs neue mit dem Ältesten? Doch nein, das waren Zweifel, die nichts nütze waren! Wenn Ochran starb, wurde Eri nicht wieder lebendig. Und würde nicht Rehabeams Wut über den Verlust Israels in Raserei umschlagen, wenn seine ehemaligen Statthalter der Reihe nach umgebracht wurden? Falls die Ägypter heraufzogen, mußten dann nicht Israel und Juda gegen diesen gemeinsamen Feind zusammenstehen? Mußte Israel dann nicht das Bündnis mit Juda suchen? Wozu also jetzt Rehabeam vorsätzlich reizen?

Jerobeam sah klarer noch als gestern, daß es ihm bei seinem Widerstand gegen Hurams Absicht, Ochran umzubringen, eigentlich gar nicht um Ochran und dessen Schuld oder Unschuld ging. Sondern um den Abwehrkampf ganz Kanaans gegen die Ägypter. Dieser Krieg würde gewiß kommen. Und ob nun Rehabeam zu hassen oder eher zu verachten war – nur im Bündnis mit ihm bestand Aussicht, die ägyptischen Soldaten zu verjagen und die großen Pläne Pharao Scheschonks zunichte zu machen. Falls sich jedoch Rehabeam dem Pharao unterwarf, um mit seiner Hilfe Israel zurückzugewinnen – nicht auszudenken! Um so mehr durfte der Jerusalemer König nicht mutwillig gereizt werden.

Jerobeam blickte den Anführer der Krieger an. „Sag Huram, daß Jerobeam den früheren Statthalter nach Schilo bringt, damit er dort inmitten seiner Sippe durch harte Arbeit seine Mitwirkung an Salomos Schandtaten abbüßt. Und daß du geglaubt hast, du müßtest dem künftigen König Israels gehorchen. Huram wird dich dafür beschimpfen, aber das mußt du hinnehmen. Falls er dir oder deiner Familie etwas antun will, dann werde ich dir beistehen.“

Der junge Mann schaute mißmutig drein, denn diese Auskunft würde den Ältesten keinesfalls besänftigen, das war klar. Aber er wagte nicht, Jerobeam an dessen Vorhaben zu hindern. Er rief seine Leute zu sich, und bald war die Gruppe hinter den Hügeln verschwunden.

Jerobeam trieb seinen seltsamen Schützling zur Eile an, und ohne weiteren Zwischenfall erreichten sie Schilo. Er berichtete Deker vom Ausgang der Sichemer Versammlung und von Hurams Plänen gegen Ochran und erklärte ihm, warum er sich zum Beschützer des Statthalters gemacht hatte. Deker verstand ihn und war ebenfalls der Meinung, daß Ochran am Leben bleiben sollte, denn er war schließlich ein Efraimit und hatte keinen Menschen umgebracht.

Als Huram erfuhr, daß sich Jerobeam seiner Anweisung widersetzt hatte und auch die jungen Leute dazu angestiftet hatte, schäumte er vor Wut. Seine Familie wagte sich einen Tag lang nicht in seine Nähe. In der ersten Aufwallung wollte er auch Jerobeam vor Gericht stellen und ihn als von Ochran gekauft aburteilen lassen. Erst allmählich kam er zur Besinnung und begriff, daß er drauf und dran war, Jahwes Willen zu mißachten. Aller Zorn half nichts – Jerobeam war nun einmal von Jahwe erwählt, und es gab ja auch keinen anderen, der zum König getaugt hätte. Nein, es führte kein Weg zurück. Aber daß er nun auf die Tötung des verhaßten Salomoknechtes verzichten mußte, das war eine Niederlage, die ihm Jerobeam zugefügt hatte, und das sollte der Unverschämte büßen. Wie stand er selbst, der Sprecher des Bundesrates, denn da, wenn Ochran am Leben blieb? Die Amtsbrüder würden sein Wort von der Vertilgung der Statthalter so deuten, als ob damit deren bloße Absetzung gemeint sei. Und so könnten alle diese kleinen Verderber Israels im Verborgenen gegen den Bundesrat weiterwühlen. Und er selbst war fortan unglaubwürdig. Ein Großtuer, dessen Worte stumpf waren. Wann würde man beginnen, über ihn zu lachen? Nein, Jerobeam, das verzeihe ich dir nie! schwor er sich.

Die Auseinandersetzung um das Geschick der anderen Statthalter verlief weniger dramatisch. Einige waren längst zu ihrem Herrn nach Jerusalem geflohen, und Hurams Aufruf war für sie erledigt. Zwei saßen in Megiddo und Mizpa im Schutz der jeweiligen Garnison und waren deshalb vorläufig unerreichbar. Die übrigen leisteten den Vertretern der Stämme mehr oder weniger ehrliche Abbitte für ihren Salomodienst und versprachen, daß sie fortan wie jeder einfache Israelit ihr Land bebauen wollten, und so blieben sie unbehelligt wie Ochran. Huram hatte recht gehabt. Das Schicksal des Sichemer Statthalters war beispielgebend.

Die Garnisonen in Megiddo und Hazor verhielten sich ruhig. Die Kommandeure warteten ab. Auch Puwa, der eingesehen hatte, daß er seine Drohung vorläufig nicht durchsetzen konnte. Die Stammeskrieger aus Issachar und Sebulon standen aber weiterhin auf Wacht vor Megiddo.

Unterdessen errang Rehabeam im tiefen Süden den entscheidenden Sieg über die Edomiter und kehrte nach Jerusalem zurück. In den Städten und Dörfern Judas wurde er jubelnd begrüßt.

Der herzliche Empfang überall tat ihm gut, denn der Krieg war wider Erwarten hart und verlustreich gewesen, und die Nachrichten über das Geschehen in Israel, die ihn in Hebron erreicht hatten, empfand er auch nicht gerade als erhebend. Da wollte also Jerobeam, dieser kleine Aufseher, dieser Versager, der seine Blutrache für den Tod des Bruders verpatzt hatte, dieser Niemand, der wollte an seiner Statt König in Israel werden! Und auf Jahwe berief er sich, dieser Gotteslästerer! Der angebliche Seher aus Schilo war doch weiter nichts als ein Betrüger. Wie schwach mußte Jerobeam sein, wenn er zu solchen Tricks greifen mußte, um die Anerkennung seines Anspruchs durchzusetzen! Daß die Ältesten auseinandergegangen waren, ohne ihn zu wählen, machte seine Schwäche offenkundig. Falls dieser Emporkömmling wirklich König wurde, so war sein Königtum bestimmt nicht von langer Dauer. Wer die Israeliten beherrschen wollte, der mußte ein Kriegsheld sein wie David. Wie er selbst, Davids Enkel. Überdies würde Jahwe den falschen König sowieso stürzen. Man konnte ja nicht straflos den Namen des Gottes mißbrauchen. Und Jahwe hatte ein für allemal auf das Haus Davids gesetzt, und seine Wohnung stand in Jerusalem. Wozu also sich aufregen?

Als die Benjaminiten erfuhren, daß Rehabeam in Hebron war und sich zur Heimkehr nach Jerusalem rüstete, beriefen Elasa und die anderen Sippenvorsteher des Stammes die Krieger zum vereinbarten Sammelplatz. Elasa glaubte nämlich, daß Rehabeam nun trotz der fortgeschrittenen Jahreszeit den großen Krieg gegen Israel beginnen werde.

Doch der König von Juda plante die Rückeroberung seines zweiten Reichsteils erst für das kommende Frühjahr. Denn wenn Israels Widerstand demjenigen Edoms glich, was nicht auszuschließen war, so würde während des Feldzugs, falls er jetzt noch begonnen wurde, der Winter hereinbrechen. Und ohne die Mitwirkung der Bauernkrieger Judas war der Sieg nicht zu erringen, und das bedurfte längerer Vorbereitung. Außerdem waren die Soldaten, die im Süden gekämpft hatten, erst einmal erschöpft und brauchten Ruhe. Auch die Frage, welche Hauptstoßrichtung der Angriff haben sollte, bedurfte gründlicher Erörterung. Vielleicht war es ratsam, zuerst Geser zurückzuerobern, diesen Eckpfeiler der Macht über Israel. Oder war es doch richtiger, auf dem Gebirge nach Norden zu ziehen, dort das Heer Israels zu schlagen, Sichem zu erobern und die Stadt zur stärksten Festung zwischen Jerusalem und Megiddo auszubauen, um von ihr aus Efraim und Manasse wieder ins Joch zu zwingen? Aber auch vom Jordantal her war ein Vorstoß denkbar. Man könnte dem Feind in den Rücken fallen, denn der erwartete in seiner Einfalt den Angriff sicherlich auf der Höhe des Gebirges. Geser konnte auch später eingenommen werden, wenn der Besitz des israelitischen Stammlandes gesichert war. All diese Möglichkeiten mußten wohl abgewogen werden.

Die aufmarschierenden Benjaminiten machten Rehabeam jedoch nervös. Was hatten diese Möchtegern-Totschläger vor? Warteten sie auf Zuzug von den Efraimiten? Und dann? Waren sie etwa wieder auf Mizpa aus, den Vorposten Jerusalems gegen das Herz Israels? Der König entschloß sich, dem Spuk ein Ende zu machen, bevor er gefährlich werden konnte. Naama riet ihm zwar ab. Sie glaubte, wenn die Krieger Israels mehrere Wochen lagerten, ohne daß Rehabeam das angebotene Gefecht annahm, so würde das niederschlagender auf das Gemüt Israels wirken als eine verlorene Schlacht. Denn die Toten einer solchen Schlacht schrien nach Vergeltung – wenn es nun aber keine Toten gab? Doch Rehabeam ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen.

Als benjaminitische Vortrupps sogar auf der Ölbergkuppe auftauchten und in die Stadt hineinspähten, schickte er die zwei Hundertschaften, die während des Edomiterkrieges Jerusalem bewacht hatten, in einer der Vollmondnächte gegen das Lager der Benjaminiten. Lange vor Sonnenaufgang töteten ausgesuchte Kämpfer fast lautlos die Lagerwachen. Während die Masse der Benjaminiten noch schlief, stürzten sich die Soldaten auf sie. Viele von Elasas Kriegern wurden niedergemacht, noch ehe sie zur Waffe greifen konnten, und viele andere flohen nach Osten in die Felswildnis, weil sie glaubten, der Generalangriff Rehabeams habe begonnen, noch ehe die Verstärkung aus dem Norden zur Stelle war. Jene Benjaminiten, die sich tapfer zur Wehr setzten, konnten wenig ausrichten. Auch von ihnen blieb ein bedeutender Teil tot oder verwundet auf dem Schlachtfeld. Die Jerusalemer dagegen büßten nicht mehr Soldaten ein, als man an zwei Händen abzählen konnte.

Die Nachricht von der vernichtenden Niederlage der Benjaminiten am Ölberg rief in Israel tiefe Bestürzung hervor. Schon vor Monaten hatte Rehabeam bei Mizpa die Benjaminiten geschlagen, dann hatte er die Edomiter besiegt, und nun war er erneut über die Benjaminiten gekommen und hatte ihr Aufgebot vernichtet. Sollte das im kommenden Jahr so weitergehen mit seinen Siegen? Gewiß nicht, trösteten die Zuversichtlichen die Masse der Verzagten, denn Jahwe hatte ja Israel soeben aus den Pranken des judäischen Löwen befreit! Weshalb sollte er es erneut preisgeben? Aber warum war Jerobeam noch immer nicht als König eingesetzt? Im Volk verbreitete sich der Glaube, daß die Überlegenheit des Salomosohnes ein Ende hätte, wenn es endlich einen König in Israel gäbe.

Huram schlich mit finsterer Miene umher und ging den Männern von Tappuach möglichst aus dem Wege. Er weigerte sich, seine eigene Mitschuld dafür anzuerkennen, daß es immer noch keinen König und keinen Heerführer gab. Alle Verantwortung dafür schob er auf Malkiel, den Unbelehrbaren, der in seiner Borniertheit den Schaden nicht einmal ahnte, den er mit seinem heimtückischen Vorstoß gegen Jerobeam angerichtet hatte. Er verabscheute Malkiel. Und er beschimpfte in Gedanken auch Elasa, den langjährigen Verbündeten, dessen kriegerischer Ehrgeiz noch den Stamm Benjamin auslöschen würde. Wenn nur die Wartefrist bis zum nächsten Ältestentreffen endlich herum wäre! Halbwegs beruhigend war lediglich, daß Rehabeam seine siegreiche Truppe wiederum hinter die sicheren Mauern Jerusalems zurückgezogen hatte.

Auch Jerobeams Laune sank ab, als er von der benjaminitischen Katastrophe am Ölberg hörte. Dieser Elasa war ein eitler Dummkopf – auch ein militärischer Laie begriff das. Er hatte Rehabeam geradezu herausgefordert, die Kriegsmacht Benjamins zu zerschlagen. Hatte er denn geglaubt, daß er allein mit seinem Stammesaufgebot etwas ausrichten könne? Die Hauptschuld an der Niederlage gab Jerobeam jedoch Huram. Der hatte Malkiels Giftrede wie Balsam genossen und dem Aufschub der Königssalbung zugestimmt. War Huram überhaupt noch der Bündnispartner von einst, der den steinigen Weg zum Königtum ebnete? Wollte Huram überhaupt noch einen König Jerobeam?

Dessen Aufforderung, zu ihm nach Tappuach zu kommen, hatte Jerobeam ignoriert. Zwischen ihnen beiden, so meinte er, war alles besprochen. Huram wußte doch, daß er sich niemals von Ketura trennen würde.

Die Männer von Zereda standen fest zu Jerobeam. Zu seinem Königsanspruch, denn Jahwe hatte ihm das Königreich Israel zugesagt, und zu seiner Ehe mit Ketura, denn Eris Tochter war unberührt aus Jerusalem heimgekehrt, davon waren sie nun überzeugt. Deren Mutter Hogla hatte immer und immer wieder die Jungfräulichkeit des Mädchens gegen alle Zweifler verteidigt. Und Jahwe hätte Jerobeam ja auch nicht erwählt, wenn an ihm irgendeine Unreinheit gewesen wäre. Bohan erklärte: „Wenn du nach Sichem gehst, so gehen wir alle mit. Diesmal wird unsere Stimme gehört werden, verlaß dich drauf!“ Und Ketura beschwor Jerobeam, nicht noch einmal auf die Hilfe der Mitbürger zu verzichten. Wenn Huram zu schwach sei, sich gegen seine Widersacher durchzusetzen, dann müsse ihm Zereda den Rücken stärken.

Diese Worte müßte Huram hören! dachte Jerobeam und lächelte, als er sich die grimmige Miene des Ältesten vorstellte.

„Lachst du mich aus?“ fragte Ketura.

„Aber nein“, versicherte Jerobeam. „Ich freue mich, daß du meinen Mut stärkst. Ich werde ihn auch dann brauchen, wenn ich Bohan und die anderen um mich weiß.“

30

Der Tag des Neumonds rückte näher, und die Männer von Zereda machten sich auf den Weg nach Sichem, Jerobeam in ihrer Mitte, diesmal zu Fuß wie alle. Einige Packesel führten sie mit sich, die den Proviant und die Zelte trugen.

Es war am frühen Nachmittag des Vortags der Versammlung, als sie die Stadt vor sich sahen. Die Würdenträger, die dort schon eingetroffen waren, wußten nicht, was sie von der anrückenden Menge halten sollten. Feinde waren es nicht, das sah man. Aber was wollten diese Efraimiten hier in Sichem, gerade vor dem morgigen Treffen? Dann entdeckten die Ausschau haltenden Männer Jerobeam inmitten der Ankömmlinge, und nun begriffen sie, was der Aufmarsch bedeutete. Pagiel meinte grinsend: „Er hat sich Fürsprecher mitgebracht, weil ihn Huram fallengelassen hat.“

Tilon schlug vor: „Wir werden sie wegschicken. Hier tagt der Bundesrat und keine Dorfgemeinde.“

Baaljada verwies beiden die abfälligen Reden. „Sprecht nicht in dieser Weise über ehrliche Israeliten! Warum sollen sie nicht dabeisein, wenn wir Jerobeam zum König machen?“

Die Männer aus Zereda schlugen ihre Zelte abseits der Würdenträger auf. Noch während sie damit beschäftigt waren, trafen nebenan Elasa und Malkiel ein. Der Benjaminit hatte eine Leibwache von zehn Kriegern bei sich.

Dann erschien Huram. Verwundert blickte er zuerst auf die gewohnte Zeltsiedlung seiner Amtsbrüder und dann auf die Unterkünfte, die hier gar nicht hergehörten. Nun machte er jenes grimmige Gesicht, das sich Jerobeam vorgestellt hatte, als ihm Ketura Mut zugesprochen hatte. Er trieb seinen Esel an, um schneller ans Ziel zu kommen. Der erste, der ihn willkommen hieß, war Baaljada. „Wer sind jene dort drüben?“ fragte er ahnungsvoll den Issachariten.

„Es sind die Männer von Zereda, die Jerobeam begleitet haben“, gab Baaljada Auskunft. Und er fügte hinzu, weil der Bundesratssprecher ihn ansah, als habe er eine böse Nachricht verkündet: „Ich finde, es gereicht ihnen zur Ehre, daß sie ihrem Mitbürger zujubeln wollen, wenn er König wird.“

Huram warf einen boshaften Blick auf den Mann, der von den Stammeshäuptlingen einer der ersten gewesen war, der mit ihm Rehabeam als Nachfolger Salomos abgelehnt hatte. Und er fragte mürrisch, ob Ahija schon da sei. Der Issacharit verneinte.

Wortkarg und mit verdrießlicher Miene begrüßte Huram die anderen Würdenträger und machte sich mit seinem Sohn, der ihn begleitete, an den Zeltaufbau. Da erschien Schobab und unterbrach die Arbeit, indem er Ahijas Ankunft meldete.

Huram ging mit dem Alten und erschrak. Der Gottesmann wurde von dem Ältesten Deker und einem Dutzend weiterer Männer aus Schilo begleitet. Was sollte das hier werden? Eine Volksversammlung? O Jerobeam, du hinterlistiger Schurke! Willst du den Bundesrat unter Druck setzen? Das wirst du mir büßen!

Mit steifen Schritten ging er den Ankömmlingen entgegen. Ahija war ja nicht nur hier, weil er den Skeptikern Rede und Antwort stehen sollte – nein, er selbst brauchte nun den Gottesmann. Nur Ahija konnte Malkiels heimtückische Forderung an Jerobeam um ihre Wirkung bringen. Er mußte erklären, daß Jahwe die Ehe des Königsanwärters mit Salomos Haremsdame billigte. Dagegen konnte Malkiel dann nichts mehr vorbringen.

Als Huram Deker begrüßte, zwang er sich zu einem dünnen Lächeln. Und er fragte den Amtsbruder aus Schilo: „Fühlt sich Jerobeam so schwach, daß er nicht nur seine Dorfgenossen, sondern auch euch hier um sich haben will?“

Deker erwiderte auf die anzügliche Frage in gewohnter Sachlichkeit, daß ihn weder Jerobeam noch sonst jemand gebeten habe hierherzukommen. „Wir sind hier, um dem Bundesrat zu helfen, eine schnelle und richtige Entscheidung zu treffen. Oder soll Rehabeam noch länger glauben, daß Israel unfähig ist, sich aus seiner Mitte einen König zu wählen? Soll er weiterhin hoffen, daß er uns doch wieder unterjochen kann?“

Huram murmelte ein Dankeswort für die ehrenwerte Absicht Dekers und seiner Gefährten und kündigte Ahija an, daß er mit ihm sprechen müsse.

Unterdessen war Jerobeam herangeschlendert, hatte die Ältesten begrüßt und sah nun voll Freude, daß Deker den gleichen Gedanken wie Bohan gehabt hatte. Jetzt konnten Huram und Malkiel, Tilon und Pagiel ruhig versuchen, ihm neue Steine in den Weg zu rollen – gegen die versammelten Efraimiten würden sie nicht ankommen. Das Gezänk der Ältesten würde übertönt werden von der Stimme Israels.

Seine Zuversicht erhielt am nächsten Morgen neuen Auftrieb. Die Beratung wurde wie üblich mit einem Opfer für Jahwe eröffnet. Huram hatte zu diesem Zweck ein Schaf mitgebracht, denn der Einlader hatte die Pflicht, für das Opfertier zu sorgen. Wie nun die Würdenträger beim Mahl saßen und die ungebetenen Gäste ihrer Versammlung noch bei den Zelten verweilten, kam eine weitere Gruppe Männer von Norden her herangezogen. Die Ältesten beobachteten die Ankömmlinge neugierig und mißtrauisch. Endlich löste Hurams Sohn das Rätsel und brachte seinem Vater die Mitteilung, daß eine Abordnung aus Tirza begehre, der Königswahl beizuwohnen.

„Was soll das bedeuten?“ fragte Tilon in herausforderndem Ton den Bundesratssprecher. „Hat Jerobeam all seine Freunde herbestellt? Oder hast etwa du selbst die Zuschauer aufgeboten, weil du deinem Gottesmann nicht vertraust?“

Bedan sah eine Gelegenheit, Huram zu schaden, und sagte: „Enan aus Tirza ist Hurams Schwager.“

„So ist das also“, meinte Segub und grinste Pagiel zu, weil er hoffte, daß dem eine besonders spitze Bemerkung einfiel.

Aber Huram rief böse: „Schweigt still und fragt euch, ob nicht Jahwe selbst diese Männer aufgeboten hat!“ Er glaubte zwar nicht an diese Möglichkeit, aber er hatte das Gerede satt und wünschte nun, daß die Versammlung schnell vorübergehen möge. Sein ganzer Ablaufplan war über den Haufen geworfen. Er hatte ursprünglich vorgehabt, zuerst seine Amtsbrüder berichten zu lassen, wie sie sich ihrer Statthalter entledigt hatten. Aber diesen Punkt hatte ihm ja schon Jerobeam mit der Entführung Ochrans verleidet. Sodann sollte Ahija gerufen werden, damit er das Jahwewort über Jerobeams Königtum wiederholte und das Bekenntnis Jahwes zur Ehe des Königsanwärters einfügte. Danach wäre die Amtsverpflichtung des Königs ausgehandelt worden. Zum Abschluß der Beratung sollte dann Jerobeam erscheinen, seine Pflichten beschwören und zum König gesalbt werden. Aber nun würde die Versammlung einen anderen Verlauf nehmen. Die Ungerufenen würden herantreten und fordern, daß Jerobeam ohne alle Vorbereitung sogleich das Königtum übertragen wurde. Wozu sonst waren sie nach Sichem gezogen? Diese Art von Überfall hätte zwar den Vorteil, daß die Verzögerer nicht mehr zu Wort kämen, aber Jerobeam würde König, ohne daß er zuvor seinen Gehorsam gegenüber dem Bundesrat beschworen hatte.

Es kam, wie Huram befürchtete. Als die Überbleibsel des heiligen Mahles beiseitegeräumt waren und die Ältesten sich in Positur setzten, um ihre Beratungen zu beginnen, rückten die Abordnungen der drei Orte heran und nahmen vor den Sitzenden Aufstellung. Huram erkannte unter den Männern von Tirza tatsächlich seinen Schwager. Der hatte ihm, als er selbst im Land umhergezogen war und für Jerobeams Königtum geworben hatte, stets beigestanden und das Anliegen

zu seinem eigenen gemacht. Nun stand er hier und glaubte wahrscheinlich, in seinem, Hurams, Sinn zu handeln. Dabei war er wie seine Mitbürger und wie die Männer aus Zereda und Schilo drauf und dran, die Würde und Freiheit des Bundesrates einzuschränken. Aber das verstand Enan sicherlich gar nicht, auch wenn man es ihm sagte – dazu war er einfach zu beschränkt. Huram seufzte verdrossen.

Bohan trat vor, verneigte sich und erklärte, daß ihn die Efraimiten, Manassiten und Benjaminiten, die hier stünden, gebeten hätten, ihr gemeinsames Anliegen vorzutragen. „Der Held Jerobeam hatte als einziger in Israel den Mut, seine Hand gegen Salomo zu erheben“, so begann er. „Ihr wollt heute erneut darüber beraten, ob Jerobeam Israels König werden soll. Wir, die wir hier stehen, sind der Meinung, daß ihr schon zu lange mit eurer Entscheidung gewartet habt. Wenn nicht Jerobeam, wer dann ist würdig, Israels Königtum aufzurichten? Deshalb hat ihn Jahwe erwählt. Und so, wie wir denken, so denkt ganz Israel. Ruft also jetzt gleich Jerobeam her und macht ihn zum König! Er wartet mit dem Gottesmann Ahija da drüben bei unseren Zelten. Wir wollen dabeisein, wenn er König wird, und ihm zujubeln. Danach mögt ihr dann alles andere beraten, was ihr euch vorgenommen habt – wir werden euch dann nicht mehr stören, sondern zurück in unsere Städte und Dörfer gehen und unterwegs überall die frohe Botschaft verkünden, daß Jerobeam König geworden ist.“

Huram hörte die Rede mißmutig an und hatte nur den einen Wunsch, diese lästige Menge Männer so schnell wie möglich loszuwerden. Dachten die Amtsbrüder nicht ähnlich? Er ließ seinen Blick über sie hinschweifen. Einige gönnten ihm wohl die Zwangslage. Andere schauten finster wie er nach denen, die es wagten, den Bundesrat zu nötigen. Malkiel sah aus, als ob er Bohan an die Kehle wollte. Nur Elasa und Baaljada schienen nichts gegen die Zuschauer zu haben.

„Mein lieber Bohan“, brachte Huram heraus, „du und deine Freunde, ihr habt völlig richtig vermutet, daß der Bundesrat Israels heute hier zusammengekommen ist, um Jerobeam das Königtum anzutragen. Und es ehrt euch, daß ihr dem feierlichen Akt beiwohnen wollt.“ Er wandte sich an die Ältesten: „Meine Brüder, ihr stimmt sicher mit mir und unseren Gästen überein, daß wir nun nicht länger säumen wollen, um dem Willen Jahwes, des Gottes Israels, nachzukommen. Ich schlage vor, daß wir Jerobeam und den Gottesmann Ahija holen lassen und daß Ahija unseren Ohren die Freude bereitet, das Wort Jahwes, das er empfangen hat, von ihm selbst zu hören. Seid ihr einverstanden?“

Allgemeines Kopfnicken bestätigte, daß sie es waren. Keiner wagte einen Einwand. Daraufhin schickte Bohan den schnellsten seiner Gefährten zu den Zelten, damit die beiden Geladenen herüberkamen.

Huram sprach inzwischen Deker an: „Komm her und setz dich zu uns!“ Er wandte den Kopf zu den Manassiten aus Tirza und klärte sie auf: „Deker ist nämlich der Älteste der Efraimiten von Schilo.“ Und mit bösem Lächeln forderte er Deker auf: „Berichte uns, was der ehemalige Statthalter Ochran treibt, seit ihn sein Freund Jerobeam bei euch abgeliefert hat!“

Abdon rief verwundert: „Huram, hast du dich versprochen? Du nanntest Jerobeam soeben einen Freund dieses Salomoknechtes.“

Huram tat erstaunt. „So, nannte ich ihn Freund? Dann habe ich mich tatsächlich versprochen – verzeiht mir! Jerobeam hat nämlich Ochran nach Schilo zu dessen Familie gebracht. Nun komm schon, Deker!“

Der Angesprochene stand noch immer bei seinen Mitbürgern und machte auch keine Anstalten, hervorzutreten und sich zu den Ältesten zu setzen. „Ich danke für deine freundliche Einladung, Huram“, antwortete er, „aber ich möchte hier bei meinen Freunden bleiben. Und was Ochran anbetrifft, so ist er im Haus seines Vaters, der uns versprochen hat, seinen Sohn nicht anders als dessen Brüder zu harter Arbeit anzuhalten und ihn nicht aus den Augen zu lassen, damit er sich nicht etwa heimlich davonmacht.“

Voller Erleichterung fanden die Ältesten bestätigt, daß Hurams Aufforderung, die Knechte Salomos zu vertilgen, offensichtlich nicht wörtlich zu nehmen war. Einige berichteten Ähnliches von ihren Statthaltern. Huram war froh, als Jerobeam und Ahija eintrafen und das heikle Thema der Reinigung Israels von den Überresten der Herrschaft Salomos als besprochen gelten konnte. Er hoffte aber, daß sein auffälliger Hinweis auf das verdächtige Beisammensein Jerobeams und Ochrans den Willen der Amtsbrüder stärkte, dem künftigen König Alleingänge unmöglich zu machen.

Er ließ Jerobeam und Ahija inmitten des Bundesrates Platz nehmen, und beide taten es. Dann forderte er den Gottesmann auf, das Wort Jahwes zu wiederholen, nicht weil der Bundesrat daran zweifelte, sondern damit er der Offenbarung direkt teilhaftig werde.

Ahija ließ sich nicht lange bitten und berichtete, was er im Feldlager bei Megiddo auf Jahwes Geheiß getan und gesagt hatte. Daß ihm inzwischen Jerobeam den zerschnittenen Mantel ersetzt hatte, verschwieg er natürlich. Die Ältesten und alle Umstehenden hörten ihm aufmerksam und andächtig zu. Als er geendet hatte, fragte ihn Tilon spöttisch: „Hat dir Jahwe auch etwas über die Frau gesagt, die Jerobeam geheiratet hat?“

Malkiel beugte sich vor, um nichts von Ahijas Antwort zu verpassen. Auch Huram lauschte gespannt. Jetzt mußte sich erweisen, ob Ahija begriffen hatte, welch heimtückische Absicht hinter der harmlos klingenden Frage steckte.

Der alte Gottesmann musterte Tilon mit erstauntem Blick und schüttelte dann leicht den Kopf. Nicht weil er die Frage verneinte, sondern weil er sie ablehnte. „Wie kannst du so fragen?“ erwiderte er. „Jahwe hat sich Jerobeam erwählt. Zu Jerobeam gehören doch aber seine Frau und seine Kinder, die er noch haben wird, sein Knecht und alles andere, was sein ist. Meinst du, daß Jahwe das nicht weiß? Aber ich glaube nicht, daß du so denkst. Denn wer ist schon so vermessen, mit einem Gott Scherz zu treiben, noch dazu in öffentlicher Rede! Welche Absicht verfolgst du also mit deiner Frage?“

Tilon schlug ertappt die Augen nieder und schwieg. Huram war Ahija dankbar, der hatte seine Sache gut gemacht. Bohan aber nahm erneut das Wort, nannte geradeheraus als Tilons Absicht, Jerobeam mit Schmutz zu bewerfen und vielleicht sogar sein Königtum zu verhindern, und verteidigte die Ehre Keturas. „Wer Böses über die Frau Jerobeams spricht, der beleidigt nicht nur Jerobeam, sondern ganz Zereda! Und was schlimmer ist: Er lästert Jahwe!“ Da verspürte niemand mehr Lust, über Ketura zu debattieren.

Aber dafür schien das Verfahren mit Ochran doch noch nicht ganz abgetan. Usija wollte von Jerobeam wissen, wieso ausgerechnet er Ochran nach Schilo begleitet hatte.

Jerobeam war die Frage gar nicht recht. Eben erst das peinliche Hin und Her um Keturas Vergangenheit, und nun das. Hier vor allen konnte er doch nicht seinen Widerwillen gegen Hurams Mordgedanken ausbreiten! Aber der bedächtige Danit fragte wohl nicht wie vorhin der widerliche Tilon, um ihn in Bedrängnis zu bringen, sondern er wollte einfach den Grund wissen, weil er die Tat nicht verstand. So antwortete er so sachlich, wie man es von Deker lernen konnte: „Einer mußte ja den Abgesetzten zu seiner Familie bringen, damit er wirklich dort ankommt. Und da ich sowieso nach Schilo zu meinem Freund Deker wollte, habe eben ich diese Aufgabe übernommen.“

Usija war zufrieden. Alles schwieg und wartete, was Huram nun vorschlagen würde. Der hatte zweierlei im Sinn: Er wollte die Zuhörer unbedingt loswerden, und dann sollten die Bedingungen ausgehandelt werden, denen sich Jerobeam zu unterwerfen hatte. Beim Streit darum waren die Hergelaufenen nur hinderlich, denn ihre Vorstellungen sahen wahrscheinlich anders aus als die Gedanken der bevollmächtigten Häuptlinge, und sie würden ständig hineinreden wollen. Schade, daß er nicht auch Jerobeam wieder hinwegschicken konnte! Der würde ja auch mitreden und sicherlich dauernd protestieren. Es war zum Haareraufen – alles ging schief in dieser Versammlung, weil sich das Volk anmaßte, seinen Führern entgegenzutreten!

Er atmete tief durch, setzte seine strenge Miene auf und äußerte, daß es jetzt an der Zeit sei, die Rechte und Pflichten des Königs festzusetzen. Er wandte sich an die Umstehenden: „Habt Dank für euer Kommen! Eure Zustimmung zu unserem Tun hat uns sehr ermutigt. Aber nun werden wir längere Zeit brauchen, um unsere Verhandlungen zum Abschluß zu bringen. Wir wollen euch nicht zumuten, den ganzen Tag und vielleicht auch morgen noch hier neben uns zu stehen und euch zu langweilen. Zieht also wieder nach Hause! Nehmt die Gewißheit mit, daß wir Jerobeam nach unserer Einigung zum König Israels einsetzen werden!“

Alle merkten die Absicht der Rede. Die meisten Ältesten schauten zufrieden drein. Die Weggeschickten aber besprachen sich aufgeregt miteinander. Bohan sah Jerobeam an. Warum verwahrte der sich nicht gegen Hurams durchsichtige Aufforderung? Jerobeam aber hatte nicht vor, sich in den Streit einzumischen. Sonst dachten die Ältesten noch, daß er sich hilflos fühlte, wenn seine Freunde nicht in der Nähe waren.

Bohan sagte: „Wir Männer von Zereda gehen erst nach Hause, wenn Jerobeam König ist. Tut sogleich, was dafür nötig ist! Die Rechte und Pflichten könnt ihr hinterher aushandeln, eine Woche lang, wenn ihr wollt.“ Er erhielt Zustimmung von denen aus Schilo und Tirza und von Elasas Begleitern.

Aber Huram blieb hart. „Erst wenn Jerobeam seine Pflichten beschworen hat, kann er König werden! Lange bevor Jahwe Jerobeam zum König erwählte, hat er uns Älteste mit der Leitung des Stämmebundes beauftragt. Wir Ältesten also sind es, die dem König seine Pflichten festlegen. Wenn das geschehen ist, wird Jerobeam unsere Setzungen beschwören. Danach machen wir ihn zum König. So ist die Reihenfolge, und nicht umgekehrt!“ Hurams Gesicht war wie aus Stein gemeißelt, als er das sagte. Alle spürten, daß er davon nicht abgehen würde.

Die Enttäuschung der wartenden Israeliten schlug in Verbitterung um und legte sich den Würdenträgern beklemmend aufs Gemüt. Es war wie vor einem Wetterumschlag, wenn glühende Ostluft ein Unwetter ankündigt. Die Sitzenden fühlten sich wie gelähmt. Deker rief ihnen zu: „Huram! Malkiel! Ihr anderen alle! Begreift ihr nicht, daß die Männer nichts von Rechten und Pflichten hören wollen, sondern daß sie einfach sehen wollen, wie Jerobeam unser König wird? Besinnt euch, daß ihr hier zusammensitzt, um dem Willen Israels nachzukommen! Einige der Israeliten stehen hier vor euch. Ihr Wille ist Israels Wille!“

Huram, Malkiel und mehrere andere schossen böse Blicke auf den Mahner, der diese Hergelaufenen noch anstachelte, anstatt sie zu beruhigen. Schon rief Enan: „Wir lassen uns nicht fortschicken! Bohan hat recht. Wir bleiben hier, bis ihr tut, was wir verlangen! Jetzt erst recht!“ Seine Mitbürger gaben lautstark ihren Beifall kund. Die meisten Ältesten schauten besorgt drein und rieten nun Huram einzulenken.

Bohan fürchtete eine weitere Verhärtung der Standpunkte. Jerobeams Königtum durfte nicht mit Streit und Zwietracht beginnen. Er wandte sich an die wartende Menge: „Hört meinen Vorschlag! Wir geben den Ältesten bis heute abend Zeit, um ihr Gespräch, an dem sie so hängen, zu Ende zu bringen. Morgen früh versammeln wir uns wieder hier, und dann wird Jerobeam König.“ Die Männer stimmten zu, denn die meisten hatten wie er kein Interesse daran, die Lage noch weiter zuzuspitzen. „Ihr habt es gehört“, sagte Bohan zu den Ältesten. „Versucht nicht, uns länger hinzuhalten! Wir müssen nach Hause. Dort warten die Trauben, daß wir sie keltern.“ Die Umstehenden lachten, und die Spannung wich von ihnen. Lebhaft plaudernd verließen sie den Platz, ohne sich noch einmal umzuschauen, und zogen hinüber zu ihren Zelten.

Die Würdenträger aber empörten sich nun laut über die Dreistigkeit der Männer. „Das ist Aufruhr!“ giftete Tilon, und Segub meinte, daß man sich die Namen der Wortführer merken müsse. „Das kommt alles daher, weil ihr einen König haben wollt“, grollte Malkiel und spuckte angewidert aus. Baaljada versuchte, die Zuschauer zu verteidigen, aber nur bei Elasa fand er Gehör.

Erst allmählich legte sich die Aufregung der Stammeshäupter. Jerobeam hätte am liebsten laut gelacht, aber er traute es sich nicht. Vielleicht jagten sie ihn davon – für immer. Aber im Moment hatte es den Anschein, als ob sie vergessen hatten, daß er mitten unter ihnen saß.

Die Debatte darüber, was Jerobeam beschwören sollte, dauerte tatsächlich bis zum Abend, mit einer Pause, während der sich Bedan um die Vorbereitung der Salbungsfeier am nächsten Tag kümmerte. Er hatte sich als der hier Ansässige dazu erboten, und Huram hatte seine Hilfe annehmen müssen, denn auf ein erneutes Opfer war er gar nicht vorbereitet gewesen. Die meisten der Amtsbrüder forderten nämlich, daß sich Jerobeam nicht dem Bundesrat verpflichtete, wie es Huram gewollt hatte, sondern Jahwe, dem Gott. Und so mußte es eben wieder ein Opfer geben.

Am nächsten Morgen versammelten sich die Ältesten frühzeitig auf dem Kultplatz, und bald erschienen auch die Israeliten aus Zereda, Schilo und Tirza und Elasas Begleiter. Sogar viele der Bürger Sichems kamen herüber, so daß ein dichtes Gedränge entstand. Die Söhne und Enkel der Ältesten hatten bereits alles zur feierlichen Zeremonie vorbereitet. Auf dem Jakobaltar loderte das heilige Feuer, und das Schaf, das Bedan gespendet hatte, stand zur Schlachtung bereit. Huram gab nun das Zeichen zum Beginn der eigentlichen Feier, indem er dem Tier die Halsschlagader durchtrennte. Sein Sohn und einige andere Helfer häuteten das Schaf und zerlegten es mit kräftigen Schnitten. Dann warf Huram die Jahwe zukommenden Fleischstücke in die auflodernden Flammen. „Höre uns, Jahwe, Israels Gott!“ rief er und streckte anbetend die Arme zum Himmel. „Heute erfüllen wir deinen Willen und setzen deinen Erwählten, Jerobeam, den Sohn Nebats aus Zereda im Stamme Efraim, zum König Israels ein. Nimm seine Verpflichtung gnädig entgegen!“

Er winkte Jerobeam zu sich heran. Der trat aus der Reihe der Ältesten, an deren Ende er bescheiden gestanden hatte, heraus und stellte sich neben Huram auf. „Sprich mir nach, Jerobeam!“ forderte ihn der Bundesratssprecher auf. „Ich will als König Israels der Diener aller Israeliten sein.“ Jerobeam wiederholte den Satz. „Deshalb werde ich in allen Fragen, die das Wohl und Wehe ganz Israels betreffen, dem obersten Rat des Stämmebundes gehorchen.“ Wie ein Echo kam derselbe Satz aus Jerobeams Mund, und so ging es fort. „Allein der Bundesrat entscheidet über den Heeresdienst und über die Abgaben und Arbeitsdienste der Israeliten. Es ist mein Ziel, den Frieden Israels und seinen Wohlstand zu sichern und zu bewahren. Die Städte, die zwischen den Gebieten der Stämme liegen, werde ich zur Anerkennung meines Königtums über sie zwingen. So auch die Garnisonen in Megiddo und Hazor. Mit den Königen rund um Israel will ich gute Nachbarschaft halten. Gegen die Angriffe des Hauses David und aller anderen Feinde werde ich Israel verteidigen. Ich werde in Sichem wohnen und dort nicht mehr als zweihundert Krieger ständig um mich haben. Das schwöre ich dir, Jahwe, dem Gott Israels, und dem Bundesrat Israels zu.“

Jerobeam hatte in dem Text manches anders haben wollen, aber dafür gab es auch Aussagen, die er gegen die Ältesten durchgesetzt hatte, so den Eingangssatz des Bekenntnisses und das Zugeständnis der zweihundert Mann seiner Verfügungstruppe. Als er nun die gesamte Verpflichtung gesprochen hatte, fügte er noch aus eigenem Antrieb hinzu: „Jahwe, laß mein Werk gelingen, denn du hast es mir ja ins Herz gelegt! Und steh mir bei gegen alle meine Widersacher!“

Huram runzelte die Stirn. Der Gott war für Jerobeam nicht zuständig. Lenker, Helfer und Beschützer des Königs war der Bundesrat. Nur der Bundesrat hatte es direkt mit Jahwe zu tun. So sollte es sein.

Die Flammen auf dem Altar waren am Erlöschen. Das verkohlte Fleisch glühte still vor sich hin. Es war höchste Zeit, die Zeremonie zum Abschluß zu bringen. Huram ließ sich von Schobab das Ölkrüglein reichen , das diesem Bedan gab, Usija und Abdon legten Jerobeam eine Hand auf die Schulter, und Huram goß das Öl auf den dichten Haarschopf Jerobeams. So waren die Stäm-

me aller Landesteile an der Salbung beteiligt. Mit lauter Stimme rief Huram: „Jerobeam, im Auftrag des Bundesrates Israels nehme ich dich in den Dienst Israels! Nun bist du König der Israeliten!“ Und das Gesicht zum Himmel gereckt, bat er: „Jahwe, segne den König Jerobeam, heute und immerdar!“

Die Umstehenden brachen in Jubel aus, klatschten in die Hände und riefen: „Es lebe KönigJerobeam!“

Der neue König strahlte. Er war am Ziel. Wenn ihn jetzt nur sein Bruder Eri sehen könnte! Oder wenigstens Ketura, dessen Tochter, die geliebte Frau!

Bohan löste sich aus der Menge, trat selbstbewußt unter die Würdenträger und umarmte Jerobeam. Deker, Enan und mehrere andere taten es ihm nach. Die Ältesten standen betreten daneben und wußten nicht, was für ein Gesicht sie zu diesem erneuten Dazwischentreten des Volkes machen sollten. Huram schaute finster drein. Malkiel spuckte aus. Elasa, Baaljada und Usija aber lauschten, ob nicht die uralte Eiche rauschte, und es war ihnen, als ob sie es tat.

31

Nach der Salbung Jerobeams drängte es die Männer aus Zereda, Tirza und Schilo nach Hause, damit die Kunde von Jerobeams Königtum schnell durch ganz Israel bis zu den entlegensten Siedlungen drang. Und es geschah, wie Bohan vorausgesagt hatte: Überall wurde die Nachricht als frohe Botschaft aufgenommen. Nun würde sich alles zum Guten wenden, das war die vorherrschende Meinung. Die Zeit Davids und Salomos, der Fremdherren aus Jerusalem, war vorüber. Eine neue Zeit nahm ihren Anfang. Die Zeit eines freien Israels. Und im König Jerobeam ließ sich die Freiheit anschauen.

Jerobeam hatte sich den Männern aus Zereda auf deren Rückmarsch wieder angeschlossen. Er verspürte keinerlei Lust, noch länger im Kreise der Ältesten zuzubringen. Mit Huram war vereinbart, daß er in einer Woche nach Geser gehen sollte, um dort den Kommandeur Schallum abzuholen. Huram wollte ihm Tappuachs Krieger schicken, die sollten ihn auf der Reise beschützen, falls Rehabeam Häscher aussandte, um des Rivalen habhaft zu werden. Nach der Rückkehr aus Geser sollte Jerobeam dann seine Übersiedlung nach Sichem vollziehen. Indessen würde es Winter werden, und in jenen Monaten, da Kälte und Regen das Reisen über Land verleideten, war Gelegenheit, den Frühjahrsfeldzug zu planen.

Nachdem die Gaffer, wie Malkiel die Zuschauer der Königseinsetzung nannte, aus Sichem abgezogen waren, setzten sich auf Hurams Wunsch die Ältesten noch einmal zusammen. Keiner durfte auf den Gedanken kommen, nun etwa künftig auf Jerobeam, den König, zu schauen. Auf ihn, den Sprecher des Bundesrates, sollten sie blicken, allein auf ihn sollten sie hören. „Die Hirten der Herde Israel sind wir, vergeßt das nicht!“ schärfte Huram den Amtsbrüdern ein. „Jerobeam ist nur der Hirtenstab in unseren Händen.“

Malkiel dröhnte: „Wenn irgendjemand von einer neuen Zeit faselt, die jetzt kommt, so zieht ihm die Ohren lang! Es ist keine neue Zeit. Sondern wir haben die alte Zeit zurückgeholt.“

Diesmal war es Bedan, der grinste. Über Malkiels Verblendung.

In Zereda wurden die Heimkehrer begeistert empfangen. Jerobeam brauchte lange, um in sein Haus zu gelangen und mit Ketura allein zu sein. Er erzählte ihr alles, was er erlebt hatte, und lobte seine Freunde Bohan und Deker. Sie konnte es nicht fassen, daß sie nun tatsächlich die Frau des Königs der Israeliten war. Auf die Übersiedlung nach Sichem freute sie sich. Ihr Kind würde in der Königsstadt zur Welt kommen und aufwachsen. Drei Monate noch dauerte ihre Schwangerschaft. Sie versprach Jerobeam, ihn künftig auf seinen Reisen wieder zu begleiten, damit der Sohn vom ersten Tag an dabei war, wenn sein Vater die Geschicke Israels lenkte.

An einem der nächsten Abende feierte Zereda Jerobeams Königtum. Das ganze Dorf steuerte dazu bei. Bohan hielt eine Rede, in der er Jerobeams Taten rühmte, vom Anschlag auf Salomo bis zur Durchsetzung seines göttlichen Anspruchs auf die hohe Würde gegen allerlei Widerstand. Jerobeam war es peinlich, der Ansprache zu lauschen, denn ihm war allzu bewußt, daß sich erst nach den Wintermonaten zeigen würde, ob er die Preisrede überhaupt verdiente. Was konnte sein guter Wille gegen Männer wie Huram und Malkiel ausrichten! Für den einen war er der Widerborstige, der mehr sein wollte, als er sein durfte, der andere verabscheute in seiner Person das Königtum als solches.

Bohan pries unterdessen die neue Zeit, die mit Jerobeams Salbung angebrochen war. „Die neue Zeit“, so erklärte er, „gleicht der guten, alten Zeit, da die Stämme Israels, ob sie nun groß oder klein sind, frei waren, da alle Israeliten gleich waren, wenn es um die Entscheidung ihrer Angelegenheiten ging. Und doch ist es eine neue Zeit! Eine bessere Zeit! Freut euch auf sie!“

Jerobeam verwunderte die Rede. Vor zwei Jahren, als ihn Bohan als Königsdiener beschimpft hatte, wäre es ihm lächerlich erschienen, wenn ihm jemand vorausgesagt hätte, welche hochtrabenden Worte der knorrige Alte einst für ihn finden würde. Hatte der Wein, den der neue Freund

heute ungemischt trank, ihm den Verstand umnebelt? Es fehlte nicht viel, so dachte Jerobeam bestürzt, und Bohan wäre vom Überschwang seiner Freude ins Mythische entführt worden und hätte geweissagt, daß nach dem bevorstehenden Sieg über Jerusalem Wolf und Lamm, Rind und Löwe paradiesisch friedlich beieinander wohnen werden. Am liebsten hätte sich Jerobeam davongestohlen, zu Eris Grab. Dorthin zog es ihn. Fernab der begeisterten Dorfgenossen, allein unter dem funkelnden Sternenzelt wäre es ihm jetzt wohler gewesen. Er hatte zwar noch nicht allzuviel vom Wein getrunken, und sicher vertrug er auch mehr davon als der alte Bohan, aber er wünschte sich völlige Nüchternheit – nur dann konnte sein Gemüt wieder zur Ruhe kommen, das der Freund mit seiner überschwenglichen Rede unwissentlich aufgewühlt hatte.

Am nächsten Abend erfüllte er sich seinen Wunsch. Seine Pflicht, so korrigierte er sich. Eri mußte endlich erfahren, was sein kleiner Bruder sich zu treiben anschickte. Es war höchste Zeit für einen Besuch am Grab, wenn er den Toten nicht verstimmen wollte.

Er nahm einen Krug Wein mit sich, sagte Ketura, daß sie nicht auf ihn warten solle, und machte sich auf, hinaus zu der Felswand, in deren uralten Höhlen und Stollen seit jeher die Leiber der Verstorbenen des Dorfes abgelegt wurden. Im Licht des aufgehenden Mondes fand er mühelos das Grab seiner Familie mit den drei Felsbrocken vor dem Eingang. Er lauschte zum Dorf hin. Alles war still. Totenstill, wie es hier sein mußte. Drüben die Dorfleute waren müde vom vergangenen Abend her und schliefen bereits. Er stellte den Krug auf den Boden und wälzte den Sitzstein heran, der allen gemeinsam war – wer ihn brauchte, der rollte ihn vor sein Grab.

Er schaute zum Mond empor. Der war fast schon wieder zu einer halben Scheibe herangewachsen. Morgen oder übermorgen kamen Hurams Männer, und sein Königsdasein nahm seinen Lauf. Heute noch konnte er sich einbilden, der unbekannte Jerobeam zu sein, ein Einwohner dieses Dorfes hier wie sein Freund und Verwalter Ira. Doch nach Geser würde er ziehen als Jerobeam, der König. Aber er hatte es ja so gewollt.

Er nahm den Krug auf und rief flüsternd in die Ritzen zwischen den Türsteinen der Grabhöhle hinein nach dem Geist seines Bruders. Und dann ließ er die Hälfte des Weins ins Innere der Höhle sickern. Nun setzte er sich vor das Grab und bat den Toten um Vergebung dafür, daß er ihn eine solch lange Zeit vernachlässigt habe. „Aber es hat sich soviel begeben, seit du hier ruhst“, verteidigte er sein Säumen. „Erst in diesen Tagen habe ich ein wenig Ruhe gefunden, denn das erste Ziel, das ich vor mir wußte, habe ich nun erreicht. Aber schon führt mich mein Weg weiter, und das neue Ziel kenne ich noch gar nicht genau.“

Er berichtete dem Totengeist ausführlich, was er in den vergangenen zwei Jahren getan und erlebt hatte. Er erzählte vom mißglückten Mordanschlag auf König Salomo im geheimen Bündnis mit Rehabeam und dessen Mutter, von seiner Flucht zum Pharao und von dessen Plan, mit seiner Hilfe Israel und Juda das Joch ägyptischer Oberherrschaft aufzulegen, vom Gotteserlebnis in der Oase Kadesch-Barnea, von der Heimkehr als Erwählter Jahwes und von der Auseinandersetzung mit den Stammesältesten um seine Königswahl. Nichts ließ er aus, undd nichts verdrehte er oder verschwieg er. Hätte jemand seinem Bericht unbemerkt gelauscht, er hätte alle seine Geheimnisse und damit ihn selbst in der Hand gehabt. Aber es war niemand da, der ihn hören konnte.

„Und nun bin ich König Israels“, fuhr Jerobeam mit seinen Bekenntnissen fort. „Ich, dein kleiner Bruder, den du für mißraten hieltest, weil er keinen Geschmack fand an Pflug und Sichel und lieber Holz und Steine für Salomos Bauten schleppte. Und deine Tochter ist nun meine Frau, und bald wird sie mir den ersten Sohn gebären. Segne sie, ich bitte dich, damit ihr die Geburt leicht wird und ihr Kind gesund zur Welt kommt!“

Jerobeam fand, daß ihm sein Bericht zu stolz geraten war, und er schämte sich. War es denn sein Verdienst, daß er nun König war? Im Grunde hatte der Tod des Bruders ihn auf jenen Weg gestoßen, den er gegangen war. „Ich weiß“, gestand er, „daß ich ohne deinen Tod nie und nimmer König geworden wäre. Nicht einmal im Scherz wäre mir ein solcher Einfall gekommen.“

Er stutzte. König war er doch geworden, weil Jahwe es so gewollt hatte! War also etwa der Gott Urheber von Eris Tod? Was für ein Gedanke! Wahrscheinlich verhielt es sich so, daß Jahwes Blick erst dann auf ihn gefallen war, nachdem er Salomo bedroht hatte und fliehen mußte. Doch diese Erklärung paßte nicht zu seiner Überzeugung, daß es Jahwe gewesen war, der den Mord an Salomo verhindert hatte. Erst kürzlich hatte er diese seine Ansicht dem Anführer der Krieger aus Tappuach erläutert. Wie undurchsichtig war doch das Handeln der Götter! Nichts war gewiß. Doch eines stand fest: Es war Jahwe, der ihm das Königtum Israels gegeben hatte. Und deshalb konnte er sich auf Jahwes Hilfe verlassen. Die war nötiger denn je, denn das kommende Jahr würde schwerer zu bestehen sein als das vergangene.

Er schreckte hoch. War der Bruder noch da und weiterhin bereit, ihm zuzuhören?. Er stand auf und goß den Rest des Kruginhalts ins Grab hinein. „Labe dich an deinem guten Wein, mein Bruder!“ flüsterte er. „Und steh mir bei! Gestern haben die Männer Zeredas gejubelt, daß nun alles gut werden wird, weil ich König geworden bin. Aber nichts wird gut werden! Rehabeam will Israel zurückerobern, und wir sind ungeübt im Krieg. Er aber wird kampferfahrene Soldaten gegen uns schicken. Und irgendwann werden die Ägypter heraufkommen und wie die Heuschrecken über

ganz Kanaan herfallen, falls wir uns nicht unterwerfen und den Pharao als unseren Herrn anerkennen. Du sagst, wir sollen kämpfen, und Jahwe wird mit uns sein? Jahwe wird seinen Erwählten nicht fallenlassen? Ich antworte dir: Recht hättest du, wenn Israel einig wäre und ich so entscheiden könnte, wie mein Freund Schallum, der Heerführer Israels, mir raten wird. Aber ich habe schwören müssen, in allem dem Bundesrat zu gehorchen. Ohne ihn darf ich nichts tun. Und überdies sind die Ältesten zerstritten, und Huram und Malkiel sind mir feind. Sage mir, Eri, wo wird Jahwe denn stehen, beim Bundesrat oder bei mir? Du weißt wie ich, daß Jahwe einst die Ältesten zu Regenten und Richtern Israels eingesetzt hat, lange bevor es einen König gab. Ich darf mich nicht gegen den Bundesrat auflehnen, denn stelle ich mich dann nicht gegen Jahwe? Was soll ich tun? Warum hat mich Jahwe zum König gemacht, wenn ich nicht König sein darf?“

Jerobeam hielt inne und stellte den Krug ab, den er noch immer in der Hand hatte. So deutlich hatte er sich seinen Zwiespalt bisher noch nicht einmal selbst eingestanden. Aber es war gut, alles einmal auszusprechen, was das Herz bedrückte. Wenn auch Eris Geist ihm nicht antworten konnte, so würde er doch nun wissen, daß sein kleiner Bruder des Beistands und Segens der Ahnen mehr denn je bedurfte.

„Eri, wenn ich im Zweifel bin“, flüsterte Jerobeam, auf den obersten Türstein gestützt und ein wenig vorgebeugt, „so werde ich als König handeln. Denn König bin ich doch für ganz Israel, nicht nur für den Bundesrat. Jahwe hat mich doch nicht erwählt, damit ich Hurams Gehilfe bin!“

Er ließ den Stein los, trat einen Schritt zurück und blieb unschlüssig stehen. Sollte er zurück ins Dorf gehen? Mit den letzten Sätzen war eigentlich alles gesagt. Er hatte dem Bruder erklärt, wie er sich zu verhalten gedachte, und vor allem hatte er sich selbst damit ein wenig Mut gemacht. Er setzte sich und schloß müde die Augen. Nur einen Moment wollte er noch verweilen.

Da war ihm, als ob er den Bruder vor sich stehen sah, das Gesicht verschlossen wie gewöhnlich, aber nicht unfreundlich. Die Gestalt fuhr sich mit der Rechten durchs strubblige, graue Haar, über einer Antwort nachsinnend, und sagte endlich mit knarrender Stimme: „Du warst schon immer einer, der eigene Wege ging. Statt hier bei uns im Schweiße deines Angesichts ehrlich dein Brot zu erarbeiten, bist du Salomos Knecht geworden. Ich habe dich ausgeschimpft. Zurückholen und einsperren hätte ich dich sollen. Unser Vater hätte es sicher getan, wenn er noch am Leben gewesen wäre. Und nun bist du also König. Was soll ich dazu sagen? Wenn dein Herz für uns einfache Israeliten schlägt, so sollst du meinetwegen König sein. Aber wieso fühlst du dich jetzt erst recht als Knecht? Du bist kein Knecht, und keiner der Ältesten ist dein Herr. Will einer von ihnen deinen Herrn spielen, so laß ihn einfach stehen, geh deiner Wege und tu, was dein Herz dir befiehlt! Und nun laß mich in Ruhe mit deinem Gejammere! Hast dir alles selbst zubereitet. Geh an deine Arbeit, und dir wird wohler werden! Grübeln macht die Hände lahm.“

Die Gestalt zerrann, und Jerobeam riß die Augen auf. Alles war unverändert, die dunkle Felswand vor ihm, der Dornstrauch neben ihm und Mond und Sterne über ihm. War ihm der Totengeist des Bruders leibhaftig erschienen? Einfach so, ohne Beschwörung durch einen Kundigen? Kaum zu glauben. Und seit wann sprachen Geister mit menschlicher Stimme? Oder war die Rede nur Einbildung gewesen? Ihn fröstelte. Die Luft hatte sich abgekühlt, aber das war es nicht allein, was ihn erschauern ließ. Hastig stand er auf, griff nach dem leeren Krug und murmelte einen Abschiedsgruß zum Grab hin. Dann eilte er mit langen Schritten davon. Wer nur hatte ihm die Antwort auf seine Bekümmernisse gegeben? Etwa Jahwe? Aber den Gott hatte er doch gar nicht angerufen! Oder hatte er alles nur geträumt? Wie auch immer – es war eine gute Antwort, die er empfangen hatte, eine brauchbare Antwort, wie sie Eri vielleicht gegeben hätte, wenn er noch lebte.

Ketura drückte sich an ihn, als er sich zur Ruhe legte, aber sie wachte nicht auf. Er war ganz froh darüber. Jetzt hätte er nicht über seine Zwiesprache mit dem Bruder reden wollen. Auch wenn die seltsame Erscheinung ihn vor Grübeleien gewarnt hatte – er mußte erst alles, was in dieser Nacht sein Gemüt bewegt hatte, noch einmal durchdenken, bevor er der Frau erklären konnte, wie er sein Königtum ausüben wollte, ohne seinen Gott zu verärgern.

Zwei Tage später erschienen Hurams junge Krieger, um ihn abzuholen. Es waren dieselben, die er nach Hause geschickt hatte, als sie Ochran auflauerten. „Was ist dein Auftrag?“ fragte er den Anführer, und der antwortete: „Wir sollen dich auf deinem Weg nach Geser beschützen.“

Jerobeam genügte die Antwort nicht. „Und wenn ich in Geser angekommen bin, was sollt ihr dann tun? Denn auf meinem Rückweg ist ja der neue Heerführer mit seinen Männern bei mir.“

Der Einwand machte den Anführer nicht verlegen. Seine Anweisung war eindeutig. „Wir begleiten dich solange, bis du mit deiner Familie in Sichem sein wirst, wo du zu wohnen gedenkst.“

Jerobeam war nun im Bilde. Hurams junge Leute sollten ihn auf Schritt und Tritt bewachen und ihrem Ältesten alles berichten, was sie sahen und hörten. War er denn Hurams Gefangener? Als Beamter König Salomos hatte er mehr Freiheit besessen.

Die Reise verlief ohne Zwischenfälle. Erst hinterher wurde Jerobeam bewußt, daß der Weg doch nicht so gefahrlos gewesen war, wie es den Anschein gehabt hatte. Nach seiner Ankunft in Geser berichtete ihm nämlich Schallum, daß seine Leute kürzlich Kundschafter Rehabeams aufgegriffen hatten, die beobachten sollten, wer in der Festung aus- und einging. Rehabeam hätte ja

statt drei auch dreißig Soldaten schicken können, und in diesem Fall wäre bei einem Zusammenstoß klar gewesen, wer über wen gesiegt hätte.

Aber nun befand sich Jerobeam hinter den dicken Festungsmauern erst einmal in Sicherheit. Schallum begrüßte ihn mit großer Herzlichkeit, denn er war in Sorge gewesen, ob der Freund allen schlechten Gerüchten zum Trotz doch noch König werde. Erst der eindeutige Jahwespruch des Sehers Ahija und dann die Vertagung der Ältestenversammlung, dieser Widerspruch hatte ihn verstört.

Zwei halbe Tage brauchte Jerobeam, bis er Schallum alles erzählt hatte, was seit ihrer letzten Begegnung geschehen war. Aus Hurams herabsetzender Auffassung vom Königtum und der Zwietracht mit ihm machte er kein Hehl. Schallum erklärte, daß er weder von Huram noch von einem anderen der Häuptlinge Weisungen entgegennehmen werde. „Zeig denen, daß du der König bist!“ riet er Jerobeam. „Deine Ratgeber laß sie sein, aber nicht deine Oberherren! Das letzte Wort mußt stets du haben!“

Schallum hatte gut reden, dachte Jerobeam. Die Ältesten Israels waren keine Minister. Ihr Amt hatten sie vom Volk, und ihr Recht stammte von Jahwe. Er versuchte, das dem Freund zu erklären, aber der hatte darauf eine einfache Antwort: „Als vor langer Zeit der Stämmebund Israel gegründet wurde, hat Jahwe die Macht den Ältesten gegeben, denn es gab ja noch keinen König. Aber nun hat er einen König eingesetzt, und damit ist die Macht der Ältesten erloschen. Die Macht hat jetzt der König. Sag das deinem Bundesrat! Und wenn die Ältesten das nicht hören wollen, dann lös den Rat auf! Denn er wird dich nur behindern.“

Jerobeam stellte sich vor, was passierte, wenn er mit Schallums Standpunkt, der ja praktisch auf das gleiche hinauslief wie die Antwort der Erscheinung an Eris Grab, vor die Stammeshäupter trat. Der Kommandeur sah seine Nachdenklichkeit und meinte: „Du mußt es ja nicht gleich übermorgen tun. Aber der Zeitpunkt wird kommen, da du entscheiden mußt: du oder sie.“

Die Freunde erörterten diese grundsätzlichen Machtfragen nicht weiter. Israel mußte sich erst einmal gegen Jerusalem behaupten, ehe es sich mit sich selbst beschäftigen konnte. Jetzt galt es, das Nächstliegende anzupacken. Schallum ließ die gesamte Mannschaft antreten, wozu ja auch die achtzig Krieger aus Tirza gehörten, und gab bekannt, daß Israel nun wieder einen König habe. Jerobeam stand neben ihm, und ein wenig seltsam empfanden es die Altgedienten, daß dieser Jerobeam, den sie zwar von seinen gelegentlichen Besuchen beim Kommandeur her kannten und von dessen Todfeindschaft gegen Salomo sie wußten, nun, da er König geworden war, nicht auf einem Thronsessel saß und von dorther seine Streitmacht musterte. Aber ihre neuen Kameraden aus Tirza hatten ihnen bereits erklärt, daß der König ein einfacher Israelit sei und daß sein Vater den Acker bebaut hatte wie alle anderen Israeliten, und so schoben sie seine Bescheidenheit auf seine Herkunft und riefen ehrlichen Herzens: „Es lebe König Jerobeam!“, wie sie früher Salomo und seinem Sohn zugejubelt hatten. Und was der neue König sagte, ließ sich hören. Es waren freundliche Worte – falls er wirklich so war, wie er sprach, so würde sich mit ihm auskommen lassen. Nur daß er ihnen ihren Kommandeur wegnahm, das gefiel ihnen nicht. Aber sie gönnten es Schallum, daß er nun ein großer Mann in Israel wurde, der zweite neben dem König. Und als es am Abend ein Fest gab, war die Welt für sie wieder völlig in Ordnung.

Jerobeam hatte nun einen Heerführer, aber er brauchte auch einen Schreiber, denn er wollte schriftliche Botschaften mit den Nachbarkönigen austauschen. Und auch die Erfassung jener bäuerlichen Wirtschaften, die sich einst David und Salomo als herrenlos angeeignet hatten, erforderte Schreibarbeit. Über diesen Besitz hatte sich der Bundesrat noch gar keine Gedanken gemacht. Jerobeam vermutete, daß die Ältesten das als eine Sache der Stämme betrachteten. Aber er wollte, daß dieser bis dahin davidische Besitz nicht den Sippen, denen die ursprünglichen Besitzer angehört hatten, zurückgegeben, sondern Israels König oder dem Bundesrat übereignet wurde. Denn die Garnisonen brauchten ja wie früher unter Salomo eine stabile Versorgung, und da war es besser, wenn neben den Abgaben der Stämme auch eine eigene Verpflegungsbasis vorhanden war.

Schallum fand in der Stadt einen jungen Mann, der nicht nur lesen und schreiben konnte, sondern auch Verträge aufzusetzen verstand, denn er war der Sohn eines Schreibers und hatte bei seinem Vater dessen Kunst erlernt. Hillel, wie er hieß, war bereit, mit dem König Israels nach Sichem zu gehen und ihm dort zu dienen. Er war noch nicht verheiratet, was Jerobeams Verhandlungen mit dem Vater des Jungen erleichterte. So gewann der König seinen zweiten Beamten.

Sorgfältiger Überlegungen bedurfte die Aufteilung der Mannschaft. Jerobeam wollte eine Hundertschaft mit nach Sichem nehmen, damit sie ihm dort zur Verfügung stand, vornehmlich als Leibwache und außerdem für Boten- und Kundschafterdienste. Nun waren zwar aus den Kriegern von Tirza in den vergangenen Monaten halbwegs trainierte Kämpfer geworden, aber die Hälfte von ihnen wollte zurück zu ihren Familien, um bei der Aussaat zur Hand zu sein. Schallum verfügte also nur über 140 Fußsoldaten. Die hundert Wagenkämpfer kamen nicht in Betracht, denn die mußten auf jeden Fall in Geser bleiben, weil sie im Gebirge nicht einsetzbar waren. Lediglich vierzig Soldaten zu Fuß zurückzulassen erschien Schallum jedoch gewagt. So erwog er, die zwanzig

Krieger aus Tappuach für Gesers Verteidigung zu gewinnen. Jerobeam stimmte ihm zu, hoffte er doch, auf diese Weise Hurams Aufpasser loszuwerden, zumal ihr Anführer nicht abgeneigt schien hierzubleiben. Aber dann überwog bei dem Krieger doch die Furcht vor dem Zorn Hurams, und Jerobeam wollte in einer solch zweitrangigen Frage nicht neues Öl ins Feuer seines Haders mit Huram gießen, indem er seinen und Schallums Wunsch durchsetzte.

Es half also nichts, Schallum mußte sich dem Zwang der Umstände fügen. Angesichts des Machtgerangels in Sichem und der Bedrohung aus Jerusalem durfte Jerobeam nicht ohne eine größere bewaffnete Garde bleiben. So entschloß sich der scheidende Kommandeur, zwanzig Mann seiner alten Mannschaft und zwanzig Mann aus Tirza in Geser zu lassen, die anderen zwanzig aus Tirza und achtzig seiner altgedienten Leute aber Jerobeam zur Verfügung zu stellen. Als neuen Kommandeur von Geser ernannte er seinen bisherigen Stellvertreter.

So war alles geregelt, und der Aufbruch konnte vorbereitet werden. Aber noch eine Bitte hatte Jerobeam. Er fragte den Freund, ob er einen Mann habe, der den Weg nach der Oase Kadesch-Barnea kenne und bereit sei, sich dorthin durchzuschlagen.

Schallum erfreute dieser ausgefallene Wunsch ganz und gar nicht. „Du willst mir noch einen Mann wegnehmen, wo ich mit jedem einzelnen rechnen muß?“

„Tu mir den Gefallen!“ bat Jerobeam. „Ich kenne nur in Jerusalem Männer, die ich schicken könnte, und was nützt mir das jetzt? Ich habe dem Priester Kenas Nachricht versprochen, sobald ich König geworden bin.“

Schallum fügte sich seufzend und wählte einen geeigneten Boten aus. Jerobeam trug dem Mann die Mitteilung auf, daß sich Jahwes Zusage nun erfüllt habe. Israels König heiße Jerobeam. Der König vertraue auf Jahwe, der Israel vor der Raubgier des Salomosohnes Rehabeam und des Pharaos Scheschonk erretten werde. Nachdem ihm der Gott Ruhe vor all seinen Feinden werde verschafft haben, wolle König Jerobeam Jahwe einen Tempel bauen. Er brauche dazu einen erfahrenen Priester, und der solle Kenas heißen.

Der Bote prägte sich diese Nachrichten ein. Aber der neue Schreiber wollte seine Kunst unter Beweis stellen und schlug vor, dem Soldaten lieber einen Brief mitzugeben. Jerobeam meinte jedoch, eine mündliche Mitteilung sei in diesem Fall angemessener und sicherer. Der Bote verließ noch am selben Tag die Stadt. Er wollte rasch nach Gaza gelangen und sich dort als Karawanenknecht verdingen. Noch bevor im Bergland die ersten winterlichen Regengüsse fielen, wollte er am Ziel sein.

Am Tag nach der Verabschiedung des Boten brachen König und Heerführer auf, hinter ihnen die Hundertschaft, die Krieger aus Tappuach und jene, die nach Tirza zurück zu ihren Familien wollten. Es war ein ansehnlicher Zug, der die Festung verließ, und ganz Geser war auf den Beinen, um dem Schauspiel beizuwohnen. Jerobeam ritt auf einem Maultier, das er mit Schallums Hilfe in Aschdod erworben hatte. Und ein rotes Band umspannte nun wieder seinen tiefschwarzen, üppigen Haarschopf. Schallum hatte zwar gemeint, daß ihm als König ein Stirnreif aus Silber oder Gold gebühre, aber Jerobeam hatte abgewinkt. Das praktische Maultier genügte ihm als Zeichen seiner Würde, und womit hätte er auch noch einen Stirnreif bezahlen sollen?

Im Troß aus Wagen und Packeseln reisten die Familien Schallums und seiner Unterführer mit, und außerdem hatte Schallum einige der Garnisonshuren mitgenommen, denn in Sichem gab es kein Hurenhaus, und das gehörte nun einmal zu jeder Garnison wie Küche und Rüstkammer. Jerobeam wußte noch gar nicht, ob der Sichemer Königspalast für alle Menschen und Tiere und das gesamte Gepäck ausreichen würde. Aber Bedan wußte sicher Rat, falls weiterer Platz nötig wurde.

In Zereda verweilte die Karawane nur eine Nacht. Mit Ketura und Ard ging es am nächsten Morgen, versehen mit den guten Wünschen der Dorfbewohner, weiter nach Sichem. Ein wolkenverhangener Himmel lastete über dem Land. Es war höchste Zeit, sich auf den Winter einzurichten.

Die Sichemiten, denen der Zug begegnete, begrüßten den König und bewunderten sein stattliches Gefolge. Manche verglichen den Maultierreiter mit Rehabeam und fanden, daß er eine bessere Figur abgab als der Salomosohn. Er war ja auch jünger als dieser, und eine schwarze Perücke brauchte er nicht.

Die Sichemiten hatten zu Bedan geschickt, damit er die Ankunft des Königs erfuhr. Der Älteste erschien, als Jerobeam, Schallum und Hillel vor dem Stadttor soeben von ihren Reittieren stiegen. Er hieß Jerobeam und dessen Begleiter herzlich willkommen, aber seine Miene verriet, daß er nicht nur Gutes zu melden hatte. Jerobeam fragte ihn, was ihn bedrücke.

„Huram ist hier und hat im Palast Wohnung genommen“, lautete Bedans Auskunft. Sie traf Jerobeam wie ein Hieb.

„Was will der denn hier?“ fragte er und fühlte jenen Zorn in sich aufsteigen, den er jetzt stets verspürte, wenn er an den Bundesratsvorsteher dachte. „Er hat doch gewußt, daß ich und der Heerführer und alle Männer, die ich an meine Seite stelle, im Palast wohnen werden! Warum hast du ihn aufgenommen, einen Efraimiten hier in einer Stadt Manasses?“

Der Vorwurf kränkte Bedan. „So solltest du nicht fragen“, gab er zurück. „Bist nicht auch du ein Efraimit?“

Jerobeam wollte heftig antworten, daß er der König sei, aber er unterließ es, denn er fühlte sich zu Recht getadelt. Es ging ja nicht um die Stammeszugehörigkeit, die ihm sowieso immer gleichgültiger wurde. „Verzeih mir meine Unsachlichkeit!“ sagte er versöhnlich. „Wir wollen hingehen und hören, was er zu sagen hat.“

Schallum und Hillel wollten vor dem Tor mit allen anderen warten, bis die Unterbringung geklärt war, aber Jerobeam forderte sie auf, mit ihm zu kommen. Sie sollten Hurams Überheblichkeit kennenlernen.

Zu viert schritten sie dem Palast zu. Huram hatte selbstverständlich erfahren, daß die Langerwarteten angekommen waren. Als die Besucher das Hoftor öffneten, trat er aus dem Haus, freundlich lächelnd, und hieß den König Israels und seinen Heerführer in der Stadt willkommen, so, als sei nicht Bedan der Älteste der Sichemiten, sondern er. Bedans Miene verfinsterte sich bei diesem Empfang noch mehr. Huram achtete nicht darauf, wies auf Hillel und fragte, ob der junge Mann der neue Diener Jerobeams sei.

Hillel schaute erstaunt drein. Er kannte Hurams Stellung nur vom Hörensagen und hatte keine rechte Vorstellung von dessen Macht, und in den Beziehungen zwischen den Männern fand er sich nicht zurecht. Aber Jerobeams Augen blitzten zornig bei Hurams taktloser Frage. Er beherrschte sich jedoch, denn wichtig war jetzt allein Hurams Palastbesetzung, und so erklärte er möglichst leichthin: „Das ist Hillel, der Schreiber des Königs.“ Er bedankte sich für die Grußworte und – als wüßte er nicht, daß Huram im Palast zu wohnen beanspruchte – auch dafür, daß Huram den Palast für ihn behütet habe. Er bat den Ältesten, sie ins Innere zu führen, damit er sich und den beiden Beamten Wohnung zuweisen konnte.

Huram nickte und meinte liebenswürdig: „Wir können durch diesen Palast hier hindurchgehen, um zu eurer Unterkunft zu gelangen, aber es wird bequemer sein, wenn wir außen herum gehen. Der Salomopalast hier wird nämlich dem Bundesrat zur Verfügung stehen. Im Saal werden wir beraten, und die Wohnräume werden den Ältesten als Bleibe dienen, damit sie nicht weiterhin in Zelten hausen müssen. Für euch habe ich das Haus des ehemaligen Statthalters vorgesehen. Das Haus deines Freundes Ochran“ – er blickte Jerobeam vergnügt an – , „es ist zwar kleiner, aber nicht minder bequem als der Palast.“

Jerobeam war einem Wutanfall nahe. Am meisten regte ihn der herablassende Ton des hinterhältigen Ältesten auf. Aber wenn er jetzt einen großen Krach veranstaltete, würde Huram nur grinsen und sich an der Demütigung des Königs weiden. Doch wenn er gehorsam umkehrte und ohne Widerrede Ochrans Haus bezog? Auch in diesem Fall würde Huram grinsen. Was tun?

Er sagte: „Sei so freundlich und führe uns durch diesen Palast hindurch! Ich möchte gern den Durchgang zwischen beiden Häusern kennenlernen, durch den du mich ja wohl besuchen wirst.“

Huram ärgerte sich über Jerobeams Gleichmut. Die Bitte konnte er jedoch schlecht abschlagen, und so bat er Jerobeam, ihm mit seinen Beamten zu folgen. Jerobeam sagte zu Bedan: „Komm, schließ dich uns an, du bist ja der Älteste dieser Stadt!“ Huram knurrte leise irgendetwas Unverständliches.

Die Besucher bewunderten die Größe der Palasträumlichkeiten, und Huram mußte sie hierhin und dorthin führen, um ihre Neugier zu befriedigen. So gelangten sie auch zu den Wohnräumen des Ältesten und begrüßten seine Frau sowie eine Magd und einen Knecht – das Anwesen in Tappuach bewirtschafteten nunmehr seine drei Söhne allein, so berichtete Huram. Danach gingen sie durch einen überdachten Gang zwischen zwei Innenhöfen hinüber in Ochrans ehemaliges Haus. Als sie auch hier alles besichtigt hatten, entschied Jerobeam: „Dieses Haus ist geräumig und sorgfältig gebaut. Hier werden der König, der Heerführer und der Schreiber wohnen. Drüben im Palast wird die Hundertschaft, die mit uns gekommen ist und in Sichem bleiben wird, ihr Winterquartier beziehen. Ich bin sicher“ – er wandte sich an Huram – , „daß du die Männer, die dich und mich beschützen werden, so freundlich willkommen heißen wirst, wie du es mit uns getan hast.“

Jetzt war es an Schallum und an Bedan, schadenfroh zu grinsen. Hurams Gesicht jedoch verzerrte sich wütend. Aber er wagte nicht, der Entscheidung zu widersprechen. Denn auch wenn er sich widersetzte, so würde die Truppe ja doch vom Palast Besitz ergreifen. Wie sollte er sich dagegen wehren? Daß er diese Bosheit Jerobeams nicht vorausgesehen hatte!

Es dauerte nur wenige Tage, und er bereute bitter, nicht Jerobeam und die beiden Beamten in den Palast aufgenommen zu haben. Die Soldaten störten ihn vom Morgen an bis in den späten Abend hinein allein schon durch den Lärm, den sie machten. Dazu ihre Waffen und Ausrüstungen und ihre Vorräte, die überall lagerten, wo er sie nicht haben wollte. Und der Schmutz und Abfall, den sie tagtäglich hinterließen. Nicht jeden Tag wurde saubergemacht. Im Statthalterhaus herrschte dagegen Ruhe, und alles war dort ordentlich. Huram bemerkte es voller Neid, und er gestand sich ein, daß ihn sein Drang, den König geduckt zu halten, zu einem blamablen Fehler verführt hatte.

Er bemühte sich jedoch, seinen Verdruß nicht zuzugeben, und da auch Jerobeam sich aller Sticheleien enthielt, so kamen die beiden höchsten Würdenträger den Winter über leidlich miteinander aus. Aber Jerobeam war stets auf der Hut, um Anmaßungen Hurams sogleich zurückweisen zu können. Er sah dem Frühjahr, wenn das öffentliche Leben wieder erwachen würde, sorgenvoll entgegen.

Unruhig machte ihn auch Keturas Schwangerschaft. Die Frau kränkelte, sie litt unter der Winterkälte, obwohl es ihr in der neuen Wohnstatt gefiel. Jerobeam war froh, als endlich die Wehen einsetzten und das Warten auf die Niederkunft ein Ende hatte. Nun würde alles gut werden.

Die Geburt verlief, trotzdem es Keturas erste war, leicht und schnell. Der Geist des Bruders, so folgerte Jerobeam dankbar, hatte seine Bitte erhört und die Gesundheit der Tochter gestärkt. Und Schallums Frau hatte sich als umsichtige und erfahrene Geburtshelferin bewährt. Trotzdem fiel Jerobeam in eine tiefe Enttäuschung: Das Kind war ein Mädchen. Jahwe hatte ihm den ersehnten Sohn versagt. Warum? Die Frage beschäftigte ihn tagelang. Aber er freute sich doch, und das zunehmend, je länger er grübelte, daß Mutter und Tochter wohlauf waren.

„Das nächste Kind wird bestimmt ein Sohn“, tröstete ihn Ketura, und er glaubte es. Wahrscheinlich, so erklärte er sich schließlich die Vertauschung des erwarteten Sohnes gegen ein Mädchen, wollte Jahwe ihn warnen, sich seiner Gunst nicht gar zu sicher zu sein. Jahwes Beistand wollte stets aufs neue errungen sein. Er mußte sich also noch mehr bemühen, den Willen des Gottes zu erkennen und danach zu handeln. Dann würde der ihm den begehrten Sohn nicht noch einmal versagen.

32

Der Frühling war da. Auf den Feldern grünte die Saat, Eichbäume trieben junge Blätter aus, und das lebendige Wasser der Quellen sprudelte, als ob es nie versiegen könnte. Die Menschen begrüßten die erwachende Natur, sie freuten sich auf die Wochen der milden Sonne, auf den belebenden Tau und die bunten Blumen. Aber sie wußten, daß dies zugleich die Zeit war, da die Krieger sich zu sammeln pflegten, um mit der Waffe in der Hand dem Feind entgegenzuziehen.

Jerobeam fühlte sich durch eben dieses Zwiegesicht der Frühlingszeit hin- und hergerissen. Wie früher sehnte er sich nach der Wiederkehr des Grünens und Blühens, und zugleich graute es ihm vor dem großen Krieg, der nun bevorstand. Nicht allein das Blutvergießen und Totschlagen schreckte ihn als einen Mann des Friedens. Je näher das Ende des Winters gerückt war, um so mehr zweifelte er daran, daß Jahwe diesen Krieg überhaupt wollte. Verehrten nicht auch die Judäer Jahwe als ihren Gott? Stand nicht das prächtigste Heiligtum Jahwes im judäischen Jerusalem? Berief sich nicht auch Rehabeam auf Jahwe? Es war doch ein Unding: Zwei Heere wollten einander abschlachten, und das im Namen ein und desselben Gottes!

Nein, sagte sich schließlich Jerobeam, wenn auch Jahwe Israel von der Herrschaft Jerusalems befreit sehen wollte, so konnte er doch unmöglich an einem Krieg zwischen Israeliten und Judäern Gefallen finden. Im Gegenteil. Israel und Juda brauchten einander, um den Heerscharen des Pharaos widerstehen zu können. Ein Bündnis beider Reiche, das war es, was Jahwe wollte.

Weil aber nun nicht zu erwarten war, daß Rehabeam dieses göttliche Gebot erkannte, trachtete er doch nach der Wiederherstellung des Davidreiches, so oblag es Israel, den Krieg zu verhindern. Er, Jerobeam, mußte dem Jerusalemer König den Frieden antragen. Zumindest versuchen mußte er es, auch auf die Gefahr hin, daß sich Rehabeam über ihn lustig machte.

Doch je länger Jerobeam die Idee eines Friedensangebots hin und her wälzte, um so weniger schien sie ihm durchführbar. Ihr stand ja nicht nur Rehabeams Streben, Israel zurückzuerobern, entgegen. Als noch entschlossenerer Gegner eines Verständigungsversuchs erwies sich zweifellos der Bundesrat. Schon den Gedanken an neue Verhandlungen mit Rehabeam würde Huram zum Verrat an Israels gerechter Sache erklären. Und alle Ältesten stimmten ihm wahrscheinlich zu, weil sie den Mißerfolg voraussahen und Israel nicht der Lächerlichkeit preisgeben wollten. Und von den Eroberungsplänen Pharao Scheschonks wußten sie ja nichts.

Trotz dieser Bedenken sprach Jerobeam mit Schallum über seine Idee. Den interessierte der Wille Jahwes wenig, denn dafür waren der König und die Ältesten zuständig. Ihm ging es um die Stärke und die Kampfkraft der beiden Heere, und da tappte er in bezug auf Israel vorläufig noch im dunkeln. Er hatte zwar die Krieger aus Tirza als anstellig und diszipliniert kennengelernt, und an der Tapferkeit der Israeliten brauchte man sicher nicht zu zweifeln, aber ausgebildete Soldaten hatte Jerobeam nur in seiner Leibgarde. Die Besatzungen von Megiddo und Hazor waren vorläufig nicht verfügbar – es war ja noch unklar, wie sie zum neuen König standen. Schallum rechnete mit etwa zweitausend Stammeskriegern, die Israel aufbieten würde, obwohl er dreitausend für möglich hielt. Aber Rehabeam setzte womöglich an die fünfhundert Soldaten und fünfhundert bis tausend judäische Bauernkrieger ein. Gegenüber dieser Streitmacht zählte Jerobeams zahlenmäßige Über-

legenheit wenig, denn jeder einzelne von Rehabeams Soldaten konnte es wohl mit dreien der ungeübten und schlecht bewaffneten Bauernburschen aufnehmen.

Unter diesen Umständen billigte Schallum den Wunsch Jerobeams, mit dem Feind zu einer Verständigung zu kommen. Vielleicht ließ sich der Salomosohn mit der größeren Anzahl der Krieger auf seiten Israels schrecken. Er hatte ja von jeher einen Aufstand der Israeliten gefürchtet. Und was endlich Hurams Zustimmung anbetraf, so riet Schallum, den Ältesten gar nicht ins Vertrauen zu ziehen. „Meine Meinung über den Bundesrat kennst du“, sagte er lapidar.

Aber selbst wenn Jerobeam das Friedensangebot hinter Hurams Rücken nach Jerusalem übermitteln wollte, so blieb die praktische Durchführung dennoch eine offene Frage. Huram wohnte im Nebenhaus, die Leibgarde unter demselben Dach mit ihm. Wenn einer der Soldaten sich mit einer heimlichen Botschaft für Rehabeam auf den Weg machte, dann erfuhr es der Älteste. Denn längst hatte er sich unter den unliebsamen Hausgenossen einen Zuträger verschafft. Jerobeam und Schallum wußten, wer es war, nämlich einer der Burschen aus Tirza, aber sie ließen den Mann gewähren. Ein bekannter Spitzel konnte weniger schaden als ein unentdeckter, und viel war es ohnehin nicht, was er Huram berichten konnte. Aber einen seiner Kameraden heimlich nach Jerusalem zu schicken, das war ausgeschlossen.

Jerobeam fiel jedoch bald ein ganz anderer Bote ein. Allerdings einer, dessen Entsendung eine Entdeckung durch Huram doppelt gefährlich machte. Der Unterhändler, den der König nunmehr im Auge hatte, war nämlich kein Geringerer als Ochran. Der frühere Statthalter kannte die Stimmung der Israeliten, er wußte, wie diese über eine Rückeroberung Israels durch den Salomosohn dachten. Wenn er seinem ehemaligen Herrn ehrlich darüber berichtete, um ihn zu warnen, so würde Rehabeam ihm mehr als jedem anderen glauben. Deshalb gab es eigentlich keinen geeigneteren Boten als ihn. Jerobeam schien es, als habe er bereits damals, als er den Statthalter vor Hurams Zugriff schützte, geahnt, daß er ihn noch einmal brauchen würde.

Der Zufall kam seinem Wagestück entgegen. Huram äußerte die Absicht, nach Jesreel zu gehen und dort unten in der Ebene den Aufmarsch der Krieger aus den nördlichen Stämmen und von östlich des Jordans persönlich zu überwachen. Jerobeam und Schallum sollten auf dem Stellplatz bei Bet-El die Krieger Manasses und Efraims in Empfang nehmen. Es war nämlich ausgemacht, daß sich das Heer erst vereinigen sollte, wenn Schallums Kundschafter Auskunft darüber geben konnten, wo Rehabeam seine Truppen sammelte und welche Marschrichtung er einschlug.

Jerobeam war heilfroh, auf diese Weise Huram los zu sein. Entschlossen, den Versuch eines Friedensabkommens zu wagen, ritt er mit Schallum und dem Schreiber Hillel nach Schilo, und vierzig Soldaten folgten ihm und seinen beiden Beamten. Die sechzig anderen begleiteten Huram nach Norden, gegen dessen Willen. Aber Schallum hatte darauf bestanden. Seine Absicht war, daß seine Männer die gröbsten Fehler der ungeübten Bauernkrieger verhinderten und dafür sorgten, daß diese zügig dorthin marschierten, wohin er sie befehlen würde.

Die Einwohner von Schilo begrüßten Jerobeam mit großer Herzlichkeit, und wäre nicht der bevorstehende Krieg gewesen, dem ihre Jugend nun entgegenzog, so hätten sie wie die Leute von Zereda ein Fest ausgerichtet, um das neue Königtum zu feiern.

Jerobeam weihte seinen Freund Deker in die Friedensidee ein. Der Älteste warnte ihn zwar davor, den Bundesrat zu hintergehen, und mahnte ihn an seinen Eid, den er vor Jahwe in Sichem geschworen hatte. Aber als er die Festigkeit des Königs spürte, der sich ja gerade auf Jahwes Willen berief, half er ihm, indem er Ochran zu sich in sein Haus bat.

Der ehemalige Statthalter ließ den Ältesten nicht warten. Er ahnte, daß nicht Deker, sondern Jerobeam ihn zu sprechen wünschte, obwohl er sich nicht denken konnte, was der neu gekürte König, der ihn vor Hurams Anschlag gerettet hatte, von ihm wollte. Jerobeam betrachtete den abgesetzten Machthaber. Der hatte nichts Respektables mehr an sich. Haar und Bart schienen wenig gepflegt, sein Bäuchlein war verschwunden, und sein Gewand glänzte nicht gerade vor Sauberkeit. Er hatte das Aussehen eines Mannes, der sich von seiner Hände Arbeit ernährt. Mit unsicherem Blick stand er da und wartete, daß man ihn aufklärte, warum er hier war.

„Setz dich!“ sagte Jerobeam. „Hab keine Angst, es geschieht dir nichts!“. Ochran hockte sich zum Hausherrn und dessen hohen Gästen, beunruhigt trotz der Zusicherung.

Jerobeam fragte ihn: „Wie geht es dir hier in Schilo, wo du nun wieder ein einfacher Efraimit bist wie deine Mitbürger?“

Ochran antwortete einsilbig: „Es geht mir gut. Ich bin froh, hier zu sein bei meiner Familie.“

Jerobeam musterte ihn erneut eindringlich und vermutete dann: „Vielleicht geht es dir sogar zu gut? Denn du hast Salomo bei seinen Untaten geholfen. Die Efraimiten hassen dich dafür.“

Ochran erschrak. War der König gekommen, um nun doch noch Rache an ihm zu nehmen? Hatte er ihn deshalb Hurams Zugriff entzogen? Demütig verteidigte er sich: „Ich habe mich damals vor deinem toten Bruder verneigt. Und inzwischen habe ich erkannt, daß Israels Königtum dir gehört.“ Zögernd setzte er hinzu: „Was willst du von mir?“

Jerobeam beachtete die Frage nicht, sondern knüpfte an die Loyalitätserklärung an: „Du hoffst also nicht, daß Salomos Sohn mir mein Königtum nimmt und als Israels Herrscher dir dein Amt wiedergibt?“

Aha, dachte der Ex-Statthalter, er will eine Ergebenheitserklärung hören. „Nein, das hoffe ich nicht“, erwiderte er rasch. „Denn zum König hat Jahwe dich erwählt, nicht ihn. Und so wirst du ihn besiegen, wenn du jetzt gegen ihn zu Felde ziehst.“ Er schnaufte – so überzeugt seine Sätze auch klangen, so waren sie ihm doch schwergefallen.

Jerobeam lächelte abfällig. Wie glatt dem Salomoknecht der Frontwechsel über die Lippen kam! Fehlte nur noch, daß er seine Dienste anbot. In seiner Abneigung gegen den früheren Statthalter bemerkte Jerobeam gar nicht, welche Überwindung Ochran die Worte gekostet hatten. Mit listiger Miene widersprach er: „Ich will Rehabeam gar nicht besiegen.“

Ochrans Unterkiefer klappte herunter, und sein Mund blieb offenstehen. Schallum mußte unwillkürlich grinsen, obwohl ihm die Art, wie Jerobeam mit dem Mann umging, so daß der nicht mehr aus noch ein wußte, mißfiel. Er war für Geradlinigkeit im Reden und Handeln. Ochran faßte sich indessen und fragte: „Wie meinst du das? Ich verstehe dich nicht.“

Jerobeams Gesicht wurde ernst. Sein Gesprächspartner schien nun aufnahmebereit zu sein. Er erklärte: „Das Königtum Israels hat Jahwe mir gegeben. Er will, daß Rehabeam nur noch König der Judäer ist und daß er nicht länger seine Hand nach Israel ausstreckt. Rehabeam hat jedoch den Willen seines und meines Gottes noch nicht erkannt. Jetzt muß einer vor ihn treten und ihm dazu verhelfen. Wenn Rehabeam begreift, was Jahwe will, gibt es keinen Grund mehr für einen Krieg zwischen Israel und Juda.“

Ochrans Züge entspannten sich. „Jetzt sehe ich, was du meinst“, gestand er. „Du willst Rehabeam ein Friedensangebot unterbreiten. Und mich prüfst du, ob ich dein Bote sein könnte.“

Dumm ist er nicht, ging es Jerobeam durch den Kopf. Aber ist er wirklich der Richtige? Wird er sich nicht in Jerusalem wieder für seinen ehemaligen Herrn erklären? So antwortete er auf Ochrans Einsicht nur mit einem lakonischen „So ist es“.

Ochran wurde kühner und fragte nun: „Warum willst du ausgerechnet mich schicken? Fürchtest du nicht, daß ich dich verrate?“

Jerobeam schüttelte überlegen den Kopf. „Du kannst mich gar nicht verraten“, belehrte er den Frager. „Denn wenn du Rehabeam rätst, mein Angebot abzulehnen, schadest du mir nicht, ihm aber erweist du einen schlechten Dienst. Denn in diesem Fall werden wir ihn schlagen. Und warum ich dich ausgewählt habe? Du kannst die Wahrheit über Israel am überzeugendsten vortragen, denn du bist selbst ein Israelit und berichtest aus eigener Anschauung. Dir wird Rehabeam glauben.“

„Verzeih mir, wenn ich noch einmal frage“, bat Ochran höflich. „Was für eine Wahrheit hast du im Auge?“

„Es gibt nur eine“, klärte ihn Jerobeam auf. „Nämlich daß die Israeliten mich lieben, Rehabeam aber hassen. Daß die Tausende Israels, die sich zur Zeit sammeln, sich begeistert in den Kampf stürzen werden, falls Rehabeam so unklug ist, uns anzugreifen. Daß in diesem Fall Rehabeam geschlagen hinter die Mauern Jerusalems flüchten wird. Als ehemaliger Statthalter kennst du die Wahrheit. Und weil du Rehabeam nicht in seine Niederlage treiben willst – es wäre schändlich, wenn du als ehemaliger hoher Beamter Salomos es tätest – , wirst du ihm die Wahrheit ans Herz legen. Deshalb schicke ich dich zu ihm. Bist du dazu bereit?“

Nun schaute Schallum mit Wohlwollen auf den König. Diese Erklärung war nach seinem Geschmack. Zufrieden vernahm er Ochrans Antwort: „Ja, ich bin bereit. Wann soll ich aufbrechen?“

„Sofort“, verkündete Jerobeam. „Und zu niemandem ein Wort über deinen Auftrag!“ Er erhob sich, die anderen taten es ebenfalls. Deker bat er mitzukommen, denn er wollte zum Vater des Boten. Diesem teilte er mit, daß er den Sohn zum Sammelplatz mitnehme. Grund zur Sorge gebe es nicht. Den tatsächlichen Auftrag Ochrans verschwieg er. Schallum wich dem Gesandten nicht von der Seite, als der sich ein gewaschenes Gewand überzog, seinen Esel holte und sich von seiner Familie verabschiedete. Dadurch war ihm die Gelegenheit verwehrt, den wahren Grund seiner plötzlichen Abreise preiszugeben.

Jerobeam hielt sich nicht länger in Schilo auf. Er verabschiedete sich von Deker und bat auch ihn, niemandem Ochrans Auftrag zu verraten. Dann zog er mit seinem Gefolge Bet-El entgegen, während sich in Schilo die Krieger rüsteten, um am nächsten Morgen ihrem König hinterherzuziehen.

Unterwegs überließ Jerobeam Ochran dem Heerführer und dem Schreiber. Er hatte keine Lust, mit dem Mann zu plaudern. Vielmehr ging er immer wieder mit sich zu Rate, ob er Jahwes Willen richtig deutete. Ihm fiel auf, daß er seit seiner Erwählung durch Jahwe ständig über den Ratschlag des Gottes nachsann und alle Taten daran prüfte. Wann hatte er als junger Mann schon einmal an Jahwes Willen gedacht? Aber nun als König stand er dem Gott eben viel näher. Und das war der Grund, warum sein Denken jetzt ständig um Jahwe kreiste.

Bevor Jerobeam mit Malkiel zusammentraf, fertigte er den Friedensboten ab. Ochran fragte: „Hast du eine wörtliche Botschaft an König Rehabeam?“

„Überbringe Rehabeam meine Grüße!“ beauftragte Jerobeam den Gesandten. „Sag ihm, daß ich den Wunsch habe, mit ihm in Frieden zu leben! Er soll in Juda König sein, und ich werde in Israel König sein. Und ich schlage ihm ein Bündnis gegen den Pharao vor, denn nur gemeinsam werden wir dessen Heerscharen besiegen können. Das ist meine Botschaft, wie ich dir schon in Schilo sagte. Es ist nicht nötig, daß ich dir den Wortlaut vorgebe.“

Ochran bat, ihm eine Begleitung zu stellen, denn er hatte Angst, daß ihn jemand erkannte und belästigte. Aber Jerobeam schlug ihm die Bitte ab. Die Benjaminiten, durch deren Gebiet er mußte, kannten ihn sicherlich nicht, so daß seine Sorge unbegründet war.

König Rehabeam befand sich in Betlehem, wo er die judäischen Krieger musterte, als ihm gemeldet wurde, daß in Jerusalem der Statthalter von Sichem eingetroffen sei, und zwar mit einer Botschaft Jerobeams. Er glaubte, nicht recht zu hören. Hieß das etwa, daß der angemaßte König Israels um Frieden ersuchte? Er ließ alles stehen und liegen und ritt im Eiltempo zurück in seine Hauptstadt.

Noch am selben Tag empfing er den ehemaligen Statthalter. Bald wußte er, daß seine günstige Ahnung richtig gewesen war. Es bestand kein Zweifel: Jerobeam, der kleine Bauaufseher, fürchtete sich vor dem Krieg und bettelte um Frieden. Daß der Nebenbuhler vor einem Angriff auf das Heer der Israeliten warnte, tat er als Großsprecherei ab, mit der dieser seine Angst zu bemänteln versuchte.

Er beschied Ochran auf den nächsten Morgen wieder zu sich, damit er sich die Antwort abhole, und ging zu seiner Mutter. Naama freute sich wie er über die verheißungsvolle Botschaft. Jetzt war der ersehnte Tag nahe, an dem Israel ins Reich Davids zurückkehrte. Es galt nur noch, Jerobeam derart gefügig zu machen, daß er sich freiwillig unterwarf.

„Geh behutsam vor!“ mahnte Naama den Sohn. „Da er sich jetzt König nennt, wird sein Stolz gewachsen sein. Heftigkeit könnte ihn verstören.“

Rehabeam nickte zustimmend. „Ja, ich werde ihn an unsere alte Freundschaft erinnern, wenn ich mit ihm spreche.“ Er grinste – Naama strafte ihn dafür mit einem strengen Blick, denn sie wollte, daß er die Kumpanei mit dem Emporkömmling aus seinem Gedächtnis auslöschte. Er verstand ihren Blick und fügte hinzu: „Aber zuvor muß er mir den Ältesten Huram ausliefern! Dieser Verbrecher hat meinen Minister Adoniram erschlagen!“ Nun lag Härte in seiner Stimme.

„Mach keinen Unsinn!“ wies ihn seine Mutter zurecht. Ihrer Gewohnheit gemäß stand sie auf und ging umher, als sie weitersprach. „Unterwirf dir erst Jerobeam! Wenn du dir dann deiner Oberherrschaft sicher bist, dann greif dir diesen Huram! Aber nicht früher! Du würdest nur Jerobeams Stolz verletzen und gar nichts erreichen.“

Rehabeam erwiderte darauf nichts, sondern begann zu erzählen, was er in Betlehem erlebt hatte. Die Judäer stünden zwar fest zu ihm, aber das Kriegführen überließen sie offenbar lieber den Soldaten. Es sei mühevoll, die Krieger zu formieren und für den Waffengang zu begeistern.

Naama, die sich wieder gesetzt hatte, nickte mehrfach lebhaft und fiel ihm endlich ins Wort: „Du siehst, wie gerufen uns Jerobeams Angebot kommt. Geh darauf ein und laß Huram vorläufig unbehelligt! Er entgeht dir nicht, wenn du mit Jerobeam zu Rande kommst.“

Am nächsten Morgen stellte sich Ochran pünktlich im Königspalast ein. Rehabeam empfing ihn gut gelaunt. „Nun, mein lieber Ochran, hast du dich gestern abend noch in der Stadt umgeschaut? Meine tapferen Männer brennen darauf, an der Spitze ganz Judas gegen deinen König zu ziehen.“

„Er ist nicht mein König“, widersprach der Ex-Statthalter. Und sofort schloß er an: „Darf ich eine Bitte äußern, bevor du deine Antwort für Jerobeam aussprichst?“

Der König forderte ihn auf, ohne Scheu zu äußern, was ihn bewege.

Da fuhr es aus Ochran heraus: „Schicke einen anderen hinaus zu Jerobeam! Laß mich hier bei dir bleiben! Hier kann ich dir dienen – was aber soll ich in Schilo auf dem Acker meiner Familie?“

Rehabeam sah den Gesandten verwundert an. Der Mann begriff offenbar nicht, daß er ihm in Jerobeams Umgebung besser dienen konnte als hier, ja, daß sein Platz gerade jetzt dort war und nirgendwoanders. Er versuchte, dem Bittsteller das klarzumachen. „Aber Ochran! Eine solche Bitte habe ich von einem hohen Würdenträger wie dir nicht erwartet. Was soll ich hier mit dir?“ Und da Ochran beschämt schwieg, fuhr er fort: „Die Männer, die mir in Jerusalem dienen, treten einander auf die Füße, soviele sind es. Außerdem bist du ein Israelit. Dein Platz ist bei deinem Volk. Bei Jerobeam kannst du mir nützlich sein, wie du es wünschst und wie es deine Pflicht ist. Erzähle ihm von meinen Kriegsvorbereitungen! Sage ihm, daß er gerade noch im letzten Moment um Frieden gebeten hat! Denn mein Plan sah vor, daß ich übermorgen gegen ihn ausziehen wollte, um einen weiteren Sieg zu erringen.“

Ochran war enttäuscht. Die ganze Reise über hatte er gehofft, nun zu seinem König zurückkehren und seinen Feinden und dem Krieg entgehen zu können. Jerobeams Einfalt hatte er belä-

chelt. Der schickte ausgerechnet ihn zu seinem Feind! Aber nun war die ganze, schöne Erwartung zunichte. Ahnte Rehabeam nicht, daß er in Israel jederzeit als Verräter verfolgt und verurteilt werden konnte? Aber es hatte keinen Zweck, sich weiter zu erniedrigen. Er kannte Rehabeams Starrsinn, wenn der sich in seine Meinung verrannt hatte. Mit belegter Stimme fragte er: „Wie lautet deine Botschaft an Jerobeam?“

Der König lächelte selbstgefällig. Er hatte Ochran immer für einen Schwächling gehalten, und das bestätigte sich nun. Wieso hatte Salomo den zum Statthalter gemacht? Da wäre Huram ein ganz anderer Mann gewesen, wenn es nur geglückt wäre, ihn zu ködern! Ochran gebieterisch in die Augen sehend formulierte Rehabeam die Botschaft an seinen Feind: „So spricht Rehabeam, der Sohn Salomos, König auf dem Thron Davids, zu Jerobeam, dem Oberhaupt der Israeliten: Ich habe deinen Friedenswunsch vernommen und bin diesem wohlgesinnt. Du hast recht – warum sollten wir gegeneinander Krieg führen? Jerusalem soll dir offenstehen, wenn du kommst, um mit mir über den Frieden zu sprechen. Aber bringe mir den Ältesten Huram mit, damit ich ihm für den Mord an meinem Minister Adoniram das Urteil spreche!“

Ochran wurde bleich, als er die Sätze vernahm, und tonlos wiederholte er sie. Nicht nur, daß er dorthin zurückmußte, wo man ihn verachtete und wo ihm womöglich der Tod drohte, nein, auch der Krieg war nun unvermeidlich. Natürlich wünschte er, daß Huram für seine Hetze gegen Salomo und für den Mord in Tappuach den Tod fand, aber es war nicht zu erwarten, daß Jerobeam den Ältesten auslieferte, obgleich beide inzwischen zu Gegnern geworden waren. Und wie würde der Krieg ausgehen? Was kam danach?

„Was hast du?“ fragte ihn Rehabeam, der seine Verstörtheit bemerkte. „Glaubst du etwa, ich lasse den Mörder Adonirams ungestraft?“

Ochran nahm seinen Mut zusammen und äußerte Zweifel am Erfolg der Botschaft. „Ganz Israel weiß zwar, daß die Freundschaft zwischen Jerobeam und Huram zerbrochen ist. Trotzdem wird dir Jerobeam den Ältesten nicht übergeben. Und deshalb wird er deiner Einladung nicht folgen. Und nach Jerusalem gleich gar nicht.“

Rehabeam lachte belustigt auf. „Das ist doch seine Sache!“ meinte er.

Ochran gab sich, als ob er laut überlegte: „Vielleicht kommt er, wenn er als König angesprochen wird.“

Rehabeam wischte den Einwand mit einer herrischen Armbewegung hinweg. „Genug jetzt! Geh und richte ihm meine Botschaft aus! Wo befindet er sich zur Zeit? Bei Bet-El, sagtest du? Also wirst du ihn heute noch sprechen. Kommt er nicht binnen drei Tagen, so greife ich ihn an. Füge das meiner Botschaft hinzu!“

Ochran blieb nichts übrig, als zu gehorchen. Eilig ritt er aus der Stadt, aber später ließ er seinen Esel gemächlich dahintrotten. Ihm war elend zumute. Todesgedanken peinigten ihn. Irgendwer würde ihn sicherlich erschlagen. Entweder Jerobeam für die herausfordernde Antwort, die er überbrachte, oder eher Huram aus angestautem Haß oder gar einer der Krieger aus Schilo, weil er sich seines Mitbürgers schämte.

Trübselig trat er vor Jerobeam und Schallum. Er sah, wie die Krieger Manasses und Efraims eintrafen. Auch an die hundert Benjaminiten waren gekommen. Mehr hatte Elasa nicht mehr aufbieten können, denn die Masse der benjaminitischen Jugend lag erschlagen am Ölberg.

Jerobeam und Schallum blickten einander bedeutungsvoll an, als sie Rehabeams Botschaft vernahmen. Es war klar: Der Salomosohn wollte den Krieg. Der Versuch, friedlich miteinander auszukommen, war fehlgeschlagen. Jetzt mußten die Waffen sprechen, und das fröhliche Frühlingsgrün würde überdeckt werden von den blutigen Leibern der Erschlagenen.

33

Rehabeam nahm nicht an, daß sein Feind Jerobeam tatsächlich nach Jerusalem kam und etwa gar den Ältesten Huram mitbrachte. Aber er hoffte, daß der Gegenkönig ein zweites Mal Ochran zu ihm schickte, um ein Gespräch irgendwoanders, außerhalb der Hauptstadt, vorzuschlagen. Als nichts dergleichen geschah, kam er zu dem Schluß, daß Jerobeam in Überschätzung seiner Kräfte wohl doch zum Krieg entschlossen war.

Nun ließ er sein Heer aufmarschieren und ein Lager mit der Stadt Gibeon im Rücken errichten. Die Gibeoniten fühlten sich nach wie vor mit dem Haus Davids verbunden und sahen in dem Sohn Salomos ihren König, eingedenk des Unheils, das ihnen einst der Benjaminit Saul angetan hatte. Rehabeam war nicht in der besten Stimmung. Auf Anraten seiner Truppenführer, die neue Unruhen im Süden ausschließen wollten, hatte er die Garnisonen im Lande Juda nicht so umfangreich in diesen Feldzug einbezogen, wie er beabsichtigt hatte, und so standen ihm jetzt nur dreihundert Soldaten zur Verfügung. Und die Judäer hatten für ihn auch nicht tausend Krieger auf die Beine gebracht, wie er verlangt hatte, nur an die achthundert. Deshalb hatte er sein Heer nicht geteilt. Und so konnte er die Israeliten nicht von zwei Seiten her angreifen, sondern mußte frontal

mit der Gesamtmannschaft sofort eine Entscheidungsschlacht wagen. Allerdings hatten ihm seine Kundschafter gemeldet, daß bei Bet-El nicht mehr als tausend feindliche Krieger standen, und mit denen würde er leicht fertig werden. Er ging jedoch davon aus, daß weiter nördlich noch einmal tausend Israeliten standen, weil er ja, statt von Süden anzugreifen, durchs Jordantal die Gebirgsmitte umgehen und in der Megiddo-Ebene die Schlacht suchen konnte. Für den nächsten Morgen, sobald es tagte, befahl er den Vormarsch gegen den Feind. Beide Heeresteile Jerobeams wollte er nacheinander schlagen und auf diese Weise einen überwältigenden Sieg erringen.

Am späten Abend brachten jedoch neue Späher, die er ausgesandt hatte, die Meldung, daß über tausend weitere Krieger sich von Norden her im Eilmarsch Bet-El näherten. Rehabeam fluchte. Der Feind war schneller gewesen als vermutet und hatte seinen schönen Plan vereitelt. Widerwillig stoppte der König den Angriffsbefehl. Bei Sonnenaufgang stand er mit seinen Truppenführern vor dem Lager und starrte nach Norden. Seine schlimmsten Befürchtungen waren Wirklichkeit geworden. Das israelitische Heer war noch in der Nacht vorgerückt und stand nun bereits in Sichtweite, offenbar seinen Angriff erwartend.

Rehabeam fuhr die zahlenmäßige Überlegenheit des Feindes in die Glieder. Er schätzte zwar die Kampfkraft der Israeliten nicht hoch ein, aber auch mit der Wehrhaftigkeit seiner Judäer war es ja nicht weit her. Er überlegte, warum er das Risiko einer Entscheidungsschlacht eingehen sollte, solange er hoffen konnte, Jerobeam zu überlisten. Wenn dessen Friedensangebot ernst gemeint gewesen war, dann schien das nicht unmöglich.

Auf der israelitischen Seite waren die Ansichten darüber geteilt, ob man erst einmal abwarten oder seinerseits die Jerusalemer angreifen sollte. Daß es gelungen war, die nördliche Streitmacht rechtzeitig hierher zu beordern und daß das eigene Heer offensichtlich größer war als dasjenige des Feindes, verführte viele der Krieger zur Überschätzung der eigenen Kraft und zu einer Siegesgewißheit, die Schallum keinesfalls teilte. Aber Huram, der mit den Kriegern aus dem Norden eingetroffen war, verlangte gleichfalls den sofortigen Angriff auf Rehabeams Mannschaft. Ihn unterstützten Baaljada, der mit ihm gekommen war, Malkiel, der um sein Bet-El fürchtete, und vor allem Elasa, der nach Rache für die Niederlage am Ölberg schrie.

Jerobeam war mit Schallum einer Meinung, daß ein Angriff leicht in eine Katastrophe führen konnte. Die Krieger hatten kaum geschlafen und waren völlig übermüdet. Und womöglich waren die judäischen Streiter besser ausgebildet und bewaffnet als die israelitischen. Jerobeam schaute von Huram und dessen Meinungsbrüdern zu Bedan, Usija und Deker, die sich ebenfalls im Heerlager befanden. Die drei sprachen sich zwar gegen einen Angriff aus, weil sie hofften, daß die Schlacht überhaupt vermeidbar war, aber was jetzt getan werden sollte, wußten sie auch nicht.

Während die Ältesten, Jerobeam und Schallum noch beieinanderstanden, um zu einer Einigung über das weitere Vorgehen zu kommen, wurde gemeldet, daß die Vorposten einen Boten Rehabeams aufgegriffen hatten. Schon brachten zwei Krieger den Abgesandten. Jerobeam kannte den Mann flüchtig, er war ein Gehilfe des Jerusalemer Palastvorstehers. Schon bei Jahren, keuchte er jetzt vom schnellen Gehen. Daß Rehabeam diesen Mann schickte und keinen der Offiziere, schien Jerobeam ein gutes Zeichen. Vielleicht ging der Salomosohn doch noch auf das Friedensangebot ein.

Nachdem der Abgesandte sich erholt hatte, trat er vor die Versammelten, verneigte sich und entledigte sich seines Botenspruchs: „So spricht Rehabeam, der Sohn Salomos, zu Jerobeam, dem Sohn Nebats. Ich bin auf deine Friedensbotschaft eingegangen und habe dich zum Gespräch eingeladen. Aber du hast mir nicht geantwortet. Nun wiederhole ich meine Bereitschaft, dich anzuhören, weil wir ja beide demselben Gott dienen. Höre, was ich vorschlage! Bevor morgen die Sonne die Höhe ihrer Bahn erreicht, werden meine Männer in die Mitte zwischen unseren Heeren zwei Stühle setzen. Du magst danach durch deine Männer ein Schattendach aufspannen lassen. Wenn das geschehen ist, wollen wir beide uns zu den Stühlen begeben und dort unser Gespräch führen. Laß meinen Boten wissen, ob du einverstanden bist. Wenn nicht, so wird es euer Untergang sein.“ Der Bote verneigte sich abermals und trat bescheiden ein paar Schritte zurück.

Jerobeam fiel sofort auf, daß Rehabeam durch Fortlassung der Titel sie beide als gleichrangig bezeichnet hatte. Mit einem Blick zu Schallum stellte er fest, daß auch der Heerführer den Unterschied zur ersten Antwort bemerkt hatte. Ein Verwaltungsbeamter als Bote und ein redliches Gesprächsangebot – es schien tatsächlich, als ob auch Rehabeam keinen Krieg wollte. Das vorgeschlagene Gespräch mußte unbedingt stattfinden. Nur so war Klarheit über Rehabeams Absichten zu gewinnen. Doch als Jerobeam mit einem Seitenblick Huram streifte, wußte er, daß der die Unterredung ablehnen würde.

Kaum hatte der Bote geendet, wandte sich Huram an ihn, als habe dessen Nachricht ihm gegolten, und sagte: „Wir haben die Worte deines Herrn gehört. Gedulde dich ein Weilchen! Dann werden wir dir unsere Antwort mitteilen.“

Verwundert schaute der Bote den Mann an, der dem König das Wort entzog. Wer war dieser vorlaute Würdenträger mit dem grimmigen Gesicht unter dem wallenden, weißen Haar? Während

er von Schallums Männern ein Stück abseits geführt wurde, nahm er sich vor, seinem König den merkwürdigen Vorfall zu berichten.

Huram sah Jerobeam an, als ob er ihn schon allein mit seinem Blick durchbohren wollte. „Du hast ohne Zustimmung des Bundesrates dem Feind eine Botschaft geschickt?“ zischte er. „Eine Friedensbotschaft? Soll ich dir sagen, was das ist? Das ist Verrat! Den Verräter aber erwartet der Tod!“ Er reckte den Hals in die Richtung, wo der Bote wartete, um sich zu vergewissern, daß dieser ihn nicht gehört hatte.

Jerobeam erschrak. Daß sein einstiger Gönner sich zu einer solchen Drohung hinreißen ließ, hatte er nicht erwartet. Er sah von einem zum anderen. Malkiels Gesicht glich Hurams haßerfüllter Miene. Elasa schaute verständnislos drein. Die anderen vier Ältesten wichen seinem Blick aus. Wahrscheinlich mißbilligten auch sie seinen Alleingang. Deker, der als einziger eingeweiht gewesen war, hatte ihn ja ausdrücklich davor gewarnt. Mut machte ihm nur Schallum, der seine Unterführer, die in der Nähe auf Befehle warteten, mit einem Wink zu sich beorderte, damit sie den König beschützen konnten, falls die wild gewordenen alten Männer handgreiflich wurden. Nun standen sie sich wie Feinde gegenüber: auf der einen Seite die Ältesten, auf der anderen Seite der König, sein Heerführer und dessen Offiziere.

Jerobeam riß sich zusammen. Mit fester Stimme entgegnete er: „Du redest Unsinn, Huram! Bezwinge deinen Zorn, und du wirst es selbst erkennen!“

„Hüte deine freche Zunge!“ fauchte ihn Huram an. „Du hast den Eid gebrochen, den du uns geschworen hast!“

Jerobeam fiel es schwer, sachlich zu bleiben, aber er fühlte sich dem machtbesessenen Eiferer überlegen, und so gelang es ihm zu antworten: „Ich habe Jahwe geschworen, Israel den Frieden zu sichern! Genau das will ich jetzt tun! Ich ersuche den Bundesrat, meinem Gespräch mit Rehabeam zuzustimmen. Ein Gespräch ist keine Unterwerfung. Sollte ich unseren Gegner nicht zum Frieden bewegen können, dann bin ich wie du dafür, daß unsere Krieger ihm mit Waffengewalt klarmachen, wozu die Überzeugungskraft meiner Worte nicht ausreichte. Aber vor den Waffen das Wort!“

Endlich stellte sich einer der Ältesten an Jerobeams Seite. Bedan war es. „Er hat recht“, stellte er fest. „Lassen wir ihn mit Rehabeam sprechen, und danach werden wir wissen, was zu tun ist.“ Baaljada und Usija hielten es nun auch für geraten, erst einmal eine Einigung mit dem Feind zu versuchen.

Aber Malkiel rief empört: „Was fällt euch ein? Mit dem Feind spricht man nicht. Den Feind schlägt man!“ Huram freute sich über diese markige Unterstützung, mahnte aber den Gesinnungsgenossen, leiser zu sprechen.

Nun ließ sich Deker vernehmen: „Ich sitze zwar nicht im Bundesrat, aber ich muß euch warnen, das Gespräch der beiden Könige auszuschlagen. Vielleicht gelingt es Jerobeam, den Salomosohn zur Vernunft zu bringen, so daß er seinen Anspruch auf Israel aufgibt. Wenn sich Rehabeam des Sieges über uns sicher wäre, würde er wohl kaum zu Verhandlungen bereit sein.“

Huram wandte sich an Jerobeam: „Ich will wissen, was du Rehabeam als Gegenleistung angeboten hast, wenn er auf den Feldzug gegen uns verzichtet! Und was er geantwortet hat! Das hier ist ja schon seine zweite Botschaft.“

Jerobeam war versucht, Huram ins Gesicht zu sagen, daß Rehabeam seine Auslieferung verlangt hatte. Aber er begriff sofort, daß das unklug gewesen wäre. Er hätte nur dem Haß des Ältesten neue Nahrung gegeben. „Ich habe ihm gesagt“, erwiderte er, „daß ich in Israel König bin wie er in Juda. Und daß Israel im Frieden mit Juda leben will. Das kannst du die Gegenleistung nennen, die ich ihm, wie du vermutest, versprochen habe. Also beiderseitiger Verzicht auf Anschläge und Überfälle. Seine Antwort war, daß ich nach Jerusalem kommen solle. Da er wußte, daß ich nicht in diese Falle tappe, mußte ich annehmen, daß er den Krieg will. An seinem jetzigen Vorschlag finde ich jedoch weder Heimtücke noch Beschimpfung.“

Elasa warf ein: „Wie willst du Vergeltung für die erschlagenen Benjaminiten erlangen, wenn du nicht Krieg führen willst?“

Huram nahm die Frage des Amtsbruders auf. „Wir werden den Krieg gegen Salomos Sohn führen“, verkündete er gebieterisch. „Aber zuvor soll Jerobeam hingehen und sich anhören, wie dieser Schurke uns betrügen will.“ An Jerobeam gewandt, fuhr er fort: „Du machst ihm keinerlei Zusagen! Wenn du den Eindruck hast, daß er aus Furcht vor unserer Übermacht dem Krieg wirklich ausweichen möchte, so sage ihm, daß er als Sühne für die Benjaminiten, die tot am Ölberg liegen, uns die Festung Mizpa zurückgeben muß! Und daß keiner seiner Krieger noch einmal den Fuß auf das Land Benjamins und ganz Israels setzen darf!“

Jerobeam war erleichtert, daß sich Huram zur Vernunft durchgerungen hatte. Er ließ den Boten kommen und trug ihm auf, seinem Herrn auszurichten, daß er dessen Vorschlag annehme.

Schallum informierte seine Offiziere und die Anführer der Stammeskrieger von der vorläufigen Übereinkunft, behielt jedoch die Alarmbereitschaft bei. „Du traust dem Judäer nicht?“ fragte ihn Jerobeam.

Schallum dachte einen Moment nach, dann erwiderte er: „Doch, ich traue ihm. Er ist kein Bösewicht. Und außerdem, was würde ihm ein Israel nützen, dessen König er sein gegebenes Wort bricht und dessen Heer er heimtückisch überfällt? Aber ich bin wachsam, schließlich sind wir im Krieg. Die Alarmbereitschaft mag bleiben."

Jerobeam nickte. Und er sagte: „Wem ich nicht traue, das ist Huram. Wenn er erfährt, daß Ochran mein Bote war und daß er noch hier im Lager ist, so halte ich es für möglich, daß er ein paar seiner jungen Leute ausschickt, damit sie den Ex-Statthalter ermorden. Du solltest die Wachen vor dessen Zelt verdoppeln."

Der Tag und die Nacht vergingen gemäß der Vereinbarung in völliger Ruhe. Die Späher beider Seiten wußten ihren Königen nichts Verdächtiges anzuzeigen. Auch Huram verhielt sich still.

Am nächsten Vormittag meldeten Schallums Vorposten, daß einige Männer das gegnerische Lager verließen und auf Israels Stellung zukamen. Einer trug ein niedriges Tischchen, zwei hatten sich Stühle auf ihren Kopf gestülpt und zwei trugen Krüge in den Händen. Schallum rief Jerobeam herbei, und auch die Ältesten traten herzu, und alle beobachteten voller Interesse, wie Rehabeam seine Zusage einhielt. Ungefähr in der Mitte zwischen den Heeren, nicht weit von den Weingärten Gibeons, stellten die Träger alles ab und marschierten dann zurück ins Lager. Nun setzten sich Schallums Leute in Bewegung, mit einem großen Zelttuch und Zeltstangen ausgerüstet. Am Ort angekommen, wo die Stühle standen, richteten sie das Sonnendach auf. Als sie zurückkehrten, berichteten sie, daß es am Ort der Unterredung weder Büsche noch Mauerreste gebe, hinter denen sich Bewaffnete verstecken konnten. Man sah ja auch aus der Ferne, daß rings um den Treffpunkt nur kahle Landschaft war. Der Besprechung der beiden Könige stand nichts mehr im Wege.

Jerobeam atmete tief durch und machte sich auf den Weg. Falls Rehabeam am Ort der Begegnung einen Dolch zückte und sich auf ihn stürzte, konnte ihm niemand helfen. Und sein Mörder wäre bereits bei seinen eigenen Streitkräften, bevor Israels Krieger den Tatort erreichten.

„Denk an deinen Eid!" rief Huram ihm nach. Jerobeam hob den Arm zum Zeichen, daß er verstanden hatte. Das ist Hurams einzige Sorge! dachte er und empfand wie so oft bittere Enttäuschung über das Zerwürfnis mit dem Mann, der mehr als andere für Israels Freiheit getan hatte. Aber jetzt war nicht die Zeit, um trüben Gedanken nachzuhängen. Er sah, wie von drüben her eine Gestalt auf ihn zuschritt. Schallum hatte recht, ging es ihm durch den Kopf. Wenn Rehabeam hoffte, seinen Rivalen zu übertölpeln und auf diese Weise Israel zurückzugewinnen, so mußte er sich jetzt friedlich geben. Diese Begegnung hier hatte nur so einen Sinn. Und insofern war kein Anschlag oder Hinterhalt zu befürchten.

Schon bald konnte Jerobeam den Sohn Salomos deutlich erkennen. Äußerlich hatte der sich nicht verändert. Sein Schritt war der eines Mannes, der weiß, was er will, und der seinem Ziel unbeirrbar zustrebt. Aus seinem Blick sprachen Geltungsdrang und Tatkraft. Auf der tiefschwarzen Perücke saß der goldene Stirnreif König Salomos und funkelte im Sonnenlicht.

Dann standen sie sich gegenüber. Rehabeam begrüßte den Thronräuber, wie er Jerobeam auf dem Weg hierher bei sich genannt hatte, mit lautstarker Herzlichkeit, als wären sie tatsächlich jene alten Freunde, als die er sie beide bezeichnete. Er erinnerte an ihr Wiedersehen nach Jerobeams Rückkehr aus Ägypten vor einem Jahr in Geser: „Habe ich dir damals nicht gesagt, daß wir unser Gespräch fortsetzen werden? Du siehst, ich habe recht gehabt."

Jerobeam hielt sich zurück und ließ sich durch die bemühte Freundlichkeit des anderen nicht täuschen. Was sollte der Rückblick auf ihr Treffen in Geser? Wollte Rehabeam damit alles, was sich im letzten Jahr begeben hatte, das heißt die Rückkehr Israels auf den Weg, den einst Saul eröffnet hatte, auslöschen?

Sie setzten sich, und Rehabeam wies auf das kleine Tischchen, das seitlich stand. „Ich habe mir erlaubt, einen Krug meines besten Weins mitzubringen. Wein aus Hebron! Komm, wir wollen auf unsere Wiederbegegnung trinken! Ein Jahr ist eine lange Zeit – ich hoffe, wir sehen uns künftig öfter!" Er schenkte die Becher voll und reichte einen Jerobeam hinüber. Der hätte die Gabe am liebsten ausgeschlagen, aber diese Beleidigung konnte er sich nicht leisten. So nippte er davon – der Wein war wirklich gut, da hatte der Spender recht.

Sie wechselten die üblichen Fragen nach der Gesundheit und der Familie, und Rehabeam freute sich insgeheim diebisch darüber, daß es dem Thronräuber noch nicht gelungen war, einen Sohn zu zeugen. „Du trägst noch immer dein abgewetztes rotes Band ums Haar?" meinte er dann, hintergründig lächelnd. „Möchtest du nicht lieber einen glitzernden Stirnreif tragen wie ich? Oder erlaubt dir das dein mächtiger Freund Huram nicht?" Er sah, wie sich die Miene seines Gegenspielers verfinsterte, und so fuhr er fort: „Verzeih meine Stichelei! Du kennst mich ja, ich meine es nicht böse. Übrigens sagte man mir, daß es zwischen dir und Huram nicht zum besten steht. Oder hat man mir falsch berichtet?"

Jerobeam entschloß sich, jetzt gleich zu prüfen, wie ernst es dem Salomosohn mit dem Gespräch war. Er ignorierte dessen vertraulichen Ton und sagte in gewohnter Sachlichkeit: „Rehabeam, ich bin gekommen, um dich zum Frieden mit Israel zu bewegen. Was du von mir erwartest,

weiß ich nicht. Solltest du aber darauf aus sein, daß ich dir den Ältesten Huram ausliefere, so antworte ich dir gleich am Anfang unserer Aussprache, bevor wir zum Wichtigen kommen: Hurams Tun und Lassen wird kein Thema zwischen uns beiden sein. Damit du aber nicht behaupten kannst, daß ich dir ausweiche, will ich zu Adonirams Tod, den ich bedaure, etwas sagen. Dein Minister wurde von aufgebrachten jungen Burschen erschlagen, die fürchteten, daß du sie zum Baudienst nach Jerusalem holen wolltest. Du hättest damals die Möglichkeit gehabt, den Totschlag zu untersuchen und die Schuldigen zu bestrafen. Statt dessen hast du Sichem verlassen und auf eine Untersuchung verzichtet. Jetzt kommst du plötzlich darauf zurück und machst Huram zum Schuldigen. Aber Huram war zu der Zeit, als die Tat geschah, gar nicht in Tappuach. Ich kann es bezeugen, denn ich war mit ihm zusammen, und keiner von uns beiden ahnte, was in Tappuach geschah. Huram hat mit dem Tod Adonirams nichts zu tun."

Nun war auch aus Rehabeams Gesicht die Freundlichkeit gewichen. „Ich will dir etwas sagen", erwiderte er. „Huram geht stets mit Hinterlist und Heimtücke zu Werke. Als ich in Sichem die Ältesten empfing, hat er Malkiel vorgeschickt, um die Übereinkunft, die wir schon erreicht hatten, zu zerschlagen. Und zum Mord in Tappuach hat er seine Leute angestiftet. Es war gar nicht nötig, daß er selbst dort war. Du bist zu vertrauensselig, Jerobeam! Er wird auch dich verraten. Er ist dein Feind genauso wie mein Feind. Glaub mir!"

Jerobeam dachte unwillkürlich, daß sein Gegner mit diesem Urteil über Huram nicht so unrecht hatte. Leider. Ausgerechnet Rehabeam warnte ihn vor dem Machtmenschen. Nur Schallum hatte das bisher getan. Aber was der Judäer damit bezweckte, das war klar. Nämlich ihn gegen Huram aufhetzen, damit er den Ältesten und somit vielleicht den gesamten Bundesrat entmachtete. Dann war er der Stützen seiner Würde beraubt, und Rehabeam hoffte, ihn dann leichter in seine Abhängigkeit zwingen zu können.

Er nahm sich Zeit mit der Antwort und blickte über die Landschaft, in der sie saßen. Dieses Land durfte nicht weiteres israelitisches Blut trinken. Es sollte blühen und gedeihen, Arbeitslieder und Kinderlachen sollten von den Hügeln widerhallen statt Schlachtenlärm und Todesröcheln. Er wandte sich Rehabeam wieder zu. „Ich habe deine Rede vernommen. Aber ich sagte dir schon: Ich bin nicht hier, um mit dir über Huram zu sprechen. Ich bin hier, um mit dir zu erörtern, was ich dir bereits durch Ochran mitteilen ließ. Sieh, es ist doch heute ganz anders als vor einem Jahr! Heute gibt es in Israel einen König, der von Jahwe erwählt ist und den die Ältesten Israels berufen und gesalbt haben. Einen König, den das Volk liebt. Du kannst keinen Anspruch mehr auf Israel erheben wie einst deine Väter David und Salomo. Schon allein deshalb ist es unsinnig, daß wir gegeneinander Krieg führen. Selbst wenn du siegen würdest – glaubst du, die Israeliten würden deine Herrschaft ertragen? Meinst du, daß du wie dein Vater den Reichtum Israels nach Jerusalem wegführen könntest? Eher würden die Israeliten ihre Ernte verbrennen und selbst hungern. Aber es ist nicht nur das, was mich veranlaßt, mit dir zu sprechen. Jahwe ist der Gott der Israeliten wie der Judäer. Ich glaube nicht, daß er unseren Krieg gutheißen würde. Er will, daß wir friedlich nebeneinander wohnen und wie wirkliche Freunde miteinander umgehen. Dann könnten wir auch das Bündnis gegen den Pharao schließen, das ich dir anbiete. Denn der Pharao wird unfehlbar heraufziehen, um das Haus Davids zu züchtigen."

Hatte Rehabeam schon während der gesamten Rede seines israelitischen Rivalen ein flaues Gefühl verspürt, weil er zu ahnen begann, daß er Israel nicht mit Waffengewalt bezwingen konnte und daß ihm deshalb dieser Reichsteil zumindest für die nächsten Jahre verloren war, so erschauerte er nun, als Jerobeam die ägyptische Gefahr erwähnte. Die Heeresmacht des Pharaos, die jagte ihm wirklich Angst ein. Die Edomiter erzählten sich Gruselgeschichten von der Grausamkeit der libyschen Garden Scheschonks. Hoffentlich bemerkte Jerobeam nicht, welche Wirkung seine Worte hatten! Er sagte: „Schon vor einem Jahr sprachst du vom Feldzug des Pharaos. Doch wo sind seine Truppen? Hast du dich nicht getäuscht? Oder wolltest du mich schrecken und hast alles erfunden?" Er zwang sich zu einem Lächeln und drohte seinem Gegenüber spaßhaft mit dem Finger.

Jerobeam war froh, jenes Thema gefunden zu haben, über das der Judäerkönig ernsthaft zu sprechen bereit schien. Sollte er jetzt sein Geheimnis preisgeben, um Rehabeam einen heilsamen Schrecken einzujagen? Zögernd begann er: „In der Tat habe ich etwas erfunden. Aber nicht so, wie du vermutest. Ich sagte dir damals, daß ich zufällig mitgehört habe, als man über die Feldzugsabsichten des Pharaos sprach. Das stimmt nicht. Der Sohn des Pharaos, Prinz Osorkon, hat mich zu sich bestellt. Von ihm selbst weiß ich, daß der Feldzug gegen uns beschlossene Sache ist."

Rehabeam erbleichte unter seiner ägyptischen Perücke. Wenn das stimmte, was der da sagte, dann bestand tatsächlich höchste Gefahr. Und dann war es richtig, daß nur Juda und Israel gemeinsam dem Feind widerstehen konnten. Wenn überhaupt. Aber nun mußte Jerobeam erst einmal ausführlicher erzählen. Er gab sich deshalb skeptisch: „Wieso sollte der Sohn des Pharaos dich empfangen haben? Einen kleinen Bauaufseher, der weiter nichts als Ziegelsteine fertigen wollte? Und warum sollte er dir die Pläne des Pharaos verraten haben?"

Jerobeam geriet in Zweifel, ob es klug gewesen war, sein Geheimnis anzudeuten. Würde Rehabeam nun nicht mit seinen Fragen immer weiterbohren und schließlich dahinterkommen, daß zwischen ihm und dem ägyptischen Prinzen mehr gewesen war als ein harmloser Plausch? Verschloß er sich jedoch Rehabeams Fragen, so glaubte der ihm nicht. Er versuchte, dessen Zweifeln so kurz wie möglich zu begegnen. Er erzählte, daß Osorkon ihn deshalb zu sich bestellt hatte, weil er aus Kanaan stammte. Er habe ausführlich begründen müssen, weshalb er nach Ägypten geflohen sei. Daraufhin habe der Prinz von dem geplanten Feldzug nach Kanaan gesprochen und ihm eröffnet, daß er dann als Landeskundiger werde mtziehen müssen. Indessen sei aber Salomo gestorben, und Osorkon habe ihn noch vor dem Feldzug nach Hause entlassen. Aber nicht ohne die nochmalige Bekräftigung, daß der Pharao Jerusalems Tribute eintreiben werde, die es all die Jahre lang schuldig geblieben sei.

Rehabeam dachte an Salomos Weigerung, den Ägyptern die verlangten Lieferungen zukommen zu lassen, und er war geneigt, dem verhaßten Nebenbuhler zu glauben. Er stellte immer neue Fragen, und Jerobeam beantwortete sie, so gut er konnte, ohne jenen Auftrag preiszugeben, mit dem ihn Osorkon entlassen hatte. Und bei jeder Antwort ließ er anklingen, daß ein Bündnis zwischen Israel und Juda unerläßlich sei. Rehabeam erkannte immer deutlicher, daß er den Thronräuber nur allmählich und mit List würde bezwingen können. Vielleicht bot der Abwehrkrieg gegen die Ägypter sogar die beste Gelegenheit dazu. Im Krieg war manches leichter möglich als im Friedensalltag. Aber wenn er in diesem Sinn Israels Rückgewinnung auf eine unbestimmte Zukunft verschob und jetzt zunächst mit leeren Händen nach Jerusalem zurückkehrte, so würde man dort davon ausgehen, er habe sich mit dem Verlust des abtrünnigen Reichsteils abgefunden. Und so kam er von der Erörterung der Ägyptergefahr zum ursprünglichen Anliegen des Gesprächs zurück.

„Deine Erwählung durch Jahwe, die hast du dir nicht übel ausgedacht“, meinte er, vertraulich grinsend. „Läßt diesen Wundertäter Ahija seinen Mantel zerschneiden – schlau, schlau! Und die Ältesten haben eurem Schwindel geglaubt – nun, das wundert mich nicht. Jetzt bist du endlich König und möchtest, daß dich deine Israeliten lieben. Das tun sie jedoch nur, wenn du ihnen den bösen Rehabeam vom Leibe hältst. Habe ich nicht recht, daß du eigentlich deshalb hier bist?“

Jerobeam hätte den überheblichen Spötter erwürgen können. Gerade auch, weil der ein bißchen recht hatte. Er wehrte sich: „Jahwe hört deine Lästerung. Fürchtest du nicht, daß er dich straft? Wo du doch weniger Krieger hast als ich?“

Das saß. Rehabeam machte ein Gesicht, als habe er Essig getrunken. „Die Wahrheit ist keine Lästerung“, knarrte er. „Und jeder meiner Streiter ist deinen Burschen dreifach überlegen.“ Seine Miene glättete sich wieder, und er fuhr fort: „Ich bin kein Gewaltmensch, auch wenn ihr mich dafür haltet. Um des Bündnisses willen, das wir beide gegen den Pharao schließen werden, bin ich bereit, jetzt auf den Krieg gegen dich zu verzichten. Huram entgeht meinem Zorn nicht. Aber wenn ich nun zum Frieden bereit bin – ist denn auf deinen Friedenswunsch wirklich Verlaß? Könnte es nicht sein, daß deine Berater nur darauf warten, daß ich mich zurückziehe, und dann, ohne dich zu fragen, Jerusalem einschließen, um uns auszuhungern? Ich brauche Sicherheit! Deshalb stelle ich dir zwei Forderungen. Zum einen trittst du mir das Gebiet der Benjaminiten ab. Die Festung Mizpa gehört mir ohnehin, und Gibeon mit seinen verbündeten Städten will mit dir nichts zu tun haben. Und die Krieger Benjamins sind allesamt tot – was nützt dir dieses Land also noch? Deinen Ältesten kannst du sagen, du bezahlst mit dem benjaminitischen Gebiet jene Besitztümer, die ihr dem Haus Davids geraubt habt. Und nun meine andere Forderung. Du gibst die beiden Garnisonen in Megiddo und Hazor frei und läßt sie unbehelligt nach Jerusalem ziehen, denn es sind meine Soldaten. Und da wir gerade bei meinen berechtigten Ansprüchen sind, füge ich gleich noch eine dritte Forderung an. Im Krieg gegen die Ägypter unterstellst du deine Heeresmacht meinem Oberbefehl. Denn du bist kein Kriegsmann – den Sieg erringen kann nur ich.“

Jerobeam nahm die Forderungen des Gegners erleichtert zur Kenntnis. Nicht weil er ihnen nachzukommen dachte, sondern weil er endlich wußte, worauf Rehabeam aus war. Selbstverständlich lehnte er zunächst alles ab. Der Stamm Benjamin gehöre dem Israel-Stämmebund seit jeher an, und sein Land sei deshalb unverfügbar. Die Landanteile, die sich David und Salomo in Israel angeeignet hatten, und die Garnisonen, die Salomo eingerichtet hatte, gehörten nicht dem Haus Davids, sondern dem jeweiligen König Israels, und das sei jetzt er, Jerobeam. Deshalb schulde er dem König von Juda nichts. Im Gegenteil, Rehabeam müsse die Festung Mizpa den Benjaminiten zurückgeben.

Ein erbittertes Feilschen der beiden Könige begann. Das überzeugte Jerobeam endgültig, daß auch der Judäer den Krieg wirklich vermeiden wollte. Schließlich einigten sie sich auf folgenden Kompromiß: Der Stamm Benjamin sollte bei Israel bleiben, und Rehabeam erklärte sich sogar zur Rückgabe Mizpas bereit. Dafür durfte Israel aber keine Krieger auf Benjamins Gebiet stationieren, auch nicht für kurze Zeit. Und kein Benjaminit durfte mehr Waffen tragen. Was die Soldaten aus Megiddo und Hazor betraf, so sollte ihnen freigestellt werden, ob sie nach Jerusalem gingen oder in Israel blieben. Und das Bündnis zwischen beiden Königen sollte erst dann geschlossen werden, wenn die Ägypter im Anmarsch waren. Die Frage des Oberbefehls blieb bis dahin offen.

Die beiden Kontrahenten verabschiedeten sich voneinander im Bewußtsein, aus der Unterredung das Mögliche für sich herausgeholt zu haben. Beide sahen sich als Gewinner. Jerobeam schrieb sich die Wahrung des Friedens und die Rückgewinnung der Stadt Mizpa zu. Rehabeam aber sah neben der Vermeidung einer riskanten Entscheidungsschlacht als Wichtigstes an, daß ihm der Oberbefehl gegen die Truppen des Pharaos so gut wie sicher war und daß er auf diese Weise würde Jerobeam in seine Abhängigkeit bringen können.

Aber im Grunde war nichts geklärt. Kein prinzipieller Kriegsverzicht war ausgesprochen worden, und Rehabeam hatte Israel als selbständiges Königreich nicht ausdrücklich anerkannt. Das benjaminitische Land würde der Salomosohn bei der nächsten Gelegenheit wiederum beanspruchen, und auch auf Hurams Auslieferung würde er zurückkommen. Das Verhandlungsergebnis war nur eine Augenblicksübereinkunft, weil beide Gegner einander fürchteten.

Huram und die anderen Ältesten empfingen Jerobeam bei seiner Rückkehr, als wären sie die Regenten und er nur ihr Gesandter. „Was läßt uns der Feind ausrichten?“ fragte Huram, noch bevor der König ganz heran war.

Jerobeam überhörte die herablassende Frage und berichtete: „Ich bringe den Frieden! Rehabeam wird sich zurückziehen und sein Heer auflösen. Wir können das gleiche tun. Ich habe den Salomosohn davon überzeugt, daß Jahwe diesen Krieg ablehnt und ein friedliches Einvernehmen zwischen den beiden Königreichen Israel und Juda will.“

Huram fragte mit finsterer Miene: „Und was hast du dem Schurken dafür versprochen?“

„Er fürchtet die Übermacht unserer Krieger“, lautete Jerobeams Auskunft. „Er war deshalb zufrieden, als er hörte, daß ich nicht die Absicht habe, auf dem Gebiet der Benjaminiten eine Garnison einzurichten. Mehr noch: Er wird Mizpa räumen, wenn wir dort keine Soldaten stationieren.“

Elasa warf aufgeregt ein: „Wir Benjaminiten hätten Mizpa ohnehin erobert! Was du ihm versprochen hast, das ist Verrat an Benjamin! Wie kannst du Zusagen machen ohne das Ja des Bundesrates?“

„Er hat recht“, pflichtete ihm Huram bei. „Jerobeam, du wirst dich vor uns verantworten müssen! Der Bundesrat wird zwar erst im Herbst zusammenkommen, worauf wir uns vorhin geeinigt haben, während du unterwegs warst, aber dann werden wir über dich zu Gericht sitzen. Soviel dazu. Und nun zum Nächstliegenden. Unser Heer soll sich hinter Bet-El zurückziehen. Sollte der Feind tatsächlich abrücken, dann schicken auch wir unsere Krieger nach Hause.“

„Und wer beschützt uns Benjaminiten?“ fragte Elasa vorwurfsvoll.

Huram wandte sich ihm zu. „Ihr werdet Jerusalem Tag und Nacht beobachten. Sobald ihr den Verdacht habt, daß der Feind euch erneut überfallen will, gibst du das vereinbarte Alarmzeichen an Bet-El, ziehst deine Krieger zusammen und führst sie nach Norden, wo du dich mit dem Heer des Bundes vereinigst. Denn wenn ihr allein den Judäern entgegentretet, dann fällt auch noch der Rest eurer Jugend.“

Ohne nach dem Einverständnis der anderen zu fragen und für die Durchführung seiner Anweisungen zu sorgen, drehte er sich um und ging seiner Wege. Die anderen Ältesten blickten ihm befremdet nach. Dann sahen sie Jerobeam fragend an. Aber der schwieg verdrossen. Da gingen auch sie auseinander.

Jerobeam wußte nicht, wie er der erneuten Demütigung durch Huram begegnen sollte. Denn an dessen Anweisung gab es nichts auszusetzen – er selbst hätte keine bessere geben können. Nur daß sie eben Huram verkündet hatte, als sei er der König! Jerobeam ging zu Schallum und informierte ihn über das Verhandlungsergebnis. Der Heerführer hatte nämlich einen Streit unter den Anführern der Stammeskrieger schlichten müssen und deshalb die Wiederkehr des Königs gar nicht bemerkt. Er rief die Truppenführer zusammen und befahl ihnen den Abbau des Lagers und den Rückzug auf efraimitisches Gebiet.

Dann suchte er Jerobeam erneut auf und teilte ihm mit, daß der Bote, den er Ende Herbst nach Kadesch-Barnea geschickt hatte, zurückgekehrt sei, wenig später, nachdem sich Jerobeam zur Unterredung begeben hatte.

„Was für ein merkwürdiges Zusammentreffen!“ rief Jerobeam erstaunt. „Wo ist der Mann? Welche Antwort bringt er?“

Schallum ließ den Boten holen. „Ich überbringe dir Grüße von deinem Freund Kenas“, meldete der Soldat. „Er ist gesund und freut sich mit dir über deine Erhöhung, und er wird Jahwe bitten, daß er dir weiterhin beisteht.“

Der Bote sprach bedächtig, und Jerobeam unterbrach ihn ungeduldig: „Hat er nichts zu meinem Tempelbau gesagt, den ich beabsichtige?“

„Doch, das hat er“, erwiderte der Bote. „Er glaubt, daß du auch damit das Richtige tun wirst. Er hofft auf neue Botschaft von dir, wenn du an den Bau des Jahwehauses gehen wirst.“

Jerobeams Stimmung hob sich. Er dankte dem Boten für die guten Nachrichten und versprach ihm, daß er ihn später noch genauer nach seiner langen Reise befragen werde. Jetzt mußte auch er seinen Aufbruch vorbereiten. Als er mit Schallum und Hillel die paar Habseligkeiten zusammenpackte, die sie bei sich führten, kehrte seine gute Laune vollends zurück. Es war kein Zu-

fall, ging es ihm durch den Kopf, daß der Bote gerade dann zurückkehrte, als er selbst Israel den Frieden errang. Mit Rehabeam gemeinsam die Ägypter abwehren – dann konnte der Tempel Jahwes gebaut werden! Und Kenas würde darin sein Priester werden! So war doch zweifellos dessen Antwort zu verstehen. Was zählte neben diesen Aussichten Hurams Hochmut! Jahwe war auf seiner, des Königs, Seite, nicht auf der Seite des überheblichen Würdenträgers.

Als er schließlich Tage später nach Sichem zurückkam, sah er voller Bestürzung, daß zwar die Frauen herausgekommen waren, um die Heimkehrer fröhlich zu empfangen, daß aber Ketura nicht unter ihnen war. Voll schrecklicher Ahnungen verließ er sein Gefolge, eilte durchs Tor und rannte zu seinem Haus. Ketura saß auf ihrem Lager, die Arme um die hochgezogenen Beine geschlungen, den Kopf auf den Armen, und weinte hemmungslos. Was war geschehen? Er hatte Mühe, die Wahrheit aus seiner Frau herauszubekommen. Während er den Gegner bezwungen hatte, allein mit der Kraft seiner Worte, war seine kleine Tochter gestorben. Hilflos setzte er sich neben Ketura und nahm sie in seine Arme. Doch wie sollte er sie trösten? Auch er begriff doch nicht, worin sein Vergehen bestand, so daß er das Kind hergeben mußte. Erst hatte ihm Jahwe den Sohn versagt, und nun nahm er ihm auch die Tochter! Warum?

34

Jerobeam ließ immer wieder die Unterredung mit Rehabeam in seiner Erinnerung an sich vorüberziehen. Jedes Wort, das er gesagt hatte, prüfte er, und er spürte auch allem nach, was er unausgesprochen gelassen hatte. Aber er fand nichts, wodurch sich Jahwe so heftig beleidigt fühlen konnte, so daß er ihn mit dem Tod der kleinen Tochter gestraft hatte. Wer war in der Lage, ihm Jahwes Tun zu erklären? Der Gottesmann Ahija? Jerobeam war schon drauf und dran, nach Schilo zu reiten, aber dann verwarf er die Idee, seinen Helfer beim Zugriff auf die Königswürde in dieser Sache zu befragen. Denn Ahija verstand zwar sicherlich, in allerlei Alltagsnöten zu raten und zu helfen, aber ihm im Rechtsstreit mit Israels Gott beizustehen, das lag wohl jenseits der Fähigkeiten des Alten. Wenn doch Kenas da wäre! Zu dem jungen Priester aus Kadesch-Barnea hatte Jerobeam Zutrauen, obwohl sie beide sich nur zweimal begegnet waren. Kenas stand Jahwe näher als Ahija, davon war er überzeugt. Denn der Gott Israels hatte seine, Jerobeams, Erwählung Kenas mitgeteilt, und nicht Ahija. Doch was nützte der Vergleich der beiden Männer – Kenas war vorläufig unerreichbar.

Von der Furcht, daß Jahwe sich von ihm abkehren könnte, suchte Jerobeam Ablenkung in der täglichen Arbeit. Es war an der Zeit, daß die Soldaten seiner Leibgarde eine dauerhafte Unterkunft erhielten. Die Einquartierung im Königspalast war ja nur eine Zwischenlösung für die Wintermonate gewesen. Bedan erklärte sich bereit, mit den Sichemiten zu sprechen, damit sie beim Bau der Garnison den Soldaten mit Rat und Tat halfen. Er stellte jedoch die Bedingung, daß die Häuser außerhalb der Stadt errichtet wurden, denn diese und jene Belästigung der Mitbürger durch die rauhen Kriegsleute hatte bereits zu Beschwerden geführt. Jerobeam und Schallum waren einverstanden, denn sie wollten Reibereien zwischen Soldaten und Einwohnern unbedingt vermeiden.

So wurde die Baustelle vor dem Stadttor eingerichtet, dort, wo einst der Gewaltherrscher Abimelech, der Sohn Jerubbaals, seine Krieger stationiert hatte. Bald häuften sich Steine für die Fundamente und Balken für die Dächer der geplanten Gebäude, und nicht lange, da wuchsen die ersten Grundmauern in die Höhe. Lehmziegel für die Wände sollten erst nach der Ernte gefertigt werden, da erst dann das Stroh, das in den Lehm gehörte, zur Verfügung stand. Jerobeam freute das Gewimmel der Männer, und seine einzige Sorge war, daß die Häuser wirklich etwas taugten und nicht nach dem Winter auseinanderfielen. Es fehlte ein erfahrener Baumeister, wie ihn Rehabeam in Jerusalem hatte. Der Sichemit, der auf Vorschlag Bedans dem Baugeschehen vorstand, hatte zwar schon manches Wohnhaus errichtet, aber mit einer solch umfangreichen Baustelle war er wohl doch überfordert. Es sollten nämlich nicht nur Unterkünfte für die jetzigen hundert Mann gebaut werden, sondern noch für eine weitere, künftige Hundertschaft. Und da man sowieso am Arbeiten war, gab Jerobeam gleich noch einige Getreidesilos in Auftrag, innerhalb der Stadtmauer, denn bei einer Belagerung Sichems würden sich die Verteidiger ja in der Stadt befinden.

Täglich war Jerobeam auf den Bauplätzen. Am liebsten hätte er selbst mit Hand angelegt. Aber er sah ein, daß sich das mit seiner neuen Würde nicht vereinbarte. Huram hatte ihn schon gefragt, ob er lieber wieder Aufseher einer kleinen Baustelle als König eines ganzen Landes sein wollte. Und er hatte ihn gemahnt, sich um die Garnisonen Megiddo und Hazor zu kümmern, wie es seine Verpflichtung gebot. Von seinem todeswürdigen Verrat und seiner Aburteilung sprach Huram seit der Rückkehr vom Feldzug nicht mehr.

Die Aufforderung des Ältesten traf bei Jerobeam auf offene Ohren. Ob Salomos Soldaten dem neuen König dienen wollten oder ob sie sich aufsässig zeigten, bedurfte in der Tat dringend der Klärung vor Ort. Er hatte sowieso vor, eine große Reise zu unternehmen. Ein König mußte sein Land kennen. Und vom Bergland nördlich der großen Ebene von Megiddo und vom gesamten Ost-

jordanland wußte er nur, was ihm andere erzählt hatten. Schon seit langem trachtete er danach, sich auch in diesen Teilen Israels umzusehen. Jetzt war die Möglichkeit da. Ander Südgrenze blieb sicherlich alles ruhig, denn Rehabeam hatte sich ja überzeugt, daß er dem israelitischen Heer nicht standhalten konnte. Und so plante Jerobeam nicht nur Salomos Garnisonen Megiddo und Hazor als Reiseziele, sondern entschied sich, zugleich alle Mitglieder des Bundesrates in den entfernter gelegenen Landschaften zu besuchen und so auch den dort siedelnden Stämmen Gelegenheit zu geben, ihren König kennenzulernen.

Er unterbreitete Huram den Gesamtreiseplan, damit der sich nicht wieder übergangen fühlte. Der Älteste sagte dazu weder ja noch nein, und das wertete Jerobeam als Zustimmung. Mehr Sorge bereitete ihm im Moment, daß Ketura ihn abermals begleiten wollte. Einerseits fühlte er sich außerstande, ihr gerade jetzt diesen Wunsch abzuschlagen, denn sie hatte den Verlust ihres Kindes noch lange nicht überwunden. Andererseits fürchtete er den Spott der Ältesten und das befremdete Kopfschütteln der Israeliten in den Städten und Dörfern, wenn Ketura an seiner Seite ritt, statt im Troß versteckt zu reisen wie eine beliebige Bettgespielin, wogegen ja bei einem König niemand etwas hätte. Und vielleicht erging sich Huram wieder in unverschämten Reden, wenn er die Frau auf ihrem Esel sah, als spiele sie den Adjutanten, wie er schon einmal bissig bemerkt hatte. Aber dann fiel Jerobeam Bohans Rat ein, daß er vor aller Augen zu Ketura stehen solle. Und so beschloß er, sie doch mitzunehmen, wie stets an seiner Seite. Was sollte sie auch hier in Sichem ohne ihn? Hier war sie der Willkür Hurams ausgesetzt. Und die Strapatzen der Reise würde sie schon überstehen, auch wenn es Wochen, ja sicher zwei bis drei Monate dauerte, bis sie heimkehrten. Während der Flucht in die Höhle bei Schilo und auf der Reise nach Geser hatte sie ja auch alle Anstrengungen tapfer ertragen.

Am Tag des Aufbruchs versammelte sich ganz Sichem zur Verabschiedung des Königs. Im Steinbruch und auf den Baustellen ruhte die Arbeit. Huram hatte erst gestern erfahren, daß Ketura die Männer begleiten sollte. „Alle werden dich auslachen“, hatte er Jerobeam prophezeit. „Meinst du, Israel weiß nicht, wen du geheiratet hast?“ Und ein wenig später, weil Jerobeam trotz der anzüglichen Bemerkung nicht zum Streiten aufgelegt war, hatte er gesagt: „Bloß gut, daß du mich hast! Die Israeliten wissen, wem sie ihre Freiheit verdanken. Sie werden dich nach mir fragen.“ Jetzt bei der Verabschiedung enthielt er sich aber allen spitzen Anmerkungen. Daß er Jerobeam auftrug, in allen Städten und Dörfern Grüße von ihm auszurichten, zeigte jedoch, daß er auch heute auf seine höhere Stellung gegenüber dem König pochte.

Dann setzte sich der Zug in Marsch. Außer von Ketura und Ard, der dem Troß vorstand, wurde Jerobeam vom Heerführer Schallum und vom Schreiber Hillel sowie von fünfzig Soldaten der Leibgarde begleitet. Die Soldaten waren geteilter Meinung, ob ihr Auftrag günstiger war als die Arbeit der daheimgebliebenen Kameraden. Denn auf dem Bau gab es Arbeitspausen und einen sicheren Feierabend, aber was sie auf diesem Marsch erwartete und welche Gefahren sie vielleicht bestehen mußten, das war unbekannt. Und der König galt zwar als gutherzig, aber von Schallum wußten sie, daß er empfindliche Strafen verhängte, wenn jemand über die Stränge schlug.

In Tirza wurde Jerobeam jubelnd begrüßt, und das wiederholte sich an den nächsten Tagen überall dort, wo die Reisenden vorüberzogen oder Rast einlegten. Man feierte den König wie einen Sieger, weil er den Krieg gegen den Sohn Salomos abgewendet und Israels Freiheit gesichert hatte. Von Huram und dem Bundesrat sprach niemand. Außer Enan. Er fragte nach dem Ältesten, aber er war ja mit ihm verschwägert. Jerobeam wäre am liebsten für heute in Tirza geblieben und erst am nächsten Tag weitergezogen, aber er bezwang seine Vorliebe für diese Stadt und ihre Bewohner und reiste noch ein gutes Stück weiter, bis es Zeit war, das Nachtlager aufzuschlagen. Wenn er überall, wo es ihm gefiel, bleiben wollte, würden sie bis zum Herbst unterwegs sein. Und niemand konnte vorhersehen, ob es nicht unfreiwillige Verzögerungen geben würde.

Der erste Konflikt der Reise drohte in Megiddo. Dort hatte Puwa, der von Salomo eingesetzte Garnisonskommandeur, offenbar die Macht an sich gerissen, und er gebot immerhin über hundert Fußsoldaten und zwanzig Streitwagen. Wenn er wollte, konnte er Jerobeams Schutztruppe aufreiben und den König samt seinem Gefolge gefangennehmen. Doch Jerobeam und Schallum überlegten: Was brächte Puwa ein solcher Handstreich ein? Rehabeam hatte auf den Krieg gegen Israel verzichtet. Und wenn dem König Israels ein Leid geschah, so hatte Puwa ganz Israel gegen sich, und er selbst saß in Megiddo wie in einer Falle. Trotzdem war Vorsicht angebracht. Jerobeam wußte von Schallum, daß Puwa ein Streber war, der auf den Oberbefehl über die Streitkräfte Rehabeams gehofft hatte. Und vielleicht noch immer hoffte.

König und Heerführer einigten sich darauf, zunächst ins Lager der issacharitischen und sebulonitischen Krieger zu ziehen, wo Ahija seine Gottesbotschaft verkündet hatte. Die Krieger standen nach der Winterpause wieder auf ihrem Posten, wenn auch nicht mehr in derselben Stärke wie im vorigen Jahr. Nur noch knapp fünfzig Mann waren es, die Megiddo Tag und Nacht im Auge hatten.

Nun vollzog sich im kleinen das gleiche, was sich im Frühjahr bei Gibeon zwischen Jerobeam und Rehabeam begeben hatte. Schallum schickte im Namen des Königs einen Boten in die Stadt

zu Puwa mit der Aufforderung, die Drohung gegen die Ältesten der umwohnenden Stämme zurückzunehmen. Das sollte im persönlichen Gespräch zwischen ihnen beiden im freien Feld vor der Stadt erfolgen.

Als der Bote Puwas Einverständnis mit dem vorgeschlagenen Treffen zurückbrachte, zog Schallum am nächsten Morgen mit den Soldaten und den Stammeskriegern in Sichtweite Megiddos, stellte die Mannschaft jedoch so auf, daß sie teilweise durch Buschwerk gedeckt war, so daß von der Stadt aus ihre geringe Zahl nicht festzustellen war. Dann trafen sich die beiden Kommandeure – natürlich ohne Stühle und ohne Wein. Aber die Begegnung war sowieso nur von kurzer Dauer. Puwa erkannte ohne langes Hin und Her Jerobeam als König Israels an und nahm seine Drohung zurück. Als ihm Schallum mitteilte, daß der König in der Nähe sei und Megiddos Treuegelöbnis persönlich entgegenzunehmen verlange, lud Puwa Jerobeam ein, sein Gast zu sein und sich von der Ergebenheit der Garnison und der Einwohner zu überzeugen.

Jerobeam blieb nun keine Wahl. Er mußte dem Kommandeur vertrauen und sich in die Stadt hineinwagen. Und tatsächlich war der Empfang so, als wäre hier niemals der Abfall von Israel erwogen worden. Die Einwohner drängten sich vor der Stadt, die Soldaten drinnen vor ihren Unterkünften, und alle winkten emsig und riefen: „Es lebe König Jerobeam!“ und „Heil unserem König!“ Puwa und die Vornehmsten der Stadt hießen Jerobeam und sein Gefolge willkommen. Unterdessen staunten Volk und Soldaten die hohen Gäste an. Der neue König glich in seinem schlichten Gewand und mit dem roten Stoffband ums Haar so gar nicht dem prunkliebenden Salomo. Und seine Frau stand neben ihm, als gehöre sie zu seinen Würdenträgern. Und schließlich der bucklige Knecht – wie konnte der König eine solche Mißgestalt in seiner Nähe dulden!

Die Bürger erkannten Puwa offensichtlich als Stadtoberhaupt an. Jerobeam wußte, daß es in Megiddo einen Statthalter Salomos gegeben hatte, aber ein solcher trat weder bei der Begrüßung noch später in Erscheinung. Er fragte Puwa nach dem Jerusalemer Beamten. Der habe die Stadt verlassen und sich zu Rehabeam begeben, lautete die Auskunft, weil er weiterhin dem Haus Davids dienen wollte. Jerobeam nahm das befriedigt zur Kenntnis. Je weniger von den Männern Salomos in Israel blieben, um so weniger Vertrauensleute besaß Rehabeam im Land.

Jerobeam blieb drei Tage in Megiddo. Auf einem feierlichen Bankett gelobte Puwa ihm im Namen der Garnison und der Einwohnerschaft der Stadt unbedingte Treue, und er verzichtete auf Schallums Erbbesitz, den er so viele Jahre beansprucht hatte. Die Eintracht zwischen ihm und seinen Gästen schien vollkommen. Jerobeam mußte Puwa, wenn auch widerstrebend, in seiner Stellung bestätigen, denn er fand nichts, was er dem Kommandeur vorwerfen konnte. Die Truppe, die Streitwagen, die Waffen, die Unterkünfte, alles war in gutem Zustand, und Puwa selbst gab sich keine Blöße, weder in Worten noch im Verhalten. Er erteilte auch bereitwillig Auskunft über den Landbesitz des Jerusalemer Königshauses in Megiddos Feldflur und in der weiteren Umgebung, und der Schreiber Hillel vermerkte die Lage der Besitztümer, die jeweilige Größe, die Nutzung und die Namen der Verwalter gewissenhaft in der Liste, die er auf dieser Reise anfertigte. Jerobeam nahm sich vor, für den königlichen Landbesitz einen Oberaufseher einzusetzen, und der sollte im nächsten Jahr gemeinsam mit Hillel alle die verstreuten Besitztümer inspizieren und festlegen, wie deren Erträge genutzt und gesteigert werden sollten.

Als sich König und Gefolge nach dem Abschied von Megiddo auf dem Weg nach Sarid befanden, um Schobab, den Ältesten des Stammes Sebulon, zu besuchen, erörterten Jerobeam und Schallum, was wohl Puwa bewogen hatte, so vorbehaltlos und ohne Druck zu Jerobeam umzuschwenken, ja bestrebt zu sein, sich sogleich ins günstigste Licht zu setzen. „Rehabeam ist weit, und ich bin nahe“, meinte Jerobeam. „Er hat begriffen, daß der Salomosohn erst einmal auf Israel verzichtet hat. Was bleibt ihm da anderes übrig, als mich anzuerkennen.“

Schallum wiegte bedächtig den Kopf. „Ich kenne ihn schon lange und habe ihn nie gemocht. Auch Salomo und Rehabeam hat er ständig zu schmeicheln gesucht. Puwa tut nichts ohne Absicht. Ich glaube, ich weiß, was er will. Ich bin nicht mehr der Jüngste – er möchte mein Nachfolger als Heerführer Israels werden. Du wirst sehen, er wird sich immer wieder bei dir in Erinnerung bringen, damit du ihn schätzen lernst und ihn für den Treuesten der Treuen hältst.“

„Und wenn er nur Zeit gewinnen will und auf Verrat sinnt?“ erwog Jerobeam nachdenklich.

„Auch das ist möglich“, stimmte Schallum zu. „Wir dürfen ihm nicht allzuviel Vertrauen schenken.“

Beide ahnten nicht, wie nahe sie an der Wirklichkeit waren. Denn Puwa hatte durch den abgereisten Statthalter von Megiddo Rehabeam mitteilen lassen, daß er auf seinem Posten bleiben werde, um Jerobeam zu schwächen und Israel wieder dem Haus Davids zuzuführen.

Die Begegnung Jerobeams mit dem alten Schobab verlief freundlich. Der König informierte den Ältesten vom Treuegelöbnis Megiddos und gab Anweisung, die Kundschaftertruppe vor dieser Stadt zurückzuziehen. Er bat Schobab, den Amtsbruder Baaljada davon in Kenntnis zu setzen.

Von einem Führer begleitet, machte sich nun die Karawane in unbekanntes Gebiet auf. Es schien immer höher hinaufzugehen. Vor den neugierigen Augen der Reisenden breitete das nördliche Bergland seine sommerliche Schönheit aus. Als Frau durfte Ketura ihrer Freude lauten Aus-

druck geben. Auch Jerobeam konnte sich gar nicht satt sehen am Wechsel der Landschaftsbilder. Bald erreichten sie das Siedlungsgebiet des Stammes Ascher. Aber da sie hier abseits der Haupthandelsstraße reisten, begegneten ihnen außerhalb der Dörfer kaum Menschen. Der Führer verabschiedete sich, und nun mußten sie sich nach dem Wohnsitz des Ältesten Pagiel durchfragen. Die Freundlichkeit der Bewohner hielt sich in Grenzen. Die Leute wußten zwar, daß sie ihrem neuen König gegenüberstanden, aber in Jubel brachen sie deshalb nicht aus.

Auch der Besuch bei Pagiel verlief kühl, obwohl der Älteste seine Gastgeberpflicht ernst nahm. Jerobeam staunte über die Größe des Hauses und dessen erlesene Einrichtung, die in ihm Erinnerungen an die Häuser der Minister in Jerusalem auslöste. Woher nur hatte Pagiel seinen Reichtum? Usija, der Danit, berichtete ihm später von den Geschäften, die Pagiel und einige weitere Vornehme des Stammes Ascher mit dem König der Hafenstadt Tyros tätigten. Böse Zungen verdächtigten Pagiel sogar, daß er Stammesgenossen als Ruderer für die tyrischen Schiffe verhökerte, aber Usija meinte, das sei Unsinn, denn jene Ascheriten dienten freiwillig als Seeleute. Jerobeam gewann als Pagiels Gast den Eindruck, daß hier auf der Westseite des nördlichen Gebirges die Gleichheit der Stammesmitglieder, die den Israeliten soviel galt wie ihre Freiheit, wohl empfindlich gestört war.

Auch Pagiel stellte der Reisegesellschaft einen Führer, der sie hinüber auf die Ostseite des Gebirges zur Festung Hazor bringen sollte. Wieder zogen sie an ragenden Bergkuppen vorüber, und Ketura meinte zu Jerobeam, daß hier doch der Himmel näher zu sein schien als zu Hause, wo lediglich die Berge Garizim und Ebal hoch über das Hügelland emporragten. Aber dann erblickten sie vor sich das gewaltige, schneebedeckte Hermongebirge, und alle blieben stehen und genossen den Anblick voller Ehrfurcht. Endlich sagte Jerobeam, wenn er nicht genau wüßte, daß Jahwe tief im Süden wohne, auf dem geheimnisvollen Gottesberg in der endlosen Felseinsamkeit, so würde er glauben, daß der Gott dort vorn auf der himmelaufragenden Gebirgswand seinen Thron habe.

Am nächsten Tag ging es abwärts. Als sie schließlich unter sich eine weite Ebene erblickten, zeigte ihnen der Führer den Hügel, der die Festung Hazor trug. Von nun an konnten sie ihr Ziel nicht mehr verfehlen, und er verabschiedete sich. Es dauerte aber noch einen ganzen Tag, bevor sie am Fuße des Stadthügels angelangt waren und den steilen Aufweg zur Festung emporsteigen konnten.

Hazor war keine Wohnstadt mehr wie Geser oder Megiddo. Von den einstigen Häusern an belebten Straßen kündeten nur noch klägliche Mauerreste und wüste Steinhalden. Ganz am Rande des Hügels der Unterstadt drängten sich zwar ein paar elende Hütten aneinander, aber Menschen waren auch dort nicht zu sehen. Hazor war nur noch eine Militärsiedlung, von Salomo auf dem Hügel der Oberstadt eingerichtet und mit festen Mauern umgeben. Ittai, der ergraute Kommandeur, empfing seine Gäste mit aufrichtiger Freundlichkeit, und insbesondere freute er sich, endlich einmal Schallum wiederzusehen, mit dem er sich, so oft sie einander trafen, stets gut verstanden hatte.

Für Ittai war es keine Frage, daß er Jerobeam als König Israels anerkannte. Er verstand seine Garnison als zu Israel gehörig, und im Grunde war ihm egal, wer König in Israel war, wenn der ihm nur in absehbarer Zeit erlaubte, in den Ruhestand zu gehen und sich an dem Stück Land zu erfreuen, das er von Salomo bereits erhalten hatte. Seine Soldaten zu befragen, ob der eine oder andere etwa nach Jerusalem gehen wollte, lehnte er ab. Die Männer, hundert Fußsoldaten wie in Megiddo und vierzig Streitwagenbesatzungen, gehörten hierher, das war seine Meinung, und über Rehabeams Versuch, die Mannschaft zu spalten, schüttelte er den Kopf. Seinen Adjutanten Bascha, einen Issachariten, beauftragte er mit der Betreuung der hohen Gäste, und Jerobeam und Schallum gewannen den besten Eindruck von dem jungen Mann und merkten sich seinen Namen.

Die Reisenden blieben über eine Woche in Hazor, und Jerobeam bestieg endlich wieder einmal einen Streitwagen, und gemeinsam mit Bascha rollte er hinunter auf die Heer- und Handelsstraße, die von Megiddo her übers Gebirge kam und weiter zu den Städten in den nördlich gelegenen Ländern führte. Bascha erzählte ihm von Abija, dem Sohn Rehabeams, der hier in Hazor seine militärische Ausbildung erhalten hatte, aber längst wieder heimgekehrt war nach Jerusalem. Er warnte Jerobeam vor dem Prinzen. Der haßte die Israeliten noch mehr als sein Vater.

Während Jerobeam unterwegs war, stand Ketura tausend Ängste um ihn aus, denn sie fürchtete sich vor den schnaubenden Pferden und verstand nicht, wie man diese unbändigen Tiere vor Wagen spannen konnte. Aber ihr Mann kehrte unversehrt zurück und bedauerte nur, daß sie den Weg nicht per Streitwagen fortsetzen konnten.

Von Hazor aus zog Schallum mit vierzig seiner Soldaten, wie es ausgemacht war, zurück nach Sichem. Jerobeam trug ihm auf, Hurams Tun und Lassen zu beobachten und Nachricht zu schicken, falls sich eine Gefahr für Israel auftat. Er selbst aber ritt, mit Ketura, dem Schreiber und dem Knecht an seiner Seite und beschützt von nunmehr nur noch zehn Soldaten, dem Wohnsitz des Ältesten Tilon vom Stamm Naftali entgegen. Es war nicht weit bis dahin. Noch am selben Tag erreichten sie die Stadt Kedesch.

Auch Tilon bewohnte ein Haus, das man beinahe als Palast bezeichnen konnte. Jerobeam fragte sich, ob denn die Ältesten Israels allesamt reiche Männer waren. Denn nicht nur Pagiel und Tilon, auch Bedan und Huram bewohnten ja recht stattliche Anwesen. Doch dann verglich er die Wohnsitze dieser vier Würdenträger mit den Häusern anderer, die er kannte, mit Dekers, Malkiels, Elasas und Schobabs Heimstätten, und diese unterschieden sich in Bauart, Größe und Ausstattung nicht von den Häusern der gewöhnlichen Israeliten. Es beruhigte ihn, daß nicht alle Ältesten über ihre Mitbürger hinausragten. Das Amt des Ältesten einer Sippe oder eines Stammes, wie er es verstand, durfte nicht den Wohlhabenden vorbehalten sein. Schlimm genug war es schon, daß es überhaupt Besitzunterschiede gab. Jahwe fand daran gewiß keinen Gefallen. Zum Ältesten sollte man einzig wegen seiner Klugheit, seiner Selbstbeherrschung, seiner Tüchtigkeit und seiner untadligen Lebensführung gewählt werden, und nicht wegen seines Reichtums.

Tilon machte aus seiner Abneigung gegen Jerobeam kein Hehl. „Du weißt, daß wir keine Freunde sind“, erklärte er offen. „Aber da Rehabeam auf deinen Sturz verzichtet hat, werden wir miteinander auskommen müssen.“

Jerobeam antwortete, daß ihm viel an einem guten Einvernehmen liege. Aber er schränkte ein: „Vorausgesetzt, du hast bei den Entscheidungen im Bundesrat stets im Auge, was ganz Israel nützt.“

Tilon machte eine seiner lebhaften Handbewegungen, und die Ringe an seinen Fingern blitzten. „Ich weiß, wie du Israel nützen kannst“, entgegnete er. „Es ist nur eine Frage der Zeit, wann die Aramäer von Damaskus bei uns einfallen werden. Israel muß ihrem Angriff zuvorkommen. Rehabeam wußte das und hätte als Israels König den Krieg gegen Damaskus eröffnet. Wenn du meine Forderung nach diesem Krieg unterstützt, dann werde ich mich mit deinem Königtum aussöhnen.“

Jerobeam erkannte, warum ihn der Älteste nicht mochte. Tilon wünschte sich einen kriegerischen König, nicht einen, der sich dem Frieden verpflichtet zeigte. Wußte der Würdenträger nicht, daß gerade deshalb das Volk seinen neuen König liebte? Jerobeam verzichtete aber auf eine grundsätzliche Debatte mit Tilon, denn der war mit Worten nicht zu überzeugen, und bemerkte lediglich, daß Ittai von Hazor nichts von einer Aramäergefahr gesagt habe. Worauf Tilon wissen wollte, ob Jerobeam den Kommandeur danach gefragt habe. Das mußte Jerobeam allerdings verneinen.

Tilon erging sich weiter in seinem Lieblingsthema. Und er warnte Jerobeam vor dem Statthalter von Ramot im Lande Gilead jenseits des Jordans. „Er heißt Rimmon. Falls du ihn aufsuchst, nimm dich in acht vor ihm! Er wird dir weismachen wollen, daß es mit Damaskus Frieden und Freundschaft geben kann.“

Jerobeam war froh, als er am nächsten Tag Kedesch hinter sich hatte. Die Einwohner der Stadt waren ihm zwar nicht unfreundlich begegnet, anders als die Ascheriten auf der westlichen Seite des Gebirges, aber Tilon war ihm nun mißliebiger noch als bisher schon. Der war ein Widersacher aus Überzeugung.

Die Reisenden erreichten nun das nördliche Ende Israels, das Wohngebiet des Stammes Dan. Vor langer Zeit hatten die Daniten auf ihrer Wanderung nach Norden die Stadt Lajisch an einem der Quellflüsse des Jordans erobert und sie nach ihrem Stammvater Dan umbenannt. Der Älteste Usija, lang und hager aus der Schar seiner Mitbürger herausragend, empfing den König und sein Gefolge vor der Stadt. Die Einwohner umringten die Gäste und riefen Willkommensgrüße. Die Ankömmlinge freuten sich. Hier in dieser fruchtbaren und heiteren Gegend am Fuße des schneebedeckten Hermons konnten sie sicherlich die unliebsamen Begegnungen mit Pagiel und Tilon vergessen. Usija, der anfangs ein Anhänger des Salomosohnes gewesen war, stand nun fest auf der Seite Jerobeams. Er kam selbst auf seinen Seitenwechsel zu sprechen und begründete seine anfängliche Haltung mit der Furcht desx Stammes vor den Aramäern. In Rehabeam habe er den zuverlässigen Beschützer des Stammes Dan gesehen. Aber da Jahwe sich statt des Salomosohnes einen Friedensmann als König erwählt habe, werde er wohl den Aramäern verwehren, ins Land an den Jordanquellen einzufallen.

Jerobeam berichtete von Tilons Lust auf einen vorbeugenden Abwehrkrieg gegen Damaskus. Usija verzog abfällig das Gesicht und erklärte: „Tilon hofft, daß wir die Aramäer jetzt, wo sie mit sich selbst beschäftigt sind, schlagen und ihre Stadt Damaskus plündern können. Er giert nach einem Anteil an der Beute. Das ist es, was hinter seinem Kriegsgeschrei steckt.“

Jerobeam gefiel die Offenheit des Ältesten, und er lobte seine Friedensliebe. Wer so spreche, der sei sein Freund. Und so beschloß er, hier in Dan wie in Hazor eine Woche lang zu bleiben. Ketura klatschte vor Freude in die Hände, und Ard strahlte, als er es beiden mitteilte. Er fand, daß die weite Reise seiner Frau trotz der Anstrengungen gut tat. Ihr Kummer über den Tod des Kindes schien sich aufgelöst zu haben.

Von der Stadt Dan führte ein Verkehrsweg über die Berge nach Westen hinab zur Küstenebene. Dort lag die reiche Hafenstadt Tyros, deren König Hiram Salomo beim Palast- und Tempelbau in Jerusalem durch Holzlieferungen und durch die Bereitstellung von Handwerkern unterstützt

hatte. Östlich von Dan lief diese von Tyros kommende Straße am Hermongebirge entlang weiter bis nach Damaskus. Als Jerobeam die verkehrsmäßig so günstige Lage Dans erfaßte, kam ihm eine Idee. Er besprach diese mit Usija, und der war für ihre Verwirklichung. Es ging um die Herstellung gutnachbarlicher Beziehungen zu den Königen der angrenzenden Länder, die in der Verpflichtung, die Jerobeam beschworen hatte, enthalten war. Der König entschloß sich, diesen Auftrag, ohne auf die Erlaubnis des gesamten Bundesrates zu warten, jetzt gleich von hier aus in Angriff zu nehmen. Dan war der geeignete Ort, um den Königen von Tyros und Damaskus Friedensbotschaften zu senden.

Doch dann überdachte er die widersprüchlichen Aussagen über die Aramäer, und er entschied, entgegen seinem ursprünglichen Reiseplan den Ex-Statthalter Rimmon jenseits des Jordans aufzusuchen, seine Ansichten über jenes Volk, das einst von David unterworfen worden war und vor dem sich nun die Stämme hier im Norden fürchteten, anzuhören und erst danach an den König von Damaskus zu schreiben. So diktierte er Hillel jetzt nur eine Botschaft an den König von Tyros. Darin teilte er mit, daß Jahwe, der Gott Israels, ihm die Königswürde in Israel übertragen habe. Seine Königsstadt sei Sichem auf dem Gebirge Efraim. Er wisse von der Freundschaft, die Tyros und Israel zur Zeit Davids und Salomos verbunden habe, und es sei sein Wunsch, daß diese guten Beziehungen weitergeführt würden und der Handel zum beiderseitigen Nutzen wieder in Gang käme.

Usija wählte zwei unternehmungslustige junge Männer aus, Brüder, die ihm geeignet erschienen, die Reise in die Phönizierstadt erfolgreich durchzuführen. Viele Einwohner Dans wünschten den Boten einen gefahrlosen Weg und eine glückliche Heimkehr, denn sie hatten vom Auftrag der beiden erfahren. Jerobeam sah keine Veranlassung, die Botschaft an Tyros geheim zu halten.

Eines der eindrucksvollsten Erlebnisse in Dan war für Jerobeam die Bekanntschaft mit dem Priester Gerschom, einem schon älteren Mann, dem seine beiden Söhne zur Hand gingen. Allein schon die Tatsache, daß es hier einen Priester gab, wo doch kein Tempel vorhanden war, schien Jerobeam bemerkenswert. Bei den Stämmen Israels wurden die Opfer an die Gottheit gewöhnlich von den gewählten Ältesten und den Familienhäuptern dargebracht. Priester gab es lediglich in den Städten, die David dem Reich einverleibt hatte, wie etwa Megiddo oder Bet-Schean. Die Efraimiten erzählten allerdings, daß es vor langer Zeit, als in Schilo ein Jahwetempel stand, dort eine Priesterfamilie gegeben hatte. Doch wie dem auch war – was Jerobeam vor allem beeindruckte, das war die Abstammung des hiesigen Priesters von Mose, dem mächtigen Gottesmann, der die Israeliten aus der Knechtschaft Ägyptens erlöst und sie ins Land Kanaan geführt hatte. Der Priester hieß wie einer der Söhne des Mose, und der Enkel Moses mit Namen Jonatan war der erste Jahwepriester in Dan gewesen. So erzählte es Gerschom. Still und zurückgezogen trotz seiner edlen Abstammung lebte dieser Gerschom hier unten im Norden, und niemand in Israel außer den Daniten wußte etwas von seinem Dasein. So wie ja auch Kenas, der seine Abstammung auf Aaron, den Bruder des Mose, zurückführte, unbeachtet und verborgen in der Wüstenoase Kadesch-Barnea lebte.

Jerobeam führte lange Gespräche mit Gerschom. Der Priester bestätigte alles, was einst Kenas über die Flucht aus Ägypten und die Wanderung durch die Wüste erzählt hatte, und er fügte hinzu, daß Mose jenseits des Jordans gestorben sei, und erst sein Sohn, eben jener erste Gerschom, den Fuß ins Kernland Israels gesetzt habe.

Gerschom führte den König über den Kultplatz der Stadt Dan. Eine winzige Hütte, aus kunstvoll behauenen Steinen errichtet, mehr eine Art Schrein als ein Haus, barg in seinem Innern ein Kultbild. In einer Nische an der Rückwand stand ein bronzenes Stierfigürchen, ein Symbol der unbändigen Kraft Jahwes. Angeblich hatte das Bild bereits auf dem Wüstenzug die Israeliten begleitet.

Jerobeam hatte solch stiergestaltige Gottesbilder schon gesehen, und Scheri, seine ägyptische Geliebte, hatte ihm vom Apisstier der Ägypter erzählt. So betrachtete er nun die Figur voller Ehrfurcht. Aber er spürte, daß er sie mit anderen Augen als früher ähnliche Bildnisse ansah. Als Erwählter Jahwes stand er jetzt dem Gott viel näher, und dieser Bronzestier hier, der nicht größer als seine Handfläche war, schien ihm viel zu klein, als daß er die Größe und Kraft Jahwes hätte ausdrücken können. Er erzählte Gerschom vom heiligen Zelt in Kadesch und von der hohen Steinsäule, an der ihn Jahwe zum künftigen König Israels erwählt hatte.

Der Priester ahnte, was Jerobeam bewegte. „Du meinst, dieses Bild sei zu klein für die Größe Gottes?“

Jerobeam nickte verlegen. Er wollte die Daniter nicht verletzen, indem er sich über ihr Kultbild mokierte. Aber Gerschom reagierte nicht verärgert. „Natürlich könnten wir ein größeres Bild machen lassen“, erklärte er, „sofern der Bronzegießer nicht zuviel dafür verlangt. Aber wir sind einfache Menschen, wir dienen Jahwe in Liebe und auch in Furcht, denn seine Macht offenbart sich herrlich und schrecklich zugleich. Ein größeres Gottesbild würde uns Angst machen. Verstehst du mich, der du Jahwe näher stehst als ich?“

Jerobeam nickte lebhaft. „Ich glaube, ich verstehe dich. Aber unsere Furcht vor Jahwe darf nicht so groß werden, daß wir an ihm zweifeln. Er liebt Israel – hätte er uns sonst das Joch Salomos abgenommen? Er wird uns weiterhin beistehen, gegen Rehabeam, gegen Damaskus, gegen die Ägypter, gegen wen auch immer. Deshalb sollte unsere Liebe stets größer sein als unsere Furcht. Falls ihr euer Gottesbild einmal erneuert – macht es ruhig ein bißchen stattlicher!“

Gerschom mochte den König, der so verständig über Israel und seinen Gott zu sprechen verstand. Endlich ein König, dem die Macht des Wortes mehr galt als die Macht des Schwertes.

Jerobeam fand seinerseits Gefallen an dem Priester, und so traute er sich, ihn um Rat zu fragen. Jahwes Handeln an seinem Volk Israel begreife er zwar für gewöhnlich, so bekannte er, aber nicht immer gelinge es ihm, auch im persönlichen Geschick die Hand des Gottes zu verstehen. Und er berichtete vom Tod der kleinen Tochter und von seiner vergeblichen Suche nach einer Antwort. Denn den Königseid habe er nicht verletzt, so daß ihn Jahwe etwa deshalb so empfindlich strafen mußte.

Gerschom fragte dies und jenes, um sich ein Bild zu machen, und endlich meinte er: „Auch wenn du Jahwe näher stehst als wir einfachen Israeliten, so darfst du nicht glauben, daß alles in deinem Leben von ihm bestimmt wird. Wahrscheinlich hat Jahwe, anders als mit der Verweigerung des gewünschten Sohnes, wovon du mir eben erzähltest, mit dem Tod deiner Tochter gar nichts zu tun. Bitte die Geister deiner Väter, dich vor dergleichen Unheil zu schützen! Vielleicht warst du lässig in ihrer Verehrung. Und sage deiner Frau, sie möge der Göttin Aschera ein Opfer darbringen. Nicht alles gehört vor das Angesicht des Bundesgottes Israels.“

Über diese Ansicht mußte Jerobeam lange nachdenken, und er fand, daß der Priester recht hatte. Seit seiner Flucht nach Ägypten war ihm von allen heil- und unheilbringenden Mächten immer nur Jahwe wichtig gewesen – und der Geist seines Bruders Eri. Dem Geist seines Vaters Nebat hatte er überhaupt noch nie ein Trankopfer gespendet. Er nahm sich vor, nach seiner Heimkehr so schnell wie möglich nach Zereda zu gehen und am Familiengrab für die versäumte Verehrung des Vaters Abbitte zu leisten. Und Ketura sollte der Göttin der Frauen eine Taube opfern.

Der Abschied von den Daniten fiel Jerobeam schwer. In Usija und Gerschom hatte er neue Freunde gewonnen. Auch Ketura schied nur ungern von den wohlgesinnten Menschen. Sie hatte hier nicht eine einzige anzügliche Bemerkung gehört. Offenbar wußte niemand von ihrem Zwangsaufenthalt in Salomos Harem. Wenn Usija davon Kenntnis hatte, so war ihm hoch anzurechnen, daß er geschwiegen hatte.

Die königliche Reisegesellschaft zog auf der Straße, die sie von Hazor her gekommen war, zurück nach Süden. Jerobeam umging jedoch die Stadt Kedesch, weil er nicht noch einmal Tilon begegnen mochte. So rasch wie möglich wollte er Jesreel erreichen, um bei Baaljada einzukehren.

Der Älteste der Issachariten empfing die Reisenden freundlich. Eine Botschaft von Schallum war nicht eingegangen, so daß wohl zwischen Sichem und Jerusalem alles ruhig war. Auch von Puwa in Megiddo lagen keine unguten Nachrichten vor.

Nach einigen Tagen der Erholung zog Jerobeam mit seiner Begleitung und geführt von Baaljada persönlich hinab nach der Stadt Bet-Schean, wo einst die Philister die Leichen Sauls und seiner Söhne an der Stadtmauer aufgehängt hatten. Salomo hatte die Stadt weitgehend unbehelligt gelassen, und so gelobten die Stadtoberen nun auch Jerobeam Treue, da er ihnen versprach, gegenüber der Zeit Salomos nichts ändern zu wollen. Sie stellten bereitwillig die weitere Verpflegung für Mensch und Tier zur Verfügung, so daß Jerobeam seine Reise wohlversorgt fortsetzen konnte. Sie wollten ihre Lieferung nicht einmal ersetzt haben.

35

Jerobeam vermutete, daß der zweite Teil der Reise sich schwieriger gestalten werde als der erste. Da war zunächst der Übergang über den Jordan zu bewältigen, und dann mußten sie hinauf ins jenseitige Bergland, das wie eine Mauer hinter dem tiefen Tal stand. Von den Bewohnern dieser Höhen, soweit sie sich Israel zuzählten, wußte niemand so genau zu sagen, welchen Stämmen sie angehörten. Die Sippen lebten in loserem Zusammenhang als hier im Westen, und Abdon, der Älteste aus der Stadt Penuel, nannte sie deshalb einfach Gilead nach der Landschaft, in der sie siedelten. Eine Ausnahme bildete tief im Süden, fast schon im Land des Moabitervolkes, der Stamm Gad.

Jerobeam hatte drei Zielorte im Ostjordanland. Er wollte nach Ramot zum Ex-Statthalter Rimmon, nach Penuel zu Abdon und schließlich nach Atarot zu Segub, dem Ältesten des Stammes Gad. Baaljada beschrieb ihm den Weg nach Penuel. Er sollte im Tal des Flusses Jabbok immer aufwärts ziehen, bis die Nachbarstädte Mahanajim und Penuel auf ihren steilen Hügeln vor ihm lagen. Er konnte also den Ort gar nicht verfehlen. Aber wie gelangte man in die ferne Stadt Ramot? Baaljada wußte nur, daß sie nördlich des Jabbok auf der Hochebene lag, hinter dicht bewaldetem,

menschenleerem Gebirgsland. Jerobeam beschloß deshalb, zuerst nach Penuel zu reisen und dort über den Weg nach Ramot genauere Auskunft einzuholen.

Baaljada wünschte den Reisenden einen guten Weg und verabschiedete sich. Jerobeam und sein Gefolge aber stiegen nun hinab in die tiefe, heiße Jordanniederung. Das Frühjahrshochwasser war vorüber, und der Fluß war in sein normales Bett zurückgekehrt. Die Reisenden machten den Übergang ausfindig, den ihnen Baaljada beschrieben hatte, und gelangten zwar durchnäßt, aber ohne Verletzungen und Verluste aufs Ostufer hinüber. An den Felshängen südwärts ziehend fanden sie ohne Mühe den Eingang ins nach Osten aufsteigende Jabboktal.

Abdon und seine Mitbürger zeigten sich hocherfreut über den Besuch des Königs, und bald begann der Alte, sich über seine Nachbarn aus der Stadt Mahanajim zu beschweren. Angeblich warteten diese sehnsüchtig auf den Sieg Rehabeams über Israel. Er werde im Bundesrat beantragen, so verkündete Abdon, daß Soldaten hierher nach Penuel verlegt würden. Und es sei sowieso unverzeihlich, daß sich hier im Osten nicht eine einzige Garnison befinde. Jerobeam solle das schnellstens ändern. Salomo habe den Osten völlig vernachlässigt. Jerobeam erkannte die Forderung als berechtigt an. Im Moment habe er jedoch kein freies Kommando, das er hierherstellen könne.

Der reiselustige Älteste erbot sich, als er von des Königs weiteren Reisezielen hörte, ihn nach dem Land der Gaditer und dann auch nach Ramot zu begleiten. Jerobeam war dem Würdenträger dafür dankbar, dem er angesichts dessen untersetzter Gestalt diese Unternehmungslust gar nicht zugetraut hatte.

Abdons Führung erwies sich auch wirklich als unabdingbar, denn den Weg nach Süden zu dessen Amtsbruder Segub, der genauso weit oder gar weiter war als der von Sichem nach Jerusalem, hätten die Fremdlinge allein wohl nur schwer und nur unter großen Umwegen gefunden. Es ging ständig hügelauf, hügelab, fruchtbare Dorflandschaften wechselten mit dürrem Ödland. Hier auf irgendeinem der Berge mußte Israels Führer Mose gestorben sein, so hatte es dessen Nachfahre Gerschom erzählt. Jerobeam befragte Abdon darüber, aber der wußte nichts davon, und die Geschichte von Mose schien ihm überhaupt gleichgültig zu sein.

Die Menschen, denen sie begegneten, staunten darüber, daß der einfache Mann mit seinem roten Stoffband um den Kopf, mit dem jungen Mann und der Frau an seiner Seite ihr König sein sollte. Das Maultier, auf dem er saß, und die zehn Bewaffneten, die ihn umringten, wiesen ihn zwar als einen Höhergestellten aus. Aber vom König machten sie sich ein anderes Bild. Einst war hier David mit seinem Heer umhergezogen, und einmal hatte sich Salomo in der Gegend blicken lassen. Die Gestalt beider Herrscher war in der Vorstellung der Leute zusammengeflossen, und so war ein König für sie ein Kriegsheld, gekleidet in ein kostbares Gewand, strahlend von Gold und Edelsteinen, unnahbar für einfache Leute. Dieser Reisende hier dagegen grüßte freundlich, fragte nach alltäglichen Dingen und lachte, wenn er etwas nicht verstand, denn die Aussprache der Bewohner Gileads war ihm nicht vertraut.

So kam die Karawane nur langsam voran, aber endlich tauchte die Stadt Atarot auf, wo Segub wohnte. Der Älteste brach zwar nicht in Jubel aus, als er seine Gäste begrüßte, aber er war doch beeindruckt, daß der König den weiten Weg bis zu ihm nicht gescheut hatte.

Jerobeam war hochzufrieden, daß er das ostjordanische Land tatsächlich bis in diese ferne Gegend durchzogen hatte. War er in Dan am nördlichsten Punkt seines Königreiches gewesen, so stand er hier am südlichsten. Drüben über dem nahen Fluß Arnon wohnten bereits die Moabiter.

Segub berichtete, daß diese immer wieder einmal durchs Flußtal herüberkamen und ihre Herden auf die Weiden Gads trieben. Er forderte von Jerobeam, den längst fälligen Kriegszug gegen die Moabiter zu unternehmen. Gad allein sei zu schwach, um sich gegen die Übergriffe der feindlichen Nachbarn zu wehren. Aber auch hier konnte Jerobeam nur vertrösten. Segubs Gesicht war anzusehen, was er von der Antwort seines Königs hielt, nämlich nichts.

Nach fünf Tagen machten sich die Reisenden auf den Rückweg nach Penuel, und wiederum erregte der Zug großes Aufsehen. Nicht nur deshalb, weil es der neue König war, der durchs Land reiste, sondern weil es seit Jahrzehnten überhaupt das erstemal war, daß jemand von der Westseite des Jordans sich hier sehen ließ. Von den Berggipfeln erblickte man zwar das gesamte Bergland des Westens, aber durch den tief eingesenkten Jordangraben, in den nur wenige Abstiege hinunterführten, war dieses von dem Hochland hier im Osten scharf getrennt und schien weiter entfernt zu sein als die Gegend um Ramot, das nächste Ziel Jerobeams. Eigentlich, so überlegte der König, regierte er zwei völlig getrennte Reichsteile: das dicht bewohnte Westland, von hier aus in der Vorstellung schmal und eng erscheinend, und das dünn besiedelte Ostland, das großräumiger erschien, als es war. Aber wo endete es im Osten? Was war seine Grenze gegenüber dem Königreich der Ammoniter am Oberlauf des Jabbok und gegenüber den Städten, die irgendwo hinter Ramot lagen? Jerobeam war das durchaus nicht klar, und auch Abdons Auskünfte waren verschwommen.

In Penuel blieben die Reisenden eine Woche, um für die neue Reise Kraft zu sammeln, die sie genauso weit nach Nordosten wie vorher nach Süden führen sollte. Als sie dann, nachdem sie

aufgebrochen waren, zwei Tage lang keinem Menschen begegneten, wußte Jerobeam, daß sie ohne die Hilfe des agilen Alten aus Penuel verloren gewesen wären. Ob es hier in der Wald- und Sträucherwildnis Räuberbanden gab oder reißende Tiere? Ketura bekam es mit der Angst zu tun. Abdon beruhigte sie. Die wilden Tiere gingen den Menschen aus dem Weg, und von Räubern habe er nichts berichten hören.

Endlich gelangten sie aus dem Waldland heraus und fanden die Handelsroute, die östlich des zerklüfteten Berglandes auf der Hochebene von Süden nach Norden verlief und die Länder der Araber, der Edomiter, Moabiter und Ammoniter mit denen der Aramäer und der Völker am Euphrat verband. An dieser Straße lag Ramot.

Die Siedlung war weder Stadt noch Dorf. Eine ummauerte Anlage erwies sich beim Näherkommen als einstiger Militärstützpunkt, den König David eingerichtet, Salomo aber wieder aufgegeben hatte. Die Bewohner des Ortes fanden für ihre Überschüsse in den Handelskarawanen, die hier Rast machten, dankbare Abnehmer. Es gab einen weiten Hof mit Ruheplätzen für Esel und Kamele, umgeben von langgestreckten Gebäuden für die Übernachtung der Handelsherren und ihrer Knechte. Jerobeam ließ am Rande der Ortschaft Zelte aufstellen und übergab Ketura der Obhut Ards und der Eskorte. Er selbst machte sich mit Abdon und Hillel zum ehemaligen Statthalter Salomos auf, wohin ihnen Einwohner den Weg wiesen.

Rimmon bewohnte ein stattliches Gebäude, vergleichbar dem Haus Ochrans in Sichem. Jerobeam erkannte, daß es zwischen dem Reichtum und dem Lebensstil der hohen Salomobeamten und einiger der Stammesältesten kaum Unterschiede gab. Der Ex-Statthalter war etwa gleichaltrig mit Jerobeam, aber er schien doch von ganz anderer Art zu sein. Er war ein Schönling, Bart und Haar waren künstlich gekräuselt und stark parfümiert. Abdon hatte Jerobeam schon darauf vorbereitet und sich bei dieser Gelegenheit über den Mann, den er verabscheute, lustig gemacht. Er hatte sowieso versucht, dem König diesen Besuch bei Rimmon auszureden, und nur dessen Absicht, mit Damaskus Verbindung aufzunehmen, hatte ihn umgestimmt. Wie schon vorher Usija in Dan sah auch er im Vorgehen des Königs keine Mißachtung des Bundesrates.

Rimmon hieß Jerobeam und die beiden Begleiter höflich, aber kühl willkommen. Eine junge Frau, die seine Ehefrau, Tochter oder Dienerin sein mochte, servierte Wein und Gebäck. Es hätte sich geziemt, daß er dem König und seinem Gefolge unbeschränkte Gastfreundschaft anbot, aber als er hörte, daß Jerobeam bei seinen Soldaten draußen im Lager zu übernachten gedachte, ließ es es dabei bewenden.

Nach dem üblichen Austausch von Höflichkeiten deutete Jerobeam sein Anliegen an. Er habe sagen hören, daß Rimmon über die Verhältnisse bei den mächtigen Nachbarn im Norden, den Aramäern, sehr gut Bescheid wisse, und er sei gekommen, um über das Sinnen und Trachten des Königs von Damaskus sachkundige Auskünfte zu erhalten.

Rimmon lächelte geschmeichelt und bestätigte, daß Jerobeam mit seinen Fragen zum richtigen Mann gekommen sei. Erst vor einigen Tagen habe ihn einer seiner Freunde aus Damaskus besucht.

Jerobeam gab seiner Verwunderung Ausdruck, daß Salomo die hiesige Garnison aufgelöst hatte. Gerade hier an diesem vorgeschobenen Außenposten Israels sei sie doch wichtig gewesen.

Rimmon behauptete, nicht zu wissen, was Salomo zu seinem Schritt bewogen hatte. Aber Räuberbanden, vor denen die Garnison hätte schützen können, seien schon lange nicht mehr aufgetaucht, versicherte er. Die Karawanen, die hier entlangzogen, seien allesamt gut bewaffnet, und die Banditen wüßten, daß Überfälle auf dieser Straße für sie gefährlich werden konnten.

Jerobeam fand bestätigt, was ihm während der gesamten Reise schon günstig aufgefallen war. Nirgends, ob drüben im Westen oder hier im Osten, hatte ihn jemand vor Räuberbanden warnen müssen. Offenbar hatten David und Salomo unter den Wegelagerern gründlich aufgeräumt. Oder hatten sie die Banditen einfach zu Soldaten gemacht?

Rimmon gestand unterdessen ein, daß dennoch ab und zu Karawanen angegriffen wurden. Aber keine Bande habe längere Zeit bestanden – sie seien alle zerschlagen und ihre Mitglieder getötet worden.

„Aber von wem denn?“ wollte Jerobeam wissen.

„Von den Aramäern“, erwiderte Rimmon. „Sie dulden keine Übergriffe auf reisende Händler und halten deshalb die Steppe jenseits der Straße bis hin ins Ammoniterland unter strenger Kontrolle.“ Die Antwort klang, als verstehe sich das Gesagte von selbst.

Jerobeam aber war hellhörig geworden. Er fragte: „Und streifen die Aramäer auch durch die Gebiete westlich der Handelsstraße bis hin zum Jordan?“

Der ehemalige Statthalter verstand sofort den Sinn der Frage. „Aber nein“, antwortete er, ohne zu zögern, und grinste dazu, als sei eine solche Frage einfach lächerlich. „Das hieße ja“, begründete er, „daß sie ohne deine Zustimmung dein Land durchzögen. Nein, nein, solange ich hier bin, solange verirrt sich kein Aramäer ins Königreich Israel.“

Jerobeam mochte seinen Gesprächspartner immer weniger. Abdon hatte recht gehabt. Der Mann war wohl noch immer ein Gefolgsmann des Davidhauses und machte sich im stillen über

den neuen König lustig, der ausgerechnet von ihm ehrliche Auskünfte erwartete. Es war ein Irrtum gewesen, den Umweg hierher zu machen. Aber nun sollte der Aramäerfreund wenigstens sagen, was er wußte, auch wenn es möglicherweise lauter Lügen und Prahlereien waren. Jerobeam bat also den Hausherrn, ihm von den Aramäern zu erzählen.

Rimmon ließ sich nicht lange bitten. Er schilderte Damaskus als herrliche Oasenstadt am Fuße der himmelblauen Berge und schwärmte von den weißen Palästen inmitten grünender Gärten. Jerobeam interessierten jedoch mehr die Verwaltung des Landes und das Militärwesen. Das Heeresaufgebot der Aramäer sei gewaltig, berichtete Rimmon, weil sie den Reichtum der Ländereien im Norden und im Süden der Stadt klug zu nutzen verstanden. Und er belegte seine Behauptung mit einer Reihe von Einzelheiten. Am Schluß seiner Darstellung verriet er, daß der König zur Zeit damit beschäftigt sei, das Reich nach Norden hin zu erweitern und dauerhaft zu sichern.

Jerobeam war nun doch beeindruckt von den Auskünften. Der Ex-Statthalter schien tatsächlich zu wissen, wovon er sprach. Wenn er die Wahrheit nicht völlig verkehrt hatte, was jedoch kaum der Fall zu sein schien, so mußte den Aramäern am Frieden mit Israel gelegen sein. Einer plötzlichen Eingebung folgend, fragte Jerobeam den unsympathischen, aber sachkundigen Ex-Beamten: „Rimmon, willst du mein Bote an den König von Damaskus sein?“

Der Aramäerfreund stutzte. Ein solches Angebot hatte er nicht erwartet. Zögernd meinte er: „Das ist eine Frage, die gründlich erörtert sein will. Am besten von uns beiden allein.“

Abdon, der bisher geschwiegen hatte, warf dem Salomobeamten einen grimmigen Blick zu. Dann schaute er vorwurfsvoll Jerobeam an. Sein Blick besagte: Ein Mann, der einen Ältesten nicht achtet, kann kein königlicher Bote sein. Der junge Hillel dagegen war drauf und dran, auf einen Wink seines Königs hin aufzustehen und hinauszugehen.

Jerobeam wies den Vorschlag Rimmons zurück. „Abdon ist Mitglied des Bundesrates, und Hillel wird die Botschaft aufsetzen. Es kann keine Geheimnisse geben, die sie nicht hören dürfen.“

Der Hausherr fragte verwundert: „Was für ein Bundesrat? Was meinst du damit?“

Jerobeam nahm die Frage ernst und erklärte, daß der Bundesrat die oberste Vertretung der Stämme Israels sei.

Es schien, als ob Rimmon wirklich noch nichts von der Ältestenversammlung gehört hatte. „Also sind die Ältesten deine neuen Statthalter?“ vermutete er. Und er kam auf Jerobeams Bitte zurück: „Wozu brauchst du dann mich? Schick doch Abdon nach Damaskus! Ihm sieht man den Reisenden doch schon an.“ Er grinste und ließ seinen Blick über die krummen Beine des Ältesten gleiten.

Jerobeam fragte sich abermals, ob ihn der ehemalige Salomobeamte einfach nur veralbern wollte. Abdon nahm die Kappe vom Kopf, die seine Glatze verdeckte, quetschte sie erregt zusammen, und es sah aus, als ob er sie seinem Beleidiger ins Gesicht werfen wollte. Der schien peinlich berührt, als er Abdons nackten Schädel erblickte.

Jerobeam machte eine gebieterische Armbewegung, über die er sich selbst wunderte, und erst, als er sprach, war den anderen klar, daß sie Rimmon galt. „Ich brauche keine Statthalter wie einst Salomo!“ sagte er, und sein Ton war streng. „Und wir beide sprechen nicht über Abdons Tun und Lassen! Sondern über die Herstellung und Wahrung friedlicher Nachbarschaft zwischen Israel und Damaskus. Daran müßte dir als einem Freund der Aramäer doch gelegen sein! Billige Witzeleien solltest du deshalb unterlassen. Weil man dich in Damaskus kennt, bin ich zu dir gekommen. Ich frage dich nun noch einmal: Bist du bereit, mein Gesandter an den König der Aramäer zu sein?“

Rimmon ärgerte sich über die Zurechtweisung. Er stellte die Frage, die er gern unter vier Augen beraten hätte, in herausforderndem Ton: „Was bietest du mir für meinen Dienst?“

Jerobeam konnte seinen Wunsch nicht mehr zurückziehen, obwohl er es nun wirklich für geraten hielt. Mit eisiger Miene entgegnete er: „Ich biete dir an, daß ich dich nicht bestrafe, obwohl du Salomo geholfen hast, Israel auszuplündern. Ich lasse dich hier in deinem schönen Haus in Ruhe und Frieden wohnen. Ich betraue dich mit einem wichtigen Auftrag. Ist das nicht genug?“

Rimmon blickte Jerobeam nachdenklich an. Er überlegte, ob es sich lohnte, diesem König zu dienen, der gar nicht aussah wie ein König, der jedoch so sprach wie einer. Er räusperte sich und sagte: „Gut denn, du hast mich überzeugt. Ich übernehme deine Botschaft.“

„Ich bin froh, daß ich mich nicht in dir getäuscht habe“, erwiderte Jerobeam. Er lächelte, nicht verächtlich, sondern gewinnend.

Bald nach Rimmons Zusage verließen die Besucher den nunmehrigen Gesandten und gingen zu ihren Zelten. Am nächsten Tag wollten sie die Botschaft aufsetzen. Der Hausherr hatte sich am Ende doch noch auf den vollen Umfang seiner Gastgeberpflicht besonnen und dem König sowie dessen beiden Begleitern - von Ketura wußte er nichts – sein Haus für die Dauer des Aufenthalts in Ramot zur Verfügung gestellt. Aber der Eingeladene hatte höflich abgelehnt.

In dieser Nacht schlief Jerobeam schlecht. Und so erwachte auch Ketura mehrmals, und jedesmal spürte sie, daß er schlaflos lag und grübelte. Er kämpfte mit seinen Zweifeln, ob er diesem Rimmon trotz dessen Vergangenheit und Überheblichkeit vertrauen konnte. Als er Ochran zu

Rehabeam geschickt hatte, da kannte er den Empfänger der Botschaft genau, und er wußte auch, was Rehabeam und Ochran verband. Aber jetzt in diesem Fall hier? Den Boten kannte er kaum und den Empfänger gar nicht. Überhaupt war ihm hier alles fremd. Rimmon sprach dauernd von den Aramäern, den Ammonitern, ja von den Edomitern und Arabern, aber von denen, über die ihn Salomo einst gesetzt hatte, sprach er nicht. Jerobeam fand sich hier in einer Welt, zu der die Israeliten anscheinend gar nicht gehörten.

Er mühte sich ab, seine Zweifel zu verscheuchen. Damaskus war nun einmal außer Juda jener Nachbar, vor dem Israel am meisten bangen mußte. Und Rimmon war ein Bekannter des Aramäerkönigs. Und da er ein eitler Wichtigtuer war, fühlte er sich vielleicht durch den Auftrag geschmeichelt. Es blieb ja sowieso nichts anderes übrig, als ihm die Botschaft anzuvertrauen.

Am nächsten Tag diktierte Jerobeam in Rimmons Haus seinem Schreiber den Brief an den Aramäerkönig. Er stellte sich als neuer König Israels vor und gab dem Wunsch Ausdruck, mit dem König von Damaskus in Frieden und guter Nachbarschaft zu leben. Er teilte mit, daß er trotz der Versorgung seiner großen Streitmacht noch Überschüsse an den Produkten des Landes habe, so daß einem gegenseitigen Handel nichts im Wege stehe. Hillel sah seinen Herrn fragend an – selbst ihm fiel auf, daß die Aussagen maßlos übertrieben waren. Jerobeam schmunzelte und meinte leise: „Schreib nur! Es soll Wirkung haben."

Die Verabschiedung Jerobeams von Rimmon fiel zwar nicht herzlich, aber doch ein wenig wärmer als die Begrüßung aus. Der Gesandte versprach, sich alsbald in die Aramäerstadt zu begeben und die Antwort, die er mitbringen würde, nach Sichem zu schicken.

Die Reisenden mußten nun abermals mit Abdon hinüber nach Penuel, da der Älteste den direkten Weg zum Jordan hinab nicht kannte und Jerobeam vermieden hatte, ihren Gastgeber um einen Führer zu bitten. „Rimmon wird dich verraten", warnte Abdon den König. „Vielleicht unterschlägt er deinen Brief und hetzt die Aramäer gegen uns auf."

Jerobeam war es leid, noch einmal die Zweifel, die er selbst hatte, niederzuringen. „Ja, vielleicht", stimmte er dem Ältesten verdrossen zu. „Aber was würde er gewinnen? Nichts. Und Rehabeam? Auch nichts. Also warten wir ab."

Als die Reisenden in Penuel von Abdon Abschied genommen hatten und sich nun endlich auf dem Heimweg befanden, hielt sich Jerobeam abseits von den anderen und überdachte die große Reise. Hatte sie ihm geholfen, sein Volk und sein Land besser kennenzulernen? Natürlich hatte sie das, obwohl er bei weitem nicht alle wichtigen Städte besucht hatte. Die Ältesten, die im Bundesrat saßen, verstand er nun besser, und er wußte, welche Fragen sie bewegten. Und neue Freunde hatte er gewonnen. Aber vor allem auch begriff er nun genauer, wie schwierig es sein würde, aus diesem Stämme- und Städte- und Ländergemisch jenes Israel zu machen, das er erträumte. Noch war Israel etwas, was die Menschen nur äußerlich zusammenband. Gewiß, sie verstanden sich als Israeliten, aber eigentlich fühlten sie sich als Efraimiten, Issachariten, Naftaliten und so weiter. Und wie zerspalten das Volk, so zerrissen das Land! Wie schwer war Israel zu durchreisen! Wenn der Jordan nach der Schneeschmelze im Hermongebirge anschwoll, dann waren West und Ost wochenlang voneinander abgeschnitten. Und auch sonst zu jeder Jahreszeit war es für ein Heer nicht einfach, rasch von einem Ende Israels zum anderen zu gelangen.

Jerobeam ertappte sich bei einer ganz und gar unmöglichen und eigentlich verachtenswerten Idee. Wenn das Land Gads den Moabitern zufiele und der Nordosten Gileads mit der Stadt Ramot den Aramäern – wäre dann das Land nicht überschaubarer und leichter zu verteidigen? Penuel müßte als starker Vorposten ausgebaut werden und könnte dann noch wirksamer das Zentrum jener Sippen sein, die auf dem Gebirge unmittelbar nördlich und südlich des Jabbok siedelten. Weiter ins Ostjordanland auszugreifen erforderte, wenn man die Sicherheit des Landes ernst nahm, eine Kette von Garnisonen. Woher sollten die Besatzungen dafür kommen? Er nahm sich vor, diese gewagten Überlegungen irgendwann einmal mit Schallum zu beraten. Der war der einzige, der sie erfahren durfte.

Endlich sahen die Weitgereisten die heimatlichen Berge Garizim und Ebal vor sich aufsteigen, und bald grüßten auch die Mauern Sichems herüber. Jerobeam sah mit Wohlgefallen, daß die befestigten Unterkünfte der Soldaten weit gediehen waren. Kurz entschlossen ließ er seine Begleitung allein und ritt hinüber. Dort stellte er bestürzt fest, daß der Standort leer war. Weder Soldaten noch Einwohner waren am Bauplatz. Wo war die Mannschaft geblieben?

Voll böser Vorahnungen zogen die Rückkehrer zum Stadttor. Schallum war nirgends zu sehen, auch Huram blieb unsichtbar. Es war Bedan, der sie empfing. Mit ernster Miene berichtete er, daß Rehabeam in Israel eingefallen sei und Benjamins Land besetzt habe. Elasa sei tot. Schallum habe sich mit allen seinen Männern nach Bet-El begeben und stehe dort auf Wacht. Huram sei auch dort.

Die üble Nachricht stürzte Jerobeam in heilloses Entsetzen. Sein Friedensabkommen mit Rehabeam war zerschlagen, und der Bundesrat würde ihn als Versager und Verräter davonjagen. Oh, dieser Schurke Rehabeam! Oder hatten etwa die eigenen Leute …? Steckte Huram hinter der Sache? Jerobeam ließ Ketura und Hillel und fünf Mann seiner Leibwache in Sichem und machte

sich am nächsten Morgen mit den anderen fünf und Ard auf den Weg nach Süden, um zu erfahren, was sich wirklich begeben hatte.

Er fand Schallum und einen Teil der Soldaten in der Nähe von Bet-El, in jener Gegend, wo sich vor Monaten das Heer Israels gesammelt hatte, in einem kleinen Zeltlager. Laut Schallums Bericht hatte sich folgendes zugetragen: Rehabeams Späher waren angeblich einem Trupp Benjaminiten, der mit Äxten und Keulen bewaffnet war, begegnet. Der König hatte das als Bruch des Abkommens gedeutet und daraufhin hundert seiner Soldaten in die Stadt Gibeon verlegt. Sobald das Elasa erfuhr, hatte er eine Mannschaft aufgeboten, die letzte, die ihm noch zur Verfügung stand, und war, ohne die Efraimiten zu alarmieren, vor Gibeon gezogen. Wahrscheinlich dachte er an nichts als an seine Rache für die Niederlage am Ölberg, und für einen großen Krieger hatte er sich ja stets gehalten. Rehabeams Männer hatten die Benjaminiten überfallen und fast alle niedergemacht, darunter auch Elasa. In Sichem war ein Bote der übrigen Ältesten des Stammes eingetroffen, der das Unheil berichtete. Huram hatte jedoch das Aufgebot von Israels Heer abgelehnt. Alles sei in der Ernte, war seine Begründung, und Rehabeam sei ja nicht weiter als bis zur Grenze Efraims vorgerückt. Schallum war hierher geeilt und hatte Posten eingerichtet, um die Bewegungen des Feindes zu überwachen. Die judäischen Soldaten standen in Mizpa und Gibeon und Bet-Horon und hielten ganz Benjamin in ihrer Hand. Bisher war alles ruhig geblieben. Huram hatte Schallum begleitet, er wohnte in Bet-El bei Malkiel.

Als ob er Jerobeams Ankunft geahnt hatte, war Huram von Bet-El herüber ins Militärlager gekommen und erschien, als Schallum mit seinem Bericht zu Ende kam, plötzlich zwischen den Zelten. Grußlos setzte er sich König und Heerführer gegenüber, und nun musterte er Jerobeam mit eisiger Miene. Der gab den Blick feindselig zurück. Huram sagte: „So sieht dein Frieden aus. Du bist ein Versager. Nicht einmal dein Verrat gerät dir." Er spuckte dem König direkt vor die Füße.

Jerobeam fand nicht die Kraft, dem Ältesten zu widersprechen. Ja, ich bin ein Versager, hämmerte es in ihm. Ich habe Rehabeam vertraut. Das hätte ich nicht tun dürfen.

Er hob den Kopf und fragte Huram müde: „Warum hast du nicht das Heer einberufen?"

Den Ältesten empörte die Frage. Er hob die Stimme. „Hast du unterwegs nicht gesehen, daß Erntezeit ist? Wer soll jetzt Krieg führen? Sollen jene paar Israeliten, die wir aufbieten können, erschlagen werden wie Elasa und seine Männer? Weil du Benjamin dem Feind ausgeliefert hast?"

Jerobeam würgte es in der Kehle, so daß er nicht sprechen konnte. Er stand auf und ließ Huram und Schallum allein. Warum nur hatte Jahwe ihn zum König gemacht?. Er fühlte, daß ihn diese Aufgabe überforderte. Und daß er seinen Gegnern Rehabeam und Huram nicht gewachsen war. Beide hatten es auf ihn abgesehen, jeder auf seine Weise. Es war ganz klar: Huram hatte das Heer nur deshalb nicht einberufen, um seine, des Königs, Schuld zu steigern und diese allen Israeliten vor Augen zu führen. Und deshalb galt: Solange Huram die Macht in Israel hatte, solange war er, der König, ohnmächtig. Bei jedem Mißgeschick und jedem Unglück würde immer er als Schuldiger dastehen. Und Huram als sein Ankläger.

Jerobeams Tatkraft, mit der er heimgekehrt war, schien ausgelöscht. Er litt schwer an seiner Erwählung, durch die ihn Jahwe mit Huram in ein gemeinsames Gespann gezwungen hatte. Er zweifelte an allem, nur nicht daran, daß er von Jahwe wirklich zum König Israels erwählt war.

36

Benjamin blieb in Rehabeams Besitz, denn Huram ging nicht von seiner Ansicht ab, daß Israels Krieger jetzt nicht einberufen werden konnten. Schallum hätte den Ältesten deshalb am liebsten in die Wüste gejagt. Er beklagte sich bei Jerobeam über die Macht dieses Mannes und gab in seiner Verbitterung dem Freund eine Mitschuld dafür, daß Israels König nur ein Schattendasein führte. „Ich habe es dir vorausgesagt", hielt er Jerobeam vor, „aber du hast meine Warnung in den Wind geschlagen. Ich habe dir geraten, den Bundesrat aufzulösen, statt dessen hast du dein Volk diesem Huram übergeben, einem Mann, der außer sich selbst niemanden gelten läßt. Wenn er wenigstens das Richtige täte! Aber er weiß gar nicht, was not tut. Du mußt diesen Mann entmachten, bevor er noch mehr Schaden anrichtet! Wenn du seine Willkür noch länger duldest, wirst du selbst scheitern! Wahrscheinlich will er das."

Jerobeam war am Verzweifeln. Schallum hatte recht. Und wenn er dessen Mahnung nicht befolgte, dann verlor er ihn gar noch als Freund und womöglich auch als Heerführer. Dann war er selbst Huram völlig ausgeliefert. Doch so einfach, wie sich das Schallum vorstellte, war der einflußreiche Älteste nicht niederzuringen. Hinter ihm stand der gesamte Bundesrat, trotz aller Meinungsverschiedenheiten im einzelnen. Und das Volk kannte und achtete ihn als unermüdlichen Streiter gegen die Jerusalemer Davididen, für ein eigenes, israelitisches Königtum. „Ich weiß so gut wie du, daß ich Hurams Macht brechen muß", entgegnete er Schallum. „Was du mir in Geser gesagt hast, habe ich nicht vergessen. Die Fesseln, die er mir angelegt hat, werde ich zerreißen. Vertrau mir! Laß ihn nicht auch noch zwischen uns beide treten und uns entzweien!"

Jerobeam wußte, daß hinter seinen Worten nur die Absicht stand, Schallum und sich selbst zu beruhigen. Wie er die Machtfrage für sich entscheiden sollte, dazu fiel ihm hier vor der vom Feind besetzten Festung Mizpa nichts ein.

Huram war aus dem Feldlager wieder verschwunden und ließ sich dort auch nicht noch einmal blicken. Aber Jerobeam und Schallum war es gleichgültig, ob er noch in Bet-El weilte oder nach Sichem zurückgekehrt war. Gemeinsam kontrollierten sie die Beobachtungsposten und beratschlagten, was in dieser mißlichen Lage zu tun sei. Im Grunde war es sinnlos, die gesamte Hundertschaft Soldaten hierzulassen. Einem eventuellen Angriff Rehabeams konnte sie nicht standhalten, und als Kundschafter genügten an die zwanzig Mann.

Eines Nachts wurden zwei feindliche Späher gefangen. Nachdem man sie zum Reden gebracht hatte, sagten sie aus, nichts deute darauf hin, daß ihr König einen Vorstoß auf efraimitisches Gebiet plane. Falls das stimmte, so meinten Jerobeam und Schallum, bestätigte es ihre Absicht, mit der Masse der Hundertschaft nach Sichem zurückzukehren. Am Morgen ließen sie das Lager abbrechen. Die Spione wurden getötet.

Huram hatte sich nach dem Zusammenstoß mit Jerobeam heimbegeben. Aber der Anblick des Königs war ihm so verleidet, daß er nicht abwartete, bis dieser ebenfalls in Sichem eintraf. Er nahm seine Frau sowie Knecht und Magd und ging nach Tappuach zu seinen Söhnen. Dort wollte er sich in Ruhe auf die bevorstehende Zusammenkunft des Bundesrates vorbereiten. Noch im Feldlager bei Bet-El hatte er Jerobeams Bericht über die Ergebnisse der Reise entgegengenommen und die eigenwilligen Friedensbotschaften an Tyros und Damaskus zornig dem Schuldkonto des Königs hinzugefügt.

Seine Überzeugung festigte sich immer mehr, daß der Falsche Israels König geworden war. Jerobeam hatte seine Erwartungen enttäuscht. Wo der Mann aus Zereda stand und ging, mißachtete er den Bundesrat und übertrat jene Grenze, die ihm die Ältesten gezogen hatten. Geschworen hatte er, dem Bundesrat gehorsam zu sein, aber als er an Rehabeam, an Tyros und Damaskus seine Botschaften geschickt hatte, da war sein Eid vergessen. Und was noch ärger war: Er verbrüderte sich mit den Salomoknechten Ochran und Rimmon! Und das Allerschlimmste: Vor Rehabeam hatte er sich in den Staub geworfen und ihm Benjamin ausgeliefert! Aber das alles war im Grunde nicht verwunderlich. Jerobeam war ja ein Knecht des Davidhauses gewesen. Huram steigerte sich in einen solchen Haß hinein, daß er seinem ehemaligen Günstling den Tod wünschte. Unermüdlich und unbeugsam hatte er dafür gekämpft, diesen Jerobeam zum König zu machen und sich selbst, den Klügsten der Israeliten, zum Lenker des Königs. Aber niemand hatte ihn je so enttäuscht wie dieser kleine Bauaufseher. Am Anfang hatte der den Bescheidenen gespielt, und nun, da er den Titel eines Königs trug, versuchte er, ihn, Huram, das Herz des Widerstandes gegen Salomo, zu hintergehen. Was maßte dieser Mensch sich an? Einem Ältesten ungehorsam zu sein, das hieß, die heilige Ordnung des Stämmebundes Israel aufzulösen!

Jerobeam mußte als Verräter angeklagt und gesteinigt werden, zu dieser Schlußfolgerung gelangte Huram. Der Haken daran war nur, daß die Amtsbrüder einem solchen Urteil nicht zustimmen würden. Immerhin hatte der Treulose versucht, Salomo zu töten, und er galt deshalb dem Volk als einer der Helden Israels. Vielleicht pflichtete Malkiel einem Todesurteil bei. Aber Tilon und Pagiel trotz ihrer Abneigung gegen den König wohl nicht. Die Ruhe im Lande war ihnen wichtiger als die Gerechtigkeit, denn sie wollten bei der Mehrung ihres Reichtums nicht gestört sein.

Und noch etwas ließ Huram zweifeln, ob eine schimpfliche Hinrichtung Jerobeams, ja sogar schon dessen Absetzung als König, überhaupt möglich war. Diese Bedenken kamen nicht von außen, sondern sie saßen tief in seinem Innersten. Er dachte an die Begegnung in Geser, als Jerobeam aus Ägypten zurückgekehrt war. Der Heimkehrer hatte ihm seine Erwählung durch Jahwe berichtet, und er selbst hatte in einer Aufwallung seines leidenschaftlichen Verlangens, die Herrschaft der Davididen zu stürzen und ein eigenes, israelitisches Königtum aufzurichten, sich zur göttlichen Beglaubigung seines eigenen Kampfes bekannt. Er hatte damals angenommen, daß der Salomo-Attentäter wie ein geduldiger Esel sei, der willig den beladenen Karren zieht und der Lenkung durch seinen Herrn gehorcht. Wahrscheinlich hatte er Jerobeams Behauptung, erwählt zu sein, ein wenig voreilig beigestimmt. Wie aber nun, wenn der Mann aus Zereda tatsächlich von Jahwe erwählt war? Das war eine wirklich quälende Frage, und sicher beschäftigte sie auch seine Amtsbrüder. Doch wenn Jerobeam erwählt war, dann mußte ja auch Jahwe seinen Irrtum erkennen und seinen Günstling aufgeben. In diesem Fall könnte er, Huram, sich für das Werkzeug des Gottes Israels halten und mit dem Sturz des unwürdigen Königs nicht nur dem eigenen Wunsch nachgeben, sondern den Willen Jahwes vollstrecken.

Doch wer sollte nach Jerobeam König werden? Ob Jahwe etwa ihn selbst im Auge hatte? Huram mochte über diese Frage nicht weiter nachdenken. Denn seine Abneigung gegen die eigene Übernahme der Königswürde saß zu tief. Sich sah er als denjenigen, der die Aufgaben stellte und die Maßnahmen festlegte, und den König als jenen, der die Anweisungen ausführte und für deren Erfolg oder Mißerfolg verantwortlich war. Das war die Verfassung, in der Jahwe Israel sehen wollte. Für Huram war diese Überzeugung ein Fundament seiner Lebenseinstellung.

Er nahm sich vor, dem Bundesrat Jerobeams Absetzung vorzuschlagen. Warum sollte denn nicht erneut ein Jahr vergehen, in welchem Israel königslos war? Wenn die Annahme richtig war, daß auch Jahwe seinen Erwählten verworfen hatte, dann würde der Gott auf einen neuen Mann weisen, mit dem man es versuchen konnte. Nachdem Huram mit seinen Überlegungen so weit gekommen war, sah er der Bundesratssitzung einigermaßen gleichmütig, ja sogar zuversichtlich entgegen.

Ganz im Gegenteil zu seinem Kontrahenten, über dessen Haupt sich das Unheil in solch gnadenloser Weise zusammenzog. Denn Jerobeam ahnte Hurams Gedanken und fürchtete die bevorstehende Versammlung. Nicht allein deshalb, weil er sich als Angeklagten sah und weil er nicht wußte, ob seine Verteidigung den Angriffen der Ältesten standhalten würde. Nein, ihm bangte auch davor, daß Jahwe selbst in schrecklicher Weise eingreifen könnte. Zwar zu seinen, Jerobeams, Gunsten, denn er war der Erwählte des Gottes und hatte seinen Eid nicht gebrochen. Aber wenn Jahwe unter die heuchlerischen Würdenträger mit seinem Gottesschrecken fuhr, so konnte das den Umsturz der bestehenden Ältestenordnung in ihrer Gesamtheit nach sich ziehen. Und ob er selbst dann der neuen Situation Israels gewachsen war?

Er bat Schallum und Bedan, die Soldatenunterkünfte ohne ihn fertigzustellen, und verließ Sichem wie vor ihm Huram. Mit Ketura und Ard ging er nach Zereda, um dort im Heimatdorf jene Tatkraft wiederzufinden, die ihn in Hazor und Dan, in Penuel und Ramot erfüllt hatte.

Die Leute von Zereda ließen ihre Arbeit auf den Tennen liegen, als ihnen umherstreifende Kinder zuriefen, daß Jerobeam und Ketura aufs Dorf zuritten. Sie liefen den Heimkehrern entgegen und begrüßten diese fröhlich. Und gleich am ersten Abend sammelten sich die Männer um Jerobeam und die Frauen um Ketura, und beide mußten von ihrer großen Reise erzählen, von der das Gerücht auch hierher gedrungen war. Die Männer wollten vor allem auch wissen, ob es wahr sei, daß der Salomosohn die Städte Benjamins erobert habe. Jerobeam bestätigte das, und er sparte nicht mit Vorwürfen gegen Huram, weil der sich geweigert hatte, trotz der Druschzeit die Israeliten noch einmal in diesem Jahr zu den Waffen zu rufen, um die Benjaminiten zu befreien. Die Männer schüttelten befremdet die Köpfe, und Bohan knurrte: „Das verstehe, wer will."

Den zweiten Abend verbrachte Jerobeam zum Leidwesen seiner Mitbürger allein am Grab seiner Familie. Wie er in Dan gelobt hatte, brachte er dem Geist seines Vaters ein Trankopfer dar und bat ihn um Verzeihung, daß er das seit Eris Tod nicht längst schon getan hatte. Er berichtete dem Geist von seinem mißglückten Anschlag auf König Salomo, von seiner Flucht nach Ägypten und von seiner Königswürde, die Jahwe ihm auferlegt habe. Aber er war wenig bei der Sache, denn während er sprach, glitten seine Gedanken immer wieder weit zurück bis in die Kindheit. Er versuchte, sich an seinen Vater zu erinnern, aber das gelang ihm nicht. Weder wie Nebat ausgesehen hatte noch wie er gewesen war, wußte er noch. Die Vaterstelle an ihm hatte ja sein Bruder Eri versehen. Aber es stärkte ihn, daß er dennoch die Sohnespflicht erfüllt hatte und damit nun voll und ganz Eris Platz einnahm und zur Ahnenreihe der Familie gehörte.

Nun war er jeden Tag mit den Männern des Dorfes zusammen. Er scheute sich nicht, auf der Tenne und bei der Einlagerung des Erntegutes mit Hand anzulegen. Ira, sein Verwalter, freute sich über die Hilfe, und daß er manches, was Jerobeam tat, noch einmal tun mußte, weil der Freund weniger Geschick denn je zur bäuerlichen Arbeit zeigte, das machte ihm nichts aus. Und den Mitbürgern, die den arbeitsamen König bewunderten, verriet er nichts von dessen Unbeholfenheit.

Abend für Abend mußte Jerobeam erzählen. So erfuhr Zereda auch, wie sich Huram im Sichemer Königspalast eingenistet hatte, und die Männer lachten, als sie hörten, wie Jerobeam dem Ältesten mit der Einquartierung der Soldaten im Palast seine Dreistigkeit vergolten hatte. Sie stellten sich vor, wie die Krieger durch Haus und Hof lärmten und Huram die Nachtruhe raubten, und lachten noch mehr. Ein andermal erzählte Jerobeam von seiner Friedensbotschaft an Rehabeam und von seiner Unterredung mit dem Salomosohn zwischen den beiden feindlichen Heeren. Er schilderte die gereckte Körperhaltung des Judäerkönigs, dessen federnden Gang, der ihm aber schon sichtlich schwerfiel, sein feistes Gesicht unter der schwarzen Perücke, die Schweißperlen, die unter der künstlichen Haarpracht hervortropften, und diesmal galt das Gelächter der Zuhörer dem Davidenkel, der an Israel gescheitert war, auch wenn er momentan Benjamins Land besetzt hielt. Aber dann wiederholte Jerobeam die Vorwürfe, die Huram ihm wegen des Versuchs, Frieden mit dem Haus Davids zu schließen, gemacht hatte, und die Drohungen, die er ausgestoßen hatte, und die Gesichter um ihn wurden ernst.

„Ich verstehe Huram nicht", sagte Bohan, und die anderen nickten beifällig. „Erst kämpft er darum, daß du König wirst, und jetzt verleumdet er dein Tun und rollt dir Steine in den Weg."

Jerobeam erklärte, wie er die Anfeindungen des Würdenträgers verstand: „Er glaubt, daß ich mich über die Ältesten erheben will. Er bangt um den Bestand der althergebrachten Ordnung in Israel, und vor allem fürchtet er um seine eigene Macht. Die ist ihm noch wichtiger als Israels Wohlfahrt."

Bohan starrte den König an. „Jerobeam, das ist eine schlimme Beschuldigung“, erwiderte er zögernd. „Jeden anderen würde ich für eine solche Rede tadeln. Aber dir muß ich leider zugestehen, daß du recht hast. Auch ich habe ja seinen Hochmut kennengelernt.“

Den Dorfbewohnern gingen seine Worte durch und durch. So hatten sie ihn noch nie über Huram sprechen hören. Stets hatte er darauf geachtet, daß die Würde eines Ältesten nicht befleckt wurde.

Einer der jüngeren Männer meinte, als befrage er sich selbst: „Kann man einen Ältesten nicht absetzen? Und einen anderen wählen?“

Als ob er nicht soeben Jerobeams Kritik an Huram bestätigt hätte, fuhr Bohan den Frager an: „Mäßige dich! Du sprichst nicht über einen beliebigen Würdenträger!“

Aber Jerobeam scheute sich nicht, die gewagte Frage aufzugreifen. „Wir alle wissen“, sagte er, „daß ein Ältester nur so lange sein Amt behält, wie ihn seine Dorf- oder Sippengenossen darin anerkennen. Huram ist Sprecher des Bundesrates. Er ist das als einer der Stammesältesten Efraims. Gesetzt den Fall, man will ihm seine Mitgliedschaft im Bundesrat nehmen – zwei Wege sehe ich dafür. Entweder einigen sich die Stammesältesten Efraims darauf, Huram abzuberufen und einen anderen aus ihrer Mitte in den Bundesrat zu schicken, zum Beispiel Deker aus Schilo, der ein zurückhaltender und besonnener Mann ist. Aber dieser Weg ist ungangbar, denn eigentlich vertritt ja Malkiel den Stamm Efraim im Bundesrat, und Huram ist nur dort, weil er sich selbst hineingedrängt hat. Efraim kann ihn also gar nicht abberufen. Oder, was den zweiten Weg anbetrifft, um Huram sein Amt zu nehmen: Unsere Sippe müßte ihn als unseren Vorsteher absetzen. Dann wäre er keiner der Stammesältesten Efraims mehr und müßte den Bundesrat verlassen, denn nur Stammeshäupter sitzen in ihm. Doch wer würde das Wort gegen ihn öffentlich zu erheben wagen? Und wer würde sich einem Aufruf zu seiner Absetzung anschließen? Efraim achtet Huram, und das nicht ohne Grund. Ist er nicht der eigentliche Befreier Israels von der Herrschaft der Davididen?“

Als Jerobeam seinen Gedankengang beendet hatte, saßen die Männer schweigend da. Es war, als zöge ein kalter Hauch über die Köpfe. Doch dann warf einer ein: „Der Befreier Israels bist doch du, Jerobam!“

Die Erstarrung der Versammelten lockerte sich ein wenig. Bohan erklärte: „Sie sind beide Israels Befreier, Jerobeam und Huram. Beiden gilt die Achtung der Israeliten. Deshalb ist ja der Riß zwischen beiden so schrecklich. Und deshalb können wir nicht gegen Huram vorgehen – Jerobeam hat recht.“

Niemand hatte Lust, das Thema weiter zu erörtern. Es lag etwas in der Luft wie ein lästerlicher Fluch, den man erwogen, aber nicht auszusprechen gewagt hatte, und das weckte Unsicherheit und Beklemmung. Still gingen die Männer auseinander.

Am nächsten Tag nahm Bohan Jerobeam beiseite. „Wie können wir dir helfen?“ fragte er. „Soll ich hingehen und mit Huram ein ernstes Wort sprechen?“

„Nein“, entschied Jerobeam. „Das würde die Sache nur schlimmer machen. Ich muß allein mit ihm fertigwerden. Jahwe wird richten zwischen ihm und mir.“

Bohan meinte: „Du hast doch Freunde unter den Männern, die den Bundesrat bilden. Ob sie dir nicht beistehen werden, wenn Huram dich anklagen will?“

Jerobeam nickte. „Darauf vertraue ich. Jahwe wird sie anspornen, sich Huram und Malkiel und Tilon in den Weg zu stellen. Diese drei sind meine Feinde. Huram kann Israel mehr schaden als Rehabeam. Denn daß der Salomosohn unser Feind ist, das wissen alle. Aber wer mißtraut jenem Mann, der Rehabeams Königtum verhindert und statt seiner mich zum König gemacht hat?“

Bohan seufzte. Wie klar war früher die Lage gewesen! Man hatte mühelos zwischen Freund und Feind unterscheiden können. Aber heute? „Zähle auf deine Heimat Zereda!“ versprach er Jerobeam. „Wir sind für dich da, wenn du uns brauchst.“

Jerobeam war nicht recht wohl, als er das Gespräch im großen Kreis vom Abend vorher noch einmal überdachte. Hatte er nicht zuviel gesagt? Wenn nun einer der Mitbürger Huram hinterbrachte, daß der König seine Absetzung als Bundesratsmitglied erörtert hatte! Zuträger fanden sich überall, warum nicht auch hier? Dann konnte Huram ihn abermals als Verräter anklagen. Und in diesem Fall sogar mit einiger Berechtigung. Bohan hatte vorhin das Richtige getroffen: Ohne die Hilfe der Anhänger im Bundesrat war er verloren. Wenn diese ihn jedoch beschützten und Hurams Gehässigkeiten Einhalt geboten, dann konnte er langfristig versuchen, die Macht des Rivalen zu untergraben und ein normales Verhältnis zwischen König und Bundesrat herzustellen. Nicht der König eine Stufe unter dem Bundesrat, sondern beide auf gleicher Höhe, und die Ältesten als Berater des Königs und seine verlängerten Arme ins Land hinaus – so stellte er sich ein gedeihliches Zusammenwirken vor.

Eines Tages erschienen in Zereda die beiden Daniter, die Jerobeams Botschaft nach Tyros gebracht hatten. Sie waren in Sichem gewesen, und Schallum hatte sie hierhergeschickt. Jerobeam atmete auf, sein Schreiben war also angekommen. Würde die Entgegnung im gleichen, freundlichen Ton gehalten sein? Aber es stellte sich sogleich heraus, daß die Boten gar keinen Antwortbrief mitgebracht hatten. Und den König von Tyros hatten sie nicht einmal zu Gesicht bekommen.

Ein Beamter hatte ihnen aufgetragen, König Jerobeam für seine Botschaft herzlich zu danken. Der König von Tyros werde im nächsten Jahr einen Gesandten zu ihm nach Sichem schicken, und der werde ein Antwortschreiben mit sich führen. Der König von Israel möge dafür Verständnis aufbringen und der Botschaft froh entgegensehen.

Jerobeam war enttäuscht. Und er war unsicher, ob unter Königen ein solches Verfahren üblich war oder ob es eine Kränkung darstellte. Wollte der Phönizierkönig erst einmal beobachten, ob sich der neue König von Israel überhaupt hielt? Hatte etwa Pagiel, der Geschäftsfreund von Tyros, seine Hand im Spiel? Er verscheuchte die Fragen vorerst und bat die beiden Brüder, ihm von Tyros zu erzählen. Die kamen ins Schwärmen. Begeistert schilderten sie die Größe der Inselstadt, ihre ragenden Mauern und Türme, den prunkvollen Tempel des Stadtgottes und vor allem die beiden Häfen mit dem Gewimmel der Schiffe, deren Bäuche Kostbarkeiten bargen, für deren Schilderung den Erzählern die Worte fehlten.

Jerobeam hörte voller Interesse zu. Mußte einem König, der über derartigen Reichtum verfügte, nicht der Sichemer König auf seinem kargen Bergland wie ein Bettler vorkommen, wenn der sich Handelsbeziehungen mit Tyros wünschte? Wahrscheinlich sollte der Gesandte, der angekündigt war, sich im Lande umsehen und prüfen, ob sich ein Handel mit dem armen Israel überhaupt lohnte. Jerobeam schenkte den beiden Danitern je einen bronzenen Armreif, Stücke, die ihm selbst auf seiner Reise verehrt worden waren, und entließ sie mit herzlichen Grüßen an Usija und Gerschom und alle ihre Mitbürger.

Einige Wochen vergingen, die fröhliche Weinlese begann unterdessen, aber Jerobeam hielt es nun nicht mehr in Zereda. Seine Furcht vor Huram spürte er kaum noch. Die Gespräche mit seinen Sippenbrüdern hier in Zereda und besonders mit Bohan, dem väterlichen Freund, hatten ihm neuen Mut gegeben. Und zuletzt und vor allem hatte er ein Zeichen Jahwes empfangen. Ketura hatte ihm zärtlich zugeflüstert, daß sie erneut schwanger sei. Nun also, so redete er sich ein, würde er den ersehnten Sohn bekommen. Falls er mit Huram fertigwurde, dann könnte dieser Sohn sein Nachfolger werden, der das Werk der Einigung Israels in Gleichheit und Freiheit fortsetzte und vollendete. Wie er jene Zeit schon jetzt herbeiwünschte, da er Vater war! Dann würden die Israeliten seine Familie mit Fug und Recht als „Haus Jerobeams“ bezeichnen können.

Als er mit Ketura und Ard in Sichem eintraf, waren die Soldaten und ein Trupp junger Sichemiten dabei, mit den Ziegeln, die sie inzwischen hergestellt hatten, die Wände der Garnisonsgebäude hochzumauern. Die Arbeit ging zügig voran. Bald konnten die Dachbalken aufgelegt werden. Schallum war zufrieden, und Jerobeam freute sich. Huram war noch immer in Tappuach. Bedan berichtete jedoch, daß der Sprecher des Bundesrates von dort aus bereits Boten mit der Einladung zur Ratssitzung ausgesandt hatte.

Jerobeam setzte sich mit Hillel über die Liste der königlichen Landgüter, die der Schreiber vervollständigt und ins reine gechrieben hatte. Die Erträge der Ländereien würden sicherlich ausreichen, um die Versorgung der Sichemer Garnison für den größten Teil des Jahres abzudecken. Nur die Zerstreuung der Besitztümer im Lande bereitete Kopfzerbrechen. Salomo hatte seine Statthalter gehabt, die ihm außer den Abgaben aus den Städten und Dörfern sicherlich auch die Ernte der königlichen Güter nach Jerusalem gesandt hatten. Jetzt aber gab es keine Statthalter mehr, und die Stammesältesten ging der Besitz des Königs nichts an. Jerobeam sah sich in seinem Vorhaben bestätigt, einen obersten Verwalter einzusetzen.

Er überlegte ein Weilchen, wen er mit dieser Aufgabe betrauen könnte, und ging schließlich zu Bedan und trug ihm dieses Amt an. Der Älteste war aufs äußerste verwundert, aber Jerobeam spürte, daß er sich zugleich geehrt fühlte. Zunächst lehnte er jedoch ab. „Ich bin der Älteste der Sichemiten im Stamm Manasse. Wie soll ich da auch noch königlicher Beamter sein?“

Jerobeam ließ sich durch diesen Einwand nicht von seinem Wunsch abbringen. „Bedan, du hast bewiesen, daß du ein kluger und redlicher Mann bist, der nicht nur Sichem, sondern ganz Israel überblickt. Ich habe Vertrauen zu dir.“

Bedan zeigte keine rechte Freude über dieses Lob. „Was wird Huram dazu sagen?“ meinte er. „Du weißt, daß er mich haßt, weil ich früher Rehabeams Königtum befürwortete. Und weil ich vor ihm Sprecher der Ältestenversammlung war.“

Jerobeam zeigte Erstaunen. „Was hat das, worum ich dich bitte, mit Huram zu tun? Meine Beamten gehen weder ihn noch den Bundesrat etwas an.“

Bedan zierte sich noch eine Weile. Er sei fünfzig Jahre alt, und das sei ein Alter, in welchem das Reisen bereits beschwerlich falle. Und er sei zu gutmütig. Aber Jerobeam ließ beides nicht gelten. Gutmütig sei nicht nachsichtig, sondern Güte zeuge von Menschenliebe und mache die Herzen geneigt. Und was das Alter anbetreffe, so solle sich Bedan einen jungen Gehilfen heranbilden, der ihm dann manche Kontrollreise abnehmen könne.

Am Ende sagte Bedan ja, und Jerobeam hatte seinen dritten Minister gewonnen.

Dann kam der Tag heran, an dem der Bundesrat zusammentrat. Für Huram war es der Tag der Abrechnung mit dem aufsässigen König, für Jerobeam war es der Tag der Rechtfertigung. Bis

zuletzt hatte er gehofft, daß ihn Antwort wie aus Tyros auch aus Danaskus erreichte, aber kein Bote hatte sich eingefunden. Das war beunruhigend. Hatte ihn Rimmon etwa doch hintergangen?

Die Ältesten versammelten sich wie bei ihrer ersten Zusammenkunft nach Salomos Tod im düsteren Audienzsaal des Salomopalastes, den die Soldaten rechtzeitig geräumt hatten. Auch sonst war vieles wie damals. Die Sitze standen im Kreis, und in die Mitte war ein Tischchen gerückt, auf dem Krüge mit Wasser und Wein und Schalen mit Honiggebäck standen. Huram wollte kein schlechterer Gastgeber sein als seinerzeit Rehabeam.

Und noch etwas erinnerte an die erste Ältestenversammlung. Damals stritten die Würdenträger um Hurams Teilnahme, heute um die Anwesenheit Jerobeams. Denn der hatte schon eine Woche vor der Tagung von Huram gefordert, den Beratungen beiwohnen zu dürfen. Schließlich ging es um seine Taten und um seine Zukunft. Huram war jedoch der Auffassung gewesen, daß der Bundesrat nicht des Königs bedürfe, um zu sachgerechten Urteilen und Entscheidungen zu kommen.

Nun saß Jerobeam trotz Hurams Ablehnung inmitten der Ältesten und hoffte, daß deren Vernunft den Starrsinn des Vorsitzenden brechen würde. Alle außer Malkiel und Tilon hatten ihn freundlich begrüßt, auch Segub und Pagiel, und an seinem Hiersein offenbar keinen Anstoß genommen. Von Benjamin war kein Vertreter erschienen, oder war vielleicht gar keiner eingeladen?

Hurams Grußworte an die Versammlung fielen kurz aus. Und sofort im Anschluß daran forderte er Jerobeam auf, sein Versehen zu korrigieren und den Saal zu verlassen, bis man ihn rufen werde.

Jerobeam wandte sich mit seiner Antwort an alle: „Als ihr vor einem Jahr Jahwes Willen erfülltet und mich zum König salbtet, da war keine Rede davon, daß ihr eure Beratungen ohne mich abhaltet. In der heutigen Zusammenkunft wollt ihr prüfen, ob meine bisherigen Taten mit meinem Eid übereinstimmen. Und das soll hinter meinem Rücken geschehen? Das kann nicht sein. Ich bitte euch deshalb, Hurams Antrag zurückzuweisen."

Sofort murrte Malkiel etwas von Anmaßung und Hochmut, aber dann sprachen sich einer nach dem anderen für Jerobeams Verbleiben aus, außer Tilon. Huram erkannte voller Bestürzung, daß er die Stimmung der Amtsbrüder falsch eingeschätzt hatte. Ob er hätte verhindern sollen, daß der König ins Land hinauszog und sich bei den Ältesten mit wer weiß was für Versprechungen anbiederte? Er sah sich genötigt, in seiner Gesprächsführung Vorsicht walten zu lassen und auch zunächst keine Strafe für den ungetreuen König vorzuschlagen.

„Nun gut", lenkte er ein, „soll Jerobeam von Anfang an bei uns sitzen. Ich wollte ihn ja nur schonen, denn was ich euch mitteilen muß, das wird ihn belasten." Und er berichtete, wie im vergangenen Frühjahr die Heere Israels und Judas vor Gibeon zum Kampf angetreten waren und wie Jerobeam den sicheren Sieg über Rehabeam durchkreuzt hatte. Und weiter, wie jetzt, da Israel im Vertrauen auf Jerobeams Friedensgeflunker wehrlos war, der Salomosohn Benjamin überfallen und das Land des Stammes an sich gerissen hatte. Und schließlich kam er auf die Botschaften, die Jerobeam ohne Abstimmung mit dem Bundesrat an die Könige von Tyros und Damaskus geschickt hatte. Daß die Garnisonen von Megiddo und Hazor dem König Treue gelobt hatten, erwähnte er nicht. Dann faßte er zusammen: „Jerobeam ist schuld daran, daß unser Todfeind Rehabeam den Stamm Benjamin aus dem Israelbund herausbrechen konnte. Er paktiert mit den Salomoknechten, indem er die früheren Statthalter Ochran und Rimmon zu seinen Botschaftern machte. Er mißachtet den Bundesrat und begeht eine Eigenmächtigkeit nach der anderen. Er hat seinen Königseid, den er vor Jahwe geschworen hat, gebrochen. Wie nennt man einen Würdenträger, dem solche Vergehen anzulasten sind?" Er schlug vor, zuerst nur über die Vorwürfe gegen den König zu beraten und zu einer Entscheidung darüber zu kommen. Danach sollte erörtert werden, wie im nächsten Jahr Benjamin zu befreien sei.

Jerobeam hatte eine Rede in der Art, wie er sie soeben gehört hatte, erwartet, aber dennoch fühlte er sich mit massiver Wucht getroffen. Huram wußte, wie man Stimmung gegen einen Widersacher erzeugt. Wie würden die anderen Ältesten die Sachlage sehen? Wann sollte er selbst das Wort nehmen, um sich zu verteidigen?

Als erster meldete sich Usija zu Wort. Jerobeam atmete auf. „Gibt es für ein freies Volk etwas Süßeres als den Frieden?" fragte der Danit und reckte den Kopf zustimmungsheischend in die Runde. Er sprach Huram an: „Du hast Israel auf seine eigenen Füße gestellt, und nun will Jerobeam dein Werk fortsetzen und Israel den Frieden bewahren und sichern. Was ist daran schlecht? Warum klagst du Jerobeam dafür an?" Er pries die ehrliche Friedensliebe des Königs und teilte mit, daß Jerobeam ihn wegen der Botschaft an Tyros um Rat gefragt und er als Mitglied des Bundesrates ausdrücklich zugestimmt habe. Und schließlich würdigte er, daß der König die Garnison der Festung Hazor für Israel gewonnen habe.

Baaljada schloß sich sogleich an und berichtete das gleiche von der Garnison Megiddos. Und er lobte das Geschick des Königs im Umgang mit den Städten, wie sich auch in Bet-Schean gezeigt habe.

Abdon fragte: „Huram, wie stellst du dir vor, daß Jerobeam jedesmal den Bundesrat befragen soll, wenn er etwas tun möchte? Willst du uns denn alle paar Wochen zusammenrufen? Oder meinst du mit dem Bundesrat etwa nur dich allein?“ Und er verteidigte die Gesandtschaft des Königs an Damaskus, wofür Rimmon der geeignete Mann sei, und er bekannte, daß er wie Usija dazu ja gesagt habe. Jerobeam hörte voller Erstaunen das Lob für den Ex-Statthalter von Ramot.

Schobab meinte: „Wer Frieden will, muß dem Gegner vertrauen. So hat der König dem Kommandeur Puwa von Megiddo vertraut, und Wochen vorher dem Salomosohn Rehabeam. Daß dieser ihn hinterging, ist das Jerobeams Schuld?“

Jerobeam hörte voller Freude, wie die Ältesten einer nach dem anderen zu seinen Gunsten sprachen. Huram würde mit seiner Anklage eine Niederlage erleiden. Doch halt, noch hatten sich ja nicht alle geäußert! Schon machte Tilon den Mund auf.

Der Älteste des Stammes Naftali hatte jedoch die Stimmung der Runde erkannt und erging sich nicht in direkten Vorwürfen gegen Jerobeam. Er sagte, daß Vertrauen nur demjenigen zukomme, der es verdiene, und der König von Damaskus gehöre nicht zu den Vertrauenswürdigen. Jerobeam werde sich davon überzeugen.

Ähnlich äußerte sich auch Segub. Wie Tilon die Aramäer, so nannte er die Moabiter heimliche Feinde Israels, und gegen diese müsse der König Israels sich kriegerisch zeigen.

Endlich bequemte sich auch Bedan zur Stellungnahme. Er gab seiner Zufriedenheit mit der Beratung Ausdruck. „Jeder von uns sagt hier frei seine Meinung zum Tun und Lassen des Königs, und das ist gut so. Und zwar deshalb, weil sich darin zeigt, daß der Bundesrat wir alle sind. Unsere gemeinsame Auffassung gilt, und nicht deine allein, Huram! Du hast Jerobeam Eigenmächtigkeit und Mißachtung des Bundesrates vorgeworfen. Dasselbe kann ich dir nachsagen. Als Jerobeam Ochran zu Rehabeam geschickt hatte, um den Salomosohn zu bewegen, sich Jahwes Willen zu beugen und auf Israel zu verzichten, da warst du mit dem Wort Verrat rasch zur Hand. Und du verstiegst dich zu schlimmen Drohungen gegen Jerobeam, ohne abzuwarten, wie wir anderen die Sache sehen. Das nenne ich Mißachtung des Bundesrates. An Jerobeam, dem von Jahwe Erwählten, kann ich dergleichen nicht finden, warum nicht, das haben hier andere besser begründet, als ich es könnte. Und etwas in eigener Sache will ich euch noch mitteilen. Weil ich Jerobeam achte und von seinem Geschick, Israels König zu sein, überzeugt bin, habe ich ihm zugesagt, sein Aufseher über die ehemals Salomo gehörenden königlichen Ländereien zu werden. Ich werde dafür sorgen, daß deren Erträge ungeschmälert den Garnisonen zufließen.“

Man meinte, Hurams Zähne knirschen zu hören, als er der Rede seines Gegners lauschte. Das Blut schoß ihm ins Gesicht. Aber als er sah, daß Malkiel sprechen wollte, bezwang er sich und schwieg.

Doch der Alte aus Bet-El fiel weder über Bedan her noch unterstützte er Hurams Anklage. „Ich habe euch gewarnt“, knurrte er nur. „Ihr wolltet einen König. Jetzt habt ihr einen und seid über ihn entzweit, anstatt zusammenzustehen und das Räubernest Jerusalem in Brand zu stecken. Ich sage euch: Ein König ist wie eine Krankheit. Er ist eine Beule an Israels Körper, die man herausschneiden muß. Nur so bewahren wir unsere Freiheit, nur so werden wir über unsere Feinde siegen.“

Huram runzelte die Stirn. Warum sprach der Jerobeamgegner nicht deutlichere Worte? Ärgerlich schaute er in die Runde. Alle hatten sich geäußert, außer Pagiel. Er forderte den Ascheriten auf, auch seine Meinung kundzutun, und er hoffte auf einige abfällige Bemerkungen über Jerobeam. Aber Pagiel verdrehte nur widerwillig die Augen, und es sah aus, als wolle er gar nichts sagen. Aber dann rang er sich doch einen Satz ab: Ein König, der friedlichen Handel wolle, sei ihm lieber als einer, der zum Krieg gegen die Nachbarn aufhetze.

Jerobeam war mit der Debatte äußerst zufrieden und bat nun die Ältesten, daß er selbst sich auch gegen Hurams Anklage verteidigen dürfe, obwohl hier bereits soviele Würdenträger sich für ihn eingesetzt hätten. Er beteuerte, daß sein Herz rein sei von Widersetzlichkeit gegen den Bundesrat, daß in seinem Herzen vielmehr der Eid lebendig sei, den er Jahwe anläßlich seiner Salbung geschworen habe. Dann bekannte er, daß es ein Fehler gewesen sei, Rehabeam zu vertrauen. Und er befürwortete einen Feldzug, um Benjamin in den Israelbund heimzuholen. Er verteidigte seine Botschaften an Tyros und Damaskus und forderte zugleich eine Erhöhung der Wachsamkeit im Norden und Osten gegen Aramäer und Moabiter. Die meisten der Ältesten nickten zu seiner Rede und fanden daran nichts auszusetzen.

Huram mußte seine Absicht aufgeben, Jerobeam erneut einen Verräter zu nennen und seine Absetzung zu fordern. Um sein Gesicht zu wahren, ermahnte er den König streng, stets an seinen Eid zu denken und alles, was er tun wolle, dem Bundesrat vorzutragen. Über die ehemals der Davidfamilie gehörenden Ländereien und Bedans Ministeramt verlor er kein Wort. Und als ob er die Auseinandersetzung mit der Amtsführung des Königs rasch hinter sich lassen wollte, ging er unvermittelt zur Beratung der kommenden Aufgaben über. Er stellte den Antrag, im zeitigen Frühjahr das Heer einzuberufen und Benjamin zu befreien.

Alle stimmten zu, außer Tilon. Er brauche seine Krieger im eigenen Land, so begründete er die Weigerung, um einen möglichen Aramäerangriff abzuweisen. Jerobeams Botschaft an Damaskus sei ein Eingeständnis von Schwäche und geradezu eine Einladung, Israel zu verwüsten.

Auch Pagiel zeigte keine Lust, seine Krieger aufzubieten. Rehabeam habe, wie er höre, nur geringe Kräfte in Benjamins Land, und für ihre Vertreibung bedürfe man seiner ohnehin kleinen Mannschaft ganz sicherlich nicht.

Usija warf bissig ein: „Deine Mannschaft ist deshalb so klein, weil deine Leute lieber Tyros dienen als Israel."

Aber schließlich blieb es dabei, daß Israels Heer ohne die Krieger Naftalis und Aschers ins Feld ziehen würde. Jerobeam überlegte, ob er die Aufstellung einer zweiten Hundertschaft Soldaten zur Sprache bringen sollte. Doch bei seiner Einsetzung waren ihm ja bereits zweihundert ständige Waffenträger zugestanden worden, und die Ältesten hatten gestern die neuen Unterkünfte besichtigt und gesehen, daß diese auf Zuwachs hin gebaut waren. Wozu also noch einmal die Gegner reizen?

Als die Versammlung gegen Abend abgeschlossen wurde, war Jerobeam hochzufrieden. Er hatte Hurams Angriff standgehalten. Seine Maßnahmen waren von der Mehrzahl der Würdenträger unterstützt worden. Jahwe hatte ihm geholfen und den Verstand dieser Männer erleuchtet.

Huram dagegen war im höchsten Grade verärgert. Dieser Jerobeam begann ihm wahrhaftig über den Kopf zu wachsen. Wie hatte er sich in dem harmlosen Aufseher nur derartig täuschen können! Was für eine Machtgier dieser Mann entwickelte! Malkiel hatte recht: Israel war krank. Es litt unter seinen Königen. David hatte die Jugend Israels in seinen Eroberungskriegen dem Schlachtentod preisgegeben. Salomo hatte Israels Reichtum und Kraft für seine Bauwut aufgebraucht. Dieser Jerobeam aber übertraf seine beiden Vorgänger noch. Für seine Friedensidee lieferte er womöglich ganz Israel Stamm für Stamm seinen Feinden aus. Wie ihm sein früherer Günstling verhaßt war! Der hatte ihn, Huram, betrogen, und somit den Bundesrat, und damit letztendlich Jahwe. Der Gott konnte gar nicht anders, als die Erwählung Jerobeams zurückzunehmen. Gab es nicht jemanden, den Jerobeam beleidigt hatte und der ihn dafür totschlug? Auf jeden Fall mußte der Emporkömmling weg. Weg als König und möglichst ganz fort aus den Augen. Wenn man ihn doch als Sklaven nach Ägypten verkaufen könnte! Dort würden sie ihn vielleicht brauchen – als Ziegelmacher.

37

Die ersten Regenfälle kündigten den nahen Winter an. Trotz der vorgerückten Jahreszeit erschien in Sichem eines Tages ein Bote von Rimmon mit einem Schreiben des Königs von Damaskus. Jerobeam habe lange auf diese Antwort warten müssen, so ließ ihm sein Gesandter ausrichten, weil der Aramäerkönig sich im Norden seines Reiches aufgehalten habe und erst zur Herbstzeit in seine Hauptstadt zurückgekehrt sei. Er selbst könne dessen Brief nicht überbringen, da ihn dringende Aufgaben in seiner Stadt festhielten.

Jerobeam freute sich trotzdem. Rimmon hatte ihn also nicht hintergangen. Neugierig erbrach er das Siegel der Lederrolle – warum hatte er selbst eigentlich noch kein Siegel? – , betrachtete die Schriftzeichen und rief Hillel, damit der ihm das Schreiben vorlese. Der Brief war in freundlichem Ton gehalten. Der König von Damaskus vermutete, daß die Israeliten eiserne Pflüge und Sicheln brauchen könnten. Da der König von Israel keinen Handel mit den Philisterstädten treibe, werde Damaskus das Nötige liefern. Der Preis dafür sei allerdings nicht gering. Jerobeam möge seine Wünsche äußern und das Angebot seiner Gegenleistungen unterbreiten.

Jerobeam war erstaunt. Ausgerechnet der König von Damaskus, der angebliche Feind, schlug ihm ein derart nützliches Geschäft vor, während der Herrscher von Tyros, der König der Kaufleute, zu seinem Brief schwieg. Mit eisernen Geräten wurde die tägliche Arbeit leichter, und die Fruchtbarkeit der Äcker nahm zu. Das war erwiesen. Wahrhaftig, die Aramäer wußten, wessen Israel bedurfte.

Doch unter den Dingen, die im Land fehlten, gab es noch Wichtigeres. Angesichts der Bedrohung durch Rehabeam und durch den Pharao brauchte man eiserne Schwerter noch dringender als eiserne Pflüge.

Jerobeam ließ sich den Brief ein zweites Mal vorlesen. Woher wußte sein künftiger Geschäftspartner, daß er sich nicht auch an die Philister gewandt hatte? Stammte diese Information von Rimmon? Wenn ja, woher hatte der sie? Es stimmte, auch die Könige der Philister vermochten Eisenwaren zu liefern. Jerobeam fragte sich, warum er nicht auch ihnen wie den Nachbarkönigen im Norden seine Erhebung zum König Israels mitgeteilt hatte. War es die Erinnerung an die Niederlage Sauls am Hang der Gilboaberge und dessen schimpflichen Tod, die ihn daran gehindert hatte? Oder wollte er vermeiden, daß der Blick der Philister, der seit Davids Sieg über sie auf Jerusalem fixiert war, nun auf Israel fiel und alte Begehrlichkeiten weckte?

Doch wie dem auch war – Israel brauchte Waffen. Jerobeam diktierte Hillel ein Antwortschreiben, in dem er seinen Handelspartner um die Beschaffung von zweihundert eisernen Schwertern und der gleichen Anzahl eiserner Lanzenspitzen ersuchte. Und er bat um Mitteilung, ob dafür Wein oder Öl oder Weizen gewünscht wurde.

Diesen Brief übergab er dem Boten und trug ihm auf, freundliche Grüße an seinen Herrn auszurichten. Rimmon möge selbst entscheiden, ob er den Brief noch vor Einbruch des Winters nach Damaskus bringen könne. Wenn nicht, dann sogleich im Frühjahr.

Von der Stadtmauer aus blickte Jerobeam dem Boten sinnend hinterher. Ob er Huram nun wieder hätte um Erlaubnis fragen sollen? Doch der Älteste wußte ja, daß Besuch aus Ramot eingetroffen war. Warum fragte er nicht nach dem Inhalt der Botschaft?

Jetzt war der Bote dem Blick entschwunden. Jerobeam fühlte plötzlich etwas wie Scham in sich aufsteigen. Nicht weil er ohne Hurams Zustimmung Waffen bestellte, sondern weil er kein Siegel besaß. Was mochte der König von Damaskus von ihm denken?

Gegen Ende der naßkalten Winterzeit ließ Huram auf den Bergen die Signale zur Sammlung der Krieger setzen. Schallum hatte mit seinem Vorschlag Anklang gefunden, jahreszeitlich so früh wie möglich ins Feld zu ziehen, um Rehabeam zuvorzukommen. Er wollte den Judäer von zwei Seiten her bedrohen. Das Stämmeheer sollte sich wie im vorigen Jahr bei Bet-El aufstellen, um von Norden her ins benjaminitische Gebiet vorzustoßen. Er selbst wollte mit achtzig Mann der Sichemer Hundertschaft in die Küstenebene hinabsteigen, in Geser die dortigen vierzig Fußsoldaten mit sich nehmen und am Aufstieg ins benjaminitische Bergland die Festung Bet-Horon einnehmen, die von nicht mehr als fünfzig Jerusalemer Soldaten besetzt war. Danach beabsichtigte er, je nach Rehabeams Vorgehen dessen Heer von Norden und Westen zugleich anzugreifen oder die Stadt Gibeon zur Übergabe zu zwingen.

Huram hatte Jerobeam schon mitten im Winter mitgeteilt, daß er während der kommenden Kämpfe in Sichem zu bleiben gedenke. Jerobeam und Schallum war das recht. Wahrscheinlich, so dachten sie, fürchtete der Älteste das Umherziehen und das Kampieren im Zelt zu einer solch frühen Jahreszeit, wollte es aber nicht zugeben. Mit dieser Vermutung hatten sie recht, denn immer stärker fühlte Huram die Beschwerden des Alters. Aber zugleich erfüllte ihn der Wunsch, sich aus den kriegerischen Aktionen deshalb herauszuhalten, damit er um so unbefangener Jerobeam anklagen konnte, falls es nicht gelang, den Feind empfindlich zu treffen.

Als dann der Beginn des Feldzugs bevorstand, sah sich auch Jerobeam außerstande, entsprechend der Absprache mit Schallum das Heer zum Einsatzort zu führen. Ketura war hochschwanger und klagte seit Wochen über Schmerzen in der linken Seite, so daß sie, die bisher mit flinken Schritten umhergeeilt war, sich nun dahinschleppte wie eine betagte Frau. Und zu diesem Ungemach war eine starke Erkältung gekommen. Ein heftiger Husten schüttelte immer wieder ihren Körper, und ihre Fröhlichkeit war dahin, weil sie glaubte, ein Dämon habe sie in der Gewalt und wolle ihr auch dieses zweite Kind rauben, noch bevor es geboren war. Jerobeam hielt es für unmöglich, sie in diesem Zustand allein zu lassen. Er bat Bedan, an seiner Statt das Heer nach Bet-El zu begleiten, damit Schallum dort einen Mann hatte, mit dem er jene Fragen beraten konnte, die über das rein Militärische hinausgingen. Bedan seufzte, aber er achtete Jerobeams Gründe und erklärte sich zur Übernahme der Aufgabe bereit.

Als das Huram erfuhr, ging er zu Bedan. Der Krieg sei eine Angelegenheit des Königs, und der Bundesrat solle sich der Beteiligung enthalten. Sache des Bundesrates sei es, über das Tun des Königs zu urteilen. Deshalb bleibe er selbst in Sichem. Und er rate Bedan dringend, es auch zu tun, um nicht mitschuldig zu scheinen, falls der König und sein Heerführer abermals versagten.

Bedan erwiderte kühl, daß er nicht als Ältester mit dem Heer ziehem werde, sondern als Minister des Königs. Und als solcher nehme er nur vom König Weisungen entgegen.

„Wenn ein König stürzt, so fällt auch sein Diener“, meinte Huram daraufhin und ging seiner Wege. Einige Tage später übersiedelte er wieder nach Tappuach zu seinen Söhnen. Es schien, als seien ihm die Königsstadt Sichem und seine Wohnung im öden Salomopalast verleidet.

Schallum brach auf, bevor die Stammeskrieger aus dem Norden und Osten vor Sichem eintrafen. Wie geplant zog er mit achtzig Mann nach Geser. Heimlich traf er sich mit dem stellvertretenden Kommandeur von Bet-Horon, den er gut kannte. Er erreichte, daß die gesamte Besatzung der kleinen Festung ihrem unbeliebten Befehlshaber, einem treuen Gefolgsmann Rehabeams, den Gehorsam aufkündigte und sich für Israel erklärte. Nun ließ er in Geser nur die Streitwagenkämpfer zurück und marschierte mit seiner kleinen Schar von einhundertzwanzig Soldaten nach Bet-Horon. Den ehemaligen Befehlshaber, der gefesselt vor ihn gebracht wurde, ließ er umbringen.

Die fünfzig Überläufer fügte er in seine Mannschaft ein und zog vor Gibeon. Das Heer der Stammeskrieger war mittlerweile bei Bet-El angelangt und wartete dort auf den Einsatzbefehl. Von Rehabeams Streitmacht war weit und breit nichts zu sehen, außer den hundert Soldaten, die in Gibeon standen und von der Stadtmauer herunterhöhnten, ob diese lächerliche Kolonne etwa die Stadt erobern wolle. Schallum hoffte, daß Rehabeam vom Fall Bet-Horons und vom Aufmarsch des israelitischen Heeres noch gar nichts wußte. Er ließ den Befehlshaber der judäischen Besat-

zung auf die Mauer rufen und forderte ihn zur Übergabe der Stadt auf. Anderenfalls werde er mit dem Heer Israels die Stadt belagern und in Brand setzen.

Der Kommandeur kannte Schallum als einen fähigen General und antwortete, daß er zwar eine Belagerung nicht fürchte, aber den Bürgern der Stadt die Einschließung ersparen wolle. Deshalb werde er die Stadt übergeben, falls Rehabeam kein Entsatzheer schicke. Um die Entscheidung seines Königs einzuholen, müsse er einen Boten nach Jerusalem senden. Schallum solle diesen ungehindert ziehen lassen.

Der Heerführer erklärte sich einverstanden, denn er wußte, daß er eine langwierige Belagerung Gibeons nicht ernsthaft ins Auge fassen konnte. Sobald die Ernte reifte, würden die Krieger verlangen, nach Hause ziehen zu dürfen.

Als Rehabeam die Botschaft aus Gibeon erhielt, wußte er erst seit zwei Tagen, daß Bet-Horon den Israeliten in die Hände gefallen war. So früh im Jahr hatte er den Gegner noch nicht erwartet, und seine Kriegsvorbereitungen waren noch im Gange. So schickte er nur drei Hundertschaften Soldaten, die sollten Schallums kleine Mannschaft niedermachen, bevor dessen schwerfälliges Heer vor Gibeon erschien.

Als aber dieser Einsatztrupp noch dabei war zu erkunden, wo genau die Israeliten standen, sah er sich plötzlich durch das Heer des Feindes von zwei Seiten umzingelt. Nur einem kleinen Teil gelang die Flucht nach Jerusalem, die Mehrheit blieb erschlagen auf dem Schlachtfeld. Die israelitischen Krieger jubelten, und ihr Selbstvertrauen wuchs gewaltig. Schallum war zufrieden. Von seinen Soldaten war nicht einer gefallen, von den Stammeskriegern nur ein knappes Dutzend. Rehabeams Aufgebot war jetzt wohl kaum noch zu fürchten.

Auf der Stadtmauer Gibeons stand nun nicht mehr der Befehlshaber der judäischen Besatzung, sondern dort erschienen die Ältesten der Stadtbewohner. Sie versprachen Schallum die sofortige Öffnung des Stadttores, wenn er Rehabeams Männern freien Abzug gewähre. Der Heerführer ging auf die Bitte ein, aber um den Preis, daß die Soldaten ihm ihre Waffen übergaben.

Nun war nur noch Mizpa in feindlicher Hand. Die geringe Besatzung der Stadt hatte vom Untergang der judäischen Entsatztruppe erfahren, ergab sich Schallum und schloß sich sogar seinen Streitkräften an.

So hatte der Heerführer Israels nicht nur einen entscheidenden Sieg erfochten und das Gebiet Benjamins zurückerobert, er hatte überdies eine ganze Hundertschaft Soldaten gewonnen und die Waffen für eine zweite Hundertschaft. Er ließ das Heer zwischen Mizpa und Gibeon Lager beziehen und schickte an Jerobeam die Siegesbotschaft mit dem Vorschlag, Rehabeam in einem Brief vor der Weiterführung der Kampfhandlungen zu warnen.

Ketura hatte ihre schwere Erkältung endlich überwunden. Sie drängte Jerobeam, zu Schallum zu reiten und mit ihm und Bedan den Sieg zu feiern, er könne sie jetzt beruhigt allein lassen. Daraufhin ließ Jerobeam sie in der Obhut von Schallums Frau und seines Dieners Ard, nahm Hillel und fünf Soldaten mit sich und ritt nach Schilo. Dort forderte er Ochran auf, erneut sein Bote zu sein und mit ihm zu kommen.

Im Feldlager bei Gibeon entwarf er dann mit Schallum, Bedan und Hillel die Botschaft an den König von Juda. Rehabeam wurde aufgefordert, seinen Anspruch auf Israel ein für allemal aufzugeben und anzuerkennen, daß der Stamm Benjamin und die Stadt Gibeon samt den ihr verbündeten Städten zu Israel gehörten. Sollte Rehabeam noch einmal wagen, Städte und Dörfer Israels anzugreifen, so werde Israels Heer in Juda einfallen und das gesamte Land verwüsten. Hillel schrieb diese Botschaft auf, und Ochran brachte sie nach Jerusalem.

Rehabeam war sowieso schon aufgebracht über den Verlust von über dreihundert seiner Soldaten. Die Kriegsvorbereitungen hatte er notgedrungen eingestellt. Als er nun das israelitische Schreiben las, erlitt er einen Wutausbruch, so daß Ochran ängstlich vor ihm zurückwich. Er beschimpfte Jerobeam aufs fürchterlichste und drohte ihm schreckliche Tode und die Schändung seiner Leiche an. Erst als Ochran nach einiger Zeit schüchtern fragte, ob er gehen und am kommenden Tag eine schriftliche Nachricht abholen solle, zwang sich Rehabeam, halbwegs vernünftig zu überlegen. Einen neuen Waffengang zu wagen, erschien ihm angesichts der Verluste in diesem Jahr nicht mehr möglich. Zuvor mußte er versuchen, die Ausfälle durch Anwerbung neuer Krieger zu ersetzen. Aber dem Feind irgendetwas zusagen, was der forderte, wollte er keineswegs.

Er las den Brief noch einmal und fand, daß Jerobeam im Grunde gar keine Antwort erwartete. So ging er mit Ochran hinaus in jenen der Palasthöfe, wo das Herdfeuer flackerte, und warf das Leder mit dem demütigenden Schriftsatz in die Flammen. „Da hast du meine Antwort an deinen neuen Herrn“, raunzte er. Ochran sah sich zu der Bemerkung veranlaßt, daß sein Herr noch immer Rehabeam sei, aber er war doch froh, als ihn der König entließ. Seine frühere Bitte, in Jerusalem bleiben zu dürfen, hatte er nicht wiederholt.

Jerobeam, Schallum und Bedan hörten sich die Schilderung ihres Gesandten von Rehabeams Wutanfall und seinem Gang zum Herdfeuer unbewegten Gesichts an. Als sie allein waren, grinste der Heerführer freudig, was nicht allzu oft vorkam. „Die Niederlage hat gewirkt“, stellte er fest. Auch Jerobeam war guter Dinge. „Möge die Schwäche Judas lange anhalten!“ wünschte er.

Bedan teilte die Zuversicht der beiden jedoch nicht. Er warnte: „Geschwächte Gegner sind unberechenbarer als starke.“ König und Heerführer widersprachen ihm nicht.

Die drei einigten sich, das Stämmeheer nach Hause zu schicken. Die vierzig Soldaten aus Geser blieben als Besatzung in Mizpa, um das feindliche Jerusalem und Gibeon, dessen Ältesten Schallum nicht recht traute, zu beobachten. Bet-Horon sollte ohne Besatzung bleiben. Dafür erhielt Geser mit den hundert Überläufern aus Rehabeams Streitmacht wieder seine ehemalige Truppenstärke. Schallum nahm den Rückweg deshalb wie den Hinweg über diese Festung.

Als er mit den restlichen achtzig Mann aus Jerobeams Leibgarde wieder in Sichem anlangte, waren der König und Bedan schon eine Woche lang zu Hause. Jerobeam schickte nun eine Botschaft an Huram nach Tappuach. Rehabeam sei besiegt und Benjamin befreit. Die Niederlage Judas sei so groß, daß Israels Heer aufgelöst werden konnte. Er rüste sich nun zu einer Reise, um die königlichen Ländereien zu besichtigen.

Zu dieser neuen Reise konnte sich Jerobeam deshalb entschließen, weil Ketura zwei Tage nach seiner Heimkehr einen Knaben geboren hatte. Trotz Keturas vorherigen Leiden war die Geburt leicht gewesen. Das Kind war gesund, und die Mutter ebenfalls. Sie gab dem ersehnten Sohn den Namen Nadab. Jerobeam war glücklich und dankte Jahwe aus tiefstem Herzen, daß er sich ihm wieder huldreich zugewandt hatte.

38

Das Anliegen von Jerobeams Reise bestand nicht darin, wie er Huram mitgeteilt hatte, die Königsgüter zu besuchen. Darauf bereiteten sich Bedan und Hillel vor. Ihm selbst ging es darum, im Norden und Osten des Landes junge Leute anzuwerben, die bereit waren, ihm als Soldaten zu dienen. Da der Stamm Manasse bereits Bewaffnete gestellt hatte, sollte ihn seine Reise zunächst zu den Issachariten führen. So ritt er, begleitet von zehn Leibwächtern, über Tirza nach Jesreel.

Baaljada hörte sich den Wunsch des Königs, fünfzig Krieger für ständig aufzubieten, bedächtig, ja beinahe zurückhaltend an. Aber dann versprach er doch, dem Nachbarstamm Manasse nicht nachstehen zu wollen. Möglicherweise könne Jerobeam auf seinem Rückweg die Männer schon in Empfang nehmen.

Die Karawane zog weiter nach Norden und gelangte über Hazor nach Dan. Usija freute sich über Jerobeams so baldige Wiederkehr. Aber als er die Bitte um fünfzig junge Krieger vernahm, zögerte er mit einer Zusage. Der Stamm Dan sei nicht sehr zahlreich, und er wisse deshalb nicht, ob er soviele Burschen finden werde, die bereit seien, ihre Familie zu verlassen und ein Leben fernab von Aussaat und Ernte zu führen. Jerobeam bat ihn, sich energisch dafür einzusetzen.

Im weiteren Gesprächsverlauf kam der König darauf zu sprechen, daß er unbedingt ein Siegel haben müsse, und er fragte, ob Usija wisse, wohin er sich mit seinem Wunsch wenden könne. In Sichem gebe es keinen kunstfertigen Mann, der Siegel anzufertigen verstehe, und in Megiddo oder Bet-Schean wolle er nur fragen, wenn ihm sonst niemand im Land helfen könne.

Der Älteste war froh, daß er in dieser Angelegenheit Rat wußte. In der Stadt Dan selbst hatte sich nämlich ein Siegelschneider niedergelassen. Jerobeam wollte sogleich zu dem Mann hingehen, aber Usija hieß ihn bleiben und bestellte den Künstler in sein Haus. Jerobeam biß sich verlegen auf die Unterlippe. Wann würde er sich daran gewöhnen, daß er König war und sich nun der Würde dieses Amtes entsprechend verhalten mußte?

Jerobeam blieb zwei Wochen in Dan. Hier zu Füßen des Schneeberges Hermon, im Kreise von Menschen, mit denen er sich besonders gut verstand, fühlte er sich genauso wohl wie in seiner Heimat Zereda. Schade, daß die Stadt so am Rand seines Reiches lag!

Dann hielt er sein Siegel in der Hand. Es war aus einem rotglänzenden Stein geschnitten und hatte die Form des heiligen Sonnenkäfers der Ägypter. Die flache Seite zeigte einen Stier, wie er ihn sich gewünscht hatte, und die Inschrift „Jerobeam, König Israels“. Er freute sich sehr. Nun würde niemand mehr seine Briefe als armselig belächeln.

Er war unschlüssig, ob er sich mehr über das Siegel oder über die zwanzig jungen Männer freuen sollte, die Usija für ihn gewonnen hatte und die nach und nach eintrafen. Über die primitive Bewaffnung der künftigen Soldaten mit bronzenen Äxten und hölzernen Keulen und zusammengestümperten Schilden mußte er vorläufig hinwegsehen. Wenigstens schleppten einige von ihnen Zelttücher und -stangen mit sich. Wenn das Waffengeschäft mit den Aramäern zustandekam, dann würden sie bald schon wie richtige Soldaten aussehen.

Während der glücklichen Tage von Dan galt Jerobeams einzige Sorge Ketura und dem kleinen Nadab. Einerseits zog es ihn deshalb nach Hause, aber andererseits wollte er wie im vorigen Jahr auch noch über den Jordan, um Rimmon und Abdon aufzusuchen. Er überlegte: Falls es Frau und Kind schlecht ging, so war das Jahwes Wille, und er konnte doch nicht helfen. Und ins Ostland Israels mußte er.

Er verabschiedete sich von Usija, dem Priester Gerschom und dem Siegelschneider sowie all den anderen, die er hier zu Freunden gewonnen hatte, und zog zurück nach Süden. Die neuen Krieger nahm er gleich mit, so daß er nun mit einer Truppe von dreißig Mann in die Festung Hazor einzog.

Der Kommandeur Ittai meldete ihm, daß seit Tagen ein Mann auf ihn warte, ein Naftalit aus Kinneret, der darauf bestand, unbedingt den König zu sprechen. Jerobeam ließ den Boten oder Bittsteller oder was er sein mochte vor sich treten. Es erschien ein verwitterter Mann von etwa fünfzig Jahren. Sein Rücken war gekrümmt, und seine großen Hände schienen wie aus knorrigem Holz geschnitzt. Jerobeam dachte: Ein Bauer, dem die Söhne fehlen, so daß er in seinem Alter noch selbst alle schwere Arbeit erledigen muß.

„Niemand kann mir helfen als du, König Jerobeam!“ rief der Mann mit krächzender Stimme, ließ sich schwerfällig auf die Knie nieder und ergriff flehend den Gewandsaum Jerobeams. Der hieß ihn aufstehen und legte ihm ein Kissen hin, so daß er sich setzen und sein Anliegen vortragen konnte.

Der Bittsteller war ein Bauer aus der Stadt Kinneret am gleichnamigen See. Er hieß Sillem. Vor vier Jahren hatte ihn, so berichtete er, eine schwere Krankheit niedergeworfen. Sein Sohn aber war lahm und hatte es allein nicht geschafft, die gesamte Ackerfläche zu bestellen. Dadurch hatten sie nur die Hälfte des Üblichen geerntet. Sillem war zwar wieder gesund geworden, aber als er die Aussaat abgeschlossen hatte, fehlte es an Korn, und Hunger bedrohte die Familie. Der frühere Statthalter im Gebiet des Stammes Naftali, Ahimaaz, der in Kinneret wohnte – ihm war eine Tochter Salomos angetraut – , hatte Sillem daraufhin Korn geliehen. Von der neuen Ernte sollte der es zurückgeben. Aber das war nicht möglich gewesen, denn fremde Schafe hatten sich auf sein Feld verlaufen und einen Teil der aufgehenden Saat abgefressen. Und im nächsten Jahr war das gleiche geschehen. Der Gläubiger Ahimaaz hatte mittlerweile die Hoffnung aufgegeben, das geliehene Korn, dessen Menge inzwischen angewachsen war, zurückzuerhalten. Deshalb forderte er nun den zweiten Sohn des Sillem als Sklaven, solange, bis der Wert des Geliehenen abgearbeitet war.

Jerobeam fragte erstaunt: „Du hast außer dem lahmen noch einen Sohn? Warum beschwerst du dich dann über diesen Ahimaaz? Es ist doch Brauch, die unbeglichene Schuld von einem der Söhne beim Gläubiger abarbeiten zu lassen.“

Sillems Gesicht wurde noch bekümmerter. „Ich kann meinen jüngeren Sohn dem Ahimaaz nicht geben“, klagte er, „und Ahimaaz weiß es. Trotzdem droht er, mir meinen Acker wegzunehmen, wenn ich den Sohn nicht herausgebe.“

Jerobeam schüttelte verständnislos den Kopf. „Warum kannst du ihm den Sohn denn nicht geben?“

Die Antwort des Alten traf Jerobeam unerwartet. „Er dient dir in Sichem als Soldat.“ Es stellte sich heraus, daß der Sohn zur Garnison von Geser gehört hatte, und von dort war er in die königliche Leibwache gelangt. Unter den zehn Soldaten, die Jerobeam bei sich hatte, befand er sich jedoch nicht, das hatte der Vater gleich nach dem Eintreffen des Königs festgestellt.

Sillem ängstigte sich vor dem ehemaligen Statthalter. Viele in Kinneret fürchteten ihn. Drei Familien hatte er schon um ihr Land gebracht und damit seinen Reichtum vergrößert. Und die Schafe auf Sillems Saatfeld waren seine Schafe gewesen – der Alte hatte sich nachts auf die Lauer gelegt und die Untat entdeckt.

Jerobeam war empört und versprach Sillem, ihm Genugtuung zu verschaffen. Er befragte Ittai. Selbstverständlich kannte der Kommandeur Ahimaaz und bestätigte dessen Reichtum und Einfluß. Er verneinte aber Jerobeams Vermutung, daß der ehemalige Statthalter ein Judäer, also ein Fremder sei. Seine Familie wohne seit jeher in Kinneret. Der reiche Naftalit sei ein enger Freund des Ältesten Tilon aus Kedesch. Wer Ahimaaz angreife, warnte er, der mache sich Tilon zum Feind. Jerobeam lachte auf. „Tilon ist bereits mein Feind, da ist nichts mehr zu verderben.“

Er nahm Sillem mit sich und zog mit seinen dreißig Mann vor die Stadt Kinneret. Der Stadthügel wölbte sich hoch über den gewaltigen, blauen See zu seinen Füßen. Jerobeam schaute ergriffen über den glitzernden Wasserspiegel. Hier gab es Wasser im Überfluß! Eine ganze Weile konnte er sich nicht losreißen von dem faszinierenden Anblick. Doch dann musterte er mit Kennerblick die starke Befestigung der Stadt. Von Ittai wußte er, daß König David die Festung hatte errichten lassen. Warum Salomo in diese Stadt keine Garnison gelegt hatte, schien unerfindlich. Vielleicht aber hatte er es einst getan und sie später wieder abgezogen wie in Ramot.

Die Soldaten hatten kaum das Lager errichtet, da erschien ein Bote des Ahimaaz. Der Ex-Statthalter lud Jerobeam ein, in seinem Haus Quartier zu nehmen. Infolge einer Unpäßlichkeit könne er leider nicht selbst kommen und den König begrüßen.

Jerobeam fand die Macht des Ahimaaz bestätigt. Nicht einer der Ältesten der Stadt lud ihn zu Gast, nein, der Salomobeamte war es, und offenbar beherrschte er die Stadt. Es war fast wie in Ramot, wo Rimmon sich eine ähnliche Stellung verschafft hatte. Jerobeam antwortete dem Boten, daß er die Stadt nicht betreten werde, bevor nicht Ahimaaz persönlich vor ihm erschienen sei.

Der Abgesandte eilte davon, und Jerobeam ließ sich von Sillem dessen Acker zeigen und danach die Äcker des Ahimaaz. Nun war er mehr denn je gewillt, dem Bauern gegen seinen mächtigen Gläubiger beizustehen.

Gegen Abend, als der König schon ungeduldig wurde, näherte sich endlich dem Zeltlager vom Stadttor herab ein seltsamer Zug. Jerobeam rieb sich die Augen und fühlte sich nach Jerusalem versetzt. Ahimaaz thronte tatsächlich in einem Tragsessel wie einst Salomo, und vier kräftige Burschen schleppten ihren schwergewichtigen Herrn. Vornweg aber ging jener, der am Vormittag als Bote gekommen war, und rief, als ob er einen Herrscher anzukündigen hätte: „König Jerobeam, dir naht Ahimaaz, der Sohn Jaschens, auf König Salomos Geheiß Statthalter im Lande Naftali!“ Jerobeam wußte nicht, ob er lachen oder seiner Entrüstung Ausdruck geben sollte. Was maßte dieser Salomoknecht sich an? War ihm die Zeit stehengeblieben?

Die Träger setzten den Sessel keuchend ab, und Ahimaaz begann sitzend eine wortreiche Begrüßung, in der er gleich anfangs bedauerte, wegen seiner Krankheit nicht aufstehen und dem König die ihm zukommende Ehrerbietung erweisen zu können. Jerobeam betrachtete den korpulenten, keineswegs leidend aussehenden Würdenträger und verglich ihn mit dem verkrüppelten Bauern Sillem. Beide mochten im gleichen Alter sein. Doch welch ein Unterschied!

Mit einer Handbewegung machte er der Rede ein Ende und forderte Ahimaaz auf, seine Diener anzuweisen, ihn vom Sessel zu heben und auf das Kissen vor dem königlichen Zelt zu setzen, das für ihn bestimmt war. Nach einigem Hin und Her erreichte Jerobeam, was er wollte, und Ahimaaz saß weder gelähmt noch elend, sondern sehr aufrecht eine Stufe niedriger als der König. Nun rief Jerobeam Sillem herbei. Als Ahimaaz seinen Schuldner erblickte, lachte er boshaft auf. „Wegen diesem da hast du mich also von meinem Krankenlager aufgestört! Eines solch unbedeutenden Rechtshandels willst du dich annehmen? Ist das nicht unter der Würde eines Königs?“

Jerobeam überhörte die Bemerkung. Er achtete darauf, daß Sillem bequem saß, und schickte die Leute des Ahimaaz außer Hörweite. Dann formulierte er gleich selbst die Klage des Bauern. Und er fragte, wieso Ahimaaz wage, einen Mann aus der Leibgarde des Königs als Sklaven einzufordern.

Ahimaaz gab sich erstaunt, als ob er zum erstenmal höre, daß der jüngere Sohn des Sillem Soldat sei. Aber er bestand auf seinem Recht, es sei denn, der König selbst wolle ihm das Korn, das er Sillem geliehen habe, mit samt den aufgelaufenen Zinsen ersetzen.

„Ich werde dir sagen, was Recht ist“, erklärte Jerobeam, mühsam an sich haltend angesichts der Frechheit des Dicken. „Dein Land wie Sillems Land gehört Jahwe. Jedem Israeliten hat er einen Anteil davon verliehen. Einen gleich großen Anteil, damit keiner sich über seinen Nachbarn erhebe! Denn vor Jahwe sind alle gleich. Wieso hast du mehr Land als deine Mitbürger? Wieso quälst du deinen unglücklichen Stammesgenossen? Willst du dir auch noch seinen Acker aneignen? Als Sillem krank lag, da war es deine Pflicht, ihm ohne Hintergedanken zu helfen. Und als du sahst, daß er das geliehene Korn nicht zurückgeben konnte, hätte es dir eine Ehre sein müssen, ihm die Schuld zu erlassen. Ich sage dir: Wenn du nicht abläßt, deine Mitbürger zu ruinieren, wird Israel dir deinen Reichtum wegnehmen und ihn den Bedürftigen geben!“

Ahimaaz lief rot an. „Du drohst mir? Drohst du auch den Mitgliedern des Bundesrates, die reicher sind als du, mit der Enteignung? Willst du die Tüchtigen bestrafen und die Versager belohnen?“

Jerobeam dachte an Pagiel und Tilon. Die unbequeme Frage des Ex-Statthalters machte ihm schlagartig klar, daß er etwas gegen die Mächtigen im Lande, deren Reichtum zusammengeraubt war, unternehmen mußte. Jahwe erwartete das von ihm. Und das würde ihm die Zuneigung der einfachen Israeliten wie Bohan und Enan, wie Gerschom und Sillem auf immer sichern. Sollte er auf die dreiste Rede antworten? Nein, es lohnte nicht, dieser Mann würde ihn gar nicht verstehen. Und die Sonne hing schon tief über den Höhenzügen im Westen. Es war Zeit, die Auseinandersetzung zum Abschluß zu bringen. Er sagte: „In der Streitsache zwischen Sillem und Ahimaaz fälle ich folgendes Urteil: Weil du, Ahimaaz, gewagt hast, einen Mann, der im Dienst des Königs steht, als Sklaven zu fordern, verfällt dein Anspruch auf Rückgabe des verliehenen Korns. Du, Sillem, bist damit deiner Schulden ledig, und Ahimaaz ist nicht länger dein Gläubiger. Dieses Urteil werde ich allen Männern von Kinneret zur Kenntnis geben. Und noch ein Rat, Ahimaaz: Nenne dich nicht mehr Statthalter! Salomo ist tot, und seine Zeit ist vorüber.“

Ahimaaz fauchte: „Du glaubst, weil sie dich zum König gemacht haben, darfst du das Recht, das von jeher gilt, verbiegen. Das ist Willkür! Ich werde mir das nicht bieten lassen!“ Ohne fremde Hilfe wälzte er sich in seinen Tragstuhl und befahl seinen Leuten, ihn in die Stadt zurückzubringen.

Jerobeam blickte ihm zufrieden nach. Dann fragte er Sillem, der noch immer still zu seinen Füßen hockte: „Nun, freust du dich?“

Sillem antwortete: „Ja, ich freue mich. Und ich danke dir.“ Seine Miene war ernst geblieben. Vielleicht konnte sie gar keine Freude mehr ausdrücken. Er bat den König, heute abend sein Gast zu sein.

Jerobeam begriff, daß er den Alten nicht enttäuschen durfte, gerade weil der arm war. Er folgte Sillem in die Stadt und in sein Haus. Die Männer der Stadt drängten sich vor der Tür, um einen Blick auf den neuen König zu werfen, und von Mund zu Mund verbreitete sich die Kunde davon, wie der König Sillem geholfen und dem verhaßten Ahimaaz das Urteil gesprochen hatte. Jerobeam ließ die Männer einladen, am Morgen vor das Zeltlager zu kommen, wo er ihnen allen die Rechtslage in diesem Streit erklären wolle.

Es war noch früh, da versammelten sich die Männer von Kinneret, um zu hören, was dieser merkwürdige König ihnen sagen wollte. Jerobeam trat vor sie und begründete mit einfachen Worten, warum er Ahimaaz bestraft hatte, obwohl der doch dem Brauch nach im Recht war. Wie gestern zu dem reichen Grundbesitzer sprach er von Jahwes Willen, daß alle Israeliten gleich sein sollten, damit sie wahrhaft frei bleiben könnten. Denn sich der Freiheit zu erfreuen, setze nicht nur voraus, den Feinden zu widerstehen, sondern auch zu verhindern, daß sich in der Stadt, in der Sippe und im Stamm Reichtum bildet. Denn mit dem Reichtum fange die Bedrückung derer an, die der Hilfe der Gemeinschaft bedürfen. Er forderte alle auf, sich vor Ahimaaz nicht mehr zu fürchten und zusammenzustehen, falls der Bauernschinder noch einmal gegen einen der ihren vorzugehen versuche.

Die Männer hörten ihm verwundert zu. So hatte noch nie jemand zu ihnen gesprochen. Sollten sie dem König zujubeln, weil er dem Bedrücker Einhalt geboten hatte, oder sollten sie eher bangen, daß sich Ahimaaz für seine Niederlage durch Jerobeam nun an ihnen rächte? Das bange Gefühl gewann die Oberhand, denn der König zog von dannen, aber der Statthalter blieb, und das Urteil des Königs würde dessen Gier nach ihrem Land nicht zügeln. Und so brach kein Jubel aus. Die Männer bedankten sich durch einen der ihren für die guten Worte des Königs und zerstreuten sich still, um ihr Tagewerk zu beginnen.

Jerobeam ahnte den Grund ihrer Schweigsamkeit, aber im Moment konnte er nicht mehr für sie tun. Eilig ließ er die Zelte abbrechen und die Packesel beladen. Mit ähnlich gemischten Gefühlen wie die Zuhörer seiner Rede verließ er die Stadt seines ersten Richterspruchs, um bis zum Abend den Berg Tabor und damit issacharitisches Gebiet zu erreichen.

Als er dann wieder in Jesreel eintraf und Baaljada begrüßte, hörte er zu seiner Freude, daß fünfzig junge Leute darauf warteten, ihm mit der Waffe in der Hand zu dienen. Er dankte dem Ältesten aufs herzlichste. Die neue Mannschaft und die zwanzig Mann aus Dan schickte er nach Sichem, damit Schallum sie dort in Empfang nahm und ihre Ausbildung begann. Er selbst behielt nur seine zehn ursprünglichen Begleiter bei sich und wandte sich mit ihnen hinunter zum Jordan.

Der Fluß war bereits angeschwollen. Graugelb wälzten sich die Fluten dahin, aber noch in ihrem Bett. Jerobeam wunderte sich, daß der so herrlich klar scheinende See Kinneret diese schmutzigen Wasser von sich geben konnte. Indessen knoteten die Soldaten ein langes Seil um einen Baum. Der kräftigste der Soldaten schlang sich dessen freies Ende um den Leib und watete in den Fluß hinein. Ohne allzusehr abgetrieben zu werden, gelangte er ans andere Ufer. Dort knüpfte er das Seil fest, so daß dieses nun quer über den Fluß gespannt war. Alle anderen Männer hielten sich daran fest, als sie einer nach dem anderen samt Packeseln und dem Maultier des Königs den Übergang wagten. Der letzte der Soldaten löste das Seil, so daß es seine Kameraden zu sich hinüberziehen konnten. Er kam zwar zerschunden, aber lebendig drüben an.

In Jesreel hatte ein alter Mann Jerobeam den Weg hinauf nach Ramot beschrieben. Ihn schlugen die Reisenden nun ein, nachdem sie ihre Kleidung und das Gepäck getrocknet hatten. Jerobeam wollte unbedingt erfahren, ob seine Botschaft an die Aramäer abgegangen war, und wann. Sie fanden den Weg gar nicht so schlimm, wie sie geglaubt hatten. Und Rimmon war zu Hause und empfing Jerobeam freundlicher als bei der ersten Begegnung. Das Erfreulichste aber war, daß Damaskus sogar schon geantwortet hatte. Allerdings nicht schriftlich. Rimmon war beauftragt, dem König einen Vorschlag zu unterbreiten. „Wenn du eine Woche später gekommen wärst“, ergänzte der Gesandte, „so wären wir uns unterwegs begegnet. Denn ich war drauf und dran, dich in deiner Stadt zu besuchen.“

Jerobeam konnte es kaum erwarten, die Antwort des Aramäerkönigs auf seine Waffenbestellung zu hören. Rimmon machte ein verheißungsvolles Gesicht. Endlich löste er die Spannung. „Wenn du willst, kannst du sogar fünfhundert eiserne Schwerter und fünfhundert eiserne Lanzenspitzen erhalten.“

Jerobeam war verblüfft. Er hatte mit weniger als den verlangten zweihundert Stück jeder Waffenart gerechnet, selbst eine Absage für möglich gehalten. „Das ist eine gute Nachricht“, sagte er so gleichmütig wie möglich. „Und was soll ich dafür bezahlen?“

Rimmon lächelte. War es Wohlwollen oder Schadenfreude? Jerobeam fühlte erneut eine ungeheure Spannung entstehen. Endlich öffnete der Gesandte den Mund. „Das eben ist es, weshalb ich dich aufsuchen wollte. So heikle Dinge kann man keinem Brief anvertrauen. Der König von Damaskus schlägt nämlich vor, daß du ihm die Stadt Ramot und ihr Umland mit den zugehörigen Dörfern für zehn Jahre überläßt.“

„Was soll ich?“ fragte Jerobeam entgeistert, obwohl er die Preisangabe genau verstanden hatte.

Rimmon lächelte noch immer. Geduldig erläuterte er den Vorschlag. „Der König meint, wenn du zustimmst, so würde das die Bezahlung für dich erleichtern. Du brauchst für keinerlei Transport von Korn oder Wein zu sorgen. Falls du jedoch mit Silber oder gar Gold die Rechnung begleichen möchtest, wäre der Vorschlag natürlich hinfällig.“

Jerobeam verschlug es die Sprache. Auf eine solch unverschämte Forderung war er nicht gefaßt gewesen. Um über seine Bestürzung hinwegzutäuschen, begann er Rimmon über die Lage bei den Aramäern auszufragen. Der Gesandte gab bereitwillig Auskunft und lud schließlich den König ein, sein Haus zu ehren und sein Gast zu sein, solange er wolle.

Jerobeam blieb aber nur eine Nacht in Ramot, eine Nacht mit wenig Schlaf, aber um so mehr peinigenden Gedanken. Am Morgen sagte er Rimmon, daß er sich den Handel überlegen werde, und machte sich mit seiner Eskorte auf den Weg durch die Wildnis nach Penuel. Es drängte ihn, die Forderung der Aramäer mit Abdon zu besprechen. Aber er hatte wenig Hoffnung auf Ermutigung. Die zeitweilige Preisgabe eines solch großen Gebietes würde den Ältesten erschrecken wie ihn selbst. Und doch waren die Waffen dringend nötig! Die neuen Soldaten mußten ausgerüstet werden, damit sie Rehabeams Streitkräften gewachsen waren, und auch die Ausrüstung der Stammeskrieger bedurfte der Modernisierung. Hatte Salomo, nachdem das Jerusalemer Palastviertel vollendet war, seinen Freund, den König Hiram von Tyros, für dessen Lieferungen nicht mit zwanzig Städten bezahlt?

Als Jerobeam dann bei Abdon saß und beide das Waffengeschäft mit den Aramäern erörterten, kam der Älteste wiederum auf das schutzlose Land zu beiden Seiten des Jabbok zu sprechen. Und er verlangte erneut eine Garnison in Penuel.

„Gewinne fünfzig junge Leute als Soldaten“, meinte Jerobeam, „und du hast deine Garnison! Und ihre Bewaffnung wäre gesichert, wenn wir dem Ansinnen der Aramäer stattgeben.“

Abdon hob hilflos die Hände. „Darüber kann doch nur der Bundesrat entscheiden!“ rief er ärgerlich. Seine Geste verriet, daß ihm die angebotenen Waffen wichtiger waren als Ramot und dessen Dörfer.

Jerobeam wollte erreichen, daß Abdon seinem Vorhaben zustimmte. „Wir brauchen die Waffen“, erklärte er, „auch wenn das vielleicht nicht jeder der Ältesten einsieht. Und das geforderte Land vergeben wir ja nur für eine gewisse Zeit, danach gehört es wieder zu Israel. Ich werde die Frist auf fünf Jahre herabdrücken. Und sagtest du nicht einmal, daß die Leute in jener Gegend gar keine richtigen Israeliten sind? Daß sie zu Sauls Zeit über den Jordan gekommen sind, weil sie nicht mit ihm gegen die Philister kämpfen wollten?“

Am Ende der Debatte war Abdon bereit, Jerobeam im Bundesrat zu unterstützen, vorausgesetzt, Penuel bekomme eine Garnison. Erleichtert kehrte Jerobeam nach Ramot zurück. Seine Begleitmannschaft stöhnte über die andauernden Märsche und wünschte sich unbedingt eine Woche Ruhe. Aber Jerobeam war ruhelos. Was ging in Sichem vor sich? Hielt Rehabeam still? Waren sein Sohn und Ketura gesund?

Da er seinen Schreiber nicht bei sich hatte, bat er Rimmon, für ihn den Brief an den König von Damaskus zu schreiben. Er freue sich über dessen Angebot und biete für je einhundert Schwerter und Lanzenspitzen auf ein Jahr das Land Ramot zur Nutzung. Nach fünf Jahren solle es demnach wieder zum Königreich Israel zurückkehren. Rimmon schlug vor hinzuzusetzen: „Und Rimmon, der Sohn Gebers, soll Verwalter des Landes sein. Er wird dir dessen Einkünfte sichern und es nach Ablauf der Frist an den König von Israel zurückführen.“

Jerobeam zögerte und überlegte. Doch konnte er ablehnen? Rimmon war der einzige hier, den er kannte und der ihm in dieser Sache helfen konnte, vorausgesetzt, er war des Vertrauens würdig, das er so überreichlich genoß. Jerobeam stimmte dem Zusatz zu. Er beobachtete den Schreibenden. Wenn der nun etwas ganz anderes schrieb, als verabredet war? Ob er selbst noch in seinem Alter von Hillel die Kunst des Schreibens und Lesens erlernen sollte? Als er dann das Leder mit den ihm unverständlichen Zeichen in den Händen hielt, schaute er darauf, als ob er den Text prüfe. Ob Rimmon ahnte, daß er gar nicht lesen konnte? Nach einer Weile rollte er den Brief zusammen und beglaubigte ihn mt seinem neuen Siegel.

Rimmon meinte: „Der Aramäer wird mit den fünf Jahren nicht einverstanden sein.“

„Abwarten“, sagte Jerobeam.

Die Reisegesellschaft machte sich auf den Heimweg. Aber die Eile war vergeblich, denn der Jordan führte noch immer Hochwasser und war unpassierbar. Das regte Jerobeam auf. Er konnte nur deshalb nicht nach Hause, weil der östliche Reichsteil mehrere Wochen im Jahr vom westlichen Kernland abgeschnitten war. Was für ein Königreich! In seinem Unmut wünschte er, das gesamte Ostland aufzugeben, nicht nur den Nordosten um Ramot. Mochten sich Aramäer und Ammoniter und Moabiter darum zanken. Seine Phantasien machten ihm das Warten nicht erträglicher. Wenn nun die Vorräte, die Rimmon ihnen mitgegeben hatte, aufgebraucht waren, bevor sie über den Fluß konnten? Da kam Jerobeam der Einfall, die Stadt Jabesch zu besuchen, die sich hier

irgendwo befinden mußte. Die Männer von Jabesch waren es doch gewesen, die Sauls Leichnam und die Leichen seiner Söhne von der Stadtmauer Bet-Scheans genommen und sie bei sich ehrenvoll bestattet hatten.

Er scheuchte seine müde Eskorte erneut hoch, und in einer der Schluchten, die den Gebirgshang zerrissen, fanden sie die Stadt, wie ihnen Hirten aus einem der Dörfer im Jordantal gesagt hatten. Sie blieben dort eine Woche, dann war der Jordan wieder passierbar.

Nach Sichem heimgekehrt, fand Jerobeam anders als im vorigen Jahr alles so vor, wie er es verlassen hatte. Im Vorfeld Jerusalems war es ruhig geblieben, Huram hielt sich noch in Tappuach auf, und Ketura und dem kleinen Nadab ging es gut. Allerdings wartete ein Gesandter aus Tyros schon über eine Woche auf die Rückkehr des Königs. Schallum hatte nichts mit ihm anzufangen gewußt und ihn nach Tappuach zu Huram bringen lassen.

Jerobeam benachrichtigte den Ältesten, daß er von seiner Reise zurück sei. Der Gesandte erschien, ein Mann mittleren Alters, mit lebhaften Augen, aber wortkarg. Der Brief seines Königs, den er selbst vorlas, weil Hillel noch mit Bedan unterwegs war, enthielt nichts von Bedeutung. Jerobeam erinnerte sich seiner früheren Vermutung, daß dieser Mann im Grunde ein Kundschafter war, der feststellen sollte, ob sich Handelsbeziehungen mit dem neuen König von Israel lohnten. Und wie zur Bestätigung fragte der Phönizier ein wenig von oben herab: „Wer ist nun eigentlich der Herrscher dieses Landes – bist du es oder ist es der Sprecher eures Bundesrates, dessen Gastfreundschaft ich eine Woche lang genoß?“

Jerobeam antwortete schroff: „Dies ist ein Königreich, und ich bin sein König. Deine Frage verwundert mich, zumal du den Brief deines Königs kennst.“

Der Gesandte kniff übellaunig die Lippen zusammen und entschuldigte sich. Am nächsten Tag verabschiedete er sich, seine Zeit sei abgelaufen, denn sein König erwarte ihn zurück. Jerobeam war froh. Der Mann war ihm unsympathisch. Und wer weiß, was Huram ihm beigebracht hatte. Tyros konnte man getrost vergessen. Hoffentlich kam gute Antwort aus Damaskus!

39

Eine seltsame Ruhe lag über dem Land. Der Pharao ließ dieses Jahr wie die vorigen verstreichen, ohne seinen Anspruch auf Kanaan geltend zu machen. Auch Rehabeam schien mit Israel nichts mehr im Sinn zu haben. Huram, der sich für Israels wahren Herrscher hielt, blieb Sichem weiterhin fern, und auch von Malkiel war nichts zu hören. Es war, als ob jener Friede über das Land gekommen sei, den Jerobeam für sein Volk ersehnte. Schallum hatte jetzt Zeit, sich der militärischen Ausbildung der jungen Issachariten und Daniten zu widmen, die dem König als Soldaten dienen wollten. Bedan und Hillel schrieben und rechneten, um die beste Lösung für die künftige Nutzung der königlichen Ländereien herauszufinden.

Jerobeam aber kam sich ein wenig überflüssig vor. Das verwirrte ihn. Zudem wußte er genau, daß die Ruhe dieses Sommers trügerisch war. Denn im Herbst würde Huram, sein Feind, die Ältesten zusammenrufen und ihn erneut anklagen. Und irgendwann würden die Ägypter heraufziehen, das war noch immer seine Überzeugung. Wenn er sich nur eindeutige Nachrichten aus dem Land am Nil beschaffen könnte! Die Auskünfte der Händler, die aus dem Süden kamen, waren nichts wert. Ob er einen Spion aussenden sollte? Aber er erinnerte sich, wie er selbst in dem ägyptischen Grenzstützpunkt festgesetzt und verhört worden war, und er ließ die Idee wieder fallen.

Eines Tages brachte ein Bote Rimmons die ersehnte Antwort aus Damaskus. Der Aramäerkönig schrieb, daß sein Bruder, der König Israels, die richtige Entscheidung getroffen habe. Im nächsten Jahr könnten die erbetenen Waffen geliefert werden. Er lade Jerobeam ein, nach dem Ende der winterlichen Regenfälle in Damaskus sein Gast zu sein. Dort solle der Vertrag über die Abtretung Ramots beschlossen werden. Bis dahin müsse nur noch in einer Kleinigkeit Übereinstimmung hergestellt werden. Jerobeam wolle Ramot nur für fünf Jahre an Damaskus übertragen. Das sei leider unannehmbar. Um aber seinem Bruder entgegenzukommen, sei er bereit, sich mit einer Frist von neun Jahren statt zehn zu begnügen, obwohl er in diesem Fall bei dem Geschäft möglicherweise zusetze.

Jerobeam weihte nun Schallum und Bedan in die angebahnte Waffenbeschaffung ein. Schallum freute sich natürlich über die zu erwartenden Schwerter und Lanzenspitzen und lobte Jerobeams Vorstoß beim Aramäerkönig. Die zeitweilige Abtretung Ramots fand er vertretbar, aber er warnte vor dem Widerstand des Bundesrates gegen diesen Preis. Bedan jedoch zeigte sich geradezu erschrocken. Ein Stück Israels sollte an die Aramäer fallen, wenn auch nur für einige Jahre? Das schien ihm völlig unmöglich. Schallum betrachtete mit kritischem Blick den Würdenträger, der sich immer wieder hin- und hergerissen fühlte zwischen seinem Wahlamt als Stammeshaupt und seinem Berufungsamt als königlicher Minister, und schaute dann Jerobeam an. Beide dachten das gleiche. Wenn schon Bedan das Geschäft wegen des geforderten Preises strikt ablehnte, so war klar, wie der gesamte Bundesrat reagieren würde.

Jerobeam bedrängte den Ältesten, auch bei dieser Entscheidung an seiner Seite zu stehen. Um ihn umzustimmen, schilderte er Abdons Haltung. Der Mann aus Penuel hatte sicher am meisten Grund, die Preisgabe des Landes im Osten abzulehnen, und doch hatte er diese gebilligt. Wenn Bedan ebenfalls die Notwendigkeit einsehe, seien es schon zwei der Ältesten, die den Waffenkauf unterstützten, und weitere Befürworter würden hinzukommen. Denn der Vorteil für Israel liege auf der Hand, und Ramot gehe ja nicht auf immer verloren. Waffen müßten nun einmal beschafft werden, und Damaskus sei der einzige Lieferant, der in Frage komme.

Es war eine lange und harte Auseinandersetzung, aber am Ende war Bedan bereit, die zeitweilige Übergabe Ramots an die Aramäer hinzunehmen – gegen seine tatsächliche Auffassung, wie er betonte. Er tue es nur, weil er Jerobeam im Machtkampf gegen Huram unterstützen wolle.

Noch am selben Tag diktierte Jerobeam das Antwortschreiben an den König von Damaskus. Er schlug darin für die zeitweilige Übereignung Ramots eine Dauer von sechs Jahren vor.

Als Schallum am nächsten Tag mit Jerobeam allein war, warnte er ihn deutlicher als im Beisein Bedans: „Nimm dich in acht vor deinem Gegner Huram! Mit diesem Waffengeschäft bietest du ihm eine erwünschte Gelegenheit, dich zu stürzen. Falls er alle Ältesten außer Abdon und Bedan hinter sich bringt, was willst du dann tun? Überleg es dir vorher! Und sag es mir, denn ich muß es wissen!“

Jerobeam blickte seinen Freund und Heerführer verunsichert an. Er seufzte. Dann entgegnete er: „Ich vertraue auf die Vernunft Usijas, Baaljadas und Schobabs, auch Segubs und vielleicht gar Pagiels. Dann sind es sieben, die zu mir stehen.“

Schallum schüttelte den Kopf über soviel Zweckoptimismus. „Und wenn es nicht so kommt?“ fragte er. „Willst du auch dann Ramot den Aramäern ausliefern? Und überhaupt: Willst du König bleiben, auch wenn sie dich absetzen?“

Jerobeam senkte den Blick und starrte vor sich hin. Nicht daß ihn diese Fragen völlig unerwartet trafen und aus der Fassung brachten, aber Schallum hatte eine aufreizende Art, seine Fragen zu stellen. Immer so direkt, so eindringlich, so zwingend. Aber das war eben Schallum, und wenigstens wußte man immer, woran man mit ihm war, auch wenn seine bohrende Fragerei manchmal auf die Nerven ging. Was aber nun die Antwort auf die gestellten Fragen betraf, so bedurfte sie eigentlich keiner langen Überlegung. Und so hob Jerobeam den Kopf und sagte: „Zwar hat mich der Bundesrat als König eingesetzt, weil das der Brauch so will. Aber zum König erwählt hat mich Israels Gott. Huram kann mich also gar nicht absetzen. Und wenn die Aramäer die Waffen wie ausgemacht liefern, erhalten sie Ramot.“ Es klang, als verkünde er vom Thron herab seine Beschlüsse.

Unbeeindruckt vom Pathos des Königs meinte Schallum: „Gut so, das beruhigt mich.“ Da Jerobeam schwieg, fuhr er fort: „König bist du, weil das Volk an dich glaubt. Huram weiß das. Er wird dich einen Verräter nennen und das Volk gegen dich aufhetzen.“

Jerobeam widersprach: „Nein, das wird er nicht. Er verachtet das Volk.“

Schallum variierte daraufhin seine Bedenken: „Dann werden an seiner Statt Malkiel und Tilon und deine anderen Gegner das Volk gegen dich aufbringen. Sie werden ihre Stammeskrieger nicht aufbieten, wenn du sie rufst. Hast du das bedacht? Dann stehen wir beide allein da. Zwar haben wir unsere Garnisonen – falls sie dir treu bleiben – , aber gegen ein großes feindliches Heer brauchen wir das Aufgebot der Stammeskrieger. Das weißt du so gut wie ich. Vor Gibeon gegn Rehabeams drei Hundertschaften hätte ich ohne das Stammesheer nichts ausrichten können.“

Nun kam Jerobeam erneut und diesmal ernsthaft ins Grübeln. Schallum führte seinen Gedankengang weiter: „Damals, als du mich zum Abfall von den Davididen bewegtest, erklärte ich dir, daß ich nur dann Israels Heerführer werde, wenn es einen König gibt, der in ganz Israel anerkannt ist, hinter dem das Volk steht. Erinnerst du dich?“

Jerobeam raffte sich auf. „Wie im vorigen Jahr werde ich die Mehrheit des Bundesrates hinter mich bringen“, verkündete er entschlossen. „Ich werde den Waffenkauf als unabdingbar für Israels Sieg über seine Feinde und als Voraussetzung für die Sicherung seiner Freiheit nachweisen. Ich werde Huram als Verräter anklagen, falls er den Waffenkauf ablehnt.“

Schallum wiegte bedächtig den Kopf. „Jerobeam, du hast immer nur die Einzelheiten im Sinn“, hielt er dem König vor. „So kommst du Huram nicht bei. Du mußt ihn ein für allemal entmachten! Den Bundesrat mußt du abschaffen! Nur so nimmst du Huram seine Macht. Der Bundesrat muß erkennen, daß er nichts mehr entscheiden kann. Du mußt ihm alle Entscheidungen wegnehmen! Dann werden es die Ältesten müde werden, weiterhin Jahr für Jahr nach Sichem zu kommen. Und so bist du sie los.“

„Du sagst immer dasselbe“, gab Jerobeam gereizt zurück. „Meinst du, ich bin taub?“ Die Belehrungen des Freundes verdrossen ihn heute besonders, weil der Anlaß derart brisant war. Er murrte: „Wie soll ich ohne die Ältesten die Abgaben an Korn und Öl und Wein und Vieh erhalten, die wir brauchen? Wer soll an den Stadtmauern bauen, wenn kein Ältester das Volk dazu aufruft? Wer soll die Krieger aufbieten?“

Jetzt runzelte auch Schallum die Stirn. „Ich habe nicht gesagt, daß du das Ältestenamt abschaffen sollst“, stellte er klar. „Warum tust du so, als ob du mich nicht verstehst? Es geht um den Bundesrat – ihn sollst du aufheben! Die Ältesten sollen nicht deine Herren sein, sondern deine Helfer! Und was noch wichtiger ist: Laß nicht ab, dich um das Volk zu bemühen! Das Volk darf nie aufhören, dich zu achten und zu lieben. Solange das Volk an dich glaubt, werden die Ältesten trotz aller Feindschaft deine Königsgewalt ertragen. Denn auch sie haben ihr Amt vom Volk, und sie müssen auf dessen Stimmung Rücksicht nehmen.“

Jerobam erkannte in Schallums Worten die gleichen Gedanken, die er selbst schon mehrfach gehabt hatte. Auf Bohan, Enan, Gerschom, Sillem und ihresgleichen ruhte wie auf Grundsteinen seine Königswürde – nicht auf den Ältesten. Dem Volk immer wieder zu beweisen, daß es in ihm einen König hatte, der es verstand und ihm helfen wollte, genau darum bemühte er sich unablässig. Er erzählte Schallum von dem Bauern Sillem aus Kinneret und dessen Rechtsstreit mit einem der Statthalter Salomos. Zuerst stockend, dann immer gelöster. Er schilderte, wie der dicke Ahimaaz auf schwankendem Sitz zu ihm herab ans Seeufer gekommen war und wie er den Hochmütigen gezwungen hatte, zu seinen Füßen Platz zu nehmen. Da mußte Schallum lachen, und auch Jerobeam schmunzelte in der Erinnerung an die Demütigung von Sillems Gläubiger, und die Verstimmung zwischen den Freunden war verflogen.

„Wenn alle Männer vom Stamm Naftali hinter dir stehen wie dieser Sillem aus Kinneret“, war Schallums abschließende Meinung, „so wird dein Gegner Tilon dich zwar im Bundesrat angreifen, aber er wird nicht versuchen, seine Stammesgenossen gegen dich aufzuhetzen.“

Jerobeam dachte an den kommenden Tagen und auch noch Wochen später immer wieder an dieses Gespräch mit seinem Freund und Heerführer. Dessen unerschütterliche Haltung in der Machtfrage zwischen König und Bundesrat gab ihm Kraft und erfüllte ihn mit Zuversicht. Aber je näher der Herbst heranrückte, um so mehr graute ihm doch vor der Bundesratssitzung. Noch war die Gewalt der Stammesältesten ungebrochen, noch führte an ihrer Spitze Huram das große Wort. Zwar konnte er sich vor den Würdenträgern auf den Sieg über Rehabeam berufen, aber ob dieser Erfolg in ihren Augen all das aufwog, was Huram ihm anlasten würde?

Und aus Damaskus kam keine Antwort auf seinen Vorschlag, Ramot nur auf sechs Jahre abzutreten. Seine Stimmung hellte das keineswegs auf. Sollte er dem Bundesrat überhaupt von dem Waffengeschäft berichten? Wenn dieses scheiterte, hatte er die Gemüter völlig grundlos erhitzt. Aber es mußte zustandekommen! Und deshalb durfte er es vor den Ältesten nicht verschweigen.

Der Audienzsaal im Sichemer Salomopalast erschien ihm noch düsterer als sonst, als er im Kreise der Stammeshäupter Platz nahm. Er stellte fest, daß von Benjamin wiederum niemand geladen war. Hatte Huram den geschwächten Stamm schon verlorengegeben? Oder wollte er diesen etwa dem Stamm Efraim einverleiben? Er studierte die Gesichter der Würdenträger, um auf ihre Stimmung zu schließen. Abdon nickte ihm aufmunternd zu. Der Älteste hatte ihm gestern gleich nach seiner Ankunft erneut versichert, daß er Ramots Abtretung befürworten werde. Aber das konnte Jerobeam wenig aufmuntern. Schade, daß Schallum nicht an seiner Seite saß! Das hätte ihm Kraft und Sicherheit gegeben.

Hatte vor einem Jahr die Frage nach der Teilnahme des Königs an der Ratssitzung deren Beginn bestimmt, so diesmal die Bitte des Königs, als erster sprechen zu dürfen. Huram war selbstverständlich dagegen, aber Usija forderte energisch, dem Antrag stattzugeben. Worüber sollte denn verhandelt werden, wenn nicht über die Taten des Königs? Und wer konnte diese sachkundiger darlegen als der König selbst? Abdon, Baaljada, Bedan, Schobab, selbst Segub stimmten Usija zu. Die anderen schwiegen. Malkiel döste mürrisch vor sich hin, wie Jerobeam mit einem Blick in die Runde feststellte, und Tilons Gesicht drückte Neugier aus. So mußte Huram erlauben, daß der König mit seinem Tatenbericht die Beratung gewissermaßen eröffnete.

Jerobeam hatte sich vorgenommen, Israels Sieg über Rehabeam als Triumph seines überlegenen königlichen Willens darzustellen, denn seine Bescheidenheit nützte ihm in dieser Runde hier wenig, das hatte er schmerzlich erfahren. Und so schilderte er ausführlich die planmäßige Einnahme der Festungen Bet-Horon, Gibeon und Mizpa, die Vernichtung der Jerusalemer Entsatztruppe, den Übergang von hundert judäischen Soldaten auf die Seite Israels und die Erbeutung der Waffen von weiteren hundert Gegnern, und er machte die Niederlage Rehabeams noch größer, als sie ohnehin war.

Die meisten Ältesten erfreuten sich noch einmal an dem Sieg und an Jerobeams wortreicher Schilderung, und wenn sie diese mit dem Lob ihrer jungen Stammesgenossen, die den Feldzug mitgemacht hatten, für Schallums geschickte Kriegführung verglichen, so fanden sie den Bericht des Königs nicht übertrieben und billigten ihn.

Jerobeam konnte mit seiner Wirkung zufrieden sein. Aber nun kam er zum zweiten Teil seiner Darlegungen. Weniger ausführlich als bisher sprach er über die Rekrutierung der siebzig neuen Soldaten und deren begonnene Ausbildung, und kurz und knapp informierte er über das angebahnte Waffengeschäft mit den Aramäern, von dem ja noch niemand hier etwas wußte außer Ab-

don und Bedan. Die zeitweilige Abtretung Ramots erwähnte er wie beiläufig. Er bat die Würdenträger, der Aufstellung einer zweiten Hundertschaft in Sichem und dem Waffenkauf zuzustimmen.

Die Ältesten hörten sehr genau zu, und ihre Mienen, die soeben noch Genugtuung und Selbstgefälligkeit ausgestrahlt hatten, zeigten nun Befremden und Bestürzung, als sie den Preis für die aramäische Waffenlieferung begriffen. Huram blickte sich hoheitsvoll im Kreis um und studierte die Gesichter seiner Amtsbrüder. Da die meisten nichts Gutes verhießen, hielt er sich selbst erst einmal zurück.

Schobab durchbrach als erster die Sprachlosigkeit, nachdem der König seinen Vortrag beendet hatte. „Habe ich dich richtig verstanden, Jerobeam?“ fragte er. „Du willst Ramot den Aramäern geben?“ Ohne Rücksicht auf Schobab, der eigentlich noch weitersprechen wollte, fielen andere ein. Zuerst Malkiel, dann Segub und Tilon, endlich auch Huram. Schließlich entstand ein wüstes Stimmengewirr. Der Sieg über Juda und die Stärkung der eigenen Streitmacht waren plötzlich vergessen. Jetzt saß der König auf der Anklagebank.

Als sich der erste Sturm der Entrüstung ein wenig legte, verschaffte sich Abdon Gehör. Wie er Jerobeam versprochen hatte, verteidigte er die zeitweilige Abtretung des Gebiets um Ramot an die Aramäer. „Brauchen wir Waffen?“ rief er und gab sich selbst die Antwort: „Ja, wir brauchen welche. Schenkt uns jemand Waffen? Nein. Also müssen wir sie bezahlen.“

Malkiel fiel ihm grob ins Wort. „Gesiegt haben wir mit den Waffen, die wir haben! Neue Schwerter holen wir uns von jenen, die wir im nächsten Feldzug totschlagen! Was hat dir Jerobeam geboten, du Mann aus Gilead, daß du hier seinen schimpflichen Handel verteidigst?“

Abdon riß seine Kappe vom Kopf, wischte mit ihr den Schweiß von der Stirn und verwahrte sich gegen die Beleidigung. Aber Tilon überschrie die beiden Streiter. Jerobeam verschleudere nicht nur das heilige Land Israels an den ärgsten Feind, und der sei Damaskus, sondern er untergrabe auch die bewährten Rechtsgrundsätze der Väter. „Soll ich euch erzählen, was dieser Unwürdige jüngst in Kinneret angestellt hat?“

Natürlich wollten die Ältesten wissen, wovon Tilon sprach, und der berichtete nun vom Urteil des Königs in der Streitsache zwischen den Stammesbrüdern Ahimaaz und Sillem. Der Gläubiger erschien im Recht und der Schuldner im Unrecht. „Und diese klare Rechtslage hat Jerobeam direkt ins Gegenteil verkehrt“, hetzte Tilon, „er hat Unrecht zu Recht erklärt. Er mißachtet die Gebote unserer Väter. Wenn wir ihn gewähren lassen, so führt er Israel in den Untergang. Und überdies stand ihm ein Urteil in dieser Sache gar nicht zu. Sondern die Hausväter der Stadt Kinneret hätten in der Angelegenheit richten müssen. So tritt er Israels heilige Rechtsordnung mit Füßen. Ich frage mich, ob dieser Frevel seiner Dummheit oder seiner Bosheit geschuldet ist.“

Erneut schrien alle durcheinander. Jerobeam wollte seine Entscheidungen rechtfertigen, aber selbst seine Verteidiger Abdon, Usija und Baaljada nahmen keine Notiz davon, aus guter Absicht, denn sie mühten sich, die Attacken Tilons, Malkiels und Hurams abzuwehren.

Da sprang er auf und hob beschwörend die Arme, damit endlich Ruhe eintrete. Tatsächlich fand seine verzweifelte Geste Aufmerksamkeit, und der Lärm ebbte ab. Aber Huram war flinker als er. Der Bundesratssprecher schnellte hoch wie ein Jüngling, stieß den Zeigefinger anklagend gegen den König und schrie: „Das Maß ist voll, du Verräter an Israel! Der Gott Israels wendet sich ab von dir!“ Er ließ seinen Blick reihum eilen und wandte sich an alle: „Brüder, denen die Würde des Ältestenamtes noch etwas gilt! Wollen wir uns die Untaten dieses Mannes noch länger ansehen? Laßt uns zur Tat schreiten und ihn als König Israels absetzen!“

Nun trat jene Stille ein, die sich Jerobeam vorhin für seine Verteidigung gewünscht hatte. Aber jetzt war ihm die Kehle wie zugeschnürt. Die anderen schauten entgeistert auf Huram. Keiner hatte erwartet, daß er seinen einstigen Günstling so unvermittelt und gnadenlos und derart brutal fallenließ.

Auf einmal ließen sich draußen stampfende Schritte vernehmen. Schritte eines ganzen Trupps, und sie kamen eilig näher. Die Köpfe der Männer drehten sich ruckartig der offenen Hofseite des Saales zu. Schon stürzten von dorther zwanzig Soldaten der königlichen Leibgarde in den Saal, an ihrer Spitze der Heerführer selbst. Die Männer verharrten vor den beiden hölzernen Säulen und sperrten so den Ausgang in den Hof. Mit einem Blick sah Schallum, daß sich der König und Huram gegenüberstanden, als wollten sie im nächsten Moment ihre Dolche zücken. „Hier sind deine Leibwächter, Jerobeam!“ rief er. „Wir hörten den Lärm und wollen sehen, ob du sie brauchst.“

Jerobeam fühlte die Klammer um seinen Hals weichen. Und er begriff, daß ihn Schallum zwingen wollte, den Aufruhr zu nutzen und den Bundesrat auseinanderzujagen. Doch wenn nicht wenigstens seine Anhänger den Vorgang verstanden, so würden die Gerüchte, die über den Skandal von Sichem alsbald im Lande umliefen, ihn der Schwäche bezichtigen und ihn als Gewalttäter verleumden. Das Volk durfte ihn nicht mißverstehen.

Er trat in die Mitte des Kreises, den die Ältesten bildeten, neben das Tischchen, auf dem Huram wie bei der vorigen Zusammenkunft einen Imbiß serviert hatte. Jene, die sich nicht vorhin schon erhoben hatten, als die Soldaten erschienen, standen nun auch auf, und alle starrten ihn

erwartungsvoll oder mißtrauisch an. „Ihr habt es gehört, ihr Würdenträger Israels“, sagte er mit seiner gewöhnlichen Lautstärke. „Huram hat den von Jahwe erwählten König geschmäht. Damit stellt er sich über den Gott Israels. Das ist Lästerung! Widerrufe deine Worte, Huram, oder du bist dem Gericht verfallen!“

Schallum gab seinen Soldaten ein Zeichen. Sie griffen an ihre Schwerter und traten einen Schritt näher. Huram erbleichte. Die Lage schien wirklich bedrohlich. Da schrie Malkiel die Bewaffneten an: „Die Hände sollen euch abfaulen, wenn ihr das Schwert gegen einen Ältesten Israels erhebt!“

Huram gebot ihm mit einer Handbewegung Einhalt. Dann warnte er Schallum: „Wage es ja nicht, Hand an die Ältesten Israels zu legen!“ Er besann sich einen Moment und wandte sich an Jerobeam: „Und du spiel dich nicht als meinen Richter auf! In diesem Streit ist Jahwe mein Richter! Und das soll das Zeichen sein: Besetzt unser Feind Rehabeam binnen Jahresfrist erneut das Gebiet Benjamins, so hat Jahwe dich als König verworfen. Behaupten wir aber Benjamins Land, so nehme ich meine heutigen Worte zurück, und du magst König bleiben.“ Er ging ein paar Schritte dem Ausgang zu und forderte seine Amtsbrüder auf: „Laßt uns fortgehen von hier, wo man uns mit Waffen bedroht!“ Von den Soldaten verlangte er, den Ausgang freizugeben. Jerobeam gab Schallum mit einem Blick zu verstehen, die Ältesten gehen zu lassen.

Malkiel marschierte als erster nach draußen, nicht ohne Jerobeam anzuknurren: „Das wirst du bereuen, du Nichtsnutz!“ Auch Tilon ging, aber zuvor spuckte er Jerobeam vor die Füße. Baaljada rief: „Malkiel, Tilon, bleibt hier! Ruf sie doch zurück, Huram! Wir können doch nicht auseinanderlaufen wie eine aufgescheuchte Herde Schafe!“ Aber niemand hörte auf ihn.

Usija und Abdon stellten sich demonstrativ neben Jerobeam. Zu ihnen trat nun Baaljada. Dann Bedan und schließlich auch Schobab. Huram machte sein hochmütiges Gesicht und ging Malkiel und Tilon schweigend nach. Segub und Pagiel folgten ihm.

Bedan murmelte zerknirscht: „Was soll das werden, Jerobeam? Der Bundesrat ist zerbrochen.“

„Er war längst zerbrochen“, erwiderte Jerobeam. „Aber jene dort“ – er wies nach draußen, wo die andere Hälfte des Bundesrates entschwunden war – „jene sind nicht Israel. Israel, das sind die Israeliten in den Städten und Dörfern unseres Landes. Und dieses Israel ist nicht zerbrochen – so wahr ich sein König bin!“

Schallum nickte Jerobeam anerkennend zu. Der nahm den Blick des Freundes dankbar auf.

40

Der neue Frühling war da, und wie ein Sturmwind fegte die Schreckenskunde durchs Land: „Die Ägypter stehen vor Gaza!“ Jerobeam erschauerte. Aber eine kleine Genugtuung war seinem Entsetzen beigemengt. Er hatte recht behalten. Nun kam Pharao Scheschonk heraufgezogen, um die Machtverhältnisse im Lande Kanaan nach seinen Wünschen neu zu ordnen. Und das hieß: Jetzt erst würde sich Israels Geschick tatsächlich entscheiden. Und sein eigernes.

Er war sich mit Schallum sofort einig: Der Ägyptereinfall ins Philisterland bedrohte nicht nur Israel, sondern genauso oder in noch höherem Maß Juda. Denn wenn die Ägypter die Philisterstädte erobert hatten, dann standen ihnen die Tore Judas offen. Rehabeam, der besiegte, aber nicht bezwungene Feind Israels mußte also im Süden und Westen seine offene Flanke sichern und konnte nicht weiterhin darauf sinnen, im Norden Israel das Stammesgebiet Benjamins zu entreißen. Und damit verringerte sich die Gefahr, die Huram im vergangenen Herbst mit seiner Gottesurteilidee heraufbeschworen hatte. Benjamin würde fest in israelitischer Hand bleiben, und Huram konnte nicht die Lüge verbreiten, daß Jerobeam von Jahwe sichtbar verworfen sei. So betrachtet, hatte der Ägyptereinfall sogar etwas Gutes an sich.

Einen Vorteil in Scheschonks Feldzug sah jedoch auch Huram, obwohl er natürlich zunächst einmal wie jeder im Lande die Ägypter fürchtete. Krieg brachte immer Tod und Zerstörung mit sich. Und einen Sieg über die Eroberer zu erringen, das hielt er von vornherein für einen Wunschtraum. Israel konnte zwar die Judäer besiegen und sicherlich auch die Aramäer, falls die angriffen, wie Tilon ständig voraussagte. Aber die Ägypter kaum. Es war wohl klüger, deren Absichten zu erkunden und eine Verständigung mit ihnen zu versuchen. Sie gegen Juda aufzuhetzen, so daß sie das Davidhaus ausrotteten, und ihnen Israel als Verbündeten anzubieten, falls sie Jerobeams Königtum beseitigten – das wäre das Größte! Huram wendete seinen Einfall hin und her und sah in ihm schließlich eines der geratensten Kinder seiner überlegenen Klugheit. Selbst wenn für eine Zeitlang irgendwo ein ägyptischer Statthalter säße – die Israeliten könnten trotzdem aufatmen, denn die heilige Ältestenordnung wäre gerettet. Ob es nach Jerobeams Sturz ratsam war, wiederum einen König einzusetzen, vorausgesetzt, es fand sich ein wahrhaft bescheidener, den Ältesten bedingungslos ergebener Anwärter für dieses Amt, kein Täuscher wie Jerobeam, das konnte jetzt eine offene Frage bleiben.

Während Huram in Tappuach, wo er diesmal auch den Winter verbracht hatte, diesen für ihn erfreulichen Gedanken nachhing, erörterten König und Heerführer, wie sie den großen Krieg des kommenden Jahres vorbereiten wollten. Denn im laufenden Jahr würden die Ägypter das Bergland noch nicht angreifen, das schien sicher. Sie waren bestimmt bis zum Herbst damit beschäftigt, den Widerstand der Philister zu brechen. Zunächst bewegte Jerobeam und Schallum allerdings die Frage, wie sie beide sich zu Huram und zum Bundesrat verhalten sollten. Man konnte jene vier Ältesten, die mit Huram aus dem Saal marschiert waren und so ihre Absage an den König ausgedrückt hatten, nicht einfach unbeachtet lassen. Der Weg zu ihren Stämmen führte nun einmal nicht an ihnen vorbei. Und Huram? Wer rief im nächsten Jahr die Krieger der Stämme zu den Waffen, er oder der König? Auf wen hörten die Israeliten?

Jerobeam entschloß sich, Huram in Tappuach aufzusuchen und den Versuch zu wagen, mit ihm angesichts des Ägyptereinfalls zu einer Übereinkunft zu gelangen. Der Streit zwischen ihnen sollte solange ruhen, bis die Gefahr so oder so vorüber war. Von Tappuach aus wollte er sodann einen Ritt durchs Gebirge Efraim unternehmen. Den Norden und den Osten Israels hatte er zweimal durchreist, aber darüber den eigenen Stamm vernachlässigt. Und bei dieser Gelegenheit wollte er Ochran erneut nach Jerusalem schicken und Rehabeam an das verabredete Bündnis gegen die Ägypter mahnen.

Schallum nahm sich vor, die Garnisonen zu kontrollieren und ihre Aufgaben im kommenden Krieg festzulegen. Bedan schließlich wurde von Jerobeam beauftragt, mit seinen zwei Gehilfen, die er mittlerweile hatte, die königlichen Güter zu bereisen und zu veranlassen, daß die Ernteerträge pünktlich und in voller Höhe dorthin geliefert wurden, wohin er und Hillel es festgelegt hatten. In zwei Monaten wollten sich die drei wieder in Sichem treffen. Dann war sicherlich schon klarer zu erkennen, wie unten an der Meeresküste die Ägypter vorankamen und ob das Bergland bis zum nächsten Frühjahr vor ihnen Ruhe haben würde.

Jerobeam wartete mit der Abreise, bis seine beiden Minister mit ihrer Begleitung aufgebrochen waren. Dann nahm er Ketura und den kleinen Nadab, der nun schon ein Jahr alt war, den buckligen Ard sowie eine Eskorte von fünf Soldaten mit sich und machte sich auf den Weg nach dem Heimatdorf Zereda. In Sichem blieb der junge Hillel zurück. Er kannte die vorgesehenen Reisewege aller drei Gruppen und sollte Nachricht schicken, falls es wichtige Neuigkeiten gab oder dringende Entscheidungen zu treffen waren.

Ketura freute sich, wieder einmal aus dem engen Sichem herauszukommen. Das ganze vergangene Jahr über hatte sie die Stadt nicht verlassen, aus Furcht, die Unbilden einer Reise könnten ihrem kleinen Sohn schaden. Auch jetzt begleitete sie Jerobeam nur bis Zereda. Dort wollte sie bleiben, bis er sie am Ende seiner Rundreise durch die Städte und Dörfer Efraims wieder abholte. Aber lieber wäre sie mit ihm gegangen, wie sie es ihm vor drei Jahren, als sie seine Frau wurde, versprochen hatte.

Die Leute von Zereda freuten sich über den Besuch des Königs. Aber ihre Aufregung überstieg das gewohnte Maß. Sie bestürmten Jerobeam mit der Frage, ob nun Rehabeam nach seiner Niederlage als Feind nicht mehr zu fürchten sei. Und sie wollten wissen, was es mit den Gerüchten auf sich habe, wonach Jerobeam die Ordnung der Väter mißachte und Städte Israels verschenke, und ob es stimme, daß der Bundesrat ihn als König absetzen wolle. Das alles beschäftigte sie so sehr, daß sie vorläufig gar nicht darauf kamen, auch nach den Absichten der Ägypter zu fragen, und ob sie sich vor deren Angriff ängstigen müßten. Es bedurfte zweier Abende, um Lügen und Tatsachen voneinander zu sondern. Am Ende erklärte Bohan, daß er dabei sei, das Vertrauen zum Ältesten Huram endgültig zu verlieren. Huram versuche, ganz Efraim gegen Jerobeam aufzuhetzen, und in Tappuach glaube schon jeder an seine Lügen.

Jerobeam fand Schallums düstere Voraussage bestätigt. Hoffentlich gelang es ihm auf seiner Reise, die Efraimiten von seiner Lauterkeit zu überzeugen und Hurams dreiste Behauptungen als heimtückische Verleumdungen zu enthüllen! Aber zunächst mußte er mit dem feindseligen Ältesten selbst sprechen. Davor fürchtete er sich. Falls Huram nicht bereit war, der Ägyptergefahr mit ihm gemeinsam zu begegnen, so stand es schlecht um die Bewahrung der Freiheit Israels.

Begleitet von Ard und den fünf Leibwächtern ritt er beklommen nach Tappuach. Huram empfing ihn wie ein unversöhnlicher Feind voller Kälte. Das ließ für das Gespräch Schlimmes ahnen. Aber wenigstens zwang sich der Älteste zu einigen Höflichkeitsfragen nach der Gesundheit Jerobeams und des kleinen Sohnes und nach dem Befinden Schallums und der Sichemer Soldaten. Nach Ketura fragte er nicht. Und als verstehe es sich von selbst, warf er die Order hin, das nächste Mal den Heerführer mitzubringen. Auf Jerobeams erstaunten Blick fügte er hinzu: „Damit ich ihm seine Befehle erteilen kann."

Jerobeam wies die Herausforderung mit finsterer Miene zurück: „Schallum ist Heerführer des Königs, und als solcher erhält er seine Befehle von mir! Deine Sache ist es, im kommenden Frühjahr die Krieger der Stämme zu den Waffen zu rufen!"

Huram betrachtete seinen einstigen Günstling wie ein verstocktes Kind, dem man Ermahnungen ständig wiederholen muß. „Du hast es wohl noch immer nicht ganz begriffen", belehrte er ihn.

„Jahwe ist dabei, über dich zu richten. Solange er dich nicht als König bestätigt – falls er es überhaupt tut – , hast du nichts zu befehlen."

Der kalte Hohn kränkte Jerobeam mehr als die Absage an sein Königtum – die kannte er ja bereits. Zornig rief er: „Die Ägypter stehen vor Israels Tür, und du hast nichts anderes im Sinn, als deine Bosheit über mich auszuschütten! Ist dir Israel so gleichgültig geworden?"

Nun verließ auch Huram sein zur Schau gestellter Gleichmut. „Du wagst es, meine Liebe für Israel, die in mir brennt wie jeher, in Zweifel zu ziehen? Das sieht dir ähnlich! Ich sage dir: Weil ich Israel liebe, gerade deshalb werde ich deinen Machenschaften Einhalt gebieten! Du wirst die heilige Ordnung Israels nicht länger untergraben! Es war ein Fehler, dich zum König zu machen. Mit deiner angeblichen Einfalt hast du unseren Gott und mich getäuscht. Aber Jahwe wird dich fallenlassen! Er schickt die Ägypter, um dich in Angst und Schrecken zu versetzen. Und während du deine Soldaten ihnen entgegenwirfst, wird Rehabeam heimlich wie der Dieb in der Nacht Benjamin besetzen, und keiner wird es ihm wieder entreißen. Denn Jahwe gibt ihm dieses Stück Israel, damit sich das Zeichen deiner Verwerfung erfüllt. Dann ist Israel dich los, und nie wieder wird es in Israel einen König geben! Dafür werden die Ältesten sorgen."

Jerobeam hörte mit Entsetzen, wie Huram seiner Feindschaft gegen ihn freien Lauf ließ. Der einstige Freund sah in ihm den Totengräber der Ältestenmacht, und sein Abscheu gegen ihn war ihm wohl ins Gemüt gefahren und hatte ihm den Verstand geraubt. Anders war dieser Haßgesang jetzt, da zur Abwehr der Ägypter die Eintracht aller Israeliten erforderlich war, nicht zu deuten. Er fühlte sich wie einer, der vom Aufstieg auf einen Berg erschöpft und vom Blick in die schaurige Tiefe jenseits der Anhöhe erschrocken ist. Ohne Abschiedswort an den Ältesten ging er hinaus zu seinen Begleitern und verließ die Stadt unverzüglich. Die Einwohner schauten ihm nach, schwankend zwischen Bedauern und Verachtung. Huram hatte ihnen versichert, daß die Tage dieses Königs gezählt waren.

Ganz anders begegneten Jerobeam die Einwohner von Schilo. Sie begrüßten ihn als Sieger über Rehabeam, und für die Vertreibung der Truppen des Feindes aus dem Süden Israels dankten sie ihm und ließen ihn ihre Achtung spüren. Aber selbstverständlich wollten auch sie wissen, was es mit Ramot und den Aramäern auf sich hatte. Als er den Männern der Stadt den Sachverhalt erklärte, äußerten sie zwar Verständnis für den Waffenkauf, gerade jetzt, da die Ägypter ins Philisterland eingefallen waren, aber sie fragten auch, ob die Bezahlung der Waffen nicht hätte auf andere Weise erfolgen können. Und sein Freund Deker meinte: „Du schenkst den Aramäern großes Vertrauen. Hoffentlich verdienen sie es!"

Mit Deker und dem Gottesmann Ahija saß Jerobeam am nächsten Tag längere Zeit zusammen. Sie erörterten ausgiebig die Lage, und ohne es sich recht einzugestehen, hoffte Jerobeam nach der Demütigung durch Huram auf ein wenig Aufmunterung und Zuspruch. Als Ahija ihm erklärte, daß er den Sieg über Rehabeam und die Geburt des Sohnes Nadab durchaus als Zeichen für Jahwes Wohlwollen deute und daß von einer Abwendung des Gottes keine Rede sein könne, fühlte er sich aufgerichtet und gestärkt. Er bat seine beiden Freunde, den Anschuldigungen Hurams nachdrücklich entgegenzutreten. Sie versprachen es, aber zugleich wiesen sie darauf hin, daß Huram vielen Efraimiten trotz aller seiner Schwächen doch als derjenige galt, der Israel von der Herrschaft der Davididen befreit hatte.

„Und wenn er Israel den Ägyptern ausliefert? Wie werden sie dann über ihn denken?" fragte Jerobeam besorgt.

Deker widersprach ihm. „Warum sollte er Israel den Ägyptern ausliefern? Wie kommst du darauf? Das würde ja sein Verdienst um Israels Freiheit auslöschen! Nein, an so etwas denkt er nicht. Er haßt dich, das ist leider wahr. Aber Israel liebt er."

Ahija dagegen wiegte bedächtig den Kopf und warnte: „Aus einer bitteren Quelle fließt kein süßes Wasser. Hütet euch vor Huram!" Jerobeam nickte dem Alten ahnungsvoll zu.

Noch in Sichem hatte der König dem Schreiber Hillel einen Brief an Rehabeam diktiert. Den übergab er nun Ochran mit der Weisung, nach Jerusalem zu reiten und ihn dem König von Juda zu überbringen. Ochran wollte wissen, was in dem Schreiben stehe, damit er nicht von einem Wutausbruch Rehabeams überrascht werde. Jerobeam lachte. „Keine Angst! Ich beleidige oder verhöhne meine Briefpartner nicht, wie er das tut. Ich erinnere den König nur an unsere Vereinbarung, die wir vor zwei Jahren getroffen haben, daß wir ein Bündnis abschließen wollen, wenn die Ägypter gegen uns heraufziehen. Ich schlage ihm vor, daß wir uns am Heiligtum von Gibeon treffen und dort alles Erforderliche besprechen."

Ochran war mit der Information zufrieden und machte sich auf den Weg, begleitet von zwei Soldaten, die ihm den Durchgang durch Schallums Postenkette an Israels Grenze sichern sollten. Mittlerweile gewöhnte er sich an seinen Gesandtendienst, und sein Selbstbewußtsein hob sich sogar, obwohl Jerobeam für ihn noch immer ein Thronräuber war. Daß ihn dieser König einst vor Hurams Anschlag gerettet hatte, daran erinnerte er sich ungern, weil er dann so etwas wie Dankbarkeit fühlte.

Unterdessen zog Jerobeam gemächlich von Dorf zu Dorf, um die Stimmung der Efraimiten zu erkunden. Den Jubel, der ihn umrauscht hatte, als er vor drei Jahren aus Ägypten heimkehrte, erwartete er nicht mehr, aber daß Hurams und Malkiels Hetze gegen ihn in breitem Maße Gehör gefunden hatte, das enttäuschte ihn doch. Der Empfang war allerdings unterschiedlich. In der Umgebung von Schilo, wo Dekers Einfluß vorherrschte, begegnete man ihm freundlich und rühmte seinen Sieg über Rehabeam. Aber je weiter er nach Süden kam und sich Bet-El näherte, um so zurückhaltender zeigten sich die Menschen. Mit Bestürzung erkannte er, daß sein stolzes Wort an Bedan, daß zwar der Bundesrat zerbrochen sei, aber nicht Israel, Selbstbetrug gewesen war. Auf der jetzigen kleinen Reise wurde ihm klar: Nicht nur der Rat der Stammeshäupter, sondern ganz Israel war gespalten, und der Riß ging sogar mitten durch die Stämme hindurch.

In einem der Dörfer fand ihn Ochran, der mit der Antwort Rehabeams aus Jerusalem zurückgekehrt war. Jerobeam konnte eine Aufmunterung gebrauchen und hoffte dringend, daß der Anmarsch des gemeinsamen Feindes den Judäerkönig zur Einsicht gebracht hatte. So streckte er fordernd die Hand aus, um dessen Brief entgegenzunehmen, und im Moment hatte er sogar vergessen, daß er das Schreiben ja gar nicht lesen konnte und warten mußte, bis er wieder in Sichem war, wo Hillel ihm die Botschaft vorlesen würde. Aber Ochran hatte keinen Brief bei sich. Die Antwort Rehabeams bestand nur aus zwei mündlichen Mitteilungen. Erstens bedankte sich der König für die Erinnerung an die einstige Absprache, die er keinesfalls vergessen habe. Zweitens versprach er, daß er Jerobeams Wunsch nach einem Treffen dann aufgreifen werde, wenn er die Absichten der Ägypter deutlicher als jetzt erkenne.

Jerobeam war tief enttäuscht. Kam diese nichtssagende Antwort des Judäers nicht einer Ablehnung gleich? Aber mit wessen Hilfe rechnete denn Rehabeam in seiner Verblendung? Glaubte er etwa, der Pharao werde sich mit den Städten da unten am Meer begnügen und Juda und Israel in Frieden lassen? Oder hoffte er, der Ägypterkönig werde lediglich Israel beanspruchen, durch dessen Land die große Heerstraße nach Norden führte, und das abseitige Juda habe von ihm nichts zu befürchten? Falls das Rehabeams Überlegungen waren, so irrte er sich gewaltig. Jerobeam nahm sich vor, die Botschaft an den Judäerkönig ein wenig später dringlicher zu wiederholen und dem Verbohrten die Illusionen auszutreiben.

Er schickte Ochran nach Hause und zog weiter nach Bet-El, schweren Herzens. Aber seinen Gegner Malkiel durfte er auf seiner Rundreise nicht auslassen. Mit Erstaunen bemerkte er, daß er hier nicht mürrischer empfangen wurde als in den Dörfern zuvor. Im Gegenteil, man begrüßte ihn achtungsvoll, als er vor dem Stadttor vom Maultier stieg und seinen Soldaten den Lagerplatz anwies. War Malkiels Einfluß im Schwinden begriffen?

Der Alte selbst allerdings empfing ihn mit der unhöflichen Frage, was er hier in Bet-El wolle. Und nur dem ehernen Gesetz der Gastfreundschaft gehorchend, lud er den König ein, niederzusitzen und sein Anliegen vorzubringen.

Jerobeam sprach über die Ägyptergefahr. Der Feldzug werde unweigerlich auch Israel treffen. Deshalb sollten jetzt alle persönlichen Abneigungen vergessen werden. Alle Israeliten müßten zusammenstehen, um den Feind abzuwehren, sobald er ins Bergland heraufkomme.

Malkiel kniff die Augen boshaft zusammen. „Unser Todfeind ist Rehabeam!“ knurrte er. „Und du bist sein Knecht. Du und er, an euch beide denkst du doch, wenn du vom Zusammenstehen redest.“

Jerobeam riß mehr verwundert als empört die Augen auf. Was der Alte von sich gab, das war dummes Geschwätz. Offenbar hatte er Zuträger, die ihm Ochrans erneute Reise nach Jerusalem berichtet hatten.

Malkiel bestätigte es ihm. „Glaubst du, deine heimlichen Botschaften an den Feind bleiben mir verborgen?“ grollte er. „Aber mach doch, was du willst! Der Salomosohn wird längst wissen, daß wir dich abgesetzt haben. Lachen wird er über dich. Er zählt schon den Tag ab, an dem du seinen Steinträgern wieder in den Arsch treten wirst, damit die Mauern um seinen Palast schneller wachsen.“ Der Älteste lachte laut bei dieser Vorstellung.

Jerobeam stieg das Blut zum Kopf. Sollte er dem widerwärtigen Alten eine ähnliche Grobheit entgegenschleudern? Oder ihn erdolchen? Oder einfach hinausgehen? Er keuchte erregt. „Niemand hat mich als König abgesetzt“, sagte er schließlich. „Ich bin Israels König, und ich werde es auch morgen und übermorgen sein. Nimm das zur Kenntnis!“ Seine Stimme klang gepreßt.

Malkiel schielte nach Jerobeams rotem Stirnband. Er lachte erneut, weil ihm eine weitere Beleidigung einfiel. „König bist du?“ höhnte er. „Wenn du König wärst, dann trügest du einen goldenen Stirnreif auf dem Kopf, und du säßest in Sichem auf deinem Thronsessel, und die Ältesten stünden vor dir. Aber du ziehst wie ein Bettler von Dorf zu Dorf, und genauso abstoßend wie dein Buckliger siehst du selbst aus. Salomo, das war ein König! Deshalb haben wir ihn bekämpft. Dich bekämpfen wir nicht. Dich schieben wir einfach beiseite.“

Jerobeam schnellte hoch. Malkiel zuckte zusammen, die heftige Bewegung des Königs erschreckte ihn. Aber der ließ seinen Dolch trotz dieser maßlosen Beschimpfung stecken. „Falls die

Ägypter dich verschonen“, warf er im Gehen hin, „dann wirst du es mir und Efraims Kriegern zu danken haben!“

Aber falls er geglaubt hatte, das letzte Wort gegenüber dem Grobian zu behalten, sah er sich getäuscht. Malkiel rief ihm hinterher: „Du hast mit meinen Kriegern nichts mehr zu schaffen! Israels Krieger gehorchen den Ältesten! So war es immer, und so bleibt es!“

Wie vor zwei Wochen Huram, so verließ Jerobeam auch den Würdenträger von Bet-El ohne Abschiedswort. Wenn die Ägypter doch den einen wie den anderen erschlagen würden! hämmerte es in seinem Kopf. Er ließ das Lager vor der Stadt, das noch gar nicht richtig hergerichtet war, sofort abbrechen und zog eilig weiter, so daß er am Abend im benjaminitischen Mizpa war, wo ihn Schallums Soldaten willkommen hießen.

In der Nacht floh ihn der Schlaf. Israel zerspalten, und die Ägypter vor Israels Tür! Wenn Pharao Scheschonk vom Zerwürfnis erfuhr, und sicherlich hatte er seine Spione längst ausgesandt, so würde er um so entschlossener versuchen, die Herrschaftsverhältnisse in Kanaan neu zu ordnen. Wenn er nun das zerstrittene Israel Rehabeam gab und ihn damit zum König beider L;änder machte, wie dessen Vater? Denn Salomos Sohn saß fest auf dem Jerusalemer Thron, während er selbst durchs Land zog, um sein Volk für sich zu gewinnen. Wie ein Bettler – Malkiel hatte recht. Jerobeam erhob sich am Morgen müder, als er sich am Abend niedergelegt hatte.

Er ritt ins benjaminitische Land hinein. Er fand das Volk in erbarmungswürdigem Zustand vor. Es gab keine Familie, die in den Kämpfen mit den Judäern nicht Tote zu beklagen hatte. Die Generation der waffengeübten Jugend war so gut wie ausgerottet. Überall scholl ihm der Wunsch entgegen, daß endlich Friede sein möchte. Was war nur aus dem stolzen und kriegerischen Volk geworden? Die Tage Sauls, der die Philister das Fürchten gelehrt hatte, waren lange dahin. Jerobeam atmete erst auf, als er sich wieder nach Norden wandte. Wenigstens hatte er die Grenze nach Jerusalem hin gut bewacht gefunden, und die Judäer hatten sich seit der Niederlage im vorigen Jahr nicht mehr gerührt.

Er zog auf der Westseite des efraimitischen Berglandes zurück nach Zereda. Auch hier zeigte sich, daß Hurams Verleumdungen teilweise auf fruchtbaren Boden gefallen waren. Aber die Mehrheit der Efraimiten schien doch zu ihm, dem König, zu halten, ohne allerdings den Gehorsam gegenüber ihren Ältesten in Frage zu stellen.

In Zereda fand er Ketura und alle seine Freunde gesund vor, nur sein Sohn, der kleine Nadab, lag krank danieder. Seine Stirn war brennend heiß, offenbar hatte ihn ein Fieber ergriffen. Jerobeam geriet in helle Aufregung. Außerdem erhielt er von Schallum eine schlechte Nachricht. Die Ägypter hatten den Ring um Gaza fest geschlossen und schickten sich zugleich an, auch die Küstenstadt Aschkelon zu belagern. Der König von Aschkelon war nach Aschdod geflohen und versuchte, den Widerstand gegen die Eroberer zu organisieren. Ein Heer der Philister war jedoch vor Gaza schon besiegt worden. Und um das Maß der bösen Neuigkeiten noch zu steigern, hatte Huram Botschaft gesandt, daß Jerobeam sofort zu ihm nach Sichem kommen solle

Der Heimkehrer hockte sich niedergeschlagen vor das Lager des kleinen Kranken. Wenn Nadab starb, das wäre ein wirkliches Zeichen Jahwes! Dieser Gedanke ging ihm nicht aus dem Sinn. Hatte er mit dem mißlichen Waffengeschäft etwa doch gegen Jahwes Willen verstoßen, wie Huram meinte? Aber erkannte der Gott denn nicht seine ehrliche Absicht, Israel auf die eigenen Füße zu stellen, seinen Wohlstand zu mehren und Recht und Gerechtigkeit zu festigen, so daß die Israeliten Jahwe voller Dankbarkeit noch freudiger dienten?

Gegen Abend nahm er einen Krug Wein und machte sich auf zu den Gräbern. Er mußte jetzt allein sein, allein mit Eri, dem Bruder, und Nebat, dem Vater. Nachdem es völlig dunkel geworden war, brachte er den Totengeistern sein Trankopfer dar. Doch dann schwieg er. Sollte er wie ein Schwächling klagen und jammern? Würden Vater und Bruder ihn nicht tadeln für seinen Griff nach der Königswürde? War er nicht selbst schuld an seinem Elend? Doch was wußten die Toten vom Gott Jahwe, der doch ein Gott der Lebendigen war! Wen Jahwe rief, der durfte sich ihm nicht verweigern. Er, Jerobeam, war als König in Jahwes Hand. Hielt ihn diese Hand, so würde er gegen den Ägypterkönig bestehen und zugleich Huram niederringen. Ließ ihn Jahwes Hand jedoch fallen, so ging er unter, und niemand konnte ihm mehr helfen. Wenn nur Nadab gesund würde!

Er kam ins Grübeln. Ob Jahwe mit ihm etwa gar deshalb unzufrieden war, weil er seine königliche Macht zu wenig gebrauchte? Vielleicht ärgerten den Gott gar nicht jene Taten, die ihm Huram anlastete, wie das angebliche Paktieren mit Rehabeam und mit den früheren Statthaltern, die Abtretung Ramots an die Aramäer, die Rechtsprechung zugunsten der Armen. Vielleicht galt Jahwes Unmut gerade seiner Zaghaftigkeit gegenüber den Widersachern im Bundesrat. Vielleicht war es sogar Jahwes Wille, daß er Huram entmachtete, denn der Mann aus Tappuach hinderte ihn doch daran, Israel zu einem sicheren Fels des Friedens inmitten der rundum lauernden Gewalttäter, zu einem blühenden Garten inmitten staubiger Ödnis zu machen. Vielleicht verdroß Jahwe, daß sein Erwählter so wenig erreicht hatte. Und hatte der Gott nicht recht? Was war denn verwirklicht von den stolzen Absichten, mit denen er sich als armer Flüchtling im Nillande seine künftige Königswürde schmackhaft gemacht hatte?

Er stellte den Weinkrug ab und suchte im bleichen Sternenlicht nach dem Stein, auf dem er sonst zu sitzen pflegte. Als er ihn gefunden, wälzte er ihn vor das Familiengrab und ließ sich darauf nieder. Was hatte er also erreicht? Unbestreitbar waren Israel und Juda wieder zwei selbständige Königreiche, und die Israeliten schauten nun nach Sichem statt nach Jerusalem, wenn sie vom König sprachen. Aber war das sein Verdienst? Hatte nicht vielmehr Huram Rehabeams Griff nach dem Königtum Israels vereitelt und statt des Salomosohnes ihn, Jerobeam, als König eingesetzt? Aber nachdem er nun König geworden war, hatte er aus Israel ein Königreich gemacht, wie er es sich wünschte? Schlug das Herz der Israeliten mehr für Gesamtisrael als für den eigenen Stamm? Wohl noch nicht. Sahen die Ältesten im König ihren Anführer und Herrn? Keineswegs. War Israel stark genug, um die Wölfe, die es umkreisten, abzuschrecken? Nein, das war es nicht. War ein Bündnis mit Rehabeam gegen den ägyptischen Eroberer in Aussicht? Nein. Was also hatte er als König erreicht? Nichts. Er hatte sich lediglich gegen seine Feinde in Jerusalem und im eigenen Land behauptet. Das war alles. Und das war zuwenig, auch wenn er erst im dritten Jahr seines Königtums stand.

Wie einfach war ihm alles in Ägypten erschienen! Gewiß, er hatte sich erst einmal mit Osorkons verrücktem Vorschlag abgequält, daß er Israels König werden sollte, Nachfolger Salomos, des Davidsohnes, er, der kleine Bauaufseher. Aber Osorkon hatte ihm Mut gemacht. Man lernt regieren, indem man es tut, hatte er gesagt. Und in seiner Schilderung hatte sich Israel wie ein Riese neben dem Zwerg Juda ausgenommen, vorausgesetzt, er, Jerobeam, streife allen Kleinmut ab und begeistere die Israeliten für sich. Ach, Osorkon hatte gut reden gehabt!

Seltsam, daß er an den Ägypterprinzen wie an einen fernen Freund dachte! Denn der schickte sich ja soeben an, Kanaan zu unterwerfen und Israels König, der ihn enttäuscht hatte, der ihn hintergangen hatte, zu bestrafen. Oder hatte der Pharao den Feldzug gegen den Willen Osorkons unternommen? Wie dem auch sei – die Ägypter kamen als Feinde, und Israel mußte sich wehren. Gemeinsam mit Juda. In diesem Krieg mußten Israel und Juda als Nachbarn und Freunde zueinanderfinden. Huram und Malkiel aber mußten zu den Besiegten zählen. Es war ganz klar: Jahwe wollte, daß jene Ältesten, die an der alten Zeit des Stämmebundes klebten und sich der neuen Zeit des Königtums entgegenstemmten, von der Macht verdrängt wurden. Hatte nicht Schallum schon so manches Mal eben das gefordert? Hatte Jahwe sich etwa des Freundes bedient, um ihm, seinem Erwählten, das zu sagen? Ein Gott sprach durch vielerlei Stimmen und Zeichen. Man mußte nur Augen und Ohren aufsperren, um Jahwes Willen zu erkennen.

Jerobeam erhob sich, nahm den Krug und ließ den Rest Wein ins Grab hineinsickern. „Vater, Bruder, helft Jahwe! Vertreibt die Fieberdämonen von Nadabs Lager! Wenn mein Sohn stirbt, ist es mit unserer Familie aus. Und Huram würde auf den Leichnam zeigen und meine Verwerfung durch Jahwe verkünden. Aber Jahwe will mich nur wachrütteln, nicht vernichten!“ Er verneigte sich tief vor der Grabhöhle und ging dann mit schweren Schritten dem Dorfe zu.

Am übernächsten Tag schöpften er und Ketura und alle Freunde Hoffnung. Das Fieber des kleinen Patienten sank. Und nach drei weiteren Tagen lachte er seine Eltern wieder fröhlich an, und ehe sie es sich versahen, zog er sich an einem der Sitzsteine im Hof empor und stand auf seinen zwei Beinen, als wolle er sich anschicken, zum Tor hinauszuspazieren. „Jahwe hat sich erneut zu mir bekannt!“ verkündete Jerobeam feierlich. „Er hat uns unseren Sohn wiedergeschenkt.“

Eine Woche später schnürten Jerobeam und Ketura ihr Gepäck, Ard belud die Esel, die Leibwächter machten sich ebenfalls marschfertig, und dann trat Jerobeam mit Familie und Eskorte den Heimweg an. In Sichem würden Schallum und Bedan schon auf seine Rückkehr warten. Leider auch Huram. Da der Älteste ihn in Sichem zu sprechen wünschte, hatte er sich also auch wieder in die Königsstadt begeben. Wahrscheinlich, so vermutete Jerobeam, sah er sich in Tappuach von den Nachrichten der Kundschafter Schallums abgeschnitten, denn diese liefen ja nun doch beim König und Heerführer ein und nicht bei ihm.

Das war in der Tat der Grund für Hurams erneuten Ortswechsel. Aber beim Gespräch mit Jerobeam ging es ihm um eine Botschaft anderer Art. Malkiel hatte ihm von Ochrans erneuter Reise nach Jerusalem berichtet. Huram bedauerte zwar, daß er weder den Inhalt von Jerobeams Botschaft noch die Antwort Rehabeams kannte, aber um etwas anderes als um ein erneutes Bündnisersuchen handelte es sich gewiß nicht. Und allein schon die Tatsache der Gesandtschaft als solche genügte ihm für sein Vorhaben.

Jerobeam hatte geschwankt, ob er überhaupt noch einmal mit Huram sprechen sollte. Aber er wollte sich nicht nachsagen lassen, daß er einen Ältesten mißachtete. Und vielleicht war sein Feind in der Zwischenzeit doch noch zur Vernunft gekommen und hatte sich durchgerungen, die Ägypterabwehr als gemeinsame Sache anzusehen. So begab er sich hinüber in den Salomopalast.

Huram wollte von ihm wissen, wo er solange gewesen war. Jerobeam musterte seinen Widersacher, der ihn befragte wie einen Untergebenen. Alles an dem Ältesten war ihm zuwider, dessen unversöhnliche Miene, sein hochfahrender Ton, ja selbst solche Äußerlichkeiten wie das lange, weiße Haar, das seinen Kopf wie ein wehendes Tuch umgab, wenn er ihn bewegte, und sein

Gesicht bleicher erscheinen ließ, als es wirklich war. Gereizt erwiderte er: „Was fragst du nach den Wegen dessen, der deinen Worten nach unter dem Gericht Jahwes steht? Aber ich will dir trotzdem antworten. Das Volk muß im Willen gestärkt werden, die Ägypter abzuwehren. Das ist meine Aufgabe so gut wie deine. Ich habe sie wahrgenommen."

Die Auskunft schien Huram nicht zu interessieren. Sofort kam er zu seinem eigentlichen Anliegen und fragte in scharfem Ton: „Warum hast du Ochran nach Jerusalem geschickt?"

Nun wußte Jerobeam, worum es ging. Mit fester Stimme erklärte er: „Ich habe geschworen, Israel gegen jeden Feind zu verteidigen. Gegen die Ägypter aber sind wir allein zu schwach. Das muß jedem klar sein, dessen Blick nicht getrübt ist. Nur Israel und Juda gemeinsam, die beide gleichermaßen bedroht sind, können den Angriff abwehren. Das habe ich Rehabeam geschrieben und ihn wissen lassen, daß ich bereit bin, mich mit ihm gegen die Ägypter zu verbünden."

Huram nickte, als habe er eine willkommene Auskunft erhalten. Es klang wie vorbereitet, als er antwortete: „Ich dachte es mir. Du bist und bleibst ein Knecht Salomos. Dein Verrat ist offenbar. Du lieferst Israel an seinen Todfeind Rehabeam aus. Er muß Benjamin gar nicht mehr besetzen. In deinem eigenen Tun erscheint Jahwes Zeichen, daß er dich verworfen hat. Ich erkenne dich nicht mehr als König Israels an. Ich werde alle Mitglieder des Bundesrates von deinem Verrat und von meiner Entscheidung in Kenntnis setzen."

Die Sätze des Ältesten trafen Jerobeam, als würde er gesteinigt. „Jahwe wird dich richten für diesen Frevel!" schrie er und stürzte hinaus aus dem Palast und aus der Stadt. Wer ihm begegnete, erschrak und fragte sich, ob die Ägypter schon im Anmarsch auf Sichem waren. Jerobeam aber suchte Schallum. Auf dem Weg zwischen dem Stadttor und dem Standlager der Garnison traf er ihn. Der Heerführer war auf dem Rückweg in die Stadt begriffen. Jerobeam keuchte: „Huram muß sterben! Bring ihn um! Sonst fallen wir beide unter den Schwertern der Ägypter."

Schallum umfaßte unwillkürlich den Griff seines Dolches und blickte zum Tor, als ob er von dort Verfolger des Königs erwartete. Dann bat er Jerobeam, mit ihm zur Garnison zu kommen, damit nicht jedermann sie beide in erregtem Gespräch beobachten konnte. Im Zimmer des Heerführers, das gegen Lauscher abgeschirmt war, berichtete dann Jerobeam von dem Gespräch mit Huram. Schallum versuchte ihn zu beruhigen. Fünf Älteste, so rechnete er vor, hielten fest zum König, und die übrigen würden gleichfalls ihre Krieger aufbieten, wenn der Feind erst da wäre. Und Rehabeam sei kein Dummkopf. Er würde schon noch begreifen, daß er gegen die Ägypter nicht ohne Israels Beistand Krieg führen konnte. Hurams Drohung sei das Gewäsch eines verbitterten alten Mannes und würde ohne Wirkung bleiben.

Jerobeam hörte sich die Argumente des Freundes schweigend an und wiederholte dann: „Huram muß sterben. Er fürchtet uns beide und Rehabeam mehr als die Ägypter. Begreifst du, was das heißt?"

Schallum war von der Wehrbereitschaft Israels überzeugt und schrieb die Schwarzseherei seines Freundes dessen Schreck über Hurams maßlosen Haß zu. „Ja doch, der Alte muß sterben", meinte er. „Aber ich kann ihn doch nicht einfach totschlagen! Wie wolltest du den Ältesten und ganz Israel einen solchen Mord erklären? Beruhige dich und warte ab! Er wird deiner Rache nicht entgehen."

Jerobeam starrte vor sich hin, seufzte mehrfach und gab dann zu, daß Schallum leider recht hatte. Einen Würdenträger wie Huram mußte man vor dem ganzen Volk als Verräter entlarven. Erst dann konnte man ihn töten. Sie gingen zurück in die Stadt. Dort sahen sie, wie Hurams Knechte damit beschäftigt waren, die erneute Abreise des Ältesten vorzubereiten. „Wohin soll es gehen?" fragte Schallum, und „Zurück nach Tappuach" antworteten die Knechte.

Schallum grinste Jerobeam an. „Er fürchtet deinen Dolch." Der König verzog kaum das Gesicht, aber er atmete doch auf. Er konnte die Nähe seines Todfeindes nicht mehr ertragen.

Einige Tage später meldeten Schallums Kundschafter, die sich in der Nähe der Philisterstadt Gat umhertrieben, einen weiteren Sieg der Ägypter über die Philister.

41

Jerobeams Hoffnung schwand, daß das Waffengeschäft mit Damaskus überhaupt noch zustande kommen werde. Wahrscheinlich, so überlegte er, hatte er den Bogen überspannt, als er die Abtretungsdauer für Ramot von neun Jahren abgelehnt hatte und statt dessen nur sechs Jahre zugestehen wollte. Aber mitten im heißen Sommer stand doch eines Tages Rimmons Bote vor der Tür und brachte die ersehnte Nachricht. Der Aramäerkönig kam ihm tatsächlich noch weiter entgegen und erklärte sich nunmehr mit acht Jahren einverstanden. Das sei aber sein letztes Wort, schrieb er.

Jerobeam befragte seine Minister um ihre Meinungen. Schallum riet, das Angebot des Aramäers anzunehmen und den Geschäftsabschluß nicht durch weiteres Feilschen zu gefährden. Ein Herabdrücken der ursprünglichen Forderung von zehn Jahren auf acht Jahre sei ein Ergebnis,

dessen man sich nicht zu schämen brauche, und die Waffen müßten dringend her. Bedan aber fand es erneut ganz unmöglich, israelitisches Land an einen König abzutreten, der morgen schon zum Feind werden konnte. Acht Jahre seien jedenfalls eine viel zu lange Zeit, damit würden die Waffen doppelt bezahlt, und die Aramäer könnten sich freudig die Hände reiben. Man dürfe über das bisherige Angebot von sechs Jahren nicht hinausgehen.

Jerobeam sah im Geiste die Männer von Schilo vor sich, deren Bedenken über die Abtretung Ramots ihnen ins Gesicht gezeichnet war. Er sah Bohans zusammengekniffenen Mund, als der Alte vernommen hatte, daß tatsächlich Waffen gegen Land erworben werden sollten. Nein, er durfte Ramot nicht auf acht Jahre preisgeben! Sieben Jahre, so entschied er, war das höchste, wozu er sich verstehen konnte. Dieses neue Angebot diktierte er Hillel in den Antwortbrief. Hatten die Aramäer schon zweimal nachgegeben, so würden sie es auch ein drittes Mal tun.

Schallum war enttäuscht und tadelte den König. Der fühlte sich in der Tat nicht ganz wohl. Er war sich bewußt, daß er auf einem schmalen Grat balancierte. Aber sollte der Freund andauernd recht haben? „Deine Sache ist der Gebrauch der Waffen“, sagte er darum, „ihre Beschaffung aber ist meine Sache.“

Da entgegnete der Heerführer schroff: „Bedan taugt nicht zum Ratgeber! Weil du auf ihn gehört hast, wird sich das gesamte Geschäft zerschlagen, und wir werden den Ägyptern mit Knüppeln und Steinen entgegentreten müssen statt mit Eisenschwertern und –lanzen.“ Sprachs und ging seiner Wege.

Jerobeam grollte seinem Freund eine Zeitlang, nicht nur dieses Streites wegen, sondern mehr noch, weil er Hurams Angriff gar nicht ernst zu nehmen schien, obwohl er selbst doch jahrelang vor dem Ältesten gewarnt und dessen Entmachtung gefordert hatte. Jetzt, da Huram sich so offen wie bisher noch nie als unversöhnlicher Feind zeigte, nannte er dessen Kriegserklärung das wirkungslose Gewäsch eines verbitterten alten Mannes! Seine Überwachung in Tappuach hatte er abgelehnt. Warum unterschätzte er den Feind? Er war doch nicht in dessen Lager übergelaufen – was für ein absurder Gedanke! Wahrscheinlich überschätzte er die Anhänglichkeit der Israeliten an ihn, Jerobeam. Wer immer nur mit Soldaten zusammen war und kaum mit dem Volk in den Städten und Dörfern, der hatte diesbezüglich wohl kein klares Urteil. Auch Schallums Ratschlägen durfte man deshalb nicht blind folgen, sondern man mußte sie genauso abwägen wie diejenigen aller anderen Berater.

Jerobeam war wegen Hurams Drohung, im ganzen Land die Absetzung des Königs zu verkünden, in tiefer Sorge. Auch wenn in der letzten Bundesratssitzung sich fünf der Stammeshäupter auf seine, Jerobeams, Seite gestellt hatten, so war Hurams Macht damit nicht gebrochen. Und er wurde den Verdacht nicht los, daß der Älteste in seinem maßlosen Haß gegen ihn und gegen Rehabeam sogar zum Kniefall vor dem Pharao bereit war. Auch wenn Deker das für völlig unmöglich hielt.

In der Tat war Huram nicht untätig. Er schickte zwar keinen Boten hinab ins Hauptquartier der Ägypter, aber er sammelte die jungen Krieger von Tappuach um sich und teilte sie zum Wachdienst am Stadttor und auf der Mauer ein, damit nicht Schallums Soldaten unversehens in die Stadt einrücken, ihn in seinem Haus überfallen und als Gefangenen vor Jerobeam schleppen konnten. Seitdem der Heerführer mit seinen Bewaffneten in die Sitzung des Bundesrates eingedrungen war und er selbst dem König die Absetzung erklärt hatte, hielt er seine Freiheit, ja sogar sein Leben für bedroht. Einige der jungen Männer von Tappuach schickte er als Kundschafter ins Philisterland, damit er mindestens so gut über die Taten der Ägypter Bescheid wußte wie König und Heerführer.

Er wollte erst einmal abwarten, wie erfolgreich der Feldzug des Pharaos verlief. Vorläufig hatten sich die Ägypter an den großen Städten festgebissen, und es hatte nicht den Anschein, daß sie ins Bergland heraufkamen, solange sie nicht die Philister bezwungen hatten. Den Bundesrat wollte er nicht einberufen. Was hätte der beschließen sollen, da die Lage noch durchaus unklar war? Und was Jerobeams Absetzung betraf: Die Hälfte der Ratsmitglieder erkannte diese ja nicht an und stand zum König. Überdies war zu fürchten, daß Jerobeam den Rat auseinanderjagen ließ. So entschloß sich Huram, wie er es schon angedroht hatte, eine Botschaft an alle Ratsmitglieder zu schicken, außer an Bedan, der seiner Meinung nach vom Knecht Salomos zum Knecht Jerobeams geworden war. Huram spuckte in Gedanken aus, wenn er an den glattgesichtigen, wohlgenährten Ältesten von Sichem dachte.

Er wählte drei Burschen als seine Boten aus. Einer sollte nach Bet-El zu Malkiel gehen, die anderen beiden beauftragte er, die sieben anderen Ältesten nacheinander aufzusuchen. Diesmal kam es ihm auf jedes Wort an, und so ließ er die drei seine Botschaft auswendig lernen. „So spricht Huram zu seinen Amtsbrüdern im Rate Israels: Die Ägypter haben die Philister überfallen. Aus Furcht vor ihnen hat sich Jerobeam dem Sohn Salomos zu Füßen geworfen. Jerobeam selbst hat also das Zeichen für seine Verwerfung durch Jahwe gesetzt. Ich habe ihm deshalb sein Königtum weggenommen. Er aber bedroht den Bundesrat. Wir können uns in diesem Jahr nicht treffen.

Im Frühjahr wird Jerobeam mit Rauch- und Feuerzeichen Israels Heer aufbieten wollen. Mißachtet die Zeichen! Wartet auf meinen persönlichen Boten!“

Als die jungen Leute fort waren, rieb sich Huram die Hände. Auch wenn die Anhänger des Königs ihre Krieger aufboten, ein großes Heer würde Jerobeam nicht zur Verfügung haben. Den Ägyptern konnte er damit nicht entgegentreten. Folglich war der Emporkömmling erledigt. Er aber, Huram, würde dem Pharao Israel als Wächter über Jerusalem und vielleicht sogar auch über Damaskus anbieten. Dann war Israel dreifach gerettet: vor den Ägyptern, vor Rehabeam und vor jenen Israeliten, die der heiligen Ältestenordnung die Axt an die Wurzel legen wollten. Und er selbst war erneut Israels Retter, und alle würden es erkennen. So sah Jahwes Plan aus. Hätte der Gott sonst seinen einstigen Erwählten fallengelassen? Die wirre Zeit, die nach Salomos Tod hereingebrochen war, ging zu Ende. Huram meinte es zu fühlen. Die neue Zeit war im Kommen, eine Zeit, da alle Könige ringsum auf Israel als auf ihr Haupt schauen würden, und alle Israeliten auf ihn, Huram, den Retter Israels. Wenn die Ägypter wieder heimwärts zum Nil zogen, dann würde diese große Zeit anbrechen.

Huram geriet in eine frohe, zuversichtliche Stimmung. Jerobeam jedoch versuchte erfolglos, seiner Verzagtheit Herr zu werden und seinerseits einen Weg zu finden, um den schrecklichen Krieg abzuwenden. Gewiß, er konnte zum Pharao gehen, sich ihm zu Füßen werfen, sein langdauerndes Schweigen bereuen und die ägyptische Herrschaft über Israel anerkennen. Vielleicht ließ ihn Scheschonk sogar am Leben. Aber war er dafür Israels König geworden? War das Jahwes Wille? Nein, und tausendfach nein! Es galt, Israels Freiheit zu verteidigen und, falls die Kraft nicht ausreichte, kämpfend unterzugehen. Aber auch eine Niederlage konnte Jahwes Ratschluß nicht sein. Der Gott hatte ihn doch nicht erwählt, damit er von den Ägyptern erschlagen wurde wie einst Saul von den Philistern! Jahwe wollte, daß Israel lebte und mit ihm sein König! Deshalb mußte der Krieg unverzagt statt ängstlich geführt werden. Israel durfte die Ägypter nicht fürchten, sondern mußte ihnen mutig entgegentreten – so sah Jahwes Gebot aus! Da sich Jerobeam diese Auffassung öfter wiederholte, fühlte er allmählich jene Beherztheit und Tatkraft zurückkehren, die ihn beim Anschlag auf Salomo erfüllt hatten.

Als die schöne Zeit der Weinlese zu Ende ging, brachten Schallums Männer die Nachricht, daß Gaza und Aschkelon gefallen seien und Aschdod sich daraufhin kampflos ergeben habe. Der König von Gat aber sei schon lange in einem heimlichen Bündnis mit dem Pharao gewesen. Diese Neuigkeiten blieben nicht in Sichems Mauern, zumal auch Hurams Kundschafter sie nach Tappuach gemeldet hatten, sondern sie schwirrten gleich Stechmückenschwärmen rasch übers ganze Land. In den Weingärten verstummten die fröhlichen Lieder, und die Keltertreter stampften die reifen Beeren, als hätten sie Ägypterköpfe unter ihren Füßen. Jerobeam sagte zu Schallum: „Nun ist für Scheschonk der Weg herauf ins Bergland frei.“

„So ist es“, bestätigte Schallum. „Nun wissen wir, woran wir sind.“

„Die Frage ist nur noch“, fügte Jerobeam an, „ob er sich zuerst gegen Juda oder gegen uns wendet. Wir müssen uns auf beides einstellen.“ Schallum nickte und war froh, daß der König seine Entschlußkraft zurückgewonnen hatte.

Eine Kleinigkeit trübte allerdings Jerobeams Stimmung. Einer der Kundschafter, ein Mann aus Tirza, hatte obendrein berichtet, daß er in einem der Dörfer am Westrand des Gebirges das Lied vom König Dornstrauch habe singen hören. Die vielen Zuhörer hätten laut gelacht und dem Sänger viel Beifall gespendet. Jerobeam vermutete darin eine der Tücken Hurams. Womöglich hatte der den Sänger gekauft und schickte diesen nun umher, damit er gegen ihn, den König Israels, Stimmung machte. Huram hatte ja zugegeben, daß er auf Malkiels Standpunkt eingeschwenkt war, wonach jeder König, egal, woher er stammte, für Israel ein Übel sei.

Jerobeam forderte Schallum auf, eine Mannschaft nach Tappuach zu schicken, die dort das Stadttor und damit alle Schritte Hurams bewachen sollte. Der Heerführer begriff, daß es nun doch an der Zeit war, eine solche Maßnahme zu ergreifen, und gehorchte ohne Widerrede. Zwei Zehnerschaften marschierten in Hurams Stadt ein und besetzten Stadtmauer und Tor. Seine eigene Mannschaft hatte der Älteste zurückgezogen, nachdem er sicher war, daß die Soldaten nicht kamen, um ihn zu verhaften. Er fühlte sich noch nicht stark genug, um den offenen Kampf mit Jerobeam zu wagen. Aber sein Haus ließ er nun noch sorgfältiger als vorher bewachen.

Jerobeam entschloß sich, erneut einen Brief an Rehabeam zu schreiben. Während er auf Ochran wartete, den er zu sich bestellt hatte, langte ein anderer Bote an, den er freudig und zugleich ein wenig bange willkommen hieß. Es war der Mann aus Ramot, der die Botschaften bezüglich des Waffengeschäfts hin- und herzutragen pflegte. Der Brief, den er heute übergab, stammte allerdings nicht vom Aramäerkönig, sondern von Rimmon. Der Ex-Statthalter teilte ihm mit, daß der König von Damaskus auf einer Abtretungsfrist von acht Jahren bestehe. Er sei nun des Briefeschreibens müde. Die Lieferung habe sich ohnehin schon wegen Jerobeams Engherzigkeit um ein Jahr verzögert. Jerobeam solle sich eindeutig äußern, was er eigentlich wolle. Sei er mit acht Jahren einverstanden, so gelte die bisherige Abrede, und er sei im nächsten Frühjahr in Damaskus

willkommen. Lehne er aber das großherzige Entgegenkommen des Königs ab, so sehe der sich außerstande, die erbetenen Waffen zu liefern.

Jerobeam war wütend. Auf sich, weil er Schallums Rat, das Feilschen zu beenden, in den Wind geschlagen hatte. Nun stand er ohne die Waffen da, und Schallum würde ihm nicht wie seinem König gegenübertreten, sondern er würde ihn schelten, wie es das Recht des Älteren gegenüber dem Jüngeren ist. Und der Aramäerkönig – wußte der denn nichts vom Einfall der Ägypter, von deren Siegen? Lud ihn fürs nächste Frühjahr nach Damaskus ein! Machte der sich lustig über ihn?

Hastig diktierte Jerobeam Hillel, daß er mit acht Jahren einverstanden sei und daß ihm der Aramäerkönig die Waffen so schnell wie möglich liefern solle. Nach Ramot. Er brauche sie dringend, denn er müsse sich der Ägypter erwehren. Als Hillel den Text hingeworfen hatte und ihn zur Kontrolle noch einmal vorlas, erkannte Jerobeam, daß er sich mit einer solchen Antwort lächerlich machte. Vor Rimmon und vor den Aramäern. Ein König durfte seine Schwäche nicht eingestehen. Hillel mußte eine neue Tonscherbe hervorkramen und einen zweiten Entwurf hinkritzeln. Darin teilte Jerobeam dem König von Damaskus mit, daß er der Frist von acht Jahren zustimme und daß er, nachdem er die Ägypter besiegt haben werde, mit Freuden nach Damaskus kommen wolle, um das Geschäft zum Abschluß zu bringen.

Der Brief wurde ins reine geschrieben, und der Bote eilte mit ihm davon. Jerobeam gestand Schallum, daß es keine neuen Waffen geben werde. Zumindest nicht vor der Entscheidungsschlacht gegen die Ägypter.

Schallum sah den Freund grimmig an. Er hatte es so kommen sehen. Aber er wollte Jerobeams Selbstbewußtsein, das der so dringend brauchte, jetzt nicht zerkratzen. So erwiderte er nur: „Es wird gut sein, wenn du künftig auf mich hörst statt auf Bedan."

„Du hast recht", nickte Jerobeam reumütig.

Als Ochran eintraf, lag der Brief an Rehabeam fertig geschrieben und gesiegelt vor. Jerobeam forderte darin den Judäerkönig auf, sich mit ihm sofort zu treffen, wie er das ja schon einmal vorgeschlagen hatte. „Warum zögerst du noch?" fragte er an. „Glaubst du etwa, die Ägypter werden sich mit den Städten der Philister begnügen? Oder sie werden nunmehr nur Israel überfallen? Du irrst dich. Die Ägypter werden heraufkommen und auch dich mit Krieg überziehen. Deshalb müssen wir nach Wintersende unsere beiden Heere vereinigen und den Ägyptern den Weg verlegen. Jahwe schenke dir Einsicht, damit wir beide gemeinsam unsere Völker erretten!"

Über diesen Brief kam es in Jerusalem zum Streit zwischen Rehabeam und seiner Mutter. Bisher war Naama mit ihrem Sohn gleicher Meinung gewesen, daß man Jerobeam mit seinem Bündnisersuchen erst einmal hinhalten solle, solange der Feldzug der Ägypter im Philisterland noch andauerte. Aber nachdem nun der Pharao die Städte am Meer teils erobert, teils kampflos eingenommen hatte, fürchtete auch sie den Zugriff der Ägypter aufs Bergland. Sie wußte wie ihr Sohn, daß Juda nicht ungeschoren davonkommen würde, denn Salomo hatte den geforderten Tribut nie nach Tanis geliefert. Nun würde sich Scheschonk mit Gewalt holen, was ihm nicht freiwillig gegeben worden war. „Die Zeit ist reif für ein Bündnis mit Jerobeam", sagte sie deshalb, nachdem ihr Rehabeam den Brief des Rivalen aus dem Norden vorgelesen hatte. „Schließ es ab! Fordere aber den Oberbefehl über Israels Heer! Da Jerobeam das Bündnis dringend will, kann er dir das nicht verwehren. So wirst du zwei Ernten einbringen: Du wirst die Ägypter schlagen und Jerobeam schwächen oder gar zu Fall bringen."

Ohne auf den Standpunkt der Mutter einzugehen, fragte Rehabeam: „Empört dich gar nicht die Anmaßung des kleinen Bauaufsehers? Einsicht soll mir Jahwe schenken! Wer bin ich, und wer ist der Schreiberling dieses Unflats?"

Naama wischte den Einwand mit einer Handbewegung beiseite. „Hake dich nicht an solchen Nebensächlichkeiten fest! Gerade weil du Davids Enkel bist, zeige Größe, indem du dem Thronräuber mit List entgegentrittst! Umarme ihn, um ihn zu erwürgen!" Sie wollte aufstehen und umhergehen, wie es bei Erörterungen dieser Art ihre Gewohnheit war. Aber mit einem Wehlaut sank sie zurück auf ihren Stuhl. Denn seit einiger Zeit schmerzten sie ihre Knie heftig, und ihr stolzes Dahinschreiten war nur noch Erinnerung.

Dafür erhob sich nun Rehabeam. „Du lebst nicht mehr in unserer Zeit", erklärte er kalt. „Die Judäer haben das Kriegführen verlernt, und die Israeliten sicherlich gleichermaßen. Sie sind beide schwach" – „wie du", wollte er sagen, aber das traute er sich nun doch nicht – , „wie soll ich mit einem solchen Heer die Ägypter besiegen? Und sollte ich vor den Augen des Pharaos diesen Jerobeam auf eine Stufe mit mir selbst stellen? Niemals!"

Naama lachte verächtlich auf. „Davids Enkel hat Angst vor den Ägyptern!" höhnte sie. „Etwa auch vor Jerobeam?" Bevor er etwas sagen konnte, herrschte sie ihn an: „Raff dich auf und tu, was ich dir rate! Du wirst siegen!"

Rehabeam war enttäuscht. Mit der Mutter war offenbar kein vernünftiges Gespräch mehr zu führen. Er bereitete seinen Abgang vor. „Dein Rat ist unser Untergang", stellte er sachlich fest. „Warum sollte Jerusalem Scheschonk länger widerstehen können als Gaza oder Aschkelon? Frei-

lich kann der Pharao die Festung nicht erobern. Aber sie wird unsere Grabhöhle werden, nachdem wir darin verhungert sind.“ Er verabschiedete sich und ging, als habe er Naamas Aufforderung zu bleiben nicht gehört.

Nachdem er den Nachmittag über die Wachmannschaften auf den Festungswerken mit strengen Kontrollen in Unruhe gehalten hatte, wußte er am Abend, was er tun würde. Er diktierte seinem Schreiber zwei Briefe. Einen kurzen an Jerobeam, in welchem er dessen Eifer für die Verteidigung des Berglandes derart übertrieben lobte, daß Jerobeams Anliegen ins Lächerliche gezogen wurde. Der Rivale sollte sich genauso beleidigt fühlen wie er selbst sich von dessen Wunsch, daß Jahwe ihm Einsicht schenken möge. Als ob er ein Dummkopf wäre! Er regte sich erneut auf, und der Schreiber mußte ein Weilchen warten, bis er den weiteren Text erhielt. Darin kündigte Rehabeam an, daß er den König von Gat, der ein Freund Salomos gewesen sei, über die Absichten des Pharaos befragen wolle. Sollte dessen Antwort bedrohlich ausfallen, werde er ein Treffen mit Jerobeam in Erwägung ziehen.

Den zweiten, längeren Brief hätte Rehabeam lieber vorher mit seinen Ministern beraten. Aber er fürchtete Einwände wie von Naama und unterließ es deshalb. Das Schreiben war an den Pharao gerichtet. „Andere Könige sind dir mit der Waffe in der Faust entgegengetreten“, hieß es darin, „ich aber will dich im Land Kanaan mit dem Ölzweig in der Hand begrüßen. In Demut beuge ich die Knie vor dir, und ich will alle deine Wünsche freudig erfüllen. Es ist wahr, daß mein Vater Salomo dir die versprochenen Geschenke nicht geliefert hat. Nachdem ich ihm auf dem Thron Davids nachgefolgt bin, wollte ich es tun, aber die Israeliten, ein heimtückisches Volk, sind von mir abgefallen und haben meinen Diener Jerobeam zu ihrem König gemacht. Hilf mir, Israel zu züchtigen, so daß es zu mir als seinem rechtmäßigen Herrn zurückkehrt! Danach kann ich dir geben, was dir zusteht, und manches darüber hinaus.“ Rehabeam vollendete den Brief unter Seufzen und Ächzen, und als der Schreiber gegangen war, blieb er allein und wollte niemanden sehen. Er schlief schlecht in dieser Nacht.

Als Jerobeam den an ihn gerichteten Brief aus der Hand Ochrans empfangen hatte, ließ er ihn sich von Hillel sogleich vorlesen. Seine Erwartung war hoch, um so größer fiel seine Enttäuschung aus, als er wiederum nichts als eine Ausflucht vernahm. Er begriff: Rehabeam wollte kein Bündnis mit ihm.

Er ließ Schallum und Bedan holen und gab ihnen die Absage des Judäerkönigs zur Kenntnis. Er wollte hinzufügen, daß dieses Stück Leder, das er in der Hand hielt, Israels Verderben enthalte, aber er unterließ es, als er in die betroffenen Mienen seiner Minister schaute. Auf sich allein gestellt, konnte Israel den Ägyptern nur standhalten, wenn ein Wunder geschah. Das wußten alle vier.

Schallum durchbrach das Schweigen als erster: „Ich fürchte, daß Rehabeam beabsichtigt, sich dem Pharao zu unterwerfen.“ Die anderen drei blickten ihn erschrocken an. Wenn der Heerführer recht hatte, dann war Israels Untergang besiegelt.

„Warum tut Jahwe uns das an?“ rief Jerobeam zornig.

„Da mußt du Ahija fragen“, erwiderte Schallum verdrossen, „oder den Priester in der Wüstenoase da drunten im Süden.“

Jerobeam stand auf und ging erregt im Raum auf und ab. Das war sonst nicht seine Gewohnheit. Aber ihm war speiübel, und er brauchte Bewegung. Wie satt hatte er dieses ständige Betteln um Rehabeams Entgegenkommen, um Hurams Einlenken, um die Gefolgschaft des Volkes! Dieses ständige kleinliche Abwägen der eigenen Macht oder vielmehr Ohnmacht!

Er blieb stehen und sagte trotzig: „Ob mit den Judäern oder ohne sie – wir wehren uns gegen die Ägypter! Lieber das Leben als die Ehre verlieren! Jahwe will unseren Mut prüfen. Wenn er uns standhaft findet, wird er mit uns sein.“

Die anderen stimmten ihm zu. Schallum bedächtig, aber aus tiefer Überzeugung. Bedan bedrückt, weil er keinen Ausweg sah. Hillel mit jugendlicher Unbekümmertheit.

Der zweite Brief Rehabeams blieb längere Zeit ungelesen. Pharao Scheschonk hatte nämlich das Hauptquartier seiner Truppen verlassen und war nach Ägypten zurückgekehrt. Was sollte er den kampflosen Winter über in diesem Land Kanaan? Ein Eilkurier machte sich also auf den Weg ins ferne Tanis am Nil, um den Brief des Königs von Juda dem Pharao zu überbringen.

Als Scheschonk die Unterwerfungserklärung Rehabeams, ins Ägyptische übersetzt, in den Händen hielt und las, grinste er fröhlich. Er hatte es geahnt. Ernst zu nehmende Gegner in Kanaan waren nur die Philister. Die Arme-Leute-Völker oben in den Bergen waren nicht zu fürchten. Sie waren zu feige, um mit dem Recht des Stärkeren das Land zu einigen, und zu knechtisch, um einem fremden Eroberer Widerstand zu leisten. Nur David war eine Ausnahme gewesen. Man sollte die Bergvölker ausrauben, soweit bei ihnen überhaupt etwas zu holen war, und sie danach am besten sich selbst überlassen. Vielleicht sollte man lediglich entlang der Heerstraße nach Norden Militärposten einrichten.

Er rief seinen Sohn Osorkon zu sich in sein Arbeitszimmer. Der Prinz kam und nahm vor dem Tisch des Königs Platz. Scheschonk las ihm den Brief Rehabeams vor und kommentierte ihn spöttisch. Osorkon fragte ihn, was er nun tun wolle.

„Ich sage dir, was ich auf keinen Fall tun werde“, entgegnete Scheschonk. „Ich werde dem Sohn Salomos nicht helfen, Israel wieder in seine Gewalt zu bekommen. Und ich werde Jerobeam von Israel nicht zum Aufseher im Land Kanaan bestellen, wie du es wolltest. Jerobeam ist ein Schwächling. Gegen die Häuptlinge Israels kann er sich nicht durchsetzen. Sie haben ihn zwar zum König gemacht, aber jetzt wollen sie ihn wieder loswerden. Wahrscheinlich wollen sie gar keinen König über sich – jeder möchte sein eigener Köng sein.“ Er lachte verächtlich und fuhr fort: „Und dieser Rehabeam erst! Betrügt uns, und wenn wir heranmarschieren, um ihm die Ohren langzuziehen, tut er, als sei nichts gewesen und fordert mich sogar auf, Israel zu erobern und es ihm dann zu schenken. Dabei ist es ihm doch wegen seiner eigenen Schwäche aus den Händen gefallen. Wie lächerlich ist das alles!“

Osorkon verzog nur aus Höflichkeit ein wenig das Gesicht und bat dann: „Sprich doch wenigstens mit Jerobeam! Wenn man die Häuptlinge rings um ihn wie das Unkraut des Ackers ausreißt, dann kann er wachsen wie der schönste Weizenhalm. Ich glaube nicht, daß er uns hintergangen hat wie Rehabeam. Dieser Huram, der ihn erst gefördert hat und ihn nun haßt, wird alle seine Boten an uns abgefangen haben. Laß Huram umbringen!“

Scheschonk schnaufte verächtlich. „Wenn es so wäre, wie du sagst, erkennst du daran doch Jerobeams Schwäche! Was soll ich mit einem solchen Mann? Nein, nein, dein Günstling ist erledigt. Selbstverständlich werde ich ihn fragen, warum er uns gegenüber jahrelang stumm geblieben ist. Er wird lügen wie sein Nachbar in Juda. Nach seinem Rechtfertigungsversuch werde ich meinen Spruch über ihn fällen.“

Osorkon schwieg. Sein kanaanäisches Spiel, in dem er diesem sympathischen Israeliten die Hauptrolle zugedacht hatte, ging wohl zu Ende, bevor es sich recht entfaltet hatte.

„Ich werde sie ausrauben“, verkündete Scheschonk, „beide. Mehr ist mit ihnen nicht anzufangen. Einen dieser Schwachköpfe über die Philister setzen – was für ein Unsinn! Am besten, die beiden Rivalen fallen übereinander her, und ihre Männer schlagen sich gegenseitig tot. So bleiben sie beide schwach. Wenn in diesem Land jemand für uns die Aufsicht führen und die Straßen kontrollieren soll, dann kann es nur einer der Philisterkönige sein, die mir jetzt aus der Hand fressen.“ Er machte eine Pause und fügte dann grämlich hinzu: „Leider sind auch die Philister falsch und werden uns hintergehen.“

„Dann ist vielleicht doch Jerobeam der geeignete Mann“, meinte Osorkon. Und jetzt lächelte er. Der Pharao schwieg.

42

Die letzten Winterregen plätscherten über die Hügel Israels. Die Ruhezeit vor dem drohenden Krieg ging ihrem Ende entgegen. Die Krieger Israels holten ihre Waffen hervor und wählten die Packesel für den Troß aus. Die Stammesältesten hielten nach dem Boten Ausschau, den ihnen Huram im vorigen Jahr angekündigt hatte. Aber kein Bote kam. Die Ältesten fragten sich, ob der König tatsächlich entmachtet war oder ob sich Huram inzwischen anders besonnen hatte, nämlich angesichts der Ägyptergefahr den Bruch mit dem König vorerst noch nicht zu vollziehen.

Jerobeam und Schallum wußten durch Baaljada von der heimtückischen Aufforderung Hurams an die Ältesten, die Signale zum Heeresaufgebot zu mißachten, weil diese statt vom Bundesrat vom angeblich abgesetzten König ausgehen würden. Aber Jerobeam und Schallum vertrauten auf die Vernunft der Stammeshäupter. Wer konnte tatenlos bleiben, wenn der Feind im Anmarsch war? So setzten sie auf den Bergen Ebal und Garizim die Rauch- und Flammensignale, wie es zur Sammlung der Stammeskrieger üblich war, und nordwärts und südwärts wurden die Zeichen von Berg zu Berg weitergegeben. Je früher sich das Heer zusammenfand, so war die Überlegung von König und Heerführer, um so schneller wurde klar, welche Kräfte zur Verfügung standen, und um so gelassener konnte man die Ägypter erwarten. Huram würde keine Boten aussenden und die Mobilmachung hintertreiben können. Dafür sorgte die Besatzung in Tappuach, die sein Haus und das Stadttor Tag und Nacht bewachten.

Jerobeam hatte sich entschlossen, Frau und Sohn ins heimatliche Zereda zu bringen, das ihnen seiner Meinung nach größere Sicherheit bot als die Königsstadt Sichem am wichtigsten Verkehrsweg über das Bergland. Ketura aber hatte angenommen, daß Jerobeam und sie zusammenbleiben würden, sei es, daß Jerobeam den Ausgang des Feldzugs in Sichem abwartete, sei es, daß sie ihn ins Heerlager begleitete. Seine Mitteilung, daß er sich mit Schallum zum Heer begeben werde, und zwar ohne sie, machte sie traurig. „Nimm mich mit, wenn du ins Feld ziehst!“ flehte sie. „Falls dir etwas zustößt“, klagte sie, „und ich wäre nicht bei dir – schon jetzt leide ich, wenn ich mir

das nur vorstelle!“ Der kleine Nadab spürte, daß irgendetwas Schreckliches bevorstand, und begann laut zu weinen.

Jerobeam tröstete seine Familie, so gut er es vermochte. „Jahwe ist mit mir, er wird mich und euch beschützen. Ganz Zereda wird euch in seine Mitte nehmen, und Bohan wird über euch wachen wie über seine Tochter und seinen Enkel.“

Ketura mußte sich in Jerobeams Willen fügen. Sie begriff ja auch, daß sie nirgends besser aufgehoben war als im Heimatdorf, wenn sie schon den König nicht begleiten durfte. Und Bohan erklärte, wie es Jerobeam vorausgesagt hatte, daß er sie und ihren Sohn beschützen wolle, als gehörten sie beide zu seiner Familie. Und Ägypter kämen sowieso keine hierher, das Dorf sei zu abgelegen. Und falls sich doch einige der Feinde hierher verirrten, so würde niemand verraten, daß Nadab der Sohn des Königs sei und Ketura dessen Frau.

Jerobeam verabschiedete sich beruhigt von seinen Freunden, und dankbar nahm er ihre Segenswünsche mit sich. Ketura aber war es jämmerlich zumute. Sie wurde die Furcht nicht los, daß sie den Mann, der sie aus dem Elend errettet hatte, in das Salomo sie gestoßen hatte, den Mann, den sie mehr liebte als sich selbst, nicht lebend wiedersehen würde.

Als Jerobeam wieder in Sichem eintraf, hatten die Krieger Manasses bereits in der Ebene vor dem Stadthügel ihr Lager aufgeschlagen. Schallum wartete darauf, daß ihm Ittai, der Kommandeur der Garnison von Hazor, den er zum Befehlshaber des nördlichen Heeresteils ernannt hatte, die Stärke der Mannschaften meldete, die sich am Berg Tabor eingefunden hatten. Endlich erschien der Kurier. Wie befürchtet, hatten die Stämme Naftali, Ascher und Gad ihre Krieger nicht aufgeboten, seltsamerweise auch der Stamm Dan nicht. So lagerten am Tabor nur an die achthundert Männer der Stämme Issachar und Sebulon sowie aus dem ostjordanischen Lande Gilead, außerdem die einhundert Fußsoldaten der Garnison Hazor, zusammen also an die neunhundert Mann.

Daß die Ältesten Tilon, Pagiel und Segub entsprechend Hurams Weisung ihre Bewaffneten zurückhielten, wunderte Jerobeam und Schallum nicht. Aber weshalb auch der Danit Usija? Er stand doch nicht auf Hurams Seite! Schallum äußerte den Verdacht, daß die Alarmierungssignale von Tilon und Pagiel nicht nach Norden weitergegeben worden waren, so daß Usija von den Kriegsvorbereitungen gar nichts wußte. Der Danit nahm möglicherweise an, daß die Ägypter Israel verschonten oder gar schon wieder abgezogen waren. Jerobeam stimmte Schallums Vermutung zu und schimpfte die abtrünnigen Ältesten Verräter an Israels Freiheit gleich Huram.

Schallum ließ Ittai wissen, daß die Ägypter noch immer unbeweglich im Philisterland lagerten, und er beauftragte den General, am Tabor zu bleiben und dort auf weitere Befehle zu warten. Der Kurier sollte vom Tabor aus nach Megiddo eilen und dem dortigen Kommandeur, dem früheren Rehabeamfreund Puwa, die an ihn bereirs ergangene Order bestätigen, mit seinen Männern die Paßstraße zu sperren, die von der Küsteneben her über die Höhen in die Ebene von Megiddo führte. Falls die Ägypter über diese Straße ziehen wollten, werde das israelitische Heer rechtzeitig zur Stelle sein.

Nachdem so im Norden alles geregelt schien, brachen Jerobeam und Schallum, Bedan und Hillel sowie der Diener Ard mit der manassitischen Mannschaft und der Garnison von Sichem, soweit die Soldaten nicht als Kundschafter und Kuriere sowie zur Bewachung Hurams eingesetzt waren, nach Süden auf zum traditionellen Treffpunkt des südlichen Heeresteils bei Bet-El. Sie waren gespannt, wieviele der Krieger Efraims dem Aufgebotsruf gefolgt waren. Erfreut stellten sie fest, daß alle efraimitischen Sippen ihre Streiter ins Feld geschickt hatten. Malkiel selbst befand sich im Lager, gab sich äußerst kriegerisch und sprach den jungen Leuten Mut zu. Als Jerobeam lobte, daß trotz Hurams verhängnisvoller Weisung ganz Efraim wie ein Mann gegen die Ägypter aufgestanden sei, grunzte er jedoch nur: „Efraim gehorcht immer noch mir! Was Huram bezweckt, weiß ich nicht.“ Und dann fügte er mit grimmiger Miene hinzu: „Mit dir haben meine Männer nichts zu schaffen! Sie wissen es – ich habe es ihnen gesagt.“

Jerobeam schauderte es bei dieser erneuten Mißachtung seiner Königswürde und ließ ihn Schlimmes für die kommenden Gefechte fürchten. Barsch wies er den herrischen Alten zurecht, der ihn jedoch keiner Antwort mehr würdigte, sondern ihn stehenließ und seiner Wege ging. Als aber Schallum den gesamten Heeresteil hinüber bis vor die Stadt Gibeon rücken ließ, erhob Malkiel keinen Einspruch. Hinsichtlich der Verteidigung Israels gegen die Ägypter war er mit König und Heerführer einer Meinung – es hätte auch nicht anders sein können.

Schallum ließ seinen Heerhaufen zählen. Über das Ergebnis freute er sich. Er hatte rund siebenhundert Stammeskrieger zur Verfügung, dazu an die einhundertfünfzig Soldaten der Sichemer und Mizpaer Garnisonen. Süd- und Nordheer machten zusammen also an die eintausendsiebenhundertfünfzig Mann aus, nicht gerechnet die Besatzungen von Geser und Megiddo und die Wagenkämpfer von Hazor. Sicherlich war diese Streitmacht dem ägyptischen Heer zahlenmäßig unterlegen, aber was an Masse fehlte, das wurde Schallums Ansicht nach durch den Kampfgeist seiner Truppen und durch die Eigenart des Geländes aufgewogen, denn die Berg- und Schluchtenlandschaft war den Ägyptern fremd. Hätte Schallum allerdings gewußt, daß der Pharao viertausend

Bewaffnete nach Kanaan geführt hatte, alles kampferprobte, gut ausgerüstete Soldaten, er wäre nicht so zuversichtlich gewesen.

Weil das Bündnis mit Rehabeam nicht zustande gekommen war und Huram und sein Anhang Verrat geübt hatten, konnte Schallum die beiden israelitischen Heeresteile nicht sogleich vereinigen und hinunter in die Küstenebene führen, um dort den Ägyptern unter Einsatz auch aller Streitwagen den Weg nach Norden zu verlegen. Für diese Operation waren die zur Verfügung stehenden Kräfte zu schwach. Und außerdem war nicht auszuschließen, daß der Judäerkönig den Israeliten in den Rücken fiel, wenn sie ihren jetzigen Standort bei Gibeon verließen. Schallum überzeugte Jerobeam, daß der frühere Kriegsplan geändert werden mußte. Die Festung Geser erhielt nunmehr den Befehl, den Feind unbehelligt vorüberziehen zu lassen, aber dessen Nachhut anzugreifen und möglichst zu vernichten, vorausgesetzt, die Ägypter machten nicht halt, um Geser zu belagern.

Nun hieß es wieder warten. Schallums Kundschafter konnten keinerlei Bewegung des Feindes drunten im Philisterland erkennen. Daß der Pharao gar nicht bei seinem Heer war, bekamen sie nicht heraus, und so konnten sich Jerobeam und Schallum den anhaltenden Stillstand trotz des Anbruchs der guten Jahreszeit nicht erklären. Über zwei Wochen lagerten die beiden Heeresgruppen der Israeliten, nachts fröstelnd, und ab und zu sogar noch durchnäßt, da erst verließ Scheschonk seine Königsstadt Tanis am Nil und brach an der Spitze einer frischen Heeresabteilung, die die Ausfälle des vergangenen Jahres ersetzen sollte, ins Land Kanaan auf. Noch ungeduldiger als die Israeliten wartete jedoch Rehabeam hinter seinen festen Mauern auf irgendein Zeichen, daß die Winterruhe auch für die Ägypter zu Ende war. Der Pharao hatte ihm auf seinen Brief nicht geantwortet – was sollte er davon halten?

Nach abermals zwei Wochen traf Scheschonk endlich im Hauptquartier seiner Armee ein. Nachdem er sich von deren Einsatzbereitschaft überzeugt und die Berichte der Kundschafter über die Lage in Israel und Juda angehört und mit den Truppenführern erörtert hatte, berief er den Schreiber zu sich, um den Königen des Berglandes seine Wünsche mitzuteilen. Im günstigsten Fall, so schätzte er, würde es gar keiner Kämpfe mehr bedürfen, damit sich diese Arme-Leute-Herrscher da oben seinem Willen beugten.

Zuerst studierte er noch einmal den Brief Rehabeams. Am liebsten hätte er dem feigen Enkel des Eroberers David geschrieben, wie sehr er ihn verachtete. Aber was sollte das für einen Zweck haben? Er nahm sich zusammen und begann seinen Antwortbrief mit der Kenntnisnahme von Rehabeams Unterwerfungserklärung. Daß ihn diese erfreut habe, mußte der Schreiber wieder wegstreichen. Denn diese Bemerkung klang ja, als wäre der Pharao auf den freiwilligen Kniefall des Judäerkönigs angewiesen. Er diktierte weiter: „Ich befehle dir“ – nein, einem unbesiegten König zu befehlen, das war überzogen, das konnte diesen Feigling bockig machen, so daß er sich in seinem Jerusalem verschanzte, und diese Festung war schwer einzunehmen, wie die Kenner versicherten. Er ließ ändern: „Ich rate dir“ und fuhr dann fort: „dich in deiner Stadt ruhig zu verhalten. Ich werde mein Heer vor Jerusalem schicken, und du wirst zu dessen Befehlshaber all deinen Reichtum, der in deinem Palast und im Tempel deines Gottes ist, herausbringen. Danach wird mein Heer zu mir nach Megiddo ziehen, und du wirst mit ihm gehen. In Megiddo werde ich dich huldreich empfangen und deine Geschenke entgegennehmen.“

Das zweite Schreiben richtete Scheschonk an Jerobeam, den machtlosen König Israels, auf den Prinz Osorkon nichtsdestoweniger noch immer setzte. Dieser Brief fiel ihm schwer, weil er keine rechte Vorstellung von dem Emporkömmling hatte und trotz seiner abfälligen Äußerung über ihn zu Osorkon noch schwankte, ob er ihn absetzen oder ihn doch unterstützen und stärken sollte. Der Israelit hatte ein Heer vor Jerusalem stehen, wie die Späher berichtet hatten. Wollte er sich damit vor Rehabeam schützen? Oder sich etwa gar dem ägyptischen Heer in den Weg stellen? War Jerobeam vielleicht doch nicht so schwach, wie man annehmen mußte? Hatten er und dieser Huram sich etwa ausgesöhnt?

Scheschonk diktierte: „Ich komme nicht als Feind Israels. Mein Feldzug gilt Rehabeam von Juda. Ziehe dein Heer vor Jerusalem zurück, damit das meinige vor diese Stadt gelangen kann! Wir beide, ich und du, wollen uns in deiner Stadt Megiddo treffen. Begib dich also dorthin und öffne mir das Tor dieser Stadt! Wir wollen dort alles besprechen, wonach uns der Sinn steht.“

Die Briefe wurden in die Sprache Kanaans übersetzt, und am nächsten Tag machten sich die Kuriere mit ihnen auf den Weg.

Jerobeam nahm das Schreiben des Pharaos nicht unwillig entgegen, aber nur, weil nun das bedrückende Warten offenbar zu Ende ging. Neugierig war er nicht allzusehr, denn es gab ja nur zwei Möglichkeiten für die Botschaft des Briefes. Entweder forderte ihn der Pharao unumwunden zur Unterwerfung auf, oder er versuchte, ihn mit freundlichen Worten in eine Falle zu locken. Als ihm Hillel den Brief vorgelesen hatte, wußte er, daß seine zweite Vermutung die richtige gewesen war.

Er rief Schallum und Bedan zu sich. Hillel las den Brief noch einmal vor. Schallum fragte sogleich, wie denn der Pharao nach Megiddo gelangen wollte, wenn er sein Heer nach Jerusalem sandte. Etwa nur mit einer kleinen Leibwache?

Auch Jerobeam war dieser Widerspruch aufgefallen. Seiner Meinung nach war dieser nur so zu deuten, daß Scheschonk sein Gesamtheer zu teilen beabsichtigte. Eine Hälfte sollte Jerusalem einschließen, die andere Megiddo, falls die Stadt nicht das Tor öffnete.

„Aber dann muß doch sein Heer gewaltig groß sein", gab Bedan zu bedenken.

Schallum nickte zustimmend. „Auch Gaza und Aschkelon hat er gleichzeitig bezwungen."

„Sein Plan ist ganz klar", stellte Jerobeam fest. „Daß er nur gegen Juda marschiert, ist eine Lüge. Wie Juda will er auch Israel seinem Reich einverleiben. Und mich will er wie das arglose Wild in seine Falle locken. Ich kenne ihn."

Bedan stutzte. „Was heißt das, daß du ihn kennst?"

Jerobeam schaute den Frager mißtrauisch an. Ahnte der etwas? Er verbesserte sich. „Ich kenne die Ägypter und ihre Hinterhältigkeit."

„Aber falls er dir wirklich nichts Böses will?" wandte Bedan ein. „Vielleicht teilt er sein Heer gar nicht, sondern behält wirklich nur eine Leibwache bei sich, um in Megiddo als dein Gast zu erscheinen."

Schallum lachte. „Hältst du den Pharao wirklich für derart einfältig?"

Jerobeam lachte nicht. Der Älteste, der die Ruhe und Bequemlichkeit liebte und deshalb solch alberne Fragen stellte, regte ihn auf. „Was denkst du, warum er in Megiddo mit mir sprechen will und nicht hier in Gibeon?" fragte er scharf zurück.

Bedan zuckte die Schultern und schwieg verdrossen. Schallum stellte die entscheidende Frage: „Wollen wir noch immer Israel verteidigen und den Ägyptern entgegentreten und diesen Brief da vergessen oder wollen wir nunmehr die Ägypter ins Land lassen und ihnen den König Israels ausliefern?" Er blickte Jerobeam fordernd an.

Der atmete tief durch und entschied: „Wir wagen den Kampf. Jahwe ist mit uns."

Seine Getreuen stimmten ihm zu. Er sah in ihre Gesichter und war an die Beratung vom vorigen Herbst erinnert, als Rehabeams Absage an eine gemeinsame Abwehr des Feindes eingegangen war. Die Entscheidung lautete heute wie damals, und die Gesichter hatten einen ähnlichen Ausdruck. Schallum blickte entschlossen drein, Hillel vertrauensselig, nur Bedan schaute aus, als ob er dem Krieg lieber ausgewichen wäre.

Sie kamen überein, hier vor Gibeon abzuwarten, ob sich das ägyptische Heer tatsächlich teilte. Wenn ja, so war anzunehmen, daß sich Rehabeam dem Pharao nicht unterworfen hatte und daß insofern ein ägyptischer Angriff von Süden her mit der Stoßrichtung gegen Sichem kaum zu befürchten war. In diesem Fall wollten sie ihr Teilheer nach Norden führen und sich mit Ittais Heeresteil vereinigen, um vor Megiddo die Entscheidungsschlacht zu suchen.

Mit dieser Botschaft sandte Schallum einen Kurier zum Nordheer, damit sich Ittai auf die Ankunft des Südheeres einstellen konnte. Der General sollte inzwischen bis in die Mitte der Ebene vorrücken und an jenem Hügel Stellung beziehen, wo vor vier Jahren die Mannschaft Issachars und Sebulons während Puwas Meuterei gestanden hatte. Der Kurier sollte vom Tabor aus weiter nach Megiddo eilen und Puwa benachrichtigen, daß ein ägyptisches Teilheer Megiddo angreifen wolle. Er solle wachsam sein und das israelitische Heer erwarten.

Jerobeam und Schallum erschien die Lage zwar ernst, aber keinesfalls ohne Grund zu einiger Hoffnung. Im Gegenteil, die Aufspaltung der ägyptischen Armee machte es möglich, die Teilheere getrennt und nacheinander anzugreifen.

Während also der Brief Scheschonks an Jerobeam dazu beitrug, den israelitischen Widerstandswillen gegen die ägyptischen Eindringlinge zu stärken und die Feldzugspläne den erklärten Absichten des Gegners anzupassen, bereitete der Brief des Pharaos an Rehabeam diesem zunächst einen heftigen Schreck. Rehabeam war zwar froh, daß ihn Scheschonk endlich einer Antwort würdigte und die Ungewißheit damit ein Ende hatte. Aber als er las, daß der Ägypter alle jene Schätze beanspruchte, die David und Salomo zusammengeraubt und erschachert hatten, sträubten sich ihm die ergrauenden Haare. Davon war nie die Rede gewesen. Was sollte er nun tun? Sich in der Stadt einschließen und die Belagerung herausfordern? Wie lange konnte Jerusalem durchhalten? Inzwischen würden die Ägypter ganz Juda ausplündern und verwüsten. Und was wurde aus ihm, wenn er sich schließlich ergeben mußte? Dann war nicht nur Israel auf immer, sondern wahrscheinlich sogar Juda verloren. Mit dem ruhmreichen und weithin geachteten Hause Davids war es dann aus.

Wieder und wieder las er den verfluchten Brief. Mit Naama konnte er darüber nicht sprechen, hatte sie ihm doch zum gemeinsamen Abwehrkampf mit den Israeliten geraten. Wenn sie erfuhr, daß er mit den Schätzen des Davidhauses sich beim Pharao loskaufen wollte, würde sie der Schlag treffen wie einst Salomo.

In Megiddo wollte ihn Scheschonk empfangen? Wieso nicht inmitten seines Heeres vor Jerusalems Toren? Was hatte es mit Megiddo für eine Bewandtnis? Wie wollte der Pharao in diese

Stadt gelangen? Hatte sich etwa Jerobeam gleich ihm unterworfen? Unmöglich, das konnte nicht sein. Nein, die Ägypter schickten sich an, Israel zu erobern, wie er es erbeten hatte! Und wenn er seine Schätze dem Pharao überließ, dann würde der ihm dafür Israel zurückgeben! So war der Brief zu verstehen!

Rehabeam entschloß sich, sein Gold und Silber hinzugeben und dafür das Reich Salomos wiederherzustellen. Und diesmal sollte ihn niemand mehr vom Thron Israels verjagen. Er rieb sich die Hände und fürchtete nun eigentlich nur noch die Strafpredigt seiner Mutter Naama, wenn er ihr sein Tauschgeschäft würde eingestehen müssen.

43

Israels Bauern ließen die reifen Gerstenähren prüfend durch die Finger gleiten und rüsteten zum Erntebeginn. Da kam unten im Philisterland, wo die Ernte schon in vollem Gange war, endlich Bewegung in die ägyptische Armee, die nun zu ihrer Ernte anderer Art aufbrach. Ohne Hast rückte die gewaltige Marschkolonne vor die weitschauende Festung Geser auf ihrem Hügel. Pharao Scheschonk hatte jedoch beschlossen, sich mit diesem vorgeschobenem Stützpunkt Israels nicht aufzuhalten, denn Gewährsmänner hatten versichert, daß dort nur die übliche Besatzung lag, und die konnte der Armee nicht gefährlich werden.

Bevor das Heer in Sichtweite der Stadt kam, verließ der Pharao seinen bequemen Tragstuhl und bestieg den goldbeschlagenen königlichen Streitwagen. Keiner der Israeliten da oben auf den Mauern sollte seinem König melden können, daß der Pharao durchs Land geschleppt werde, als ob er alt und krank sei. An der Straßenkreuzung, wo von der nach Norden führenden Heerstraße jener Weg abzweigte, der hinauf in die Berge und dort über Gibeon nach Jerusalem führte, gebot Scheschonk seiner Armee halt. Sehr aufrecht stand er auf seinem Wagen, in die glänzende Prunkrüstung gezwängt, als nun jener Heeresteil an ihm vorbeimarschierte, der den König von Juda und dessen Schätze in Empfang nehmen sollte.

Jerobeams Soldaten, die auf den Mauern von Geser standen und den Aufmarsch des Feindes beobachteten, sahen voller Erstaunen, daß etwa der dritte Teil der Ägypter auf den Weg ins Bergland einschwenkte. Das Hauptheer aber setzte danach in gemächlichem Tempo seinen Zug nach Norden fort. Schallums Offiziere besprachen erregt die Lage. Offenbar hatten die Ägypter vor, Israel von zwei Seiten anzugreifen. Was war nun mit dem Befehl, sich auf die Nachhut des Feindes zu werfen? Plötzlich gab es zwei ägyptische Heere, und jedes hatte seine eigene Nachhut.

Der Kommandeur entschied sich für den Angriff auf das kleinere Heer. Aber ein heftiges Gefecht kam nicht zustande. Die Ägypter hatten mit einem Ausfall der Besatzung von Geser gerechnet und wehrten die Attacke energisch ab. Die israelitischen Soldaten konnten nichts ausrichten und zogen sich mißgestimmt in die Festung zurück.

Unbeirrt zogen die Ägypter aufwärts in die unbekannte Berglandschaft. Schallums Späher überlief eine Gänsehaut, als sie zum erstenmal des Feindes ansichtig wurden. In Sechserreihen marschierten die Ägypter heran, angetan mit schuppigen Panzerhemden und mit Lederkappen auf den Köpfen, und die dumpfen Schläge der Kesselpauken verliehen ihren Tritten etwas Unaufhaltsames. Wer sollte diesen schimmernden Drachenwurm zum Stehen bringen?

Jerobeam und Schallum waren unschlüssig, ob das eigene Heer sich besser sogleich zurückziehen oder ob man auf den Brief des Pharaos, wonach dieser Aufmarsch nur Jerusalem galt, vertrauen und vor Gibeon ausharren sollte, bis die Ägypter in Sichtweite kamen. Da wurde ein Eilbote des heranstampfenden Feindes zu ihnen gebracht. Es war ein Mann aus dem Philisterland, und sein Dialekt war schwer verständlich. Er überbrachte die dringliche Aufforderung des ägyptischen Generals, den Standort vor Gibeon zu räumen. Der Feldzug gelte, wie die Israeliten wüßten, nur Jerusalem, und mit Israel habe er nichts zu schaffen.

Diese Botschaft deckte sich mit dem Brief des Pharaos. Jerobeam stimmte dem Rückzug zu, und Schallum befahl den Abbruch des Lagers. Als der Marschtakt des Ägypterheeres bereits zu hören war und wie zerhacktes Donnergrollen in die Ohren der erschrockenen Stammeskrieger drang, verließ das israelitische Heer im Eiltempo den Lagerplatz und zog sich hinter die Höhen im Norden zurück. Am traditionellen Sammelpunkt bei Bet-El bezog es wieder seine frühere Stellung. Schallum fürchtete, daß die Krieger ängstlich werden könnten, wenn sie das Dröhnen der Pauken nicht nur hörten, sondern auch den gut gerüsteten Feind zu Gesicht bekamen. Während sie ihre Zelte errichteten, ging er deshalb umher und sprach ihnen Mut zu. Die Pauken brauchten die Ägypter, so erklärte er, damit ihnen der Marschrhythmus in die Beine fahre, denn sonst verdrückten sich etliche, weil sie im Grund feige seien. Die Paukenschläge sollten die Angst der Ägypter betäuben. Nicht alle Krieger glaubten Schallum, aber die Stimmung im Lager hob sich doch.

Jerobeam und Schallum wollten noch den nächsten Tag lang den Feind beobachten und dann übers Gebirge nach Norden marschieren, um sich gemeinsam mit Ittais Heeresteil bei Megiddo den Ägyptern entgegenzustellen. Sie hofften, daß sie noch zur rechten Zeit dort eintrafen.

Die Nacht verging ruhig, aber am Morgen erschien Malkiel im Lager. Jerobeam ahnte nichts Gutes, als ihm Schallum mitteilte, daß der Alte von Zelt zu Zelt stapfte und mit den efraimitischen Anführern kurze, aber offenbar lebhafte Aussprachen führte. Jerobeam schickte Hillel zu dem Ältesten und bat ihn zu sich.

Malkiel erschien tatsächlich im königlichen Zelt und sah sich dort neben dem König auch Schallum und Bedan gegenüber, was ihn jedoch nicht zu beeindrucken schien. Jerobeam hieß ihn mit kalter Höflichkeit willkommen, und der Alte entgegnete, es störe ihn nicht, daß ihm außer dem König auch dessen Diener Gehör schenken wollten. Bedan verzog bei dem Wort „Diener“ angewidert das Gesicht – er empfand sich nach wie vor als Stammesältester, und seine Verwaltertätigkeit war ihm eher ein freiwilliger Freundschaftsdienst für Jerobeam als ein königliches Amt.

Jerobeam überhörte den angeblichen Wunsch Malkiels, mit ihm sprechen zu wollen, und ließ den Alten wissen, daß morgen das Heer nach Norden marschiere, um gemeinsam mit dem dort wartenden Heeresteil den Ägyptern bei Megiddo den Weg zu verlegen. Er erwähnte den Brief des Pharaos und informierte über die Teilung des ägyptischen Heeres. Aber während er sprach, fragte er sich im stillen, warum er das alles dem Ältesten überhaupt vortrug. War es, weil er von klein auf gewohnt war, die Stammesältesten für die Vertreter des Volkes zu halten?

Malkiel schaute drein, als interessierten ihn die Erklärungen des Königs nicht sonderlich, und dann konterte er kurz und bündig: „Die Ägypter stehen hier! Hier müßt ihr sie schlagen!“ Er blickte Schallum an, als erwartete er von ihm eine Antwort, nicht vom König.

Trotz dieser groben Unhöflichkeit nahm Jerobeam wieder das Wort und begründete die getroffene Entscheidung: „Hier steht nur unser halbes Heer! Und diese Ägypter, die dir offenbar Angst einjagen, wollen Jerusalem einschließen! Uns werden sie nicht angreifen.“

Bedan beobachtete, wie Malkiels Hände seine steifen Knie rieben und forderte mit boshaftem Lächeln den Alten auf: „Marschiere doch einfach mit uns nach Megiddo, wenn du so scharf darauf bist zu sehen, wie die Ägypter deine Krieger abschlachten.“

Jerobeam warf dem Redner einen ärgerlichen Blick zu. Malkiel aber nahm die Worte grollend auf: „Genau das werden die Ägypter mit euch allen tun, wenn ihr euch jetzt feige davonstehlt. Während ihr nachts schlaft, werden sie über euch kommen. Aber wenn ihr es so haben wollt – ich kann euch daran nicht hindern. Was ich jedoch kann, das ist, daß ich meine Krieger hierbehalte. Efraim soll nicht völlig schutzlos sein, wenn ihr es dem Feind überlaßt wie Benjamin.“

Schallum verlor die Beherrschung, was selten vorkam, und rief empört: „Das wirst du nicht tun! Oder willst du, daß wir den Ägyptern bei Megiddo unterliegen, weil wir zu wenige sind?“

Jerobeam warnte Malkiel: „Wenn du das tust, dann bist du ein Verräter an Israel wie dein Freund Huram.“

„Huram! Megiddo!“ äffte der Älteste. Und er erklärte: „Ich bin Malkiel, und hier ist Efraim! Ich werde nicht tatenlos zusehen, wie ihr uns den Ägyptern preisgebt!“ Er erhob sich ächzend, und nun verkündete er: „Die Krieger Efraims bleiben hier! Über sie gebiete ich, nicht du!“ Haßerfüllt sah er den König an, den er nicht anerkannte.

Jerobeam wechselte einen bestürzten Blick mit Schallum. Jetzt war entschlossenes Handeln geboten. Er wandte sich an den widersetzlichen Ältesten: „Malkiel, wir werden dich gefangensetzen wie Huram! Wenn deine Krieger morgen mit uns nach Norden marschieren, kannst du ihnen nachwinken.“

Malkiel erschrak nicht. Er lachte dröhnend. „Du glaubst, damit hättest du Erfolg!“ rief er. „Meine Krieger wissen auch ohne mich, was sie zu tun haben.“

Schallum befahl einige Männer der königlichen Leibwache ins Zelt und trug ihnen auf, den Alten zu bewachen. Und ihm warf er hin: „Wenn wir wiederkommen, ist dein Spiel aus!“

Jerobeam war klar, was der Heerführer vorhatte. Gemeinsam mit ihm verließ er das Zelt und winkte Bedan und Hillel mitzukommen. Schallum versammelte die Anführer der efraimitischen Truppenteile, und zu viert traten sie dann vor diese hin. Schallum erklärte ihnen den Sinn des Rückzugs aus der Stellung bei Gibeon: „Wir sind vor den Ägyptern ausgewichen, nicht weil wir sie fürchten, sondern weil wir wissen, daß ihr Angriff Jerusalem gilt. Wenn euch Malkiel sagt, daß diese Ägypter sich gegen Efraim wenden werden, so ist das die Unwahrheit. Glaubt ihm nicht! Unser wirklicher Feind befindet sich auf dem Marsch nach Megiddo. Morgen früh brechen wir von hier auf, um uns mit der Streitmacht der nördlichen Stämme zu vereinigen. Und dann schlagen wir die Ägypter vor Megiddo zurück. So retten wir ganz Israel vor ihnen, also auch Efraim. Wenn sie dann hier im Süden ihren Krieg gegen Jerusalem weiterführen, kann uns das nur recht sein. Habt ihr mich verstanden?“

Einer der Anführer fragte: „Wo ist Malkiel? Warum ist er nicht hier?“ Andere unterstützten die Frage. Einer ahnte den Sachverhalt: „Was habt ihr mit ihm gemacht?“

Schallum antwortete: „Er wartet im Zelt des Königs auf unsere Rückkehr.“

Nun rief der Ahnungsvolle: „Ihr habt ihn festgesetzt! Holt ihn! Wir wollen mit ihm sprechen!“

Schallum wehrte den Wunsch ab. „Ihr habt mit ihm heute früh gesprochen. Jetzt habe ich euch erklärt, wie wir Efraim tatsächlich schützen. Malkiel würde euch nur die Unwahrheit sagen.“

Jerobeam bemerkte, wie der Heerführer in Bedrängnis geriet, und kam ihm zu Hilfe. „Ihr Männer Efraims!“ rief er. „Israels Stämme sind Söhne eines Vaters. Jeder Stamm muß seinen Brüdern beistehen, damit das Erbe des Vaters erhalten bleibt. Malkiel aber sieht nur den Stamm Efraim und nicht ganz Israel. Wenn ihr ihm mehr vertraut als uns, eurem König und seinem Heerführer, so wird gerade das eintreten, was ihr verhindern wollt. Efraim wird verwüstet werden.“

Er wollte weitersprechen, aber einer, der bisher geschwiegen hatte, unterbrach ihn unwirsch: „Was soll uns deine Rede? Du bist kein König mehr!“

Jerobeam kannte einige der Anführer persönlich. Er blickte den Führer der Schiloer Krieger an, der noch nichts gesagt hatte. Wollte der ihm nicht helfen? Und als habe der Maulfaule nur auf den Blick des Königs gewartet, machte er nun endlich den Mund auf. „Schämst du dich nicht?“ warf er dem Kameraden hin. „Selbstverständlich ist Jerobeam unser König! Und was er sagt, das ist die Wahrheit. Wir Männer von Schilo werden ihm und dem Heerführer folgen. Und ihr alle solltet es auch tun.“

Die Scharfmacher von vorhin fielen nun über ihn her, warfen ihm Verrat an Efraim vor und schimpften ihn einen Königsknecht. Jerobeam meinte, den bissigen Ältesten, der ihnen die giftigen Reden eingeblasen hatte, selbst poltern zu hören. Am Ende des Streits blieb es dabei: Die Efraimiten weigerten sich, mit nach Norden zu marschieren. Nur die Krieger von Schilo wollten König und Heerführer gehorchen.

Jerobeam und seine Getreuen gingen ein wenig abseits und berieten mißmutig die neue Lage. Bedan stellte den Feldzugsplan überhaupt in Frage. Schallum dachte laut darüber nach, ob die Meuterei nicht mit Waffengewalt niedergeschlagen werden sollte. Jerobeam aber widersprach ihm entschieden: „Das wäre Bruderkrieg! Im Angesicht des Feindes!“ Bekümmert dachte er daran, daß er König geworden war, um Israel zu einigen. Niemand durfte die furchtbare Spaltung Israels nun noch vertiefen. Aber Schallum hatte insofern recht, als es außer der Gewalt der Waffen nichts gab, was Efraims Krieger zur Heeresfolge zwingen konnte. Welche Macht doch dieser Malkiel hatte!

Schallum ging zurück zu den widersetzlichen Anführern und hielt ihnen vor, daß ihr Ungehorsam das Blut der Gefallenen dieses Krieges über sie und ihre Kinder bringen werde. Mehr konnte er nicht tun. Jerobeam betrachtete die Befehlsverweigerer, wie sie die Drohung ihres Heerführers ungerührt anhörten, und ihm ging durch den Kopf, daß es eigentlich nicht der Mann Malkiel war, der ihm, dem König, hier erneut seine Ohnmacht bewies. Es war die Macht des Amtes, das Malkiel ausübte, welche der Gewalt des Königs entgegenstand. Und deshalb mußte Schluß sein mit der Machtstellung der Stammesältesten! Salomo hatte recht gehabt, als er diese gewählten Würdenträger einfach übersah und für die einzelnen Siedlungsgebiete Statthalter ernannte, die seinen Willen durchsetzten. Auch er, Jerobeam, brauchte von ihm allein berufene Statthalter, das erkannte er jetzt schlagartig. Sein bisheriges Nein zu Beamten solcher Art mußte er vergessen.

Nachdenklich ging er mit Bedan und Hillel zurück zu seinem Zelt. Der wartende Malkiel grinste ihm schadenfroh entgegen. Am Gesicht des Königs erkannte er dessen Mißerfolg.

„Steh auf!“ herrschte Jerobeam den Alten an. Der erhob sich umständlich. Sein Grinsen verging ihm nun doch, denn seine Gelenke schmerzten wie üblich, und vielleicht, so befürchtete er, wollte sich der König an ihm dafür rächen, daß die efraimitischen Krieger ihrem Ältesten ohne Wenn und Aber gehorchten, wie es von jeher ihre Pflicht war. Aber Jerobeam sagte, wenn auch mit bösem Blick: „Geh nach Bet-El und bete dort, daß Israel auch ohne seinen ungeratenen Sohn Efraim siegt! Wenn wir die Ägypter vertrieben haben, werde ich über dich zu Gericht sitzen!“ Und den bewachenden Soldaten befahl er: „Schafft ihn aus dem Lager fort!“

Es war das erstemal, daß Malkiel seinem Gegner das letzte Wort überließ. Aber sein trotziger Blick, mit dem er den König bedachte, sollte diesem wie ein Dolchstoß ins Herz fahren. .

Am nächsten Morgen schlossen sich die Krieger der Sippe Dekers aus Schilo, wie es ihr Anführer versprochen hatte, und natürlich auch die Krieger aus Zereda dem marschbereiten Heer an. Die Masse der efraimitischen Krieger aber blieb in ihrem Lager, und in ihrer Mitte stand Malkiel, der zurückgekehrt war, stolz seine persönliche Streitmacht musternd. Er war sicher, daß er das Richtige getan hatte. Eine nicht geringe Anzahl seiner Krieger teilte jedoch seine Selbstzufriedenheit nicht. Manch besorgter Blick wanderte den abziehenden Kameraden hinterher. Aber im Krieg mußte man den Anführern gehorchen, und wenn diese sagten, Malkiel habe recht und der König sei gar nicht mehr König, durfte man da zweifeln?

Das Heer, nun also um reichlich zweihundert Mann reduziert, erreichte Tirza und lagerte dort. Jerobeam besuchte seinen Freund Enan, den Schwager Hurams, und erzählte ihm zornig von Malkiels Verrat. Enan meinte, der Alte habe, falls Israel den Ägyptern unterlag, den Tod verdient.

„Und wenn wir siegen, was wir mit Jahwes Hilfe erhoffen?“ fragte Jerobeam.

Enan mußte sich nicht bedenken. „Dann nimm ihm alles weg, was er besitzt, und schick ihn betteln!“

„Und Huram?“ erkundigte sich Jerobeam.

Enan erkannte, daß es dem König bei dieser Erörterung eigentlich mehr um seinen fanatischen Gegner aus Tappuach ging als um den Polterkopf aus Bet-El. Er zögerte, seine Ansicht

auszusprechen, denn immerhin war Huram der Mann seiner Schwester, und Jerobeam konnte ihn für herzlos halten. Aber dann antwortete er doch ehrlich: „Wenn es noch strengere Strafen gäbe, als ich sie Malkiel zudenke, dann müßte Huram diese erleiden."

Jerobeam nickte. Er hatte es immer gewußt: Das Volk stand auf seiner Seite.

Am späten Abend, als sich Jerobeam soeben in seinem Zelt zur Ruhe gelegt hatte, traf ein Soldat aus Tappuach ein und brachte die üble Nachricht, daß Huram aus der Stadt geflohen war. Wenig später saß der König mit seinen Getreuen zuammen. Keiner der vier wollte die schreckliche Vermutung in Worte fassen, die sich geradezu aufdrängte, daß nämlich Huram auf dem Weg zum Pharao sei, um diesen gegen den König Israels aufzuhetzen. Sie ließen vielmehr den Kurier holen, um ihn über die Einzelheiten der Flucht des Verräters auszufragen.

Der Bote berichtete, Huram sei hinaus in die Feldflur gegangen, wo seine Söhne wie alle anderen Einwohner von Tappuach die reife Gerste ernteten. Auf Jerobeams Zwischenfrage, wieso der Älteste die Stadt habe verlassen dürfen, antwortete der Soldat, daß Huram das schon mehrfach getan habe, natürlich immer mit Bewachung. Der Anführer der Wachmannschaft habe es erlaubt. Und so seien auch diesmal zwei Kameraden mit dem Ältesten gegangen.

Nachdem sich Huram, so berichtete der Bote weiter, vom Fortgang der Erntearbeiten überzeugt hatte, sei er mit seinem jüngsten Sohn Simri und den beiden Wächtern in seinen Weingarten gegangen. Als nun die vier am Abend nicht in die Stadt zurückgekehrt seien, habe der Anführer nach ihnen suchen lassen. Gefunden habe man die beiden Kameraden in Hurams Weingarten, betrunken und schlafend, als ob sie tot wären. Huram habe ihnen offenbar etwas in den Wein getan, was sie betäubte, denn erst nach vielem Rütteln und Schütteln seien sie zu sich gekommen. Aber alles Suchen nach dem Ältesten und seinem Sohn bei Tagesanbruch habe nichts ergeben. Die beiden älteren Söhne wußten angeblich nicht, wohin Vater und Bruder geflohen seien.

Den Zuhörern war nun noch klarer als vor dem Bericht: Die Flucht war geplant und vorbereitet gewesen, und Huram wollte zum Pharao. Jerobeam sprach diese schreckliche Wahrheit aus. Wohin sonst sollte sich der Verräter gewandt haben? Als ein anderes Ziel kam höchstens noch Kedesch in Frage, die Stadt seines Kumpans Tilon. Aber in diesem Fall lief Huram Gefahr, dem ägyptischen oder dem israelitischen Heer zu begegnen, denn den weiten Umweg durch das Land des Königs von Tyros wählte er sicherlich nicht. Man mußte der Tatsache ins Auge sehen: Huram konnte König und Heer nun weiteren Schaden zufügen. „Er ist des Todes", erklärte Jerobeam feierlich.

Schallum schickte den Boten zurück nach Tappuach mit dem Befehl an die Wachmannschaft, die Stadt zu verlassen und sich dem Heer anzuschließen. Denn es war nicht zu erwarten, daß Huram in sein Haus zurückkehrte.

Der Älteste hatte das in der Tat keinesfalls vor. Mit Simri, dem Sohn, und einem seiner Vertrauten, der die beiden Flüchtlinge in einem Versteck mit den Reiteseln und dem Reisegepäck erwartet hatte, befand er sich bereits drunten in der Küstenebene und zog der Marschkolonne des Pharaos hinterher. Gut gelaunt erinnerte er Simri an jenen Schabernack, mit dem er einst in Tirza gemeinsam mit Enans Sohn den Spion Ochrans überlistet hatte.

Die beiden jungen Männer lachten, denn sie kannten die Geschichte von den weißen Wollsträhnen, die Hurams wehenden Haarschopf unter seiner Kappe vorgetäuschtr hatten.

„Wie lange das schon her ist!" meinte Huram. „Damals war Salomo noch am Leben, wir aber wollten, daß ein Israelit König sei." Er sagte es versonnen, aber dann spuckte er plötzlich kräftig aus, und die Begleiter wußten, an wen er dabei dachte. Doch nun schwieg er. In sich gekehrt verglich er seinen Kampf damals und heute. Seine Umtriebe gegen Salomo und dessen Knecht Ochran waren wie ein spannendes Versteckspiel gewesen, zumindest erschienen sie ihm heute so. Aber nun war aus dem übermütigen Wettstreit um die Besetzung des Königsthrones Israels ein blutiger Krieg um den Bestand des Stämmebundes Israel geworden. Sie waren beide seine Feinde: Jerobeam und der Pharao. Und beide mußten sie deshalb weg. Der Pharao mußte Jerobeam entmachten, ihn möglichst umbringen, und ihn, Huram, sollte er als seinen Statthalter in Kanaan einsetzen und sich danach wieder in sein Ägypterreich zurückziehen. Nur so war Israels überkommene Lebensordnung zu sichern.

„Damals und heute geht es um ein und dasselbe Ziel", belehrte er seine Begleiter, hintergründig lächelnd. „Es geht um die Gewalt der Ältesten in Israel. Wenn nämlich diese erlischt, dann stirbt Israels Freiheit. Wer jedoch das Ältestenregiment bewahrt und sich darauf stützt, der geht als Israels Freund von dannen, obwohl er als Feind an die Tür gepocht hat." Er nickte zweimal zur Bekräftigung seiner Rede. Er wußte, daß für die jungen Männer an seiner Seite genau wie für ihn der Pharao ein Feind war. Aber jetzt, wo sie auf dem Weg zu Scheschonk waren, mußten sie diese Feindschaft erst einmal vergessen, damit sie nichts Unbedachtes taten, was die Absicht des Treffens zunichte machen konnte.

Aber er hätte seine Belehrung unterlassen können. Die beiden Jüngeren blickten einander an und gewahrten beim Gegenüber ähnliches Unverständnis wie bei sich selbst. Sie waren zwar gegen Jerobeam, aber wieso der Pharao, der Jerobeam stürzen sollte, nun gar noch ein Freund Isra-

els war, das begriffen sie nicht. Doch der Alte mußte ja wissen, wovon er sprach. Dafür war er ein Würdenträger Israels, und nicht der geringsten einer, und wenn man ihm folgte, konnte man sich eigenes Nachdenken ersparen.

Während Huram mit seinen Begleitern nach Norden eilte, um möglichst rasch das ägyptische Heer einzuholen, von dessen Teilung ihm seine Kundschafter berichtet hatten, zog auch das israelitische Heer zügig nordwärts. Bedan drängte seinen Esel neben Jerobeams Maultier und fragte ihn: „Was meinst du, wie wird der Pharao mit Huram verfahren? Wird er ihn überhaupt anhören?“

Jerobeam erinnerte sich, wie er Osorkon von Hurams und seinem gemeinsamen Kampf gegen Salomo erzählt hatte. Und dann dachte er an den kürzlichen Brief des Pharaos. „Ein König spricht nur mit Königen“, warf er hin, aber er glaubte selbst nicht recht daran.

Bedan nahm die Antwort erleichtert auf. Er schlußfolgerte: „Dann wird er uns ja keinen neuen Schaden zufügen können.“

Jerobeam wollte das nutzlose Gespräch beenden. „Wir sollten weniger an diesen Verräter, sondern mehr an die bevorstehende Schlacht denken“, bemerkte er kurz angebunden.

Bedan zog sich verstimmt zurück, um sich dem jungen Hillel anzuschließen. Jerobeam aber war überzeugt, daß Scheschonk Huram empfing. Und in welche Richtung der Älteste den Ägypter zu drängen versuchen würde, das bedurfte keines Rätselratens. O ja, Huram konnte unermeßlichen Schaden anrichten!

Wenn es nur einen Freund gäbe, seufzte Jerobeam im stillen, mit dem er völlig offen des Pharaos Absichten erörtern könnte! Aber selbst Schallum hatte er ja nichts von seinem wahren Leben in Ägypten erzählt. Niemand in Israel wußte, daß er sein Asylland als Anwärter auf Israels Thron und künftiger Vasall des Pharaos verlassen hatte. Alle, auch Schallum, kannten nur die Geschichte von der Ziegelei, deren Arbeiter er angeblich beaufsichtigt und so sein täglich Brot verdient hatte. Eines Tages mußte der Freund unbedingt die Wahrheit erfahren. Wenn alles vorbei war. Wenn die Entscheidungsschlacht geschlagen war.

Jerobeam brachte es nicht über sich, an einen Sieg in dieser Schlacht zu glauben. Erst Malkiels willkürlicher Eingriff ins Heer und nun der Alptraum von Hurams heimtückischem Auftritt vor dem Pharao! Ob Scheschonk den Ältesten etwa doch nicht empfing? Nein, selbstverständlich würde er ihn empfangen. Und Hurams Lügen träfen auf offene Ohren. Denn er, Jerobeam, der Günstling des Prinzen Osorkon, hatte ja durch sein jahrelanges Schweigen bewiesen, daß er keinesfalls gewillt war, Vasall des Pharaos zu sein. Scheschonk brauchte einen Statthalter in Israel, dessen Treuebekundungen sich glaubhaft anhörten. Und der Ränkeschmied Huram würde sich schon ins rechte Licht zu setzen wissen. Scheschonk sah in dem Ältesten sicherlich einen tauglicheren Vertrauensmann als in ihm, Jerobeam. Er würde Huram zu seinem Statthalter ernennen, trotz dessen vorgerückten Alters. Und Huram, der Machtmensch, würde ja sagen. Sprecher des israelitischen Bundesrates und Vertrauensmann des Pharaos zu sein – für ihn fügte sich das bestimmt zusammen. Denn sein Lebensziel war doch, daß der Bundesrat die Macht in Israel hatte und kein israelitischer König versuchte, eigene Wege zu gehen. Und der Pharao war weit weg.

Jerobeam schien es, als habe sich der Himmel verfinstert, der noch über Gibeon trotz des hinterlistigen Scheschonkbriefes so hell gestrahlt hatte. Ihm war, als ob dunkle Wolken aufgezogen waren und die Sonne verdeckten. Er hob sogar prüfend den Kopf, aber da war kein Wölkchen am blauen Himmelszelt. „Jahwe, steh mir bei!“ seufzte er. „Verscheuche die Gewitterwand, die heraufzieht!“

Aber die Dunkelheit in seiner Seele wich nicht.

44

Während das ägyptische Heer im Philisterland auf das Ende der winterlichen Regenzeit gewartet hatte, war Pharao Scheschonk von Tanis aus nach der einstigen Königsstadt Ägyptens, nach dem heiligen Theben, gereist. Im Tempel des Götterkönigs Amun-Re hatte er den dort eingemeißelten Bericht seines großen Vorgängers Thutmosis über dessen ersten Feldzug nach Kanaan studiert. Einer Abschrift des steinernen Originalberichts, die ihm vorlag, traute er nicht. Und nur in jenem Tempel fühlte er sich dem großen Pharao so nahe, wie es sein Wunsch war. Er bewunderte Thutmosis und fühlte sich berufen, den kanaanäisch-syrischen Reichsteil, den der Gewaltige vor Jahrhunderten erobert hatte, jetzt schrittweise zurückzugewinnen.

Vor allem vom Bericht über den Marsch nach Megiddo und über die Belagerung und Eroberung dieser Festung war er gefesselt gewesen. Drei Marschrouten hatten Thutmosis zur Auswahl gestanden. Als direkter Zugang nach Megiddo eine enge Paßstraße, die jedoch an ihrem Ausgang vom Feind leicht gesperrt werden konnte, und nördlich und südlich von dieser je ein halbwegs bequemerer, aber längerer Umweg. Wie seinerzeit Thutmosis hatte sich Scheschonk für den kürzeren, aber gefährlicheren Weg über die Berge entschieden. Was seinem Vorbild geglückt war, das sollte auch ihm gelingen.

Er ließ das Gerücht ausstreuen, daß er den südlichen Weg über die Stadt Taanach gewählt habe, um vor Megiddo zu gelangen. Und da Gerüchte noch schneller sind als jeder Eilkurier, erreichte die Nachricht auch bald den Kommandeur Ittai, der mit seinem Heerhaufen nicht allzuweit von Megiddo lagerte und dort auf Schallums Teilheer wartete. Natürlich fragte er sich, ob das Gerücht stimmte. Wenn aber ja – was sollte er tun? Wie lange würde es noch dauern, bis das Südheer eintraf?

Die Männer, die ihm von Scheschonks Marschroute berichtet hatten, erschienen ihm glaubwürdig. Es waren Bauern aus dem nächstgelegenen Dorf, und die hatten die Nachricht vom Nachbardorf, und die wiederum von ihren Nachbarn. Die Quelle des Gerüchts blieb freilich trübe. Aber Ittai stellte sich das Heer der Ägypter als recht schwerfällig vor, und es erschien ihm einleuchtend, daß der Pharao den leichteren und weniger gefährlichen Weg wählte. Von Thutmosis' Feldzug vor Jahrhunderten wußte er nichts. Er glaubte also dem Gerücht, befahl den Aufbruch und führte sein Heer vor die Stadt Taanach. Selbst wenn Schallum mit der Verstärkung nicht rechtzeitig herankam – es ging ja nicht an, den Ägyptern die Einkreisung Megiddos zu erlauben. Zumindest mußte er den Feind solange aufhalten, bis der Heerführer und das Südheer eintrafen.

Vom neuen Standort aus schickte er Botschaft an Puwa, den Kommandanten von Megiddo, teilte ihm seinen Stellungwechsel mit und ermahnte ihn, den Ausgang der Paßstraße trotzdem streng zu kontrollieren und ihm unverzüglich Meldung zu schicken, falls die Ägypter wider Erwarten auf diesem Weg heranzogen.

Puwa dachte jedoch gar nicht daran, Schallums Befehl, auf den sich Ittai berief, auszuführen. Jetzt hielt er die ersehnte Gelegenheit für gekommen, sich an Jerobeam und den Israeliten für das erzwungene Treuegelöbnis zu rächen. Durch seine Spione wußte er, daß Scheschonk den schmalen Paßweg gewählt hatte. Anstatt ihn anzugreifen, schickte er ihm einen Boten entgegen mit der Mitteilung, daß Megiddo dem Pharao offenstehe, sofern es dessen Wunsch sei, in der Stadt zu residieren.

Scheschonk glaubte, daß diese Botschaft von Jerobeam veranlaßt war, auf Grund des Briefes, den er diesem geschrieben hatte. Er freute sich, daß seine Hoffnung, Israel ohne einen Schwertstreich einzunehmen, sich offenbar erfüllte.

Als das Heer gegen Mittag vor Megiddo ankam, fand er das Stadttor tatsächlich weit geöffnet. Der Stadtkommandant kam schon im Eilschritt den Stadthügel herab. Scheschonk stieg von seinem Prunkwagen – auf dem Paßweg hatte diesen eine Gruppe Soldaten getragen – , und Puwa schritt auf ihn zu, verneigte sich bis zur Erde und hieß ihn in der Stadt willkommen. Im Namen Rehabeams, des Sohnes Salomos, Königs von Juda und Israel. Scheschonk schaute äußerst befremdet drein, als ihm der Dolmetscher diesen Gruß übersetzte. Aber er sagte nichts. Ein Pharao hat alles im voraus zu wissen – wie konnte er da seine Überraschung eingestehen?

Für Puwa war Rehabeam nach wie vor der rechtmäßige König Israels, und er hoffte, daß der Pharao diesen wieder in seine Rechte einsetzte. Daß sich Jerobeam nicht länger halten konnte, stand für ihn fest. Scheschonk würde um dessen Schwäche wissen. Wenn dann wieder Rehabeam König beider Reiche wäre, was er selbst beim Pharao nach Möglichkeit befördern wollte, dann würde er endlich Heerführer des geeinten Davidreiches werden, wie einst der legendäre Joab. Das war sein Wunschtraum. Dafür lohnte sich der Verrat an Jerobeam.

Aber dann wurde ihm gemeldet, daß sich im Troß des ägyptischen Heeres Huram befand. Ein Soldat der Garnison hatte den Ältesten erkannt. Puwa erschrak. Was hatte das zu bedeuten? Sollte etwa Huram der neue Herrscher in Israel werden? Daß den Ältesten bisher keiner der hohen Generäle, geschweige denn der Pharao persönlich empfangen hatte, konnte er ja nicht wissen.

Unterdessen stand Ittai mit seinen neunhundert Mann bei Taanach und wartete auf Schallums Heer. Und auf die Ägypter. In jene Richtung, aus der er den Feind vermutete, hatte er Späher ausgesandt. Kamen die Ägypter jedoch den Paßweg entlang, so würde Puwa Nachricht schicken. Und am ehemaligen Lagerplatz hatte er eine Handvoll Krieger zurückgelassen, die das Südheer an den neuen Standort des Nordheeres führen sollten. So glaubte sich Ittai nach allen Seiten abgesichert. Sein Fehler war, daß er dem Kommandanten von Megiddo vertraute. Doch wenn das selbst der König tat, wie hätte er da seinem Kameraden Puwa mißtrauen sollen?

Der hatte aber seinen Verrat mittlerweile vollendet, indem er dem Pharao Schallums Feldzugsplan preisgegeben hatte. Scheschonk erkannte, daß Jerobeam nicht in seine Falle gegangen war und daß dieser Kommandant Puwa, der ihn umschmeichelte, als früherer Gefolgsmann Rehabeams seinen jetzigen König verraten hatte.

Er befahl seinem obersten General, mit der Einrichtung des Heerlagers am Fuße des Stadthügels noch zu warten und das israelitische Heer bei Taanach sofort anzugreifen und zu zerschlagen. Der Marsch dorthin sollte ohne den üblichen Lärm der Kesselpauken erfolgen – die Israeliten mußten überrascht werden. Und mehrere Streitwagen schickte er zu jenem Trupp, der östlich von Megiddo Schallums Heer empfangen sollte.

Die Wagenkämpfer preschten davon, fanden Ittais Männer, kreisten sie ein und erschlugen sie. Nicht einer entkam, und so blieb Schallum ungewarnt. Die Leichen brachten die Ägypter nach

Megiddo, damit die Israeliten, wenn sie am Treffpunkt eintrafen, diese nicht fanden und Verdacht schöpften.

Das ägyptische Heer näherte sich Taanach, als die Mittagshitze zu weichen begann. Im Lager der Israeliten wurde es rege. Da erhielt Ittai die Meldung vom Anmarsch des feindlichen Heeres aus der Richtung von Megiddo. Er stutzte und hielt das für einen Irrtum seiner vorgeschobenen Posten. Denn wenn der Feind den Paßweg benutzt hatte, dann hätte Puwa doch um Hilfe gerufen. Er eilte vors Lager und sah nun mit Entsetzen, daß die Nachricht wirklich stimmte. Die Ägypter waren sogar schon gefährlich nahe, und ihre Zahl schien mindestens doppelt so groß wie die Zahl der eigenen Krieger. Ein Sieg über diese Armee war unmöglich. Im Gegenteil, ein Gefecht würde den Untergang des eigenen Heeres bedeuten. Es gab nur eine Möglichkeit, dem Unheil zu entgehen, sich nämlich hinter die Mauern der Stadt Taanach zurückzuziehen. In den Gassen würde es zwar eng werden, und an Verpflegung würde es mangeln, aber morgen oder übermorgen rückte Schallums Südheer an, und man konnte die Ägypter von zwei Seiten angreifen und ihren Ring um die Stadt sprengen.

Ittai ließ die Mannschaften alarmieren. Die Männer griffen ihre Waffen, erschraken über den Befehl zur Flucht nach Taanach und rannten daraufhin los, als ob ihnen die Ägypter schon auf den Fersen wären. Zelte und Vorräte mußten sie zurücklassen. Aber während sie den Hügel hinaufstürmten, schlug oben das Stadttor krachend zu. Und es blieb auch geschlossen, als Ittai keuchend anlangte und im Namen des Königs die Öffnung des Tores befahl. Die Fliehenden begriffen die grausame Wahrheit: Taanach verwehrte Jerobeams überrumpelten Kriegern die Zuflucht.

Schon tauchten hinter dem verlassenen Lager ägyptische Streitwagen auf. Drohend donnerten die Pferdehufe über den ausgedörrten Boden, Sand und Steine aufwirbelnd. Und dann jagten die Gespanne unter dem Geheul ihrer Besatzungen rund um den Stadthügel, so daß an eine weitere Flucht überhaupt nicht zu denken war. Auch die Fußtruppen des Feindes eilten näher. Mit der Plünderung des Lagers hielten sie sich nicht auf – die Beute entging ihnen ja nicht. Siegessicher schwangen sie ihre Waffen. Die Bogenschützen gingen in Stellung, und bald rollten die ersten Israeliten getroffen den Abhang hinab. Ittai geriet in Wut. Vor allem über sich selbst. Warum hatte er den Bürgern von Taanach blind vertraut und kein Kommando in die Stadt gelegt, das den Rückzug hinter die Mauern sicherte? Doch die Männer dieser Stadt hatten nie gegen Jerobeams Königtum aufbegehrt! Wer hatte ihren Verrat erkauft?

Er verscheuchte die unnützen Fragen. Jetzt ging es einzig um einen rettenden Ausweg. Denn hier vor der Stadtmauer würde das Heer Mann für Mann abgeschlachtet werden. Wenn man hingegen den Durchbruch durch den Ring der Feinde wagte, blieb vielleicht jeder vierte am Leben. Aber der Sturm mußte sofort erfolgen, bevor die Mannschaft zu arg dezimiert war.

Er beriet sich kurz mit Bascha, dem jungen Adjutanten, und der sah die Lage nicht anders. Beiden gelang es, die verängstigten Stammeskrieger an jener Seite des Hügels zu sammeln, wo die Soldaten aus Hazor standen. In hastigen Worten erklärte Ittai den Truppführern, wie er die Umklammerung aufsprengen wollte. Die Ägypter bemerkten, daß sich die Israeliten zum Durchbruch rüsteten, und sie scharten sich an deren vermutlichem Abstiegsweg zusammen. Da rannten die Israeliten los, aber um die Stadtmauer herum und dann schräg den Hang hinab, so daß sie die Ebene auf der geringer bewachten Gegenseite des Hügels erreichten. Voran stürmten die gut gerüsteten Garnisonssoldaten, in ihrer Mitte, von ihnen gedeckt, Ittai, neben ihm Bascha. Danach folgten die Stammeskrieger, ungeordnet, auf keinen Anführer mehr achtend, nur darauf bedacht, dem Gemetzel zu entkommen.

Als die Ägypter sahen, wo sich die Menschenmasse herabwälzte, trieben die Wagenbesatzungen die Pferde an, jagten den Fliehenden in die Flanke und rissen den flutenden Menschenstrom auseinander. Und schon stürzten die Fußsoldaten mit Keulen, Äxten und Schwertern heran und begannen, ihre Gegner einen nach dem anderen zu erschlagen.

Ittai wußte, daß er in seinem vorgerückten Alter die Flucht nicht lange durchhalten würde. Er sah die Wagen der Ägypter heranrasen. Pfeile prasselten gegen die rennenden Männer. Die Getroffenen sanken um, die Nachdrängenden trampelten über sie hinweg oder stolperten, so daß auch sie zu Boden gingen. Die Geschlossenheit der Kolonne lockerte sich. „Zusammenbleiben!“ brüllte Bascha. Aber nun waren die Fußsoldaten des Feindes heran und schlugen regelrechte Schneisen in die Menschenmasse. Nur wenige der Israeliten wehrten sich – das Entsetzen über diese Schlächterei lähmte die meisten.

„Ich kann nicht mehr!“ keuchte Ittai erschöpft. Bascha mahnte ihn: „Halte durch, wir brauchen dich!“ Da stolperte Ittai und fiel hin. Bascha warf sich neben seinen Kommandeur auf den Boden. „Bleib liegen!“ zischte er dem Geschwächten zu. Einige Kameraden aus Hazor hatten den Sturz bemerkt und wollten beiden aufhelfen, aber sie wurden von den Nachdrängenden mitgerissen. Immer weitere Männer gingen zu Boden, und die beiden Unversehrten lagen zwischen den vielen Toten und Verwundeten, als seien auch sie tot. Wegen der Wand aus liegenden Leibern fanden die israelitischen Krieger an dieser Stelle kein Durchkommen mehr und änderten ihre Fluchtrichtung. Das bewahrte Ittai und Bascha und andere noch Lebende davor, totgetrampelt zu werden.

Für das israelitische Heer gab es jedoch keine Rettung. Die Übermacht der Ägypter war zu groß, und noch vor dem Abend war es völlig vernichtet. Als Ruhe auf dem Schlachtfeld eingekehrt war, schälten sich die wenigen Überlebenden aus der Masse an blutenden Leibern heraus und richteten sich auf. Bascha beobachtete das gespenstische Treiben. „Wir sind wie ein Kornfeld, dessen Halme der Sturmwind geknickt und der Sturzregen entwurzelt hat“, murmelte er. Ittai schaute stumm auf das gewaltige Leichenfeld und teilte den bitteren Vergleich seines Adjutanten. Die Sprache versagte ihm.

Die Verluste der Ägypter waren gering. Nach Erfüllung ihres Auftrags hatten sie eilig das Schlachtfeld verlassen und den Rückmarsch nach Megiddo angetreten. Der Pharao hatte befohlen, auf eine Verfolgung des Gegners zu verzichten, denn das zweite Heer der Israeliten befand sich ja im Anmarsch, und bevor nicht auch dieses geschlagen war, blieb Megiddo bedroht. Doch wen hätten die Ägypter auch verfolgen sollen? Der Befehlshaber der Aktion meldete Scheschonk, daß nicht mehr als hundert Feinde entkommen waren, und die stellten keine Gefahr mehr dar.

Während im Felde vor Taanach Israels Nordheer ruhmlos unterging, war das Südheer am vereinbarten Treffpunkt beider Heeresteile angekommen. Doch wo war Ittai mit seinen Kriegern? Schallum vermutete, daß die Ägypter auf der engen Paßstraße gegen Megiddo heranmarschierten und daß Puwa deshalb Ittai zu Hilfe gerufen hatte. Er beruhigte Jerobeam. Es würde dem Nordheer nicht schwerfallen, den Feind am Austritt in die Ebene vor Megiddo zu hindern. Vorausgesetzt, die Ägypter kamen nicht in zwei Kolonnen auf unterschiedlichen Wegen herangezogen. Aber warum hatte Ittai niemanden hinterlassen, der Auskunft geben konnte? Jerobeam drängte den Heerführer, die verdächtige Lage sofort zu erkunden und Ittai Hilfe zu bringen, falls er solcher bedurfte.

Jerobeam selbst blieb auf Schallums Anraten mit Bedan und dem Schreiber, beschützt von einer kleinen Leibwache, zurück, während Schallum das gesamte Heer, obwohl es bereits später Nachmittag war, sogleich wieder in Marsch setzte, um den vermeintlichen Verteidigern von Megiddo die ersehnte Verstärkung zuzuführen.

Da stieß die Vorhut auf zwei umherirrende Flüchtlinge des Massakers von Taanach. Schallum stoppte den Vormarsch und hörte sich an, was die verängstigten Männer berichteten. Es waren ein Soldat aus Hazor und ein issacharitischer Stammeskrieger, beide verwundet, aber nicht allzuschwer. Voller Bestürzung vernahm er die entsetzliche Kunde vom Untergang der halben Streitmacht Israels. Mit steinernem Gesicht befahl er den Rückzug.

Daß die Ägypter Megiddo eingenommen und das Nordheer vernichtet hatten, blieb in der langen Marschkolonne nicht geheim. Der Issacharit hatte trotz Schallums Verbot den Mund nicht gehalten, und wie ein sirrender Mückenschwarm schwirrte die Unheilsnachricht von Trupp zu Trupp. Der Heerführer spürte die Aufregung der Männer, vermutete die Ursache und ließ das Heer abermals anhalten. Er rief die Anführer der einzelnen Einheiten zu sich und informierte sie von dem Unglück. Heute noch, so versprach er den erschrockenen Kriegern, werde der König eine Entscheidung treffen.

Als Jerobeam von der Katastrophe erfuhr, war er fassungslos. Wo war nun Jahwes Beistand? Was hatte Israel seinem Gott angetan, so daß dieser eine solch grausame Strafe über sein Volk verhängte? Denn nicht nur die halbe Streitmacht Israels war vernichtet. Nein, noch schlimmer – ganz Israel würde nun wahrscheinlich unter das Joch der Ägypter gebeugt werden.

Er ließ Bedan und Hillel rufen, und zu viert saßen sie nun wieder zusammen, wie so oft in den letzten Tagen, und berieten in der hereinbrechenden Nacht, was jetzt werden sollte.

Über eines gab es sofort Einigkeit. Vor Tagesanbruch mußte der Standort geräumt sein. Denn die Ägypter wußten inzwischen sicherlich, durch Gefangene oder durch wen auch immer, daß sich hier an dieser Stelle Nord- und Südheer hatten vereinigen wollen. Und am Morgen würden sie aufbrechen und das Südheer suchen, um es ebenfalls zu zerschlagen. „Sie werden uns verfolgen, bis sie uns haben“, meinte Bedan bedrückt.

Schallum nickte versonnen, denn ihm ging etwas anderes im Kopf herum. „Wir müssen herausfinden“, äußerte er, „wie es zu dieser Niederlage kommen konnte. Warum hat Ittai diesen Standort hier entgegen meinem Befehl verlassen und ist nach Taanach gezogen? Er muß einen wichtigen Grund dafür gehabt haben. Wahrscheinlich wurde er getäuscht, und er glaubte, die Ägypter kommen aus dieser Richtung, obwohl sie, wie die Flüchtlinge aussagten, ja auf direktem Wege nach Megiddo gezogen sind und erst von dort nach Taanach. Nach einer Kriegslist sieht das nicht aus. Eher danach, daß die Ägypter erst in Megiddo von Ittais Heer und seinem Standort erfahren haben. Und nur einer kann von Ittais Stellungwechsel gewußt haben: Puwa. Ich fürchte, daß er Ittai an den Pharao verraten hat. Und damit ganz Israel.“

Jerobeam schüttelte ungläubig den Kopf. „Puwa hat mir Treue gelobt, und du warst dabei.“

Aber Schallum ließ sich von seinem Verdacht nicht abbringen. „Du glaubst, daß sein Bekenntnis ehrlich war? Ich kenne ihn. Für ihn zählt nur sein Vorteil, und sei es beim Pharao.“

König und Heerführer stritten noch eine Weile über Puwas Vertrauenswürdigkeit, aber am Ende hatte Schallum Jerobeam überzeugt.

Bedan murrte: „Was hilft es, wenn wir wissen, was gewesen ist? Wichtig ist doch nur, wie es jetzt weitergehen soll."

Jerobeam wies die Kritik zurück. „Wichtig ist auch zu prüfen, ob in Megiddo überhaupt noch jemand auf unserer Seite steht. Wenn aber nun auch Puwa ein Verräter ist, dann hat Scheschonk gleich zwei Verbündete gewonnen: den Kopf des Bundesrates und einen der obersten Kommandeure unserer Streitmacht." Er wandte sich Schallum zu und fragte ihn: „Was kann unser Heer noch ausrichten?"

Schallum zögerte einen Moment mit der Antwort, denn diese bedeutete das Ende aller Hoffnungen. Aber er sprach sie doch aus. „Nichts", lautete sie. „Denn der Pharao", so begründete er dieses „Nichts", wird sein Heer erst weiter aufteilen, sofern er das überhaupt vorhat, nachdem er unser Heer zerschlagen hat. Wir aber können keinen Kampf gegen die Ägypter bestehen, dazu sind wir nun viel zu schwach. Scheschonk wird uns jagen, und irgendwo wird er uns finden. Bedans Befürchtung ist auch die meine. Denn so klein unser Heer auch ist, so ist es doch zu groß, als daß wir uns irgendwo verstecken könnten."

Jerobeam schauderte es bei dieser ehrlichen Antwort. Aber er riß sich zusammen. Er war der König, und er mußte sich standhaft zeigen. „Du meinst, wir müssen unsere Niederlage hinnehmen und das Heer auflösen?"

Bedan schnaufte erleichtert, als er das hörte, aber der junge Schreiber blickte enttäuscht drein. Schallum jedoch nickte. „Genau das meine ich. Es bleibt uns keine Wahl. Wenn wir die Stammeskrieger nach Hause schicken, dann kann der Pharao Israels Heer nicht mehr finden. Es gibt keines mehr. Und Männer, die auf Acker und Tenne ihre Arbeit tun, wird er nicht angreifen und umbringen. Nur unsere Soldaten behalten wir bei uns. Die kann ich dem Zugriff der Ägypter entziehen."

Jerobeam schaute rundum, aber Bedan und Hillel hatten keine Einwände. So gab er seine Entscheidung bekannt: „Vor Tagesanbruch marschieren wir auf dem kürzesten Weg hinauf ins Gebirge und dort im Eiltempo weiter bis Tirza. In den Bergen können uns die Streitwagen nicht verfolgen. In Tirza entscheiden wir endgültig über unser Heer."

Schallum rief die Anführer zusammen, gab ihnen die Entscheidung des Königs zur Kenntnis und untersagte den Zeltbau. Die Krieger sollten unter freiem Himmel kampieren. In Richtung Megiddo und Taanach schickte er starke Spähtrupps, die bis gegen Morgen auf ihrem Posten bleiben sollten. Die üblichen Wachtposten rund um den Lagerplatz ließ er verdoppeln.

Mitten in der Nacht wurde er aus dem Halbschlummer aufgestört. Auch Jerobeam schreckte hoch. Die beiden trauten ihren Augen nicht und glaubten, das fahle Licht des Mondes täusche sie. Eine Schar Krieger wurde von den Wachen ins Lager geführt, mindestens an die fünfzig Mann, viele sich mühsam dahinschleppend wegen ihrer Verwundungen, und an der Spitze schritten Ittai und Bascha, die Totgeglaubten. Nun war im Lager an Schlaf nicht mehr zu denken. Die Nachricht von der Ankunft der Überlebenden trieb auch den müdesten Krieger hoch. Schallum sorgte dafür, daß die Wunden der Ankömmlinge neu verbunden wurden, und dann saßen er und Jerobeam mit Ittai und Bascha zusammen und ließen sich berichten. Ihre Vermutung über Puwas Verrat festigte sich. Stockend bekannte sich Ittai schuldig, dem Kommandeur von Megiddo und den Bürgern von Taanach blind vertraut zu haben.

„Hör auf, dir Vorwürfe zu machen!" sagte Jerobeam. „Dein Heer haben die Ägypter vernichtet, und Puwa war ihr Handlanger. Und Huram."

Schallum hielt es für unpassend, dem Urteil des Königs seinen eigenen Standpunkt hinzuzufügen. Er hielt nämlich Ittais Eingeständnis einer Mitschuld für durchaus zutreffend. Besonders in der Sorglosigkeit der Stadt Taanach gegenüber sah er einen schweren Fehler des alten Generals. Aber jetzt war Kritik fehl am Platze, das sah er ein. Jetzt ging es einzig darum, den Ägyptern zu entkommen.

Der hoch am Himmel wandernde Vollmond minderte die Gefahren eines Nachtmarsches. Als Kühle und Tau das Lagern ohne ein Zeltdach über dem Kopf ungemütlich machten, befahl Schallum den Aufbruch. So still wie möglich marschierten die Krieger nach Süden, den schützenden Bergen zu. Ausgezogen waren sie, um die Ägypter zu schlagen, und nun kehrten sie in die Heimat zurück, zwar unbesiegt, doch trotzdem dem Feind unterlegen. Zuversicht hatte sie auf dem Herweg beseelt, Bangigkeit erfüllte sie nun auf dem Rückzug. Als die Sonne aufging, hatte die Kolonne bereits den Saum des Berglandes erreicht.

Gegen Mittag war die Erschöpfung der Krieger nach der durchwachten Nacht unübersehbar. Schallum befahl eine Rast. Viele ließen sich einfach umfallen und schliefen sofort ein. Die Widerstandsfähigsten mußten auf Wache ziehen. Auch Jerobeam fielen die Augen zu. Als er wieder zu sich kam, bewunderte er Schallum. Ohne an Schlaf zu denken, hatte der bereits jene Verwundeten, die bis hierher halb getragen worden waren, mit Begleitung in ein Dorf geschickt, das Bedan genannt hatte. Dort sollten sie bleiben, bis sie kräftig genug waren, nach Hause zu ziehen. Von den Wachen war kein Ägypter ausgemacht worden. Jerobeam sah darin ein Zeichen, daß sich Jahwe vielleicht nicht völlig von ihnen abgewandt hatte.

Auch an den nächsten Tagen blieb die Kolonne unbehelligt. Es schien, als ob die Ägypter das Bergland mieden. Wollten sie sich etwa nur die Ebene von Megiddo aneignen, durch welche die Heerstraße nach Norden verlief? fragte sich Jerobeam. Wenn das stimmte, dann mußte ihr Blick auf die Fortsetzung dieser Straße über Kinneret, Hazor, Kedesch und Dan gerichtet sein. Dann hatte Tilon vielleicht umsonst sein Heeresaufgebot zurückgehalten. Dann würden die Ägypter gerade das Stammesgebiet Naftalis besetzen. Aber wie dem auch war – der Rest der israelitischen Streitmacht schien erst einmal gerettet.

Auf dem Marsch hatte Jerobeam Wert darauf gelegt, die Städte und Dörfer zu umgehen. Er schämte sich für seine Niederlage. Wie sollte er seinem Volk nun in die Augen sehen? Gewiß, Huram und Malkiel und Tilon und andere hatten ihn und damit Israel verraten. Aber trotzdem war ein ansehnliches Heer zustande gekommen und den Ägyptern entgegengezogen. Doch was hatte es ausgerichtet? Viele würden sich nun finden, die dem König und seinem Heerführer die Schuld dafür gaben, daß es den Ägyptern so leicht gemacht worden war, die halbe Streitmacht zu vernichten und damit die andere Hälfte außer Gefecht zu setzen. Als die Marschkolonne vor Tirza eintraf, war Jerobeam klar, daß er jetzt seinem Freund Enan und allen Männern von Tirza Rede und Antwort stehen mußte.

Aber zu seiner großen Überraschung trafen ihn keinerlei Vorwürfe. Trauer und Wut über die Niederlage entluden sich im Haß gegen Huram und dessen Anhänger und gegen den Kommandeur von Megiddo. Ihm, Jerobeam, seien sie jetzt erst recht in Treue verbunden, versicherten ihm die Männer. Das stärkte sein geschwächtes Selbstbewußtsein und machte ihm Mut, sich den notwendigen Entscheidungen über die unmittelbare Zukunft zu stellen. Wohin sollten er und seine Getreuen sowie die Soldaten sich wenden? Was konnte man tun?

Sie saßen zu sechst zusammen – Jerobeam hatte Ittai und Bascha zur Runde seiner Ratgeber hinzugezogen. Schallum wiederholte seinen Vorschlag, die Stammeskrieger allesamt zu entlassen, jetzt sogleich hier in Tirza. Er selbst sowie Ittai und Bascha wollten mit den verbliebenen knapp zweihundert Soldaten über den Jordan ziehen und dort in der Wildnis des Landes Gilead Zuflucht suchen, bis eine Rückkehr geraten schien. Abdon, der treu gebliebene Älteste, würde sicher dabei helfen und für Wasser und Nahrung sorgen. Jerobeam riet er, mit Bedan und Hillel nach Schilo zu gehen und sich in der dortigen Höhle, von der er ihm erzählt hatte, zu verstecken. Denn sicherlich würden die Ägypter überall nach ihm suchen. Erst wenn sie Israels König in ihren Händen hatten, war Israel bezwungen.

„Nach Schilo kann ich nicht“, erwiderte Jerobeam. „Huram kennt die Höhle, sogar besser als ich, und er wird sie dem Pharao verraten.“

„Schade“, sagte Schallum. „Es hätte die Hoffnung der Israeliten gestärkt, wenn man ihnen hätte sagen können, daß ihr König mitten unter ihnen weilt, in der sicheren Obhut Jahwes.“

Jerobeam schüttelte den Kopf. „Es gibt kein Versteck zwischen Bet-El und Tirza, das der durchtriebene Huram nicht kennt. Ich muß also mit euch über den Jordan gehen. Aber auch in Gilead bin ich ja unter Israeliten.“

Bedan warf ein: „Rechnet bei der Flucht nicht mit mir! Ich gehe zurück nach Sichem. Die Männer Manasses sollen sehen, daß in dieser Notzeit ihr Ältester bei ihnen ist.“ Sein Tonfall verriet Entschlossenheit, und niemand widersprach ihm. Denn was für die Anwesenheit des Königs im Hinblick auf ganz Israel galt, das konnte man dem Stammeshaupt nicht verwehren.

Daß alle anderen sich ins Land jenseits des Jordans durchschlagen wollten, stieß auf keinen Einwand. Es war ja auch die einzige Richtung, die offen stand. So war alles gesagt, und die sechs Männer gingen auseinander. Schallum ließ die Anführer der Stammeskrieger zu sich rufen, um ihnen den Entschluß zur Auflösung des Heeres mitzuteilen.

Aber bevor er vor diese trat, nahm ihn der König beiseite. „Ich kann mich euch nicht sogleich anschließen“, erklärte Jerobeam. „Ich gehe nämlich kurz nach Zereda. Ich muß nach Ketura und dem Kleinen sehen. Wenn die Krieger aus Zereda nachher heimwärts ziehen, werde ich mit ihnen gehen. Gib mir zehn Soldaten! Nach meinem Besuch stoße ich dann zu euch.“

Schallums Miene wurde düster. „Was willst du?“ fragte er bestürzt zurück, als habe er nicht recht gehört.

Jerobeam sah im Geist das verhärmte Gesicht Keturas vor sich. Den weinenden Knaben. Wer weiß, wann er Frau und Sohn wiedersehen würde! In Monaten? Oder erst in Jahren? „Ich muß nach Zereda!“ beharrte er trotzig auf seiner verwegenen Absicht.

Schallum betrachtete ihn. Wann würde aus diesem Weichherzigen ein echter König werden, der sich dem Zwang willig beugte, den Israels Geschick ihm auferlegte? Der jene Wünsche, die dem Zwang entgegenstanden, unterdrückte? Ein König, so sah es Schallum, mußte hart sein können, ein guter König vor allem hart gegen sich selbst. „Ich spreche jetzt nicht als Heerführer zu dir“, entgegnete er, und er milderte seinen Ton. „Ich spreche als dein Freund. Du läufst den Ägyptern in die Arme! Bring deinen Wunsch zum Schweigen! Denke an Israel! Israel braucht seinen König! Israel glaubt an dich! Die Männer dieser Stadt haben es dir bestätigt. Enttäusche sie nicht! Du darfst dem Feind nicht in die Hände fallen.“

Jerobeam blickte starr in die Ferne. Dort irgendwo war Zereda. Dort waren die, die er angeblich mehr liebte als sein Volk. Er hatte den Vorwurf des Freundes verstanden.

Schallum sah, wie Jerobeam mit sich kämpfte, und drang erneut auf ihn ein: „Glaubst du, ich würde nicht auch gern von meinem Weib in Sichem Abschied nehmen? Aber es geht nicht! Morgen müssen wir über den Jordan. Hoffentlich ist es dafür nicht schon zu spät! Die Ägypter werden hinabsteigen und die Flußübergänge sperren. Wenn wir zögern, sind wir ihre Gefangenen. Dann ist es aus mit Israel."

Jerobeam tat drei Schritte, als ob er Schallum ohne Antwort stehenlassen wollte. Aber dann wandte er sich doch um und warf hin: „Du hast recht. Es geht nicht." Hastig entfernte er sich. Wie er manchmal sein Königsamt haßte!

Noch am selben Tag verließen die meisten Kriegertrupps Tirza und zogen erleichtert heimwärts. Schallum hatte ihnen mit auf den Weg gegeben, überall mit schweifenden Ägypterscharen zu rechnen. Denn es konnte ja sein, daß von jenem Heer, das Jerusalem belagerte, einzelne Abteilungen nach Norden auf Erkundung gegangen waren. Bedan schloß sich den Kriegern aus Sichem an. „Möge Jahwe dich bald zurückführen!" wünschte er Jerobeam beim Abschied und versicherte ihn seiner unverbrüchlichen Treue.

Auch die kleine Schar aus Zereda stand marschbereit. Jerobeam trat zu ihnen. Wie beneidete er diese jungen Männer! Morgen abend waren sie bei ihren Familien. Aber wenigstens erfuhren durch sie Ketura und Bohan und alle Dorfbewohner, daß er und seine Freunde lebten und den Ägyptern entkommen waren. Jedenfalls bis hierher. Stumm umarmte er jeden der Männer. Sprechen konnte er nicht – ihm wären die Tränen gekommen.

Als am nächsten Morgen die Sonne aufging, sah sie die Flüchtlinge bereits auf dem Abstieg ins Jordantal. Jene Überlebenden des Nordheeres, die aus Gilead stammten, hatten sich dem Trupp angeschlossen. Eine beklemmende Stille lag über den Vorwärtshastenden. Wer den bitteren Weg ins Exil beschreitet, dem ist die Lust zu fröhlichem Gespräch vergangen.

Das Frühjahrshochwasser des Jordans war vorüber, und ohne Verluste an Eseln und Gepäck gelangten die Männer über den Fluß. Nun galt es, die Einmündung des Jabbok zu erreichen, der von den östlichen Bergen herabströmte. Solange sie in der Talaue allen Blicken offen ausgesetzt waren, hielt Schallum auf scharfes Marschtempo. Am zweiten Tag erreichten sie, im Tal des Jabbok aufwärts steigend, Penuel, ihr vorläufiges Ziel, wo sie hofften, eine Zuflucht zu finden.

Abdon begrüßte den König und dessen Getreue und bekam einen leichten Schreck, als er hörte, daß er an die zweihundert Männer eine unbestimmte Zeit lang aufnehmen und verpflegen sollte. Und sein Schreck wurde riesengroß, als ihm Jerobeam den Untergang des Nordheeres eingestand und als er begriff, daß außer jenen paar Kriegern, die sich unten am Hügel scheu hinter Schallums Soldaten versteckten, das gesamte Aufgebot Gileads umgekommen war. Er winkte seine Mitbürger, die in banger Neugier aus dem Stadttor drängten, näher und teilte ihnen die Katastrophe mit. Da erhob sich ein furchtbares Geschrei, und nun strömten auch Frauen und Kinder herbei, und Schallum, Ittai und Bascha befürchteten schon, daß die Männer der Stadt sich in wütender Verzweiflung auf sie stürzen würden.

Aber rasch zeigte sich, daß Penuel wie Tirza die Schuld am Untergang des halben israelitischen Heeres einzig den Verrätern um Huram und den Ägyptern anlastete. Ittai ging jedoch weiterhin wie bisher schon mit gesenktem Kopf und bekümmerter Miene umher. Jerobeam hatte ihn zwar von einer Mitschuld entlastet, denn die Ägypter hätten ihn nach Puwas Verrat wie bei Taanach so auch am ursprünglichen Standort angreifen können. Aber er selbst sprach sich von einer Schuld nicht frei. Warum war er nicht wie seine Krieger den Schlachtentod gestorben! Wenn er doch noch vor diesem Krieg sein Kommando hätte aufgeben dürfen! Wie alt er sich seit der Katastrophe von Taanach fühlte!

Auch an Jerobeam nagte der Kummer, und das um so heftiger, je mehr er und die ganze Truppe zur Ruhe kamen. Abdon hatte zwar den Soldaten einen Lagerplatz am Flußufer zugewiesen, wo sie es bis zum Winter aushalten konnten. Und die Hausväter Penuels hatten sich bereit erklärt, mit den Überschüssen der Ernte, die normalerweise für Notzeiten eingelagert wurden, die Flüchtlinge zu ernähren. Wann, wenn nicht jetzt, war eine Notzeit! Aber den Schmerz über das Geschehene konnte das alles nur ein wenig lindern.

Eine Woche nach der Ankunft – von den Ägyptern war noch immer nichts zu hören und zu sehen, und kein Bote war von jenseits des Jordans eingetroffen – machte sich Jerobeam auf den Weg, um in der Felseinsamkeit das Gespräch mit seinem Gott zu suchen. Abdon hatte ihm für das Opfer ein Lamm geschenkt, männlich und ohne Fehl. Ard, der den König als einziger begleiten sollte, trug nun das Tier auf der buckligen Schulter. Schallum hatte zwar eine Eskorte bereitgestellt, als er von dem verrückten Einfall des Freundes, wie er dessen Absicht nannte, erfahren hatte. Warum konnte Jerobeam nicht hier auf dem Kultplatz der Stadt sein Opfer darbringen? Hatte ihm das Unglück den Verstand getrübt, und er vergaß wie schon drüben in Tirza, daß sich Israel im Krieg befand? Aber diesmal hatte Jerobeam auf seinem Vorhaben beharrt und sogar jede weitere Begleitung abgelehnt.

So stiegen nun der König und sein Diener aus dem Tale des Jabbok hinauf auf die Höhe des Gebirges und hielten Ausschau nach einer Kuppe, die freie Sicht über das Jordantal hinweg nach Westen gewährte. Ein Packesel trabte nebenher, der trug zwei Bündel mit Feuerholz sowie Axt, Hacke und Spaten, damit die beiden Wanderer aus Steinen einen Altar errichten und eventuell weiteres Holz einschlagen konnten. Den Krug mit dem schwelenden Feuerbrand hielt Jerobeam selbst in der Hand.

Gegen Mittag erreichten sie ein vorgeschobenes Felsplateau. Tief unten schlängelte sich der Jordan durch den Grabenbruch, der die beiden Gebirgshälften voneinander trennte. Jerobeam trat an den Rand der Felsplatte. Drüben lag die Heimat, das Gebirge Efraim. Dort irgendwo in weiter Ferne lag Zereda. Dort weinten sich Ketura und der kleine Nadab die Augen aus und fragten sich wohl jeden Abend, wann es ein Wiedersehen mit ihm geben würde. Lange stand er so und dachte an seine Familie. Was würden die Ägypter mit Frau und Kind tun, wenn diese in deren Hände fielen? Und wenn gar Huram Macht über sie gewann?

Ard wartete geduldig, das Lamm im Arm und den Esel am Haltestrick. Ob sein Herr das Opfer vergessen hatte? Endlich löste sich Jerobeam aus der Erstarrung, und er sagte, hier sei der rechte Platz. Ard band die Tiere an ein Gesträuch, und gemeinsam suchten sie große Steine und schleppten sie auf die Felsplatte. Dann fügten sie die Steine einigermaßen passend zusammen, und auf diesen Altar schichtete Ard einige von den Holzscheiten. Jerobeam schlachtete unterdessen das Lamm und ließ es rings um den Altar ausbluten. Dann zog er dem toten Tier das Fell ab und zerschnitt das Fleisch in Stücke. Schließlich entzündete er mit Hilfe der mitgebrachten Glut das Holz auf dem Altar, und nachdem es brannte, stapelte Ard die übrigen Scheite darauf. Als der Stoß in Flammen stand, legte Jerobeam die Fleischstücke obenauf. Jahwe erhielt das gesamte Tier, als ein Brandopfer, das seine Hilfe herbeizwingen sollte.

Nun richtete sich Jerobeam auf, reckte das Gesicht in den wolkenlosen Sommerhimmel, breitete die Arme weit aus und rief mit lauter Stimme seinen Gott an. „Jahwe, höre mich und sieh herab auf das Elend deines Volkes Israel! Wofür bestrafst du uns? Israels Heer ist zerschlagen, die Leichen seiner Krieger bedecken das Schlachtfeld, die Überlebenden sind geflohen, und nun werden die Ägypter kommen und dein Volk ausplündern und versklaven. Die Moabiter werden frohlocken, und die Aramäer werden uns verhöhnen. In den Staub gesunken ist Israel. Jahwe, wer wird dir Opfer darbringen und dich anbeten, wenn Israel nicht mehr ist?“

Er ließ die Arme sinken und schaute auf das verkohlende Fleisch. Ob der Gott ihn anhörte? Er folgte mit den Augen der schwarzen Rauchsäule, die kerzengerade vom Altar aufstieg, schaute dann wieder hinüber auf die sonnenhellen Berge jenseits des Flußtals, und fiel nun in einen Ton, als ob der Gott wie ein Freund neben ihm stünde. „Jahwe, erinnere dich an unsere Väter, die in Ägypten versklavt waren! Damals erbarmtest du dich ihrer und erwecktest ihnen Mose als Retter. Er führte das Volk aus der Knechtschaft hinaus in die freie Wüste, und seine Verfolger hast du samt deren Pferden und Wagen im Meer ertränkt. Nun aber will sich der Pharao für die Schmach, die du seinem Vorgänger im Schilfmeer bereitet hast, an den Söhnen der damals Entkommenen rächen. Er verfolgt uns in unserem eigenen Land, in jenem Land, das du unseren Vätern gegeben hast. Kannst du das dulden?“ Jerobeam reckte sich und rief nun so laut wie vorhin: „Jahwe, du unser Gott, erhebe dich auch jetzt und hilf uns! Wirf die Ägypter zu Boden und zerschmettere sie!“

Der Beter wurde wieder leiser. „Wenn ich, dein erwählter König, versagt habe, dann strafe mich! Aber laß mein Volk leben! Schon jetzt sind meine Augen trübe vor Kummer, und ich bin gealtert wegen unserer Niederlage. Staub ist mein Brot, und Tränen trinke ich statt Wasser. Wenn ich an der Freiheit Israels gefrevelt habe, dann sollen die Ägypter mich verfolgen und ergreifen. Wenn ich dich je gelästert habe, dann nimm mir meinen Sohn! Aber laß für meine Sünden nicht ganz Israel büßen!“

Er blickte aufs Feuer. Die Flammen wurden kürzer. Bald würde der Brand in sich zusammenfallen. Es galt, das Gebet zu vollenden, solange der unbegreifliche Gott da oben sein Ohr geöffnet hielt. Er streckte die Arme erneut zum Himmel, und seine Stimme tönte, als müsse er sich Hunderten verständlich machen. „Jahwe, ich schreie zu dir, denn nur du kannst uns helfen! Wirf mich vollends zu Boden, aber richte dein Volk auf! Sende dem Pharao eine Seuche, die seine Krieger dahinrafft! Laß in seinem Land Mord und Totschlag ausbrechen! Töte ihn selbst! Hier in deinem Land werden ihm seine Götter nicht helfen können. Gib mir ein Zeichen deiner Gnade, damit ich die Leidenden trösten und die Verzagten aufmuntern kann! Sprich zu mir! Ich muß wissen, ob du an meiner Erwählung festhältst oder ob du mich verworfen hast. Noch bin ich der König Israels. Das Volk erwartet Antwort von mir.“

Es war schon dunkel, als Jerobeam und Ard nach Penuel zurückkehrten. Schallum und der Schreiber Hillel erwarteten beide vor dem Tor. Das Gesicht des Heerführers war wie aus Stein gemeißelt. Er preßte hervor: „Die Aramäer sind eingefallen und haben Ramot besetzt.“

In Jerobeam hallten seine eigenen Worte wider: Gib mir ein Zeichen, Jahwe! Sah das Zeichen so aus? Dann war es ein Schandmal. Er schluckte, wollte etwas sagen, brachte jedoch keinen Ton heraus. Stumm umarmte er den überraschten Freund und ging dann mit hängendem Kopf seiner

Wege. Es war wie ein Abschied. Ard drückte sich mit seinem Esel scheu am Heerführer vorbei. Schallum blickte den Schreiber an, ob der seinen König vielleicht verstanden hatte. Aber Hillel hob ratlos die Schultern.

Schallum erschrak. Gab der König sich selbst auf? Wollte er gar sein Amt niederlegen? Auf wen sollten die Israeliten dann blicken? Etwa auf Huram?

45

Pharao Scheschonk richtete sich in Megiddo ein. Puwa hatte er aus dem Palast Salomos ausquartiert, und diesen Palast machte er nun zu seiner Residenz. Außer seinen Schreibern und Dolmetschern und der Dienerschaft bezogen mit ihm darin auch die Militärbefehlshaber Wohnung. Puwas Fußsoldaten mußten die Stadt verlassen und auf freiem Felde ein Zeltlager errichten, bewacht von einer Einheit der ägyptischen Armee. Nur die Wagenkämpfer durften in der Stadt bleiben, aber auch sie standen unter Bewachung. Nicht einmal dem Verräter Puwa vertraute der Pharao. Aber da der von seinen Leuten getrennt war, konnte er kaum, wie Scheschonk meinte, Schaden anrichten und wurde nicht als Gefangener behandelt.

Scheschonk gab einen Denkstein in Auftrag, der nach seiner Fertigstellung in der Stadt aufgestellt wurde. Die Inschrift, die der im Troß der Armee mitgereiste ägyptische Steinmetz einfügte, kündete vom Sieg des Pharaos über Israel und rief gleichsam dessen heiligen Namen über die neue Hauptstadt Israels aus.

Scheschonk war sich jedoch bewußt, daß sein Sieg erst vollendet war, wenn auch das zweite Heer Israels am Boden lag und wenn er König Jerobeam in seiner Gewalt hatte. Doch König und Heer waren entweder entwischt oder gar nicht erst aus den Bergen herausgekommen. Schon eine Woche lang durchstreiften ägyptische Streitwagenabteilungen die weite Ebene zwischen den Höhen im Norden und Süden kreuz und quer, aber nirgends zeigte sich eine Spur von Israels restlicher Kriegsmacht. Und die Einheimischen in den Dörfern und Städten trauerten um die Toten der Schlacht von Taanach und wußten angeblich nichts von einem zweiten Heer. Scheschonk machte sich Vorwürfe, daß er nicht sogleich am Abend des Sieges Kundschafter ausgesandt hatte. Aber sein Heer war nach dem Marsch bis Megiddo und dem anschließenden Gefecht müde gewesen, und er hatte seinen Soldaten erst einmal die verdiente Ruhe erlaubt. Es war ihm als ausreichend erschienen, das zweite Heer Israels am nächsten Morgen aufzuspüren.

Erneut befragte er den Garnisonskommandeur. Puwa errechnete zwar die vermutliche Stärke des verschwundenen Heeres und nannte die israelitischen Garnisonsstädte, aber die verlangte Auskunft, wohin Schallum mit den Kriegern entwichen war, überforderte ihn. Da er über die Zwietracht im Bundesrat nur vage Gerüchte gehört hatte, kam er über ein blindes Hinundherraten nicht hinaus. Letztendlich kamen seiner Meinung nach sämtliche Landschaften Israels als Rückzugsgebiet in Frage.

Weil aus Puwa nichts Brauchbares herauszubekommen war, hielt es Scheschonk für angebracht, nunmehr Huram zu empfangen. Das lange Warten hatte den israelitischen Würdenträger sicher zermürbt, und so war die Möglichkeit gestiegen, daß er neben einer Menge Lügen auch ein bißchen von der Wahrheit preisgab. Und vielleicht war er sogar genauer als Puwa im Bilde, wo sich das israelitische Heer verbarg. Denn er kannte Jerobeam und dessen Heerführer sowie das Land Israels vermutlich besser als der Offizier, der immer nur in Megiddo seine Soldaten gedrillt hatte.

Nun war aber ziemlich unklar, weshalb Huram, der doch gegen König Salomo für Israels Freiheit gekämpft hatte, den Pharao eigentlich zu sprechen wünschte, anstatt daß er den Widerstand Israels gegen die Ägypter organisierte. Deshalb übertrug Scheschonk das Gespräch seinem obersten General. Er selbst wollte im Verborgenen lauschen, was der Häuptling zu sagen hatte.

Huram war in der Tat gekränkt, daß sich der Pharao mit der Audienz so lange Zeit ließ. Von Tag zu Tag verschlechterte sich seine Stimmung. Nicht nur das endlose Warten verdarb ihm die Laune, er fühlte sich zudem wie ein Gefangener. Anstatt drinnen in der Stadt eine seiner Würde angemessene Unterkunft zu erhalten, hatten er und seine beiden Begleiter ihr Zelt inmitten des Heerlagers aufstellen müssen. Und dieses Lager zu verlassen war unmöglich. Die Wachen hatten ihre Augen überall. Aber er mußte ja sowieso hierbleiben – einen Rückweg gab es für ihn nur noch nach Jerobeams Verbannung oder Tod.

Zur Sorge um die Erreichung seines verwegenen Ziels, Herrscher über ein ägyptisches Kanaan zu werden, kam das ängstliche Mißtrauen gegen den Kommandanten Puwa. In wessen Auftrag hatte dieser Jerobeam verraten und dem Pharao das Stadttor geöffnet? Entweder, so mutmaßte Huram, steckte Rehabeam hinter dieser Heimtücke – vielleicht war der Judäerkönig längst im Bündnis mit dem Pharao – , oder Puwa hatte von sich aus gehandelt, weil er hoffte, dadurch ein hohes Amt in ägyptischem Dienst zu erlangen. Aber was nun auch richtig war – Huram sah mit jedem Tag, an dem er nicht gerufen wurde, die Aussicht auf seinen eigenen Aufstieg schwinden. Wenn nicht ein Wunder geschah, würde der Pharao ihn kaum zu seinem hiesigen Statthalter beru-

fen. Puwa, dieser engstirnige Garnisonshauptmann, war ja vielleicht aus dem Feld zu schlagen, falls nicht der Pharao gerade einen solch beschränkten Streber suchte. Aber gegen den König von Juda kam ein israelitischer Ältester natürlich icht an.

Aus den entnervenden Grübeleien riß ihn ein Bote des allerhöchsten Gebieters, der ihm eröffnete, daß er nun Gelegenheit erhalte, dem Pharao seine Mitteilungen zu machen. Huram hatte seinen Auftritt im stillen immer wieder geprobt und war also auf die Audienz vorbereitet. Aber er fühlte sich jetzt doch ziemlich überrumpelt, denn er sollte dem Boten unverzüglich folgen. Für eine nochmalige Besinnung blieb gar keine Zeit mehr, nicht einmal sein Festtagsgewand, das er für den Empfang beim Pharao mit sich führte, konnte er anlegen. Sein Führer hatte es eilig.

Sie durchschritten das Lager, stiegen dann den Hügel hinan, auf dem die Stadt erbaut war, und passierten ohne Aufenthalt die Wachen am Stadttor und am Eingang zum Königspalast. Überall erblickte Huram Ägypter. Es schien, als habe Megiddo in den wenigen Tagen seit Scheschonks Einzug aufgehört, eine Stadt Israels zu sein.

Und dann stand er vor dem Gewaltigen, in dessen Hände er sich begeben hatte. Denn er hielt jenen Ägypter, der als einziger auf einem Stuhl saß und ihm streng entgegenblickte, für den Pharao. Der vermeintliche König war in mittlerem Alter, von kräftigem Körperbau, und seine angespannte Haltung verriet, daß er von lebhafter Bewegung mehr hielt als vom Stillsitzen. So hatte sich Huram den Pharao nicht vorgestellt. Er wußte zwar, daß Scheschonk seinen Aufstieg in der Armee genommen hatte, aber daß er noch nicht älter war, überraschte ihn. Vielleicht war das jedoch ein Vorteil, fuhr es ihm durch den Kopf: So konnte er selbst sein Alter, seine Erfahrung und Weisheit besser zur Geltung bringen. Gewünscht hätte er allerdings, daß der Pharao irgendein äußeres Zeichen seiner Würde trug, eine Krone oder ein Zepter. Vor ihm stand schließlich kein beliebiger Sippenhäuptling, sondern der höchste Würdenträger des Stämmebundes Israel. Da hätte sich schon etwas mehr Prunk gehört. Er vergaß, daß er selbst auch nur seine Alltagskleidung trug.

Neben dem mutmaßlichen Pharao stand ein jüngerer Mann, wahrscheinlich ein Berater oder Adjutant. Ein wenig seitlich von beiden war der Dolmetscher postiert, und auf der anderen Seite hockte auf einer gepolsterten Matte ein Schreiber, die Beine gekreuzt und darauf ein Schreibzeug gebreitet.

Huram verbeugte sich stumm vor seinem Gebieter, so tief er konnte, und wartete auf dessen Anrede. Glücklicherweise ließ der ihn trotz seiner strengen Miene nicht lange in dieser Demutshaltung verharren. Er erlaubte ihm, sich aufzurichten und sein Gesicht zu zeigen. Seine Stimme war ein wenig laut für das kleine Kabinett, in dem sie sich befanden, und als der Dolmetscher seine Worte übersetzte, hatte Huram Mühe, das Gesagte zu verstehen. Erst nach und nach gewöhnte er sich an die Aussprache des Kanaanäischen im Munde eines Ägypters.

Der General war vom Pharao über Hurams Rolle beim Abfall Israels von der Daviddynastie und über das Zerwürfnis zwischen Huram und Jerobeam ausführlich informiert worden. Er wußte also, mit wem er es zu tun hatte. Aber nun stellte er sich unwissend und ließ sich von Huram erst einmal ausführlich sein Amt und seine Stellung zum König erläutern.

Der Älteste freute sich über die Wißbegier des Ägypters und nutzte die Gelegenheit, sich als das Oberhaupt des Stämmebundes und als Wächter über das Königtum darzustellen. Je weiter er in seinem Vortrag kam, um so mehr fühlte er Selbstsicherheit und Überzeugungskraft wachsen. Er schilderte Jerobeam als unfähigen Querulanten, der die ihm anvertraute Macht mißbrauchte und sich über die Ratschläge der Ältesten, an die er gebunden war, frech hinwegsetzte. In seinem Übermut habe er das Volk zum Krieg gegen den Pharao aufgerufen und damit Elend und Not über Israel gebracht. Die Freunde des Pharaos habe er gefangengesetzt, so auch ihn, Huram. Unter Einsatz seines Lebens sei er diesem Ägypterfeind entkommen, und nun stehe er hier, um den Pharao über die tatsächliche Lage im Lande aufzuklären.

Der General hörte sich Hurams Anschuldigungen mit unbeweglicher Miene an, und als er über den Haß des Ältesten gegen Israels König völlig im Bilde war, fragte er ihn: „Wer soll denn deiner Meinung nach König in Israel sein?“

Huram atmete tief durch. Diese Frage hatte er erwartet, ja herausgefordert. Jetzt galt es, sich selbst als Vertrauensmann der Ägypter und künftigen Herrscher in Kanaan zu empfehlen. Er war nun völlig sicher, daß sein Gesprächspartner Scheschonk selbst war. Nur der Pharao würde wohl derart gründlich mit ihm die Herrschaftsfragen in Israel erörtern. Mit stolz erhobenem Haupt erklärte er: „Ich bin ein Israelit, und als solcher will ich ein starkes Israel. Zugleich bin ich ein Freund Ägyptens, und das erhöht meinen Wunsch, daß Israel stark sei. Denn nur ein starkes Israel nutzt deiner Majestät. Die Könige der Philister werden dich verraten, und der König von Juda wird das erst recht tun. Das ist völlig sicher. Auf wen also willst du dich hier in den Ländern Kanaans stützen? Ich sage dir: Nur Israel kann der Stab deiner Herrschaft sein! Nicht dieses jetzige Königreich Israel, das du kennst, sondern der Stämmebund Israel unter der Herrschaft seiner Ältesten, wie er ehedem bestand. Denn fortan werden die Ältesten darüber wachen, daß niemals mehr Männer wie Salomo oder Jerobeam die Macht ergreifen und die Oberherrschaft des Pharaos in Frage stellen.“

Er begann nun, die Ältestenordnung Israels als das Fundament für Israels Stärke und Zuverlässigkeit zu preisen. Sein ehemaliger Widersacher Malkiel hätte es nicht besser tun können. Da hörte er irgendjemanden husten. Vorsichtig ließ er seine Augen umherwandern – von den Anwesenden hatte keiner den Mund geöffnet. War noch jemand in diesem düsteren Raum, einer, der sich verborgen hielt? Huram spürte eine kleine Unsicherheit. Der General bemerkte das und unterbrach ihn: „Du sprichst von einem Israel, das es nicht gibt. Dein Land ist so schwach, wie du es vorhin geschildert hast. Das Volk ist gespalten. Auf der einen Seite steht der König Jerobeam mit seinen Anhängern und warnt das Volk vor dir, und auf der anderen Seite stehst du mit deinen Anhängern und hetzt das Volk gegen seinen König auf. Und diese Spaltung wird bestehenbleiben, ob wir Ägypter in deinem Land stehen oder ob wir es aus der Ferne regieren, und mit ihr die Schwäche Israels. Aber nur ein starkes Israel nützt uns, da hast du recht. Mir scheint, mit deinen Reden willst du uns täuschen und dir unser Vertrauen erschleichen."

Huram erschrak. Hatte sich der Pharao etwa schon für den Judäerkönig entschieden? Oder wollte er gar an Jerobeam festhalten und diesen als Freund Ägyptens gewinnen? Leidenschaftlich erwiderte er: „Es ist unter meiner Würde, daß ich dich zu täuschen versuche. Glaube das nicht von mir! Dein Vertrauen will ich allerdings gewinnen. Deshalb bin ich unter Lebensgefahr geflohen und unter Entbehrungen deinem Heer gefolgt, und deshalb habe ich geduldig inmitten deiner Krieger gewartet, bis du mich empfängst, und deshalb stehe ich nun hier vor dir. Gestatte mir, deinen Einwand zu widerlegen! Ja, Israel ist gespalten, aber ich sage, das ist gut so. Denn täglich werden es mehr, die sich mir zuwenden und damit der althergebrachten Ordnung in Israel. Die Stämme des Nordens stehen geschlossen zu mir, dazu im Süden der überwiegende Teil meines eigenen Stammes, obwohl diesem auch Jerobeam angehört. Ihm ist nur hier in der Mitte des Landes ein schmaler Anhang geblieben. Und König ist dieser Emporkömmling, der uns Älteste getäuscht und hintergangen hat, nicht mehr. Der Rat der Stammesältesten, dem der König untertan ist, dieser höchste Rat Israels, dessen Sprecher ich bin, hat Jerobeam als König abgesetzt. So ist er nichts anderes mehr als ein Räuberhauptmann, der dein Land unsicher macht."

Im Hintergrund wurde ein Stuhl beiseite geschoben. Die Köpfe aller Anwesenden wandten sich einer Nische zu, die von dort, wo Huram stand, schlecht zu erkennen war. Ein hochgewachsener, alter Mann stand plötzlich im Raum, das Gesicht überaus faltig, das graue, strubblige Haar von keiner Perücke bedeckt. Der General sprang auf und bot dem Hinzutretenden seinen Stuhl an. Aber auch ohne diese Geste erkannte Huram sofort, daß dieser so gar nicht königlich aussehende Alte der Pharao war. Kein anderer hätte wohl wagen dürfen, ungerufen und in diesem Aufzug hier zu erscheinen.

Huram verbeugte sich erneut. Der Pharao nahm auf dem Stuhl Platz, und dann erfreute er sich erst einmal an der Unterwürfigkeit des Ältesten, der nicht wagte, sich ohne Erlaubnis aus seiner gebückten Haltung aufzurichten. Scheschonk konnte sich denken, daß dem Israeliten der Rücken schmerzte, hatte der doch schon die ganze Zeit über stehen müssen, und nun noch diese zwanghafte Haltung. Aber Hochmut vor dem Pharao mußte bestraft werden, und sei es auf diese eigentlich lächerliche Weise. Nach einer Weile, die dem Gebückten wie eine Ewigkeit vorkam, gab Scheschonk dem General einen Wink, und der verkündete: „Huram, du stehst vor dem Pharao. Er gestattet dir, dich zu erheben."

Huram richtete sich mühsam auf. Ein Lächeln huschte über Scheschonks Gesicht. Nun nahm er selbst das Wort und sagte: „Laß dich anschauen! Ich möchte wissen, wie derjenige aussieht, der einst Jerobeams Freund im Kampf gegen Salomo war." Huram empfand die knarrende Stimme des Pharaos als unangenehm und seine Worte als seltsam. Offenbar wußte der neue Gebieter Israels besser über ihn Bescheid, als ihm lieb war. Und worauf lief dessen plötzliches Eingreifen ins Gespräch hinaus? Was sollte die Erinnerung an die einstige Kampfgemeinschaft mit Jerobeam? Wollte er etwa ihn und den König miteinander aussöhnen?

Scheschonk betrachtete unterdessen seinen Gesprächspartner, und dann wollte er sich dessen Bemerkung von vorhin vergewissern: „Der Rat, dem du vorstehst, hat Jerobeam wirklich abgesetzt?"

Huram straffte sich. „So ist es", bekräftigte er. „Wenn er sich jetzt noch König nennt, so ist es Anmaßung."

Scheschonk blickte ungnädig drein, als ihm diese Antwort übersetzt wurde. „Ich will dir sagen, was Anmaßung ist", knarrte er. „Wenn einer wie du es wagt, einen König abzusetzen, den ich eingesetzt habe, das ist Anmaßung." Er sah, wie Huram unter der Zurechtweisung zusammenzuckte, aber zugleich gewahrte er in dessen Miene völlige Verständnislosigkeit. Und so fügte er hinzu: „Du hast richtig gehört. Als Jerobeam zu mir kam, weil ihm Salomo nach dem Leben trachtete, da habe ich ihn hierhergeschickt, damit er nach Salomos Tod mit deiner Hilfe Israels König werde und als solcher" – er suchte nach einem geeigneten Wort – „als solcher mein treuer Verbündeter sei. Nur ich kann ihn also absetzen. Falls ich das will."

Huram begriff mit dem sicheren Instinkt eines Mannes, der um sein Ziel auf jede Art, die sich bietet, kämpft, daß in der Aufdeckung des Geheimnisses um Jerobeams ägyptisches Asyl eine Chance für einen neuen Vorstoß zu seinen Gunsten lag. „Du siehst mich völlig überrascht", bekannte er. „Die Berufung zu seinem Königtum durch deine Majestät hat Jerobeam mir und ganz Israel verheimlicht. Wie hätte ich ahnen können, daß dieser Feind Ägyptens einst dein Vertrauen genoß! Wenn ich um seinen Auftrag gewußt hätte, dann wäre mir nie in den Sinn gekommen, im Bundesrat Israels seine Absetzung zu fordern. Sondern dann hätte ich meine Anklage dir übermittelt und dich gebeten, einen anderen Mann als deinen Vertrauten einzusetzen, einen der Würdenträger Israels, der dir in Wirklichkeit ergeben ist. Jerobeam ist ein wütender Feind deiner Majestät. Das ist ja gerade der Grund des Bruchs zwischen mir und ihm. Ich bin dein Freund, er aber ist dein Feind – so ist es."

Scheschonks Blick wurde stechend. Zweifel und Abneigung lagen darin. Aber er ging auf Hurams Stellungnahme nicht ein. Sondern er fragte kurz und bündig: „Wo ist Jerobeam? Und wo ist sein Heer? Hier in der Ebene ist es nicht."

Huram hatte aus dieser und jener Andeutung während des Aufenthalts im ägyptischen Heerlager erraten, daß bei Taanach ein israelitisches Heer vernichtet worden war. Wenn jetzt der Pharao nach dem Heer Jerobeams fragte, so mußte er das Südheer meinen, das sich bei Bet-El gesammelt hatte. Doch ob es dieses Heer überhaupt noch gab? Er begann, den Unterschied zwischen Nord- und Südheer zu erklären, aber Scheschonk winkte ungeduldig ab. Das alles wisse er längst. Huram solle ohne Umschweife sagen, wo das verschwundene Heer zu vermuten sei.

Huram überlegte blitzschnell. Puwa hatte dem Pharao zwar die Stärke der beiden Heere und Schallums Feldzugsplan verraten, aber auf wen Jerobeam noch zählen konnte, das überblickte der Kommandeur offensichtlich nicht. Er antwortete: „Der Heerführer Schallum ist ein vorsichtiger Mann. Er weiß, daß er gegen dich nicht bestehen kann. Also muß er sein Heer vor dir verstecken. Das kann er nur dort, wo Jerobeams Freunde sitzen. Also nur im südlichen Gebirge bis Sichem hin oder im Land Gilead jenseits des Jordans. Da er aber weiß, daß du ihn schließlich auch dort finden wirst, so kann es sein, daß er das Heer aufgelöst und die Krieger nach Hause geschickt hat. Ich an seiner Stelle hätte das getan. Wahrscheinlich hat er nur noch seine Soldaten bei sich, weniger als zweihundert Männer. Nach Sichem, wo sie normalerweise stehen, wird er sich kaum zurückgezogen haben. Dort säße er in der Falle. Ich meine, er wird über den Jordan nach Penuel gezogen sein, zu Jerobeams Freund Abdon."

„Und Jerobeam wird bei ihm sein?" fragte Scheschonk.

Huram bejahte. Aber im selben Moment erinnerte er sich an die gemeinsame Flucht mit dem damaligen Königsanwärter vor Rehabeam, als der in Sichem als Israels König residierte. Im Höhlenversteck bei Schilo hatten sie abgewartet, bis Rehabeam zurück nach Jerusalem geflohen war. Und so ergänzte er: „Falls sich aber Jerobeam diesseits des Jordans vor deinen Häschern versteckt hat, dann weiß ich, wo er sein elendes Leben fristet." Und er beschrieb dem Pharao den Weg nach Schilo und zur Höhle, und er vergaß nicht hinzuzufügen, daß Deker, der Älteste von Schilo, ebenfalls ein Freund Jerobeams sei und sicherlich über dessen Aufenthalt Bescheid wisse. Und ebenso Bohan im Dorf Zereda, wo Jerobeam seinen Erbbesitz habe.

Nun schaute Scheschonk zufrieden drein. Er fragte, ob einer der beiden Begleiter Hurams jene Höhle kenne, und Huram bejahte das: Sein Sohn kenne das Versteck. „Geh jetzt zurück in dein Zelt!" entließ daraufhin der Pharao den Feind seines Feindes. „Dein Sohn wird mit uns ziehen. Das Gespräch mit dir werde ich fortsetzen, wenn ich Jerobeam gefunden habe."

Huram wurde zurück ins Lager gebracht. Er war unendlich müde, und vom langen Stehen schmerzten ihm Rücken und Beine. Aber seine Gedanken jagten sich. Hatte er das Bestmögliche für sein Anliegen getan? Hatte er den Pharao beeindruckt? An dessen Haltung ihm gegenüber würde sich entscheiden, ob er vor den Israeliten als Verräter dastand oder als der große Retter vor der Drangsal der Ägypter. Wenn er nur mit Puwa sprechen könnte! Und wenn er wüßte, wie der Pharao zu Rehabeam von Juda stand! Aber Scheschonk hatte nichts von seinen Ansichten oder gar seinen Absichten preisgegeben. Daß er einst in Jerobeam einen brauchbaren Vasallen gesehen hatte, das besagte für jetzt gar nichts. Alles war noch offen – oder vielleicht doch nicht? Huram schwieg verdrossen, als ihn sein Sohn und dessen Gefährte über die Audienz ausfragten.

Scheschonk fertigte noch am selben Abend einen schriftlichen Befehl an dasjenige Heer aus, das vor Jerusalem stand. Es sollte den judäischen König Rehabeam und dessen Tribut in sicheren Gewahrsam nehmen und auf dem Gebirge nach Norden marschieren, bis es die Residenz Megiddo erreichte. Unterwegs sollte es auf Gefechte mit versprengten israelitischen Kriegerscharen gefaßt sein und zugleich nach Jerobeam, dem König Israels, suchen. Der Befehl enthielt genaue Angaben, wo der Gesuchte am ehesten zu finden sei. Genannt waren Zereda, Schilo, Sichem und Tirza.

Dem Kurier, der diesen Befehl überbringen sollte, war eine Schutztruppe beigegeben. Sie führte Hurams Sohn Simri mit sich. Auf ihm ruhte Scheschonks Hoffnung, daß der verschwundene Jerobeam gefunden wurde, falls er sich diesseits des Jordans versteckt hielt. Der Pharao wußte

allerdings noch immer nicht, was er mit dem angeblich abgesetzten König von Israel anfangen sollte.

46

Wenige Tage, nachdem Scheschonk Huram empfangen hatte, erschien der Dolmetscher des Königs mit einem Schreiber im Zelt des Ältesten und befragte ihn nach den Verhältnissen bei den nördlichen Stämmen. Der Pharao, so begründete er sein Erscheinen, wolle sich ein Bild davon machen, weil Huram gesagt habe, daß der gesamte Norden auf seiner Seite und damit auf der Seite des Pharaos stehe. Huram freute sich über das Anliegen der Besucher, denn nun konnte er hoffen, daß seine Ausführungen auf fruchtbaren Boden gefallen waren. Deshalb ging er auf alle Fragen des Ägypters ausführlich ein. Insbesondere schilderte er den weiteren Verlauf der Heerstraße, vorbei an den Städten Kinneret, Hazor, Kedesch und Dan. Und den Ältesten Tilon stellte er als seinen engsten Anhänger und Freund heraus. Daß die Daniten wohl noch immer zu Jerobeam hielten, verschwieg er allerdings.

Scheschonk erfreuten die erhaltenen Auskünfte. Da es sicherlich zwei bis drei Wochen dauern würde, bis jenes Heer, das jetzt noch Jerusalem bedrohte, in Megiddo eintraf, wollte er während dieser Zeit nicht untätig bleiben. Zwar hatte er Truppenabteilungen in die Ebene und in die Randgebiete des Berglandes ausschwärmen lassen, um Korn und Vieh zu beschlagnahmen, aber das waren Maßnahmen, um die er sich nicht persönlich zu kümmern brauchte. Die Langeweile drohte ihn zu plagen, und so faßte er den Entschluß, sich mit dem von Huram genannten Ältesten Tilon zu treffen. Und zwar in der Stadt Kinneret am gleichnamigen See, durch den der Jordan hindurchfloß. An der Art und Weise, wie dieser Tilon ihm begegnete, konnte er rasch und ohne großen Aufwand prüfen, ob der zudringliche Ratsvorsteher die Wahrheit über die nördlichen Stämme gesagt hatte.

Huram erhielt den Auftrag, seinen jungen Begleiter nach Kedesch zu schicken und Tilon die Aufforderung des Pharaos zu überbringen. Der Bote sollte unverzüglich zurückkehren und bestätigen, daß der Naftalit sich in genau einer Woche in Kinneret einfinden würde. Huram unterrichtete den Abgesandten natürlich nicht nur über den bloßen Befehl des Pharaos. Denn Tilon mußte ja zugleich erfahren, wieso er, Huram, sich überhaupt bei den Ägyptern befand. Und er mußte wissen, worauf es bei dem Treffen in Kinneret ankam, nämlich Jerobeam als Feind Ägyptens anzuklagen und die Ältestenordnung als Gewähr für Israels Zuverlässigkeit darzustellen. Nur eine Verständigung mit den Ägyptern könne verhindern, daß diese ganz Israel verwüsteten und vielleicht gar Jerobeam als König bestätigten und ihn zu ihrem Vertrauensmann erhoben.

Der Bote prägte sich alles ein, was er ausrichten sollte, und machte sich auf den Weg nach Norden. Nun war Huram in seinem Zelt und mit seinen Befürchtungen, die ihn Tag und Nacht bedrängten, völlig allein.

Er hatte seinem Abgesandten aufgetragen, das Vorhaben des Pharaos auch in Kinneret anzukündigen. Als der Bote sich nun dieser Stadt näherte, sah er, daß hier die Felder bereits abgeerntet waren und die Einwohner sich daranmachten, auf der Tenne das Korn auszudreschen. Sie erblickten ihn schon von weitem, und der Stadtälteste kam ihm entgegen, um ihn zu begrüßen und sein Anliegen zu erfragen. Ohne lange Vorrede teilte er dem Mann mit, welch großes Ereignis der Stadt bevorstand und daß er unterwegs zu Tilon sei, um ihm den Befehl des Pharaos zu überbringen. Deshalb müsse er eilen und könne nicht verweilen. Und schon verabschiedete er sich und ließ dem Stadtoberhaupt keine Zeit für eine Erörterung der Mitteilung.

Als die Kinnereter sahen, daß der Ankömmling weiterzog, ohne zu rasten, kamen sie herbeigelaufen und umringten ihren Ältesten. Verstört wiederholte der ihnen die Nachricht, die er soeben empfangen hatte, und nun war die Aufregung allgemein. Die Männer fürchteten sich vor den Ägyptern, und überdies wußte niemand zu sagen, wie man den feindlichen König bewirten sollte. Hier konnte nur ihr reicher Mitbürger Ahimaaz, der frühere Statthalter König Salomos, helfen. Sie haßten ihn zwar, aber nur er wußte, wie man mit Königen umgeht.

Gegen Abend ließen die Knechte des Ahimaaz ihre Arbeit liegen und gingen hinauf in die Stadt, um ihren Herrn zu holen, damit er sehen konnte, wie weit sein Weizen bereits ausgedroschen war. Als der Wohlbeleibte auf der Tenne erschien, auf schwankendem Tragsessel, wie es seine Art war, sich vor den Mitbürgern zu zeigen, da erwarteten ihn diese bereits. Er grinste wohlwollend, als er sie so hilflos stehen sah, und beruhigte sie sogleich. Er wisse schon Bescheid, und wenn sie einverstanden seien, so werde er den Pharao in seinem Haus empfangen und bewirten. Sie brauchten sich um nichts zu kümmern, er mache das schon.

Die Männer atmeten auf. Allerdings, so fuhr nun Ahimaaz fort, werde der Ägypter mit großem Gefolge kommen, und auch Tilon von Kedesch werde Begleiter bei sich haben. Das treibe jedoch die Kosten der Bewirtung in eine solche Höhe, daß er sie allein nicht bestreiten könne. Die gesamte Stadt müsse dafür aufkommen.

Die Männer nickten verdrossen, denn das war ihnen klar, daß die städtischen Reserven, die für Notzeiten eingelagert wurden, bei einem solchen Besuch mit eingesetzt werden mußten. Aber

nun hörten sie voller Bestürzung, wie Ahimaaz seinen Hinweis auf die Beitragspflicht der ganzen Stadt gemeint hatte. Er forderte nicht nur die Verfügung über die üblichen Rücklagen, sondern jede Familie sollte überdies einen Sack Weizen, zwei Sack Gerste, zwei Krüge Wein, einen Krug Öl und drei Schafe beisteuern. Und falls das Gefolge des Pharaos größer als gedacht sei, so drohte er, werde das noch nicht ausreichen.

Die Männer von Kinneret blickten einander ratlos an. Nur wenigen von ihnen fiel es nicht geradezu schwer, der Forderung nachzukommen. Andererseits kannten sie den Reichtum des Ahimaaz, der einst König Salomo bewirtet hatte, ohne sie in dieser Höhe am Aufwand dafür zu beteiligen. Und sie haßten die Ägypter. Mehr noch aber ihren Mitbürger da vorn auf den Schultern der geduldigen Knechte, den Schwiegersohn Salomos, der als dessen Statthalter im Lande Naftali stets mehr für sich als für seine Stammesbrüder gesorgt hatte.

Ahimaaz erkannte den Unwillen in den Gesichtern der Menge, aber diese grämlichen Mienen waren ihm ja vertraut. „Ich sehe, daß wir einer Meinung sind!“ rief er gut gelaunt, denn der hohe Besuch kam ihm durchaus gelegen. „Übermorgen abend müssen eure Lieferungen bei mir sein, damit ich den Empfang vorbereiten kann!“

Der Stadtälteste trat vor. „Ahimaaz, wir haben soeben erst auszudreschen begonnen. Wo sollen wir hernehmen, was du verlangst?“ Andere unterstützten seinen Einwand.

Ahimaaz fühlte sich wie ein Vater gegenüber unverständigen Kindern. „Begreift ihr überhaupt“, erwiderte er mild lächelnd, „wer uns mit diesem Besuch beehrt? Und glaubt ihr, der König von Ägypten käme nach Kinneret, wenn er Israel unterjochen wollte? Nein, er ist heraufgezogen, um die Ordnung in unser Land zurückzubringen und Recht und Gesetz wiederherzustellen. Er ist unser willkommener Gast. Und da darf man nicht knausern.“

Seine Zuhörer erkannten, wer hier in Wirklichkeit wen nicht begriff. Unruhe kam auf. „Wir können diese Gäste nicht bewirten!“ rief einer. „Nein, das können wir wahrlich nicht!“ fielen andere ein. Ein weiterer nahm Ahimaaz’ Worte auf: „Es ist doch Ordnung in Israel! Wir brauchen keine Ägypter! Sie sind unsere Feinde, und Feinde bewirtet man nicht!“ Derjenige, der vor Jahren dem Statthalter ein erlegtes Schwein vor die Tür geworfen hatte, ein Mann, der die Jagd auf die Tiere der Wildnis liebte, mit Namen Nogah, schloß sich dem Rufer an: „Meinst du etwa Salomos Ordnung? Soll unsere Ernte wieder nach Jerusalem gekarrt werden?“

Ahimaaz versuchte, die Wogen der Erregung zu glätten. „Ruhe, ihr Männer, Ruhe! Eure Ernte soll nicht nach Jerusalem – wer kommt auf solchen Unsinn! Aber seht doch! Wir sind den Ägyptern ausgeliefert, also müssen wir uns gut mit ihnen stellen. Und mit Jerobeams Königtum ist es vorbei – das ist völlig gewiß.“

Der Hinweis des Ex-Statthalters auf den Zusammenbruch des gegenwärtigen Königtums bewirkte das Gegenteil der Absicht. Der verkrümmte Sillem schrie: „Jerobeam wird kommen und die Ägypter verjagen!“ Der Jäger Nogah setzte fort: „Und er wird die Verräter bestrafen! Warum hat Tilon die Krieger unseres Stammes nicht aufgeboten?“ Sillem lenkte auf den eigentlichen Anlaß der Empörung zurück. Er hatte sich nach vorn gedrängt und schrie nun aus seiner gebückten Haltung zu Ahimaaz empor: „Von mir kriegst du nichts für die Ägypter! Ich habe ja auch nichts!“

„Nichts für die Ägypter!“ Der Schrei wurde allgemein. Ahimaaz sah den Aufruhr vor sich. „Seid ihr von Sinnen?“ brüllte er, als das Geschrei der Menge abebbte. „Wollt ihr, daß die Ägypter unsere Ernte verbrennen und unser Vieh abschlachten?“

Stille trat ein. Da rief Sillem: „Ja, lieber das als dich mästen!“

„Du Habenichts!“ schrie ihn Ahimaaz an, vor Wut blind geworden für die kochende Stimmung um ihn her. „Dir wird es noch leid tun, daß du zu Jerobeam gelaufen bist und mich verklagt hast! Ich bin im Recht! Bald wird dein Acker mir gehören!“

Da begann die Menge vorzurücken. Das Geschrei war verstummt. Plötzlich war eine seltsame Stille zwischen dem Ex-Statthalter auf seinem Tragsessel und den knorrigen Männern vor ihm. Die Träger wichen vorsichtig zurück. „Was geht ihr rückwärts?“ schimpfte Ahimaaz und schlug einen von ihnen mit seinem Stab auf die Schulter, wie man einen Zugstier vor dem Pflug zu schlagen pflegt. Die Träger standen still, die Bauern auch. Ahimaaz wandte sich erneut an sie: „Wer jetzt nicht gehorcht, den mache ich zu meinem Knecht, verlaßt euch drauf! Und nun geht an die Arbeit und drescht das Korn für euren hohen Gast!“ Sein Gesicht war verzerrt. Seine Wut über die Aufsässigen war größer als seine Furcht vor ihnen.

Plötzlich sprang Nogah nach vorn, rüttelte wütend am Sessel, so daß Ahimaaz hin und her schwankte und erschrocken die Augen verdrehte, beschimpfte den Verhaßten und rief alles denkbare Unglück auf ihn herab. Obwohl die Sesselträger sich an den Tragstangen festklammerten, rutschte Ahimaaz unter dem derben Zugriff seines Bedrängers vom Sitz und fiel auf den staubigen Boden. Die Bauern, die bisher den Zugriff ihres Mitbürgers nur stumm beobachtet hatten, fassungslos, weil er alle Furchtgrenzen gegen den Mächtigen kühn überwunden hatte, rannten nun zu ihm, um ihm gegen die Knechte des Ahimaaz beizustehen. Aber die kamen ihrem Herrn nicht zu Hilfe, sondern hatten sich von dem Liegenden, der sich vergeblich hochzukommen mühte, zurückgezogen. Sie fürchteten sich vor den zornigen Bauern mehr als vor ihrem Herrn. Den leeren Sessel

trugen sie noch immer, ein lächerliches Bild der Knechtsgesinnung, die Ahimaaz ihnen aufgeprägt hatte.

„Helft mir aufzustehen!“ bat der Gestürzte seine Mitbürger. „Ich meine es doch gut mit euch!“

„Ja, das haben wir erfahren“, sagte Sillem. Jetzt konnte er trotz seiner Leibeskrümmung dem Ausbeuter voll ins Gesicht sehen. Angewidert spuckte er aus. Einer, dessen Acker Ahimaaz an sich gebracht hatte, versetzte dem Liegenden einen Tritt und rief: „Verrecken sollst du!“ Ein anderer, auch ein Schuldner des Ex-Statthalters, bedrohte ihn mit einer hölzernen Schaufel, die er schon die ganze Zeit über in den Händen gehalten hatte. „Man müßte dich totschlagen!“ schrie er. Da riß ihm der Schweinetöter Nogah die Schaufel aus der Hand und knallte sie dem Liegenden auf den Kopf.

Wie nach einem Wolkenbruch plötzlich reißende Bergbäche zu Tal stürzen, wo vorher nur sommertrockene Schluchten den Fels spalteten, so entlud sich nun hier bei der Tenne von Kinneret jahrzehntelang aufgestauter Haß. Die von der Armut bedrohten Männer schlugen auf den Reichen ein, mit Fäusten und Füßen, mit Stöcken und Steinen. Als sie Atem schöpften und ihr Werk betrachteten, blickten sie auf einen Toten.

Nogah schrie: „Seine Söhne! Sie werden ihn rächen!“ Er rannte los, die anderen Männer ihm nach, ohne nachzudenken, dorthin, wo abseits von der großen, gemeinschaftlichen Tenne die drei Söhne des Getöteten auf Ahimaaz’ Tenne ruhig weitergearbeitet hatten, denn sie ging die Versammlung nichts an, und sie hatten das Geschehen auch nicht verfolgt. Nun sahen sie die wütende Menge herangestürmt kommen. Ehe sie begriffen, was vorgefallen war, stürzten sich die Rasenden schon auf sie und schlugen auch sie tot.

Nogah wußte auch jetzt, was noch zu tun war. „Gehen wir zu den Knechten!“ forderte er seine Mitbürger auf. So geschlossen, wie sie hergerannt waren, eilten die Männer nun zurück. Die Knechte des Ahimaaz hatten den Tragsessel zerlegt und waren nun dabei, eine Bahre anzufertigen, um den Erschlagenen in die Stadt und in sein Haus zu bringen. „Ja, schafft ihn hinauf“, sagte Nogah, „damit die Frauen um ihn klagen können! Und holt dann auch seine Söhne!“ Er wies mit der Hand dorthin, wo die drei anderen Toten lagen. Und an seine Mitbürger gewandt, sagte er: „Kommt, wir müssen uns beraten, was wir tun wollen!“

Die Männer folgten ihm zu einem Gehölz, das nicht weit entfernt stand und in dieser Abendstunde lange Schatten warf. Dort ließen sie sich nieder. Sie waren trotz des Entsetzens über ihre Bluttaten froh, daß einer aus ihrer Mitte noch nachdenken konnte und sogar wohl einen Vorschlag hatte, was nun werden sollte. Denn der Stadtälteste war genauso verstört wie sie alle und kaum fähig, einen Ausweg zu zeigen.

Es war bereits dunkel, als auch der letzte eingesehen hatte, daß sie in der Stadt des Verbrechens nicht bleiben konnten. Sie mußten Tilon fürchten, der wegen ihrer Untat möglicherweise ein Stammesgericht über sie abhielt, zumal der Ermordete sein Freund gewesen war. Noch mehr aber ängstigten sie sich vor den Ägyptern. Es blieb keine Wahl: Sie mußten fliehen.

Und so flossen in dieser grausigen Nacht überall in Kinneret die Tränen. Die Frauen und Kinder im Hause des Ahimaaz weinten um ihre erschlagenen Männer und Väter. Die Familien der übrigen Einwohner klagten um den plötzlichen Verlust ihres Zuhauses, und es hatte wenig Wirkung, daß die Männer ihre Frauen mit König Jerobeam vertrösteten, der zwischen ihnen und dem Stamm Naftali vermitteln werde, damit sie nach Kinneret zurückkönnten. Denn wer wollte wissen, ob Jerobeam König blieb? Wo war er überhaupt hin?

Am nächsten Tag, es war gegen Mittag, verließen die Einwohner von Kinneret ihre Heimatstadt. Ihre bewegliche Habe hatten sie auf ihre Esel gepackt und sich selbst damit beladen. Die Mütter trugen ihre kleinen Kinder, die sehr Alten saßen auf zwei Karren, die von Rindern gezogen wurden. Das Vieh trieben die größeren Kinder vor dem Elendszug her. Das unausgedroschene Korn blieb auf den Tennen zurück – das konnten sie nicht mitnehmen. Auch so mancher Krug voll Wein und Öl wartete in den leeren Häusern auf Plünderer. Nur das große Haus des Ahimaaz war noch bewohnt. Dort standen die Frauen und Kinder sowie die Knechte und starrten fassungslos auf den Abzug ihrer Mitbürger.

Die Auswanderer zogen am Seeufer nach Süden und dann ins Jordantal hinein. Sie wollten hinauf in die Berge von Gilead. Dort, so hofften sie, waren sie vor den Ägyptern sicher. Sie wußten, daß in der Stadt Penuel Freunde von König Jerobeam wohnten. Die wollten sie um Asyl bitten, bis bessere Zeiten die Heimkehr erlaubten.

Als vier Tage später der Älteste Tilon mit fünf Begleitern in Kinneret eintraf, um mit Ahimaaz und allen Einwohnern den Empfang des Pharaos vorzubereiten, fand er die Stadt verlassen vor. Bestürzt rieb er sich die Augen und stocherte sich mit den Fingern in den Ohren, als er die Stille auf dem Hügel über dem See gewahrte. Und Entsetzen ergriff ihn, als er von der Witwe des Ahimaaz erfuhr, was sich begeben hatte. Sofort verdächtigte er Jerobeam, daß er die grausigen Bluttaten veranlaßt hatte. Und er rätselte mit seinen Begleitern, wo die Einwohner sich versteckt hielten. Aber vor allem bewegte ihn, wie er nun dem Pharao gegenübertreten sollte. Mit leeren Händen? Und als Vorsteher einer Bande von Mördern?

Für seinen Zwangsgast Scheschonk war die Reise tiefer ins Land hinein kein vergnüglicher Ausflug, sondern ein kleiner Feldzug. Er war nämlich skeptisch hinsichtlich Hurams Bericht über die Haltung der nördlichen Stämme. Und hier in der Ebene war ohnehin Feindesland. Deshalb nahm er anderthalbtausend Soldaten mit sich, als er nach Kinneret aufbrach. Im Troß mußte Huram mitreisen – vielleicht brauchte er den Ältesten unterwegs. Huram bestieg seinen Esel mit Genugtuung. Der Pharao bedurfte seiner, das war nun offenkundig.

Als Tilon von der Höhe des Stadthügels aus das ägyptische Heer heranziehen sah, wäre er am liebsten nach Hause in seine Stadt Kedesch geflohen. Von einem Kriegszug war doch in Hurams Botschaft gar keine Rede gewesen! Hatten ihn die Feinde in eine Falle gelockt? Und ihren König sollte er freundlich begrüßen? Ihn fröstelte trotz der Sommerhitze, als er den Hügel hinabeilte. Wenn nur Huram an der Seite des Pharaos stände, das gäbe ihm Sicherheit! Denn der sonst so Selbstbewußte, der gern den Überlegenen herauskehrte, war jetzt voller Furcht wie der arglose Wanderer vor dem aus dem Gebüsch schreitenden Löwen. Wenn er Huram sprechen könnte, bevor die Unterredung mit dem Pharao stattfand!

Scheschonk stand wie beim Einzug in Megiddo auf seinem Streitwagen, ein goldstrahlender Held, der sich anschickte, die von altersher Ägypten gehörenden Länder erneut in Besitz zu nehmen. Er wunderte sich über den einsamen Mann, der da auf ihn zugestolpert kam. Wo war das Volk dieser Stadt? War es nicht neugierig, den Bezwinger Israels zu sehen, den Herrn des Ägypterreiches, zu dem Israel nun gehörte? Wenigstens hatte der herbeieilende Würdenträger sein Prunkgewand an, und goldene Ringe blitzten an seinen Fingern! Er trat nicht wie Huram in seiner Alltagskleidung vor den Pharao.

Aber als er dann aus dem Munde dieses Tilon erfuhr, warum keiner der Vornehmen dieser Stadt zu seiner Begrüßung erschienen war, wich seine Verwunderung einer leichten Bestürzung. Eine ganze Stadt hatte sich entvölkert, weil er sich näherte? Tilon hatte ihm nämlich vorerst nur vom Auszug der Einwohner berichtet, aber noch nicht von der Bluttat, die dazu geführt hatte. Scheschonks Ahnung, daß dieses Israel noch nicht bezwungen war, fand hier eine anschauliche Bestätigung. Und Jerobeam schien ein zäherer Gegner zu sein, als er angenommen hatte.

Tilon lud Scheschonk ein, im Haus des Ahimaaz zu nächtigen und dort sein Gast zu sein. Der König verzog nur belustigt das Gesicht, als er das hörte. Der Dolmetscher erklärte Tilon, daß dem Pharao nicht zuzumuten sei, in einer Ruinenstätte zu nächtigen. Tilon wurde in die öde Stadt zurückgeschickt mit dem Bescheid, sich am kommenden Vormittag wiederum im Lager der ägyptischen Armee einzufinden. Der Älteste schlich mit hängendem Kopf davon. Nie hatte er sich so gedemütigt gefühlt wie heute. Aber das sollten ihm die Männer von Kinneret büßen! Und Jerobeam! Doch wo war eigentlich Huram?

Auch am nächsten Tag blieb ihm der Erste des Bundesrates unsichtbar. Tilon befürchtete nun, daß Huram Gefangener des Pharaos war und er die Botschaft an ihn unter Zwang geschickt hatte. Klopfenden Herzens trat er ins königliche Zelt, das geräumig wie ein Wohnhaus war, und seine elende Lage zwang ihn auf die Knie, als er den Pharao in seinem Königsornat vor sich thronen sah. Scheschonk erfreute sich an dem Eindruck, den er machte. Daß er sich vor Tagen Huram so unköniglich gezeigt hatte, bereute er ein wenig. Diesem rohen Volk hier mußte der König Ägyptens als eine Gottheit gezeigt werden, gegen deren Macht jedes Aufbegehren sinnlos war.

Scheschonk ließ sich zuerst ausführlich berichten, wie es zur Auswanderung der Bevölkerung von Kinneret gekommen war. Tilon konnte nun die Bluttat gegen den Ex-Statthalter Salomos nicht länger verschweigen, und er erzählte auch vom Rechtsstreit zwischen dem Statthalter und dem Bauern Sillem, in den sich Jerobeam widerrechtlich eingemischt habe. Jerobeam sei im Grunde der Urheber des grausigen Geschehens, denn mit seinem falschen Urteil habe er das Volk gegen Ahimaaz aufgehetzt.

Scheschonk ließ dem Redefluß des Ältesten freien Lauf, und ihm ging durch den Kopf, daß Jerobeam vielleicht doch ein fähiger Herrscher war. Offenbar verstand er es, das Volk für sich einzunehmen. Keine schlechte Idee, die ehemaligen Stützen Salomos im Lande durch ihre ärmeren Mitbürger geduckt zu halten. Vielleicht hatte Osorkon doch recht, wenn er Jerobeam immer noch als jenen Kanaanäer herausstrich, dem das Vertrauen des Pharaos gebührte.

Tilon versuchte, die Untat von Kinneret herunterzuspielen, und er pries seinen Stamm Naftali und die benachbarten Stämme Ascher und Dan als Säulen der ägyptischen Oberherrschaft im Lande, wie es ihm Huram geraten hatte und wie es ihm sein Selbstbehauptungswille eingab. Jerobeam müsse als König verschwinden, damit wieder die guten Zeiten zurückkämen wie unter König Salomo. Dann könnte auch endlich der Krieg gegen die räuberischen Aramäer geführt werden, denn die warteten nur auf eine Schwäche Israels, um den Überfall zu wagen.

Scheschonk hielt alles, was dieser Israelit sagte, für äußerst interessant. Aber das ließ er Tilon nicht merken. Er gewann den Eindruck, daß die Israeliten nicht nur in zwei Parteien gespalten waren, in eine proägyptische, die Huram anführte, und in eine antiägyptische, deren Haupt Jerobeam war. Es gab eine dritte Gruppe, die der Daviddynastie anhing und wahrscheinlich trotz aller anderslautenden Bekundungen gegen die Ägypterhoheit war. Puwa und Tilon und solche wie der

ermordete Ahimaaz gehörten zu dieser Gruppierung. Wenn er Israel an Rehabeam gäbe, so überlegte er, dann gewänne sie die Oberhand. Aber das war sowieso ausgeschlossen, denn er würde den Judäerkönig ja nicht zum König von Israel machen. An diesem Entschluß hielt er fest. Dann wollte er schon lieber Jerobeam in seinem Königtum bestätigen. Wenn sich der Flüchtling nur finden ließe! Sicherlich war es nicht Feigheit, die ihn vertrieben hatte. Eher wohl Klugheit. Ein Hauch von Sympathie für den Entflohenen wehte Scheschonk an. Sobald der Mann gefunden war, wollte er prüfen, was an ihm dran war, und ihn auf seine Seite ziehen.

Scheschonk verabschiedete Tilon mit der Versicherung seines Wohlwollens und der Auflage, Korn, Wein und Vieh nach Megiddo zu liefern. Einer der Beamten werde ihm, wenn er jetzt das königliche Zelt verlasse, die genauen Mengen nennen. Und auch, was die anderen Stämme liefern sollten. Tilon solle die pünktliche Entrichtung in die Hand nehmen. Das erspare den israelitischen Nordvölkern den Einmarsch der ägyptischen Truppen in ihr Land. Damit war Tilon entlassen.

Scheschonk tauschte sich mit seinem Oberbefehlshaber, der dem Empfang beigewohnt hatte, über das Gespräch aus. Beide waren einer Meinung über die Zerrissenheit dieses Volkes und die mangelnde Macht seiner Führer. Der Pharao ließ Huram rufen. Der Älteste atmete auf. Endlich kam er wieder zum Zuge. Er war eifersüchtig auf Tilon. Der Pharao hatte ihn einer langen Aussprache gewürdigt. Aber wer weiß, wie unklug der Naftalit die Lage in Israel dargestellt hatte. Und daß Scheschonk ihn, Huram, zu der Audienz nicht hinzugezogen hatte, das war ihm eine erneute Mißachtung seiner Würde als Oberhaupt der Israeliten, ja eine persönliche Kränkung.

Aber was er sich anhören mußte, als er nun selbst vor dem Pharao stand, das war nicht nur eine Beleidigung, das kam vielmehr einer Niederlage gleich. „Huram, du bist ein Lügner“, sagte Scheschonk statt einer Begrüßung. Und als ihn der Älteste verwirrt anstarrte, unterrichtete er ihn über die Ermordung des Ahimaaz und seiner Söhne und über die Flucht aller Einwohner von Kinneret zu Jerobeam, den sie für ihren Beschützer hielten. So sehr die Mitteilung Huram bestürzte, so löste sie doch das Rätsel, das ihn bedrückt hatte, denn ihm war schon bei der Ankunft aufgefallen, daß mit der Stadt etwas nicht in Ordnung war. Sein Haß gegen Jerobeam loderte auf, und er begann seinen Widersacher erneut als Verderber Israels und Todfeind des Pharaos anzuklagen.

Scheschonk unterbrach ihn. „Siehst du nun ein, daß dieses Volk hier im Norden keineswegs hinter dir und deinem Freund Tilon steht? Und so ist es in ganz Israel. Die einen halten zu dir, die anderen zu König Salomos Sohn und die dritten zu König Jerobeam. Und die Jerobeamanhänger sind zahlreicher, als du dir weismachen willst. Dein Volk gleicht einer zersprengten Herde Schafe, und nur ein kleiner Teil der Herde sieht in dir seinen Hirten. Denke nach, ob du das bisher in deiner Verblendung nicht erkannt hast oder ob du mich absichtlich täuschen wolltest.“

Nach dieser krassen Demütigung ließ Huram alle Hoffnung fahren, daß ihm der Pharao die Herrschaft in Israel übertrug. Was aber sollte dann aus ihm werden? Wenn er wenigstens annehmen könnte, daß Jerobeams Königtum ein Ende hatte! Denn keinen seiner Gegner fürchtete er so wie seinen ehemaligen Günstling. Der würde ihm alle Erniedrigungen und Gehässigkeiten heimzahlen, wenn er König blieb.

Scheschonk hatte es nicht eilig, zurück nach Megiddo zu kommen. Der große See, den er in diesem dürren Land gar nicht vermutet hatte, gefiel ihm, und dessen Ufer erfreuten ihn in ihrer Fruchtbarkeit. Er ließ sich auf den steilen Hügel von Kinneret tragen und besichtigte die verlassene Stadt, und er nahm sich vor, hier einen Stützpunkt zu errichten. Um auch das Ostufer des Sees kennenzulernen, unternahm er sogar einen Ausflug dorthin und fuhr, begleitet von einer starken Streitwagenabteilung, von der Einmündung des Jordans in den See bis an dessen Südende, wo der Fluß ihn wieder verließ und seinen Weg ins Tal nahm, das zum Salzmeer führte. Von diesem seltsamen Riesensee mit dem Wasser, das bitter schmeckte und in dem angeblich kein Mensch versank, hatte Scheschonk schon in Ägypten gehört. Gern hätte er jene Gegend auch noch aufgesucht und überprüft, ob die unglaublichen Nachrichten stimmten. Aber seine Berater warnten ihn vor der großen Entfernung und vor den Gefahren, die möglicherweise von Jerobeams verschwundener Kriegerschar ausgingen. Scheschonk verzichtete auf seinen Wunsch, zumal ihn schon die Fahrt am See von Kinneret entlang derart erschöpft hatte, daß er gern nach Megiddo zurückging, um sich auszuruhen. Er bedauerte unendlich, daß er erst nun, da er alt und schwach war, diesen Kriegszug hatte unternehmen können.

Die wichtigste Aufgabe war jetzt, Jerobeam zu finden. Er mußte diesen rätselhaften Mann kennenlernen – eher konnte er nicht über Israel entscheiden. So entschloß er sich, die Ankunft des Jerusalemer Heeres, das vielleicht den Verschwundenen schon gefunden hatte, nicht abzuwarten, sondern sofort von hier aus eine neue Unternehmung einzuleiten. Er beauftragte den Befehlshaber, tausend Soldaten hinüber ins jenseitige Bergland in Marsch zu setzen. Israelitische Kriegerscharen, auf die sie etwa stießen, sollten sie vernichten. Ihr Hauptauftrag aber war, Jerobeam, falls er sich etwa dort drüben verbarg, aufzuspüren und ihn nach Megiddo zu bringen. Und wenn sie den Einwohnern von Kinneret begegneten, so sollten sie ihnen Straffreiheit zusichern und sie nach ihrer Stadt zurückschicken. Scheschonk selbst kehrte im Schutz der restlichen fünfhundert Soldaten nach Megiddo zurück.

Drei Tage nach der Ankunft erschien der Dolmetscher in Hurams Zelt und forderte ihn im Namen des Pharaos auf, in die Stadt überzusiedeln und seine Wohnung im Palast zu nehmen. Nun verstand Huram gar nichts mehr. Was war geschehen, daß er plötzlich so behandelt wurde, wie es ihm seiner Meinung nach von vornherein zugekommen wäre?

47

Das ägyptische Heer, das vor Jerusalem stand, bereitete sich entsprechend dem Befehl des Pharaos zum Abmarsch nach Norden vor. Rehabeam hatte zähneknirschend die im Jahwetempel aufgehäuften Schätze an das feindliche Heer übergeben. Sogar die Wagen samt den Zugstieren zum Abtransport hatte er selbst stellen müssen. Ein schwacher Trost war ihm die Hoffnung, daß der Pharao das Königtum über Israel Jerobeam wegnahm und ihm wieder übertrug. Dann konnte er bei seiner Rückkehr nach Jerusalem jedem offen ins Gesicht sehen, denn dann war das Reich Salomos wiederhergestellt. Alles weitere würde sich finden, und irgendwann bargen die Mauern des Tempels auch wieder einen Goldschatz, um den die Nachbarkönige Jerusalem beneideten.

Er versammelte die Minister und Generäle und bestimmte für die Zeit seiner Abwesenheit den jungen Abija, seinen Kronprinzen, zum Regenten. Die Würdenträger warfen sich bedeutsame Blicke zu. Das Gerücht vom Bruch zwischen dem König und seiner Mutter stimmte also. Und so war es in der Tat. Als Naama durch Zuträger erfahren hatte, daß Rehabeam willens war, dem Pharao den Schatz Salomos auszuliefern, hatte sie ihn zornig zur Rede gestellt. Sie hatte ihn einen Feigling und Dummkopf, ja eine wandelnde Beleidigung seines Großvaters David geschimpft. Beinahe hätte ihn ein mütterlicher Fluch getroffen. Seit jenem Tag waren sich Mutter und Sohn nicht wieder begegnet. Selbst die Nachricht von einer ernsthaften Erkrankung Naamas hatte Rehabeam nicht bewegen können, der früheren Vertrauten einen Besuch abzustatten.

Der Befehlshaber des ägyptischen Heeres hatte eine Vorausabteilung von zweihundert Mann auf jenen Höhenzug entsandt, der im Norden Jerusalems die Stammesgebiete Benjamins und Efraims voneinander schied. Hurams Sohn hatte ihm diese Gegend mit ihren Städten und Dörfern genau erklären müssen. Nun sollte der Aufklärungstrupp feststellen, ob mit israelitischem Widerstand zu rechnen war. Natürlich entdeckten die Ägypter die bei Bet-El noch immer versammelten efraimitischen Krieger, die Malkiel Jerobeams Heer entzogen hatte. Und umgekehrt erkundeten die Späher der Efraimiten, daß die Ägypter ins Stammesgebiet eingedrungen waren. Die Gegner lagen eine Nacht und einen Tag lang und auch die darauffolgende Nacht einander gegenüber und versuchten herauszubekommen, was der jeweilige Feind beabsichtigte. Die Ägypter wollten ein Gefecht vermeiden, solange nicht das Hauptheer da war, denn die Israeliten schienen gleich stark wie sie selbst zu sein. Die Efraimiten warteten auf Malkiel, der ihnen raten sollte, was zu tun war.

Als dann der Älteste von Bet-El im Lager seiner Krieger erschien und hörte, daß an die zweihundert Feinde in nächster Nähe lagerten, freute er sich, weil nun die Tatenlosigkeit ein Ende hatte und er Jerobeam der Lüge überführen konnte, denn der hatte ja behauptet, daß diese Ägypter nur Jerusalem bedrohten und keinesfalls efraimitisches Land. „Ihr habt diese Hunde noch nicht zusammengeschlagen?“ rief er kampflustig. „Seid ihr denn nicht mehr als sie?“

„Wir wollten zuvor dich fragen“, erwiderte betreten der Kommandeur der Krieger.

„Nun habt ihr mich gefragt“, raunzte Malkiel unwirsch. „Also los!“

Angefeuert vom Haß des Ältesten gegen die Eindringlinge verabredeten die Efraimiten für den kommenden Morgen den Angriff. Aber wohl war so manchem der Krieger nicht bei diesem gewagten Vorhaben.

Kaum begann es hell zu werden, da stürmten die Stammeskrieger mit lautem Kriegsgeschrei auf die ägyptischen Soldaten los. Aber die waren wachsam, kamen sofort auf die Beine und erwiesen sich, kampfgeübt und gut ausgerüstet, wie sie waren, den Bauernkriegern als überlegen. Bald liefen die Efraimiten um ihr Leben. Etwa die Hälfte von ihnen erreichte die Stadt Bet-El und brachte sich hinter deren Mauer in Sicherheit.

Gegen Mittag langte das ägyptische Hauptheer bei seinem siegreichen Stoßtrupp an. Der Befehlshaber ließ Bet-El einschließen und drohte den Einwohnern, die von der Mauer herab ängstlich die Feinde beobachteten, daß er die Stadt erstürmen und alles, was männlich sei, niederhauen werde. Malkiel forderte seine Mitbürger auf, der Belagerung standzuhalten. Aber zum erstenmal widersetzten sich die Hausväter seiner Autorität. Sie schickten ihre Frauen auf die Mauer, und die jammerten laut und baten um Gnade. Alle Schuld liege bei Jerobeam, der habe den Angriff vom Morgen befohlen. Zu dieser Ausflucht hatte Malkiel geraten, als er sah, daß er seinen Widerstandswillen nicht durchsetzen konnte.

Der General der Ägypter freute sich, als ihm die Klagen der Eingeschlossenen übersetzt wurden, wähnte er doch, daß Jerobeam in der Stadt sei. Aber bevor er die Auslieferung des Königs verlangte, kam er selbst darauf, daß die Auskunft eine Finte war. Denn wenn Jerobeam wirklich hier war und die Verteidigung der Stadt leitete, dann hätten die Frauen ihn nicht beschuldigt, und

wenn er etwa von den Einwohnern überwältigt worden war, dann hätten sie ihn übergeben, um sich freizukaufen.

Da bat Simri um Gehör beim General. Er wußte von der alten Rivalität zwischen Malkiel und seinem Vater und trug keine Bedenken, den Alten preiszugeben, um die Stadt vor der Erstürmung zu bewahren. Er sagte, daß er wisse, wer die Schuld am Angriff auf den ägyptischen Spähtrupp trage. Daraufhin erhielten die Einwohner von Bet-El das Angebot, sie und die Stadt zu verschonen, wenn sie den Ältesten Malkiel auslieferten und die Waffen der geflüchteten Krieger abgaben.

Malkiel, der leidenschaftliche Anhänger der alten Stammesordnung, war längst zu der Überzeugung gelangt, daß der Kampf um deren volle Wiederherstellung verloren war. Ob nun die Ägypter im Lande hausten oder ob Huram und Jerobeam miteinander rangen – die alten, guten Zeiten kamen nicht wieder. Was also hatte er noch zu bestellen? Er war alt und fühlte sich lebenssatt. Wenn er nun auf Geheiß des Ägypters da draußen seinen letzten Gang antrat, so blieb er wenigstens seinen Mitbürgern in ehrenvollem Andenken. Und so kletterte er selbst hinauf auf die Stadtmauer und rief hinunter, daß er das Angebot der Belagerer annehme.

Wenig später öffnete sich das Stadttor, und die Frauen brachten die verlangten Waffen heraus. Dann erschien der weißhaarige Würdenträger und schritt langsam, den Blick starr geradeaus gerichtet, auf jene Ägypter zu, die ihn erwarteten. Sie führten ihn vor den Befehlshaber. Der war unschlüssig, ob es sich lohnte, den Alten zu verhören. Aber da ihm Hurams Sohn versichert hatte, der Mann sei ein Feind Jerobeams, so sparte er sich die Mühe und gab den Soldaten einen Wink. Die führten Malkiel ein wenig abseits und hieben ihm den Kopf ab. Den Leichnam samt dem Kopf warfen sie vor dem Stadttor nieder. So wurde Malkiel für seine Weigerung, die efraimitischen Krieger dem Heer Israels einzugliedern, schon grausam bestraft, bevor Jerobeam das angedrohte Gericht über ihn verhängen konnte. Für die Ägypter war mit der Hinrichtung des Schuldigen der israelitische Überfall vergolten, und der General befahl den Aufbruch.

Als Rehabeam vom Dolmetscher, der zwischen ihm und dem Ägyptergeneral den Gesprächskontakt in Gang hielt, erfuhr, was sich hier vor Bet-El zugetragen hatte und weshalb das Heer weiterzog, ohne die Stadt zu stürmen, erfüllte ihn Genugtuung. Er hatte den Alten gehaßt, wie der ihn, und nun war er froh, daß dieser grobe Klotz die Israeliten nicht mehr gegen ihn aufwühlen konnte.

Aber die Freude verdrängte nur kurzzeitig seinen Unmut. Er war vom Pharao nach Megiddo eingeladen worden, unbesiegt und in freiwilligem Bündnis mit dem Pharao. Zwanzig Jerusalemer Soldaten bildeten sein Geleit. Daß er als Weggefährte des Ägypterheeres reiste, war Zufall – er sah es so. Aber Tag und Nacht umringten die Fremdlinge ihn und seine Leibwache und ließen ihn nicht aus den Augen. Und wie sie sich seines Gold-und-Silber-Schatzes bemächtigt hatten! Der war sein Geschenk für den Pharao, und noch gehörte er diesem nicht. Aber die Ägypter ließen ihn und seine Begleiter nicht an die Wagen heran. Täuschte er sich über seine Stellung und war er etwa doch nur ein Gefangener, der Scheschonk zugeführt wurde?

In dieser Befürchtung bestärkte ihn, was ihm auf dem Weg nach Schilo widerfuhr. Mehrfach war ihm schon auf dem Marsch und beim Lagern Hurams Sohn aufgefallen. Er kannte ihn nicht, aber daß er ein Israelit war, das hatte er bemerkt. Endlich gelang es ihm, den jungen Mann anzusprechen. „Wer bist du?“ fragte er ihn. „Du scheinst dich hier auszukennen.“

Simri hatte keine Lust auf ein Gespräch mit dem judäischen König, den er haßte wie sein Vater. „Ich bin ein Israelit, und hier ist Israel“, antwortete er kurz angebunden und wollte weiter.

Aber Rehabeam hielt ihn zurück. „Bleib doch ein Weilchen bei mir! Sag mir, was tust du hier? Wieso hilfst du denen, die euch besiegt haben?“

Der junge Efraimit überlegte, wie er diesen Judäer, den die Israeliten verjagt hatten, so treffen könnte, daß ihm das Fragen verging. Er sagte: „Wer dich hindert, noch einmal die Hand nach Israel auszustrecken, der ist unser Freund, und wir helfen ihm.“ Er sah, wie der König betroffen zusammenfuhr, grinste zufrieden und entfernte sich rasch.

Rehabeam aber peinigten fortan starke Zweifel, ob das gewaltige Geschenk, das er dem Pharao brachte, wirklich zur erhofften Gegenleistung führen werde. Wenn nun Scheschonk die Schätze Jerusalems kaltschnäuzig zum schuldigen Tribut herabwürdigte? Und ihm vielleicht sogar auch noch das judäische Königtum raubte? Nicht auszudenken! Was sollte er dann tun? Mit grämlichem Blick starrte er auf die ägyptischen Soldaten rings um ihn her, wie sie im dumpfen Rhythmus des Paukenschlags die Erde Israels mit ihren Füßen stampften, jene Erde, die eigentlich ihm gehörte. Nie seit Beginn des Ägyptereinfalls war ihm so bewußt wie jetzt, daß er dem Pharao hilflos ausgeliefert war. Und er beneidete seinen Gegner Jerobeam. Der hatte sich rechtzeitig davongemacht und genoß irgendwo seine Freiheit.

Das Heer näherte sich Schilo. Die Einwohner der Stadt verrammelten das Tor und wunderten sich, daß niemand kam und die Übergabe forderte. Aber dann sahen einige der Männer auf der Mauer, wie sich eine starke Abteilung vom Gesamtheer löste und hinaus in die felsige Einöde marschierte. Sie meldeten es Deker, der unten in der Stadt die Verteidigung organisierte, und der Äl-

teste kam sofort zu ihnen. Gemeinsam beobachteten sie die seltsame Unternehmung. Glaubten die Ägypter, daß sich in der sommertrockenen Wildnis ein israelitisches Heer versteckt hielt?

Der Gottesmann Ahija trat zu den lebhaft Debattierenden und löste das Rätsel. „Sie suchen die Höhle! Sie glauben, daß sie Jerobeam dort finden."

Deker sah den Alten bestürzt an. „Woher wissen sie von der Höhle? Wenn du recht hast, so heißt das ja, daß einer der Unsrigen das Versteck verraten hat!"

„Wen meinst du mit den Unsrigen?" erwiderte Ahija. „Hefte deinen Blick auf ganz Efraim, und du wirst wissen, wer der Verräter ist."

„Huram", murmelte Deker, erbleichend. Ahija nickte. Und er sagte: „Wer den Erwählten Jahwes an den Feind Israels verrät, der muß aus Israel vertilgt werden."

Die Ägypter fanden die Höhle leer. Sie verlangten nun von Simri, sie zu weiteren Höhlen zu führen. Der kannte sich hier aber zuwenig aus, als daß er sich die Führung tiefer in die Felswildnis hinein zugetraut hätte. So traten die Soldaten mißmutig den Rückweg an. Ihre Kameraden pflegten der Ruhe, während sie hier zwischen Steinen und Disteln durstig umherirren mußten, ohne den Gesuchten aufgespürt zu haben!

In der Ferne tauchte eine Gruppe von Wanderhirten auf. Sie entfachte den Jagdeifer der Soldaten aufs neue, denn einer von ihnen meldete dem Kommandeur seine Idee, daß der geflohene König vielleicht mit einer solchen Hirtenfamilie umherziehe. Simri hielt das für Unsinn, aber seine Meinung wurde verworfen. Natürlich war unter den zu Tode erschrockenen Beduinen kein Jerobeam zu finden, und es nutzte auch nichts, daß einer der ägyptischen Truppführer deren Oberhaupt ein Messer an die Kehle setzte. Die Hirten begriffen nicht einmal, daß sie sich Ägyptern gegenübersahen, denn anfangs hielten sie die Bewaffneten für umherschweifende Räuber, und ob der König des Landes geflohen war, interessierte sie nicht.

Auch die Suche in der Stadt Schilo selbst mußte erfolglos bleiben. Deker hatte auf das Versprechen hin, daß niemandem ein Leid geschehen werde, das Stadttor öffnen lassen, aber zugleich versichert, daß keiner in der Stadt wisse, wohin Jerobeam nach der Niederlage bei Taanach gezogen sei. Die Ägypter durchkämmten mit Simri an ihrer Seite jedes Haus. Sie stießen auch auf Ochran. Simri überlegte, ob er den ehemaligen Statthalter von Sichem den Ägyptern angeben sollte. Aber wenn diese ihn mitnahmen, dann war ein Feind des Vaters mehr in Megiddo, und so ging er gleichgültig an dem ängstlich Dreinblickenden vorüber.

Das Heer mußte unverrichteterdinge weiterziehen, aber es tat dies nicht, ohne Korn, Wein und Vieh zusammengeraubt zu haben.

Simri nahm nicht an, daß sich Jerobeam in sein Heimatdorf zurückgezogen hatte, aber der Befehl lautete nun einmal, in Zereda zu suchen. Er erreichte jedoch beim Befehlshaber, daß die Masse des Heeres weit vor dem Dorf Lager bezog und nur ein Trupp von zweihundert Mann nach Zereda entsandt wurde. Er fürchtete nämlich die Verachtung der hiesigen Bauern, die ihn alle kannten, und so wollte er das Dorf so schnell wie möglich wieder verlassen.

Um so größer war seine Überraschung, als er unter den Einwohnern, die auf dem Kultplatz zusammengetrieben worden waren, Ketura erblickte, und in ihrem Rock halb verborgen den kleinen Sohn Jerobeams. Ein Triumphgefühl erfaßte ihn. Wer Ketura hatte, der hatte beinahe schon den eigentlich Gesuchten.

Stolz meldete er dem Kommandeur seine Entdeckung, und der ließ freudig Mutter und Kind aus der Gruppe der Frauen herausholen. Ein zorniges Geschrei erhob sich, und die Kinder begannen laut zu weinen. Bohan, der Jerobeam zugesagt hatte, Eris Tochter wie seine eigene zu beschützen, überrannte die Wachtposten bei der Männergruppe und kam herbeigeeilt. Er stellte sich den Ägyptern, die Ketura mit dem Knaben vor den Kommandeur führten, in den Weg. Und gegen Simri reckte er die Faust und schrie: „Du Verräter, du wirst wie dein Vater enden!"

Zereda schien vor einem Blutbad zu stehen. Denn die Soldaten um Ketura und Nadab packten Bohan, zogen ihre Schwerter und warteten auf den Befehl, den Aufrührer niederzustoßen. Jene Abteilung, die in Reserve gestanden hatte, lief zu ihren Kameraden, die den wütenden Männern des Dorfes mit gefällten Lanzen verwehrten, Bohan aus dem Griff der Feinde zu befreien. Die Situation war bedrohlicher als damals, da sich Eri der Wegführung seiner Tochter widersetzt hatte. Ketura sah es mit Grausen und flehte den Kommandeur an: „Laß ihn leben! Er ist mein Vater!"

„Was sagt sie?" fragte der Ägypter, und als es ihm übersetzt worden war, wandte er sich an Bohan: „Sie ist deine Tochter?" Nachdem der diese Frage verstanden hatte, bestätigte er es, keuchend unter den Würgegriffen der Soldaten. Und er fügte hinzu: „Ich werde nicht dulden, daß ihr Böses angetan wird!"

Simri fühlte sich beklommen. Er wollte nicht, daß hier Blut floß. Schließlich waren die Männer von Tappuach und Zereda Sippenbrüder, und Huram war, auch wenn Zereda seinem Gegner Jerobeam anhing, noch immer Sippenältester. Er trat vor den Kommandeur und schlug vor: „Nimm den Alten mit! Wenn nicht die Frau weiß, wo Jerobeam ist, so weiß er es."

Der Ägypter fragte noch einmal: „Und er ist ihr Vater?"

Simri bejahte es.

Nun geschah das Übliche. Die Bauern mußten, was sie noch an Vorräten hatten, herausrücken, und einige ihrer Esel obendrein, damit der Raub abtransportiert werden konnte. Dann wurde Ketura mit dem Kind auf ihren Reitesel gesetzt, und Bohan durfte an ihrer Seite gehen. „Seid ohne Sorge!“ rief er seinen Söhnen und den Dorfgenossen zu. „Wir sehen uns wieder!“

Der Befehlshaber des Heeres zeigte sich über die Auffindung von Jerobeams Gemahlin und Sohn außerordentlich erfreut, und er lobte den israelitischen Kollaborateur, von dem er bisher nicht viel gehalten hatte. Da er nicht wußte, was der Pharao mit dem König dieses Landes vorhatte, wenn der wieder auftauchte, begrüßte er vorsichtshalber Ketura und Bohan persönlich, sicherte ihnen auf dem Marsch gute Behandlung zu und kündigte ihnen an, daß sie nach Megiddo gebracht und dort dem Pharao übergeben würden. Zuvor jedoch müßten sie aussagen, wo sich König Jerobeam aufhalte.

Ketura und Bohan jubelten im stillen, daß Jerobeam dem Feind entkommen war. Nun wußten sie es ganz genau. Die heimgekehrten Krieger hatten ihnen berichtet, daß er höchstwahrscheinlich in die Berge jenseits des Jordans geflohen war. Aber sie hüteten sich, ihr Wissen preiszugeben, und sagten, was ja auch stimmte, daß der König nach der Niederlage bei Taanach sein Restheer aufgelöst habe und daß sie seitdem nichts mehr von ihm gehört hätten. Niemand in Zereda wisse, wohin er gezogen sei. Und Ketura fügte hinzu, wenn dem König das Gerücht zugehe, daß Frau und Sohn in den Händen des Pharaos seien, so werde er sicher nach Megiddo kommen, um seine Familie zu beschützen. Diese Voraussage schien Ketura ein wirksames Pfand für ihre und Bohans Sicherheit zu sein.

Am nächsten Tag bemerkten beide mit Verwunderung, daß sich König Rehabeam im Heereszug befand. Hieß das etwa, daß Salomos Sohn nun doch auch das Königreich Israel erhalten sollte? Aber weshalb dann die Suche der Ägypter nach Jerobeam?

Auch der Judäerkönig bekam Kenntnis davon, daß sich auf einmal eine Frau inmitten des Heeres aufhielt. Er versuchte, sich ihr zu nähern, und voller Bestürzung erkannte er jene letzte Gespielin Salomos, deren Raub den Aufstand Israels gegen die Herrschaft der Davididen recht eigentlich in Bewegung gebracht hatte. Er selbst hatte Jerobeam nach dem Tod des lüsternen Königs die Tochter des Bruders zurückgeschickt, und der hatte sie zur Frau genommen. Was wollten die Ägypter nun mit ihr? War etwa Jerobeam längst in Megiddo, und nun reiste sie einfach zu ihm? Hatte sich der Emporkömmling dem Pharao unterworfen und war von diesem in seinem Königtum bestätigt worden? Und er selbst war tatsächlich nur nach Megiddo gerufen worden, um den Tribut zu überbringen und Scheschonk den Treueid zu schwören? Ihn schauderte. Er versuchte mehrfach, soweit an Ketura heranzukommen, daß er sie ansprechen konnte, aber immer stellten sich ihm irgendwelche Ägypter in den Weg und verhinderten jeden Kontakt mit der Frau.

Das Heer kam nach Sichem. Bedan, der sich ja von Jerobeam und Schallum getrennt hatte und heimgekehrt war, hielt es für das Klügste, den Feind vor der Stadt zu erwarten und den Befehlshaber zwar nicht freundlich, aber doch höflich zu begrüßen. Der General wunderte sich darüber, weil er seit dem Aufbruch von Jerusalem nur geschlossene Stadttore, feindselige Gesichter und geballte Fäuste gesehen hatte. Er traute dem Frieden nicht und befahl seinem Heer höchste Alarmbereitschaft. Auf die Frage nach Jerobeams Versteck antwortete Bedan mit der gleichen Unkenntnis wie Ketura und Bohan. Die Ägypter durchsuchten hier wie in Schilo die Stadt und jedes einzelne Haus. Den Palast und Ochrans ehemaligen Wohnsitz fanden sie gänzlich leer, denn Bedan hatte Schallums Frau bei sich aufgenommen. Da der General von Simri wußte, daß Bedan ein Minister Jerobeams war, nahm er auch ihn mit sich, um ihn dem Pharao zu übergeben.

In der Stadt Tirza fand sich gleichfalls niemand, der Jerobeams Verbleib kennen wollte. Und so war es überall, wo das Heer durchzog. Aber nirgends floß Blut, weil die Israeliten, soweit sie nicht vor dem anrückenden Feind geflohen waren, sich hüteten, die Ägypter zu reizen. Jetzt war keine Tapferkeit gefragt, sondern Zurückhaltung, das lehrten die Niederlagen von Taanach und Bet-El und Malkiels Tod. Die Nachricht davon kam schneller voran als der Feind. Und so geriet der Marsch der Ägypter nicht zum Kriegszug, aber er war doch ein Raubzug, denn ein Heuschreckenschwarm hätte kaum größeren Nahrungsmangel hinterlassen können.

Endlich langte das Heer in Megiddo an. Scheschonk freute sich, als ihm der General meldete, daß es unterwegs außer der Abwehr des Überfalls bei Bet-El keine Kampfhandlungen gegeben hatte. Er ließ König Rehabeam einen huldvollen Gruß ausrichten und ihm mitteilen, daß er ihn am übernächsten Tag empfangen werde. Daß Jerobeam nicht aufgefunden worden war, sah er dadurch aufgewogen, daß dessen Frau und Sohn nun in seiner Gewalt waren. Und als er von der Meinung Keturas hörte, Jerobeam werde sein Versteck verlassen, um seinem Sohn und ihr beizustehen, nickte er zuversichtlich. Denn die Gefangennahme von Geiseln führte häufig zum Erfolg – warum nicht auch in diesem Fall? Wenn Jerobeam sein Königtum behalten und vererben wollte, dann durfte er den Sohn nicht preisgeben. Scheschonk war also voll Hoffnung, daß er den Entflohenen in Kürze vor sich sehen würde.

König Rehabeam wurde im Palast einquartiert, und auch Ketura und Nadab erhielten hier ihre Unterkunft. Puwas Frau bekam den Auftrag, für Ketura und das Kind zu sorgen, und ihre Tochter

sollte Tag und Nacht um beide sein und ihre Wünsche entgegennehmen. Mit Bohan und Bedan wußte Scheschonk vorerst nichts anzufangen. Da beide unabhängig voneinander das gleiche über Jerobeams Heeresauflösung in Tirza ausgesagt hatten, erschien ihm glaubhaft, daß sie tatsächlich nichts Genaues über den Verbleib des Königs wußten. Was die Unterbringung der beiden Israeliten anbetraf, so kam ihm angesichts der mittlerweile beengten Lage im Palast eine boshafte Idee. Er quartierte sie in Hurams Gemächer ein, so daß sich nun drei Feinde Jerobeams und zwei von dessen Freunden tagtäglich beißen konnten.

Und so geschah es. Vom ersten Tag an spien die beiden Parteien Gift und Galle gegeneinander, und nachts war ihr Schlaf gestört, weil sie von der jeweiligen Gegenseite einen Anschlag auf ihr Leben befürchteten.

Huram, der seinen gesund zurückgekehrten Sohn froh in die Arme geschlossen hatte, verzichtete darauf, noch eine Vorausschau auf seine eigene Zukunft zu wagen. Er hatte Rehabeam mit stolzer Miene und federndem Gang die ihm im Palast zugewiesenen Räume beziehen sehen, und auch den Einzug der Frau Jerobeams hatte er von weitem beobachtet. Nichts wäre ihm zu schade gewesen, wenn er dafür hätte erfahren können, was der Pharao beabsichtigte. Wem wollte er Israel geben: ihm oder Rehabeam? Oder gar Jerobeam? Vielleicht rechnete er damit, daß der sich nun stellte und bereit war, um den Preis seiner Bestätigung Gefolgsmann des Pharaos zu werden. Daß Scheschonk dessen Freunde Bedan und Bohan hergeholt hatte, das sprach fast für diese Absicht. Überhaupt, welch neue Kränkung, ihn mit diesen beiden Männern zu belästigen, als seien sie gleichen Ranges mit ihm! Warum setzte ihm der Pharao diese Jerobeamknechte wie Flöhe, schlimmer, wie giftige Skorpione ins Gewand?

Das Verwirrspiel ging weiter, als der Pharao geruhte, den König von Juda persönlich willkommen zu heißen. Denn Huram wurde eingeladen, dem Empfang beizuwohnen. Und so stand er nun zwischen den hohen ägyptischen Offizieren, die seitlich vom Thron des Pharaos Aufstellung genommen hatten, voller Stolz, daß er sichtbar zu den Vertrauten des Pharaos gehörte, aber zugleich voller Ungewißheit über den Zweck, den Scheschonk mit dieser Zurschaustellung seiner Person gegenüber dem judäischen König verfolgte.

Als Rehabeam nach seiner ehrfurchtsvollen Verbeugung vor dem neuen Oberherrn Kanaans auf dem für ihn bestimmten Schemel Platz genommen hatte, denn als König durfte er vor dem Pharao sitzen, fiel sein Blick auf den efraimitischen Ältesten, seinen Feind, der ihm Israel entrissen hatte und schuld war an der Ermordung des Ministers Adoniram. Der stand jetzt neben dem Pharao und schien diesem somit näher als er selbst, der Sitzende! War dieser Mörder der Verwalter Ägyptens in Israel geworden?

Scheschonk bemerkte die Bestürzung seines Gastes mit Schadenfreude. Seine Absicht war also aufgegangen. Hurams Umzug in den Palast und dessen Anwesenheit bei dieser Audienz hier hatte den einzigen Zweck, Rehabeam zu ärgern und zu verunsichern. Aber zunächst wurden zwischen den beiden Königen nur die üblichen Höflichkeiten ausgetauscht, und der abseits hockende Schreiber hatte nichts zu tun. Nachdem Rehabeam detailreich versichert hatte, daß es ihm und seinem Haus und seinen Untertanen gut gehe, sprach der Pharao seinen Dank für die Überreichung der Geschenke aus. Es war zwar nichts überreicht worden, sondern die Ägypter hatten die Wagen mit den Jerusalemer Schätzen einfach in Gewahrsam genommen, aber auch die Dankesworte gehörten zu den Bosheiten, die Scheschonk dem verachteten Sohn Salomos zugedacht hatte. Er ließ Rehabeam wissen, daß mit den Geschenken zugleich die alten Schulden Salomos getilgt seien. Und lächelnd kündigte er an: „Ich mache dir gern ein Gegengeschenk."

Rehabeams Augen leuchteten auf. Jetzt gibt er mir Israel zurück! jubelte er innerlich. Er schickte einen raschen Seitenblick zu Huram hinüber. Auch der wartete offenbar gespannt darauf, womit der Pharao sich erkenntlich zeigen würde. Wie eine lauernde Schlange! dachte Rehabeam.

Scheschonk verkündete, womit er den König von Juda zu beglücken gedachte: „Ich bestätige dich im Königtum über dein Reich Juda."

Rehabeam rutschte von seinem Sitz, verbeugte sich bis zur Erde und stammelte seinen Dank für die erwiesene Gnade. Wenigstens das gelang ihm noch. Aber er kochte vor Wut. Dieser zerknitterte Alte da auf dem goldbeschlagenen Thron hatte also doch Israel dem Huram gegeben! Und dieser Aufwiegler und Mörder stand jetzt hoch aufgereckt, und seine Augen blitzten spöttisch. Der Mann war die fleischgewordene Verhöhnung, die der Pharao ihm, dem rechtmäßigen König Judas und Israels, dem Enkel Davids und Sohn Salomos, zugefügt hatte.

Scheschonk sprach über die Sicherung der Verbindungswege zwischen Ägypten und dem Edomiterland, die im Süden Kanaans verliefen, und legte diese Aufgabe dem König von Juda ans Herz. Und er fragte ihn nach dem jüngsten Krieg mit den Edomitern. Rehabeam teilte mit, daß er die räuberischen Feinde zurückgeschlagen habe und daß die Festung Elat und der Hafen Ezjon-Geber wieder fest in seiner Hand seien. Scheschonk erkundigte sich, ob Rehabeam die Seefahrten nach dem goldreichen Land Ofir, die Salomo einst unternommen hatte, wiederaufnehmen wolle. Rehabeam bejahte das, und im Moment glaubte er selbst daran. Denn der Zugang zum südlichen Meer war etwas, was er in seinem kleinen Juda Huram in dessen größerem Israel voraus hatte.

Der Pharao meinte: „Ohne die Hilfe des Königs von Tyros wirst du keine Schiffe bauen und bemannen und ausschicken können. Zwischen deinem Land und seinem Land liegt aber das Königreich Israel. Wie willst du sein Holz und seine Werkleute und seine Seefahrer zu dir holen?“

Rehabeam fühlte sich wie bei einer Lüge ertappt. Natürlich nützte ihm ohne die Partnerschaft mit den seefahrenden Phöniziern der Hafen im fernen Süden gar nichts. Und wenn nicht der Pharao ein Machtwort sprach, würde Israel wie ein Bollwerk jede Verbindung zwischen Jerusalem und Tyros erschweren oder völlig verhindern. Trotzig erwiderte er: „Salomo war König über Juda und Israel! Er und König Hiram von Tyros waren Nachbarn!“

Scheschonk grinste mitleidig und wandte sich nach seinem Gefolge um. „Huram, tritt hervor! Hast du gehört? König Rehabeam möchte Israel zurückhaben. Was sagst du dazu?“

Den Ältesten traf der Anruf völlig überraschend. Aber klar war, daß der Pharao Israel keinesfalls dem Sohn Salomos geben wollte. Also galt es, die unverschämte Forderung Rehabeams abzuweisen und zugleich Scheschonk eine Begründung zu liefern, die ihm gefallen mußte. Hurams Antwort lautete: „Die Israeliten haben gegen König David gekämpft. Und sie haben gegen König Salomo gekämpft. Und König Rehabeam ist vor ihrem Zorn aus Sichem geflohen, Wenn er nun das Königreich Israel erhielte, bräche der Aufstand sofort von neuem aus. Aber du, Majestät, brauchst Ruhe im Lande. Die Heerstraße nach Norden können die Israeliten nur dann bewachen und sichern, damit du sie ungefährdet und wohl versorgt passieren kannst, wenn sie nicht Krieg führen müssen gegen die Eroberer aus Jerusalem.“

Man sah es, daß dem Pharao diese Entgegnung zusagte. Lächelnd wandte er sich an Rehabeam: „Du hörst es, ich kann dir Israel nicht geben. Ich brauche Frieden in Kanaan. Frieden zwischen Juda und Israel. Und keine Mordanschläge gegen seine Könige. Wie war das doch damals mit Jerobeams Anschlag gegen Salomo? Warum hast du den Attentäter nicht sogleich gefangen, als er sich noch im Palastbezirk umhertrieb?“

Rehabeams zaghafte Hoffnung, vielleicht doch noch über Israel verhandeln zu können, brach zusammen. Die riesigen Schätze umsonst dahingegeben! Scheschonk hatte ihn einzig deshalb nach Megiddo geholt, um ihn zu demütigen. Und das im Angesicht Hurams, dieses Schurken! Erst hatte der die Israeliten gegen ihren rechtmäßigen König aufgewiegelt. Den Minister Adoniram hatte er totschlagen lassen. Dann hatte er den kleinen Bauaufseher zum König gemacht und ihn nachher schmählich verraten. Und schließlich hatte er ganz Israel den Ägyptern ausgeliefert. Und das alles um seiner eigenen Macht willen. Und solch ein Lump triumphierte über ihn, den Enkel Davids!

Scheschonk wartete auf Antwort. Ungnädig erinnerte er: „Ich habe dich etwas gefragt! Warum hast du Jerobeam entkommen lassen?“

Jetzt erst drang die heikle Frage Rehabeam voll ins Bewußtsein. Mit flackerndem Blick wies er die Unterstellung zurück: „Ich habe ihn nicht entkommen lassen! Er ist uns entwischt. Hätten wir ihn gefaßt, wäre ihm der Tod sicher gewesen.“

„Ja, ja, der Tod“, sagte Scheschonk und blickte versonnen ins Weite. „Der Tod erreicht nicht immer denjenigen, dem er zugedacht ist. Salomo ist am Leben geblieben. Und Jerobeam ist sogar Israels König geworden, dem König von Juda gleichrangig. So kann es gehen, wenn man einen Verschwörer laufenläßt.“ Seine Sätze klangen, als sinniere ein Weiser über die Wechselfälle des Lebens. Der Dolmetscher wußte nicht recht, ob er diese Äußerungen übersetzen sollte, aber da traf ihn ein scharfer Seitenblick des Pharaos, und hastig übertrug er die Bemerkungen in die Sprache des Gastes. Und schon fuhr Scheschonk fort, und nun war seine Rede keineswegs mehr sanftmütig und abgeklärt: „Lassen wir jetzt deine früheren Taten!. Noch stellen die Judäer dir ja keine Fragen, und so werde ich die Antworten darauf weiterhin in mir bewahren. Deine Treue soll der Riegel sein, der sie verschließt.“

Rehabeam erschrak tödlich. Der Pharao wußte über die Verschwörung gegen Salomo Bescheid! Und er drohte mit der Enthüllung des Geheimnisses, wenn er, Rehabeam, sich wie seinerzeit Salomo den ägyptischen Forderungen entzog! Woher wußte Scheschonk, daß Jerobeam nichts als ein Werkzeug in den Händen des Königssohnes und der Gemahlin des Königs gewesen war? Von Huram wußte er es, da bestand kein Zweifel! Und der wußte es von Jerobeam!

Huram hatte mit Vergnügen zugehört, wie der Pharao den hochmütigen Salomosohn erniedrigte. Nun strahlte er über das ganze Gesicht, und er wollte, daß Rehabeam seine Schadenfreude sah. Der Jerusalemer war nicht mehr zu fürchten. Nun war völlig klar, warum der Pharao ihn, den Ersten des Ältestenrates Israels, in den Palast geholt und ihn nun hier in sein Gefolge eingereiht hatte. Er sollte Zeuge sein, wie Rehabeams Ansprüche auf Israel ein für allemal hinweggefegt wurden. Doch dann stellte sich Huram die gleiche Frage wie Rehabeam: Woher wußte Scheschonk eigentlich von Rehabeams Verschwörung gegen den eigenen Vater? Und Huram kam natürlich auf die richtige Antwort: Nur Jerobeam konnte ihm das verraten haben. Und das hieß, daß der Flüchtling sich in Ägypten das Ohr des Pharaos und dessen Gunst zu verschaffen gewußt hatte. Das hatte er in seiner Tücke verschwiegen, als sie beide nach seiner Rückkehr in Geser zusammengetroffen waren. Der Pharao hatte Jerobeam nach Kanaan geschickt, damit er in Israel König werde und Israel an Ägypten binde. Er aber hatte Scheschonk hintergangen, und nun würde

der ihn bestrafen. Sicherlich mit dem Tode. Und die Herrschaft über Israel fiel an ihn, Huram, dem sie zukam. Wie sich doch alles fügte, damit den Israeliten die altüberlieferte Lebensordnung erhalten blieb!

Scheschonk verkündete unterdessen, daß er nun aller Zweifel über Rehabeams Treue gegenüber dem Pharao ledig sei. Er wünschte dem König von Juda eine glückliche Herrschaft und Erfolg bei der Sicherung der Handelsrouten durch die südliche Wüste. Und im nächsten Jahr erwarte er Lieferungen an Wein und Öl, auch Honig und Harz wären in Ägypten willkommen. Genauere Order werde ihm vom Statthalter zugehen, den er in Megiddo einzusetzen gedenke.

Damit war die Audienz beendet. Der niedergeschmetterte Rehabeam und der triumphierende Huram konnten nun rätseln, wer mit dem Statthalter gemeint war: Huram selbst oder ein ranghoher Ägypter.

Am nächsten Tag reiste Rehabeam ohne Aufsehen und von niemandem verabschiedet von Megiddo ab, voller Wut über Scheschonk, der ihn getäuscht und ausgeraubt und obendrein verlacht hatte, und voller neuem Haß gegen Huram und Jerobeam. Die beiden waren an seinem Unglück recht eigentlich schuld. Daß ihn seine zwanzig Leibwächter kaum schützen konnten, falls er unterwegs überfallen wurde, war ihm jetzt fast schon egal.

Scheschonk aber wartete an den nächsten Tagen ungeduldig auf die Rückkehr jenes kleinen Heeres, das er ins Land jenseits des Jordans geschickt hatte. Wenn es dort doch Jerobeam gefunden hätte! Dann könnte er diesen Feldzug mit einem vollständigen Sieg ehrenvoll zum Abschluß bringen.

48

Jerobeam durchstreifte oft, nur von Ard begleitet, die Bergwelt beiderseits des Jabboktales. Schallum hatte es aufgegeben, ihm die Gefahren solch einsamer Wanderungen vor Augen zu führen und ihm, wenn er schon die sichere Stadt Penuel verlassen wollte, wenigstens eine Leibwache aufzudrängen. Jerobeam hatte sich dieser Versuche widersetzt. Er wollte allein sein mit seinen Gedanken, und jeder Begleiter hätte ihn gestört, außer dem Buckligen. Für den bestand das Leben einzig im Dienst für seinen Herrn. Er versuchte, diesen vor allen Gefahren zu beschützen, soweit er das konnte, aber die Bedrohungen selbst fanden keinen Eingang in sein Denken, und so belästigte er seinen Herrn nicht mit Fragen und Meinungsäußerungen. Denn gerade die mochte Jerobeam nicht hören. Nur auf Jahwes Stimme wollte er lauschen.

Es trieb ihn zu wissen, ob die Besetzung des nördlichen Ostjordanlandes um Ramot durch die Aramäer wirklich jenes Zeichen war, das er von Jahwe erbeten hatte. Wenn ja, dann war er von Israels Gott verworfen, dann mußte er dem Königtum entsagen. Doch wenn er das tat, schlug er die Gileaditen, die ihn freundlich aufgenommen hatten, vor den Kopf. Denn für sie war er, trotzdem er hier als armer Flüchtling lebte, noch immer der König Israels. Und das tröstete ihn in all seinem Leid. Dennoch fühlte er sich fremd in Penuel. Er spürte, daß die Menschen hier andere Sorgen hatten als drüben westlich des Jordans. Die Ägyptergefahr war für sie weit weg. Sie fürchteten sich vor den Aramäern im Norden und vor den Moabitern im Süden, die beide ins Land Gilead hineindrängten. Und falls gar noch die Ammoniter am Oberlauf des Jabbok in Bewegung gerieten, dann war Penuel von allen Seiten bedroht. Jerobeam konnte die Ängste der Gileaditen jedoch nicht nachempfinden, ohne sie angesichts des Ägyptereinbruchs für zweitrangig zu halten. Wenn Israel in seinem Dasein bedroht war, dann durch den Pharao und dessen gewaltige Armee.

Jerobeam sehnte sich nach Ketura und dem kleinen Nadab. Warum hatte er beide nicht doch auf seine Flucht mitgenommen? Waren sie in Zereda wirklich sicher? Konnten Bohan und seine Mitbürger sie tatsächlich beschützen? Wenn die Vorwürfe, die er sich machte, ihn allzusehr quälten, träumte er sich in ein Leben als umherschweifender Hirte hinein, mit Frau und Kind und Knecht an seiner Seite, versorgt von einer kleinen Herde, allen Bedrohungen leichtfüßig ausweichend und nur den kleinen Nöten des bescheidenen Alltags ausgesetzt. Bei derlei Gaukeleien beruhigte er sich. Um so schlimmer war es dann, wenn er aus der eingebildeten Idylle wieder auftauchte und sich bewußt wurde, daß er der König Israels war und Feind des mächtigsten Herrschers an den Grenzen Kanaans.

Seinem Heerführer erzählte Jerobeam nichts von den Gedankenspielen – vor dem nüchternen Freund hätte er sich ihrer geschämt. Schallum schien keine Schwachheit zu kennen. Unentwegt führte er mit seinen Soldaten Tagesmärsche in die Wildnis hinein durch, damit sie im behäbigen Nichtstun nicht kraftlos wurden. Für ihn stand fest, daß sich eines Tages das Geschick wieder wenden würde, und darauf galt es vorbereitet zu sein.

Und dann langten die Auswanderer von Kinneret an. Das Erstaunen in Penuel war groß, aber größer war die Bestürzung. Wie sollten die Neuankömmlinge hier auch noch ernährt werden, noch dazu auf unbestimmte Zeit? Abdon, der immer einen Ausweg wußte, rang ratlos die Hände. Jerobeam, Schallum und Hillel hatten vorerst jedoch kein Ohr für seine Nöte, denn ihnen war wichtiger,

was die Flüchtlinge zu berichten hatten. Sie erfuhren vom gewaltsamen Tod des Ahimaaz und seiner Söhne und vom Kniefall Hurams und Tilons vor dem Pharao.

„Auf euch lastet keine Blutschuld“, erklärte Jerobeam den Hausvätern von Kinneret, als er alle Umstände der Gewalttaten aus ihnen herausgefragt hatte. Und als die Männer ihn unsicher ansahen, begründete er sein Urteil: „Solche wie Ahimaaz haben keinen Platz in Israel. Wenn nicht ihr ihn erschlagen hättet, so wäre er auf andere Art ehrlos umgekommen. Jahwe straft die Ungerechten, damit die Gerechten am Leben bleiben.“

Schallum sah seinen König überrascht an. Wie vertrugen sich die Worte mit seinem Trübsinn, mit seiner Gleichgültigkeit gegen die Königswürde? Und der Tonfall seiner Rede! Nicht niedergeschlagen und bedrückt wie bisher, sondern zielsicher und tatkräftig, wie es einem König zu reden geziemt. Aber Schallum sagte nichts dazu. Womöglich sah sein Freund morgen die Sache schon wieder anders.

Jerobeam wandte sich an ihn und den Schreiber: „Wir hatten recht, als wir Hurams Verrat ahnten.“

Schallum nickte. „Es mußte so kommen. Huram weiß, daß er dich nur mit Hilfe der Ägypter loswerden kann. Wenn diese dich töten.“

Jerobeam war an die offene Sprache des Heerführers gewöhnt und erbleichte nun doch. „So ist es“, bestätigte er mit belegter Stimme.

Der verkrüppelte Sillem warf ein, was ihn und seine Mitbürger vornehmlich bewegte: „Jerobeam, hilf uns gegen Tilon!“

Jerobeam blickte ihn an, ein wenig verwundert. „Und gegen die Ägypter rufst du mich nicht an?“

„Die Ägypter? Die werden von selbst abziehen“, erwiderte Sillem, „wenn die Speicher Israels leer sind. Aber Tilon bleibt.“

Nogah, der sich noch in Kinneret zum Wortführer seiner Mitbürger gemacht hatte und mittlerweile von ihnen zum Ältesten und Anführer gewählt worden war, bekräftigte Sillems Abscheu gegen den Ältesten von Kedesch: „Tilon und Ahimaaz gleichen sich wie ein Wolf dem anderen.“

Jerobeams Blick wurde hart. „Tilon wird seiner Strafe nicht entgehen“, antwortete er.

Schallum wollte nun von den Flüchtlingen Näheres über die Streifzüge der Ägypter wissen und über den Zweck des Treffens in Kinneret, aber dazu konnten die Männer kaum etwas sagen. Trotzdem war Schallum mit dem Gespräch zufrieden. Denn so lebendig und entschlossen wie heute hatte er den König schon lange nicht mehr erlebt.

Jerobeams Stimmungsumschwung hielt an. Er besprach mit Abdon und den Männern der Stadt, wie die Kinnereter auf umliegende Dörfer verteilt werden konnten, damit sie nicht allesamt nur Penuel zur Last fielen, er ließ sich wieder bei den Soldaten sehen, und als Späher die Meldung brachten, daß ein ägyptisches Heer von der Jordansenke her ins Jabboktal eingeschwenkt war, geriet er nicht in Panik. Schallum hatte für diesen Fall einen Plan entworfen, und der wurde nun unverzüglich in die Tat umgesetzt. Die Soldaten nahmen ihre Waffen und Habseligkeiten auf und sammelten sich, und als sie vollzählig waren, stieß Jerobeam mit seinen Getreuen zu ihnen, und Schallum führte den Trupp hinauf auf die Berghöhen im Süden. Und dann ging es im Eiltempo dem Siedlungsgebiet des Stammes Gad entgegen. Die Männer von Penuel rissen unterdessen die Unterkünfte der Soldaten ab und tilgten alles, was deren längeren Aufenthalt bezeugen konnte. Überdies waren die Einwohner der Stadt und der Umgebung von Abdon unterwiesen worden, was sie aussagen sollten, falls ägyptische Streifscharen hierherkamen und nach Jerobeam suchten.

Die Flüchtlinge marschierten drei Tage, dann standen sie vor der Stadt Atarot. Aber nun kam es, wie es zu erwarten gewesen war, zur Auseinandersetzung zwischen Jerobeam und dem Ältesten Segub. Denn auch die Gaditen hatten ja ihre Krieger nicht zum vereinbarten Sammelpunkt geschickt, so daß Segub so gut wie Huram und Tilon und Pagiel als Verräter gelten konnte. Aber da Jerobeam mit seiner Gefolgschaft als Bittsteller vor dem Stadttor stand, fiel sein Vorwurf, daß sich Gad dem Abwehrkrieg gegen die Ägypter entzogen hatte, mild aus. Segub verwies, wie schon stets im Bundesrat, auf die Bedrohung des Stammes durch die Moabiter. Und mit finsterem Blick warf er dem König vor, daß er durch seine Flucht hierher nun auch noch die Ägypter anlocke. Er fragte, wie Jerobeam sich die Verteidigung des Landes Gad vorstelle. Denn die zweihundert Soldaten und ebensoviele Stammeskrieger könnten ja wohl keinem Ägypterheer widerstehen. Falls dann gar noch die Moabiter einfielen, würde Gad zwischen beiden Feinden zerquetscht werden. Und selbst wenn die Ägypter nicht bis hierher vordrangen – wovon sollten Jerobeams Soldaten ernährt werden?

Jerobeam beschwichtigte den Ältesten. Die Ägypter würden in Penuel umkehren, wenn sie ihn dort nicht fänden. Hierher in den entlegenen Süden kämen sie keinesfalls. Und sobald sie weg seien, ziehe er mit seiner Mannschaft wieder nach Gilead. Aber bis dahin müßten die Gaditen die Versorgung der Truppe übernehmen – sie hätten ja bisher nichts für Israels Freiheitskrieg getan.

Segub verlangte als Gegenleistung, daß Schallum mit seinen Männern jene Moabiter vertreibe, die ständig über das Flußtal des Arnon kamen. Jerobeam versprach das.

Schallum erfüllte die Forderung Segubs gern, hatten doch damit die Soldaten eine Aufgabe, die sie in Bewegung hielt. Aber er vermied jedes Blutvergießen. Denn mit Jerobeam war er einer Meinung, daß das Land des Moabiterkönigs die letzte Zufluchtsstätte sein würde, falls die Ägypter sich doch in diese entlegene Gegend wagten.

Täglich warteten die Vertriebenen auf Nachricht von den Kundschaftern, die sie unter Leitung des jungen Bascha nach Norden gesandt hatten. Im günstigsten Fall meldeten diese den Rückzug des Ägypterheeres. Schallum fragte Jerobeam: „Falls wir aber doch die Moabiter um Zuflucht bitten müssen und falls die von dir für ihr Ja das Land der Gaditen fordern, was wirst du dann antworten?“

Jerobeam sah den Heerführer forschend an, und dann blickte er über die Hügelkette nach Süden, wo jenes Volk wohnte, das einst von David unterworfen worden war und deshalb dessen Nachfolger haßte, mochten sie nun Könige Judas oder Israels sein. Würde Schallum seine Auffassung verstehen? Er wandte den Kopf wieder seinem Freund zu und antwortete: „Noch sind die Israeliten kein Volk, wie es die Moabiter sind, auch wenn sie sich Israeliten nennen. Wenn es um Israel als Ganzes geht, dann sind sie noch immer Efraimiten und Ascheriten und Naftaliten – du kennst die Stämme Israels, ich muß sie nicht herzählen. Nimm hier diese Gaditen! Ihr Gott Baal-Pegor steht ihrem Herzen näher als Jahwe, der Gott Israels. Höre unseren Gastherrn Segub sprechen! Er hat nur seinen Stamm im Sinn und die Streitereien mit den Moabitern. Israel ist ihm im Grunde fremd. Wenn der Stamm Gad dem Königreich der Moabiter angehörte, würde Israel dadurch einen großen Verlust erleiden? Keinen größeren als beim Raub Ramots durch die Aramäer. Trotzdem hoffe ich, daß ich vor einer Entscheidung, wie du sie erwägst, bewahrt bleibe.“

Schallum nickte. Offenbar hegte er ähnliche Überlegungen. „Wenn wir dieses ganze Land hier ostwärts des Jordans halten wollen“, erwiderte er, „so müssen wir Festungen bauen und starke Besatzungen hineinlegen.“

Jerobeam stimmte ihm zu. Und er erklärte mit Nachdruck: „Das Herz Israels schlägt westwärts des Jordans zwischen Bet-El und Dan.“

Schallum war auch darin einer Meinung mit ihm. „Mögen künftige Könige Israels das Land hier im Osten neu erobern und seine Grenzen befestigen“, äußerte er. „Wir dürfen unsere Kräfte nicht zersplittern. Wer sich außerstande sieht, Stadt und Dörfer zu schützen, der soll die Stadt retten und die Dörfer preisgeben.“

„Ich verstehe dich“, erwiderte Jerobeam. „Aber selbst das wird uns nur gelingen, wenn die Ägypter zu Sommersende abziehen.“

Schallum zeigte sich zuversichtlich: „Ich denke wie jener Krüppel aus Kinneret. Sie werden es müssen. Ein Heer aus Tausenden kann zwar unten im fruchtbaren Philisterland überwintern, aber nicht im kargen Bergland. Wenn die Ernte aufgezehrt ist, ziehen sie ab, glaub mir! Und falls sie in Megiddo eine Besatzung lassen, so wird diese weniger als fünfhundert Mann umfassen. Sie wird uns nicht hindern zu tun, was getan werden muß. Kümmere du dich dann um die Ältesten! Ich werde mich um meine Soldaten sorgen.“

Jerobeam nickte, aber er seufzte dabei. Er dachte an die unvermeidlich bevorstehende Hungersnot. Und obwohl er seine Verzagtheit überwunden hatte, war er sich immer noch nicht im klaren, ob der Aramäereinfall in Ramot oder der Marsch der Ägypter bis hier herauf ins östliche Bergland jenes Jahwezeichen war, um das er gebeten hatte. Aber wie dem auch sein mochte – er wollte Jahwes Ungnade trotzen, bis ihn der Gott zu Boden warf. Erst dann war dessen Entscheidung eindeutig und endgültig.

Endlich kam Nachricht aus Penuel, gute Nachricht. Die Kundschafter führten einen Boten vor Jerobeam, den Abdon geschickt hatte. Das ägyptische Heer sei wieder abgezogen, und der König und seine Männer könnten ungefährdet zurückkehren. Ganz Gilead sei wohlauf, auch den Flüchtlingen aus Kinneret sei kein Haar gekrümmt worden.

Als dann Jerobeam mit seinen Gefährten und der Mannschaft wieder am Jabbok eintraf, zeigte sich allerdings, daß der Ägypterzug doch nicht so folgenlos geblieben war. Er war hier wie überall ein Raubzug gewesen, und Abdon gestand, daß er die Versorgung nicht im bisherigen Umfang aufrechterhalten konnte. Aber rasch wechselte er das unerfreuliche Thema und erzählte vergnügt, wie er die Ägypter genarrt hatte. Ja, Jerobeam sei nach Penuel gekommen, habe er ausgesagt. Er sei voller Angst gewesen. Deshalb habe er sich mit seinen zweihundert Bewaffneten nach Norden gewandt, um sich unter den Schutz der mächtigen Aramäer zu stellen. Möglicherweise seien die gefürchteten Heerscharen des Königs von Damaskus schon auf dem Marsch hinüber ins Westjordanland, um Jerobeam wieder auf den Thron zu setzen. Die Ägypter, so erzählte Abdon weiter, hätten ihm geglaubt. Und als sie nach den weiteren Nachbarvölkern hier im Osten fragten, da habe er die Ammoniter und die Moabiter als grausame Krieger geschildert, die Penuel eingekreist hielten und es nur deshalb nicht besetzten, weil sie einander die Beute nicht gönnten. Als die Ägypter das hörten, hätten sie angefangen, mehr an ihren Rückmarsch zu denken als an kühne Streifzüge ins Land hinein. Und so seien sie ziemlich rasch wieder verschwunden, auf dem Weg, den sie gekommen waren.

Abdon sowie Jerobeam und seine Gefolgschaft freuten sich am meisten darüber, daß sich kein Verräter gefunden hatte, der den Ägyptern von den Gaditen berichtet und das wahre Versteck des Königs ausgeplaudert hatte. Auch die Leute aus Kinneret waren unentdeckt geblieben, obwohl die Ägypter nach ihnen geforscht hatten.

Für Jerobeams Soldaten hieß es nun, täglich auszuschwärmen und das flüchtige Wild zu jagen. Leider erwies sich, daß ein guter Soldat nicht zwangsläufig auch ein geschickter Jäger ist, und so fiel die Beute oft geringer aus als erforderlich, um alle satt zu machen.

Jerobeam schickte vier Soldaten, die Schallum und Bascha ausgewählt hatten, hinunter ins Jordantal. Sie sollten den Fluß überqueren, dann nach Tirza hinaufsteigen und dort, nachdem sie erkundet hatten, daß keine Ägypter in der Nähe waren, bei Enan einkehren, um die Lage im Lande aufzuklären. Wenn es nicht allzu gefährlich erschien, sollten sich danach zwei von ihnen bis Zereda durchschlagen, um Ketura und Bohan und allen Freunden ein Lebenszeichen zu übermitteln.

Eine reichliche Woche verging den Flüchtlingen in Harren und Hoffen, dann kehrten die ausgesandten Kundschafter zurück, und zwar alle vier. Sie hatten darauf verzichtet, bis Zereda zu gelangen, berichteten die Männer. Denn die Ägypter wären auf ihrem Marsch von Jerusalem nach Megiddo dort hindurchgezogen und hätten Ketura und Nadab mit sich genommen. Und auch Bohan und Bedan. Jerobeam durchfuhr der Schreck gleich einer Dolchklinge. Welcher Dämon hatte ihn nur angestiftet, das Heimatdorf für sicher zu halten und Frau und Kind dorthin zu bringen, anstatt beide bei sich zu behalten! Was mochten die Ägypter jetzt mit Ketura anstellen? Sollte ihnen sein Sohn als Geisel dienen? Mühsam bezwang er seine Erregung und forderte die Rückkehrer auf, im Zusammenhang zu berichten.

Bei der Nachricht vom grausigen Tod Malkiels lief es ihm kalt über den Rücken. Sofort erinnerte er sich an jene furchtbare Beleidigung, die ihm der Älteste zugefügt hatte, indem er Ketura den Auswurf Salomos genannt hatte. In seiner damaligen Ohnmacht gegenüber dem mächtigen Würdenträger hatte er Jahwe angefleht, dessen graues Haupt nicht unversehrt in die Grube fahren zu lassen. Genauso war es nun gekommen. Jahwe hatte seinen Hilfeschrei gehört und die erlittene Schmähung an dem boshaften alten Mann gerächt. Und plötzlich wußte er: Der Tod Malkiels, er war jenes Zeichen, das er vor Wochen bei seinem einsamen Opfer von Jahwe erbeten hatte! Die schmachvolle Auslöschung des einen der beiden Hauptgegner in Israel, das war das Bekenntnis von Israels Gott zu seinem Erwählten!

Als Jerobeam mit seinen Getreuen allein war, an jenem Platz in der Nähe des jetzt nur wenig Wasser führenden Flusses, wo er gewöhnlich seine Beratungen abhielt, verkündete er: „Ich gehe nach Megiddo und stelle mich dem Pharao. Meinem Sohn darf kein Leid geschehen. Und Israel braucht jetzt seinen König sichtbar, nicht im Verborgenen."

Schallum, Ittai, Bascha und Hillel blickten ihn bestürzt an. Hatte ihm nun der Anschlag des Feindes gegen seine Familie den Verstand völlig verwirrt?

„Versteht ihr mich nicht?" fragte Jerobeam. Er begriff, daß seine dürren Worte nicht genügten, ihnen den Entschluß einsichtig zu machen. Und so erklärte er: „Seht, Jahwe hat Malkiel gerichtet und sich damit erneut zu mir bekannt. Und Rehabeam, der Widersacher, der mir weniger gefährlich war als Huram und Malkiel, ist nur noch ein vertriebener Bettler. Wenn ich in Megiddo erscheine, wird Jahwe mir auch Huram aus dem Weg räumen, durch dasselbe Schwert, das Malkiel auslöschte. Der Pharao wartet auf mich, um mich in meinem Königtum zu bestätigen. Und dann wird er dahin zurückziehen, woher er gekommen ist. Jahwe ist mit mir – was soll mir Schlimmes widerfahren?"

„Und wenn du dich irrst?" sagte Schallum dumpf. „Dein Gottvertrauen ist groß, zu groß – du willst Gott versuchen." Er sah, wie sich die Miene des Freundes verschloß, und erhob seine Stimme. „Jerobeam, der Pharao wird dich umbringen wie Malkiel! Seit du seinem Heer den Weg nach Megiddo verlegen wolltest, anstatt ihm dort zu huldigen, bist du sein Feind. Meinst du, Scheschonk macht seine Feinde zu Königen?"

Der junge Hillel warf ein: „Was sollen wir hier ohne dich?"

Ittai räusperte sich umständlich. Er litt noch immer unter seiner Schuld an der Niederlage. „Wenn der Pharao seinen Gegner von Taanach sucht", sagte er, „dann laßt mich nach Megiddo gehen! Ich werde ihm sagen, daß ich mich ihm gegen Jerobeams Gebot in den Weg gestellt habe. Wenn er seine bei Taanach Gefallenen an mir gerächt hat wie jene anderen an Malkiel, dann wird er Ketura und Nadab freilassen."

„Seid ihr beide nicht mehr bei Sinnen?" regte sich Schallum auf, was bei ihm selten vorkam. Hillel und Bascha, die jungen Männer, hörten verwundert, welch respektlose Sprache sich der Heerführer gegenüber dem König erlaubte. Aber sie wußten von der langerprobten Freundschaft der beiden, und da Schallum ihrer Meinung nach völlig zu Recht vor einem Gang in die Residenz des Pharao, von wem auch immer, warnte, waren sie auf seiner Seite.

Schallum, leiser, weil er sah, daß er mit Lautstärke nichts erreichte, mahnte Jerobeam: „Denke doch wie ein König! Du kannst nicht einfach zum Pharao gehen und sagen: Hier bin ich, und nun gib mir Frau und Sohn zurück! Wenn du dich vor Scheschonk beugst, und darauf läuft ja deine

Absicht hinaus, so wirfst du ganz Israel vor ihm in den Staub! Haben wir den Krieg deshalb begonnen, damit dies sein Ende sei?“

Nur das Murmeln des Flusses war zu hören, denn Jerobeam schwieg bedrückt. Daß Malkiels Tod Jahwes Tat war – sie empfanden es nicht. Und daß Scheschonk in ihm nicht nur den gegenwärtigen Feind erblickte, sondern ihn zugleich als Träger früherer ägyptischer Hoffnungen vor sich sah, von diesem Geheimnis wußten sie nichts und durften sie auch jetzt nichts erfahren. Aber so wie diese vier treuen Gefährten über sein Vorhaben urteilten, so würde es ganz Israel tun. Und auf sein Volk mußte er Rücksicht nehmen, darin hatte Schallum recht. Ein König durfte sein Volk nicht enttäuschen. Hatte er nicht alle Lasten seines Amtes auf sich genommen um seines Volkes willen? Und konnte er Huram und Tilon für ihren Verrat bestrafen, wenn er sich selbst vor dem Pharao demütigte?

Schallum drang erneut in ihn: „Du mußt dich um Frau und Sohn nicht ängstigen. Scheschonk wird ihnen nichts antun. Er will dich mit ihnen in die Falle locken. Aber du bist doch klüger als er und durchschaust seine heimtückische Absicht.“

Jerobeam gab auch darauf keine Antwort. Aber er rief den Anführer der Kundschafter, der in der Nähe wartete, noch einmal zu sich. „Will Enan uns Nachricht schicken, wenn er Neues erfährt?“ wollte er von ihm wissen. Der Soldat bejahte das. „Vier Wochen warten wir ab“, entschied Jerobeam. „Wenn bis dahin kein Bote aus Tirza eintrifft, dann geht ihr erneut hinüber.“ Der Soldat nahm das erfreut zur Kenntnis.

Schallum atmete erleichtert auf, als er des Königs Entschluß hörte, und seine Miene entspannte sich. Ittai seufzte, warum, das wußte er wohl selbst nicht. Hillel schaute seinen König bewundernd an, denn er ahnte, welche Überwindung es ihn kostete, nichts zu tun und weiter abzuwarten. Bascha schlug vor, daß er den nächsten Erkundungsgang selbst befehligte. Schallum riet wegen der Gefährlichkeit des Unternehmens zwar davon ab, aber Jerobeam gewährte dem jungen Offizier die Bitte. Dieser Verwegene, so glaubte er, würde ihm gute Nachrichten bringen.

49

Der Pharao hörte sich den Bericht des Kommandeurs, der den Vorstoß ins Land östlich des Jordans befehligt hatte, mit unbewegtem Gesicht an. Sein Unwille wuchs, je länger er zuhörte, doch er konnte seinem Ärger kaum Luft machen. Denn angesichts der feindlichen Völker da drüben über dem Flußtal, was hätte der Befehlshaber anderes tun können, als die rasche Umkehr anzuordnen? Das Unternehmen war ein Erkundungsmarsch gewesen, kein Kriegszug. Scheschonk überdachte, ob Jerobeam tatsächlich zu den Aramäern geflohen war, wie die Auskunft lautete. Er hielt das jedoch für wenig wahrscheinlich. Mit einem solchen Schritt hätte der Israelit sein Königreich in die Abhängigkeit geführt, die er doch gerade vermeiden wollte. Deshalb war er ja zum Feind Ägyptens geworden. Die Aussage war also nichts wert. Der Befehlshaber war einer Lüge aufgesessen. Nun hatte Scheschonk doch einen Grund, dem Offizier eine Verfehlung vorzuwerfen. Er schalt ihn leichtgläubig und entließ ihn ungnädig.

Dann gab er sich ungestört seiner Enttäuschung hin. Was war das für ein alberner Feldzug, den er hier führte? Israel war zwar in seiner Hand, aber besiegt hatte er es nicht. Wenn der aufsässige König nicht freiwillig nach Megiddo kam – zu finden war er in diesem verfluchten Land mit seinen Höhlen und Schluchten und mit seinen feindseligen Bewohnern sicherlich nicht. Solange Jerobeam nicht unterworfen war, solange blieb Israel Feindesland, allerdings ohne daß ein Feind da war, den man angreifen und besiegen konnte. Man mochte die Sachlage drehen und wenden wie man wollte – es blieb nichts übrig, als zu warten, bis die Ratte ihr Schlupfloch verließ. Aber ein Pharao, der auf einen unsichtbaren Feind wartete – wie lächerlich!

Fast empfand Scheschonk jetzt etwas wie Sympathie für den Judäerkönig. Der war zwar ein Feigling, aber er hatte gewußt, daß sich der Schwache dem Starken unterwerfen muß. Ein Feldzug, der einen König schon durch den bloßen Anmarsch des Heeres niederbeugte und ihn zur Auslieferung all seiner Schätze brachte, war ehrenvoll, auch wenn kein Tropfen Blut floß. Aber dieser König der Israeliten mißachtete die Kriegsregeln. Und deshalb war gegen ihn kein Ruhm zu holen. Wenn er verschwunden blieb, dann würden die gelehrten Schreiber den Feldzugsbericht verbrämen müssen, damit er ein wirklicher Siegesbericht wurde. Denn dieser sollte im Tempel des Amun-Re in Theben in Stein gemeißelt werden, damit er dort neben den Berichten über die Kriege des großen Eroberers Thutmosis und seiner Nachfolger vom Waffenruhm Scheschonks zeugte.

Die Tage vergingen, und Scheschonk wartete. Er wußte, wie schnell wichtige Neuigkeiten von Ort zu Ort flogen, und so war er zuversichtlich, daß Jerobeam erfuhr, wo Frau und Sohn sich nach ihrer Befreiung sehnten. Wenn er seine Familie mehr liebte als seine Freiheit, so wagte er sich nach Megiddo. Aber das Warten darauf war zermürbend. Und mit jeder Woche nahmen die zusammengeraubten Vorräte an Korn und Vieh, an Wein und Öl weiter ab. Und das Heer wurde unruhig. Besorgnisse liefen um, daß eine zweite Überwinterung in diesem Land Kanaan bevorstehe.

Die Soldaten lauschten den Gerüchten über die Kälte, die das Bergland bald durchwehte, über die Regengüsse, die dann alle Wege in Morast verwandelten, und schüttelten sich vor Abscheu. Und sie fürchteten eine Kürzung der täglichen Nahrungsrationen. Wachsende Unzufriedenheit geisterte durchs Heerlager.

Scheschonk wußte nur zu gut, daß Mißmut und Aufsässigkeit Geschwister sind. Er ließ den Soldaten bekanntgeben, daß er keine nochmalige Überwinterung im Land Kanaan plane. Und seinen Oberbefehlshaber wies er an, den Gefangenen Bedan freizulassen. Denn dieser Würdenträger wußte sicherlich, wie er es anstellen mußte, daß eine Botschaft des Pharaos das Versteck seines Königs erreichte, auch wenn er dieses nicht kannte. Die Botschaft lautete, daß der Pharao dem König Jerobeam die erwiesene Feindseligkeit nicht vergelten wolle. Der Pharao sichere ihm sein Leben zu, wenn er sich in Megiddo einfinde. Weib und Sohn könne er wohlbehalten in Empfang nehmen. Und seinen Feind Huram brauche er nicht zu fürchten.

Bevor Schechonk diese Order erteilte, hatte er erwogen, Huram aus dem Weg zu räumen. Er hatte Osorkons Mahnung im Ohr: Laß Huram umbringen! Mit dem Tod seines Rivalen wäre für Jerobeam ein Grund entfallen, den Verlust seiner Königswürde zu fürchten. Aber dann hatte Scheschonk von einer solch unwiderruflichen Maßnahme doch Abstand genommen. Vielleicht brauchte er den Oberhäuptling noch. Falls Jerobeam seine Familie preisgab und sich weiterhin verborgen hielt, auf den Abzug des Eroberer hoffend, wer sollte dann den Winter über, wenn er selbst mit seinem Heer am heimatlichen Nil weilte, Israels Regent sein? Er konnte dieses Amt dem herrschsüchtigen Huram übertragen. Vielleicht kam es dann zum Krieg zwischen Hurams und Jerobeams Anhängern, und es fanden erneut viele Israeliten den Schlachtentod. War das vor diesem Feldzug nicht sein Wunsch gewesen? Auf jeden Fall war es ratsam, in Megiddo eine starke ägyptische Besatzung zu lassen. So behielt er einen Fuß in Israels Tür. Und im nächsten Jahr konnte dann ein neuer Feldzug endgültige Klarheit schaffen, wem die Macht in Israel verliehen werden sollte. Und Jerobeams Familie? Scheschonk überlegte lange. Für den Fall, daß es später zu einer Einigung mit Jerobeam kam und er ihn als König bestätigte, mußte er dessen Angehörige jetzt schonen. Aber freilassen durfte er sie auch nicht, denn dann entfiel für den Flüchtling jeder Druck, vor dem Pharao zu erscheinen. Endlich kam er auf die Idee, Jerobeams Familie mit nach Tanis zu nehmen. Eine Begründung dafür fand er auch: weil sie in Israel nicht sicher war. Ob auch diese Entführung Jerobeam kaltlassen würde?

Nachdem Bedan nicht mehr da war, ließ Scheschonk Bohan und Huram getrennte Unterkünfte zuweisen. Er wollte verhindern, daß dem vermeintlichen Schwiegervater Jerobeams durch Huram und dessen Gesellen ein Leid geschah. Weder Bohan noch Ketura hatte er mitteilen lassen, warum er Bedan fortgeschickt hatte. Das wäre ihm wie ein Eingeständnis von Schwäche gewesen.

Nun hieß es wieder warten. Am liebsten war Scheschonk allein, denn er wurde gegen seine Vertrauten und seine Diener immer unleidlicher, und das verdroß ihn. Auch die körperlichen Beschwerden des Alters plagten ihn mehr als gewöhnlich. Da wurde ihm eines Tages gemeldet, ein Kurier aus dem Philisterland sei eingetroffen. Ungutes ahnend, ließ er den Mann sofort vor sich. Der sah eher aus wie ein Flüchtling, dem das Entsetzen im Nacken saß. Der König von Aschkelon sei abgefallen, berichtete er. Die ägyptische Garnison der Stadt sei niedergemacht. Der Kommandeur habe ihn, bevor er an seinen Wunden starb, fortgeschickt, damit er dem Pharao Meldung machen könne.

Scheschonk verspürte keine Schmerzen mehr. Laut verfluchte er die abtrünnigen Philister und schwur, die Stadt Aschkelon dem Erdboden gleichzumachen. Es galt, den Aufstand zu ersticken, bevor sich andere Städte anschlossen. Denn falls das geschah, dann hatte dieser Feldzug nach Kanaan nichts eingebracht außer dem Tempelschatz aus Jerusalem. Er befahl für den übernächsten Tag den Aufbruch der Armee.

Nachdem er mit seinen Generälen den Zug hinab zur Küste und die Einschließung Aschkelons beraten hatte, zog er sich zurück und prüfte seine Überlegungen, die er hinsichtlich Israels angestellt hatte. Er mußte Änderungen vornehmen. Eine Garnison in Megiddo zu lassen, erschien ihm nun nicht mehr ratsam. Jetzt brauchte er jeden Mann, um die Philisterstädte das Fürchten zu lehren. Und Jerobeams Familie würde auf dem Marsch, der sich ja nun wiederum in einen Kriegszug verwandelte, zu beschwerlichem Ballast werden. Denn ihre Bewachung erforderte eine Mannschaft, die an anderer Stelle dann fehlte, und man mußte ihr zugleich ein wenig an königlichem Luxus bieten. Kurzentschlossen befahl er der Palastwache, Frau und Kind samt dem Vater freizulassen und dafür zu sorgen, daß sie noch heute Megiddo verließen. Und niemand sollte ihnen folgen, um zu sehen, wohin sie sich wandten. Jetzt galt es, das Philisterland für Ägypten zu sichern – Israel war unwichtig geworden.

Aber was sollte mit Huram geschehen? Scheschonk widerstrebte es, auch ihn einfach laufenzulassen. Ob er ihn doch zum Statthalter in Israel ernennen sollte? Aber ein Regent ohne Streitmacht war lachhaft. Es gab zwar noch die israelitische Garnison von Megiddo. Man konnte den Kommandeur Puwa zum Gehorsam gegen Huram verpflichten. Aber Scheschonk erinnerte sich, wie ihn dieser Puwa im Namen Rehabeams begrüßt hatte. Wenn der Gefolgsmann des Judäerkö-

nigs Hurams Heerführer wurde, so rief er schleunigst seinen ehemaligen Herrn ins Land und lieferte diesem seinen jetzigen Herrn und die Stadt Megiddo aus. Rehabeam sollte jedoch auf Juda beschränkt bleiben. Scheschonk kam der Einfall, Puwa und dessen Mannschaft in sein eigenes Heer einzugliedern und beim Sturm auf Aschkelon in die vorderste Reihe zu stellen. Wer dabei überlebte, den würde er mit nach Ägypten nehmen. Auf diese Weise wurde der Rehabeamfreund wirksam gehindert, ägyptische Interessen zu durchkreuzen. Und was Huram betraf, so fand Scheschonk eine Lösung, die ihm sogar ein hämisches Lächeln abnötigte.

Er überschlief seinen Einfall, und am nächsten Tag ließ er den Ältesten zu sich rufen. Huram glaubte, daß nun der große Augenblick gekommen sei, da der Pharao ihm die Herrschaft in Israel übertragen werde. Gleich Scheschonk hatte er unablässig darauf gewartet, daß Jerobeam in Megiddo auftauchte. Allerdings hatte er geduldiger geharrt als der Ägypterkönig. Denn seiner Erhöhung war er sicher, und er bezweifelte nicht, daß sein Rivale Jerobeam in die ihm gestellte Falle tappte, kannte er doch dessen heftige Zuneigung für seine Frau. Welche Nachricht allerdings gestern die Ägypter aufgescheucht hatte, darüber konnte er nur rätseln. Ihm war nicht entgangen, daß sich die Eindringlinge plötzlich auf irgendeine große Unternehmung vorbereiteten. Jerobeam war noch nicht eingetroffen. Hatte der Geflüchtete etwa ein neues Heer auf die Beine gebracht, und die Ägypter wollten ausziehen, um es zu schlagen? Oder waren die Aramäer eingefallen?

Der Empfang beim Pharao war anders, als er sich vorgestellt hatte. Scheschonk saß ohne Perücke und Ornat da, umringt von seinen höchsten Befehlshabern. Offiziere gingen aus und ein, nahmen Aufträge entgegen oder meldeten deren Vollzug. Ihm, Huram, schenkte der Pharao keine Beachtung, er tat, als sähe er ihn gar nicht. Erst als man Scheschonk aufmerksam machte, daß der Häuptling der Israeliten anwesend sei, fiel sein Blick auf den Herbefohlenen. Doch nun mußte erst der Dolmetscher geholt werden. Inzwischen stand Huram wiederum wie ein Bittsteller, von vorbeieilenden Kurieren zur Seite gedrängt, aber ähnliche Kränkungen kannte er ja nun schon zur Genüge.

Endlich richtete der Pharao das Wort an ihn. „Ich verlasse Israel“, übersetzte der Dolmetscher. „Hast du nicht gesagt, daß die nördlich von hier wohnenden Stämme zu dir halten?“

Huram bejahte das und erinnerte sich mit Schaudern, daß ihn Scheschonk eben wegen dieser Behauptung einen Lügner gescholten hatte. Aber darum ging es dem Pharao jetzt nicht. Er erklärte: „Im nächsten Jahr bin ich wieder hier. Bis dahin teile ich Israel in zwei Hälften. Die Stadt Megiddo und die weite Ebene, die sich ostwärts ausdehnt, und die Berge nördlich davon gebe ich dir. Das Bergland, das nach Süden gelegen ist, spreche ich Jerobeam zu. Er wird in den nächsten Tagen hier eintreffen, und du wirst ihm meine Entscheidung mitteilen.“

Huram blieb der Mund offenstehen. So hatte er sich seine Erhöhung nicht gedacht. Begriff der Pharao überhaupt, was ihm da eingefallen war? Noch verfügte Jerobeam über Soldaten! Er selbst dagegen – was für eine bewaffnete Macht hatte er? Doch nur die hiesige Truppe des zwielichtigen Puwa.

Scheschonk sah die Bestürzung des Israeliten und herrschte ihn an: „Hast du mich verstanden? Antworte! Du siehst, daß mich Wichtigeres beschäftigt.“

„Jerobeam wird mich überfallen“, stammelte Huram verstört. „Puwas Mannschaft ist klein. Ich bitte dich, laß mir einige von deinen Truppen hier!“

Scheschonk zog eine verächtliche Miene. „Dein Freund Tilon hat doch seine Krieger geschont“, hielt er dem Bittsteller vor. „Da hast du eine starke Mannschaft zu deinem Schutz. Und was Puwa betrifft: Ihn und seine Männer nehme ich mit mir. Er würde dir ohnehin nicht gehorchen. Und nun geh und erweise dich meines Vertrauens würdig!“

Huram verneigte sich tief und schlich mit zitternden Knien hinaus. Der Pharao beachtete seinen Abgang nicht.

Als dann der Älteste mit Simri und dem anderen Gefährten die tückische Entscheidung des Pharaos erörterte, waren die drei sich rasch einig, was der Spruch bezweckte, nämlich die Gegner Huram und Jerobeam aufeinanderzuhetzen. Und der Vorsitzende des Bundesrates, so legte Huram Scheschonks Absicht dabei aus, sollte den König besiegen, da der sich als Feind Ägyptens erwiesen hatte.

Voller Entsetzen schüttelte der Älteste seinen Kopf, daß die weißen Strähnen flatterten. Was für ein unsinniger Plan! Selbst wenn er die Krieger Naftalis und Aschers um sich scharen konnte, wie sollte er mit ihnen Schallums Soldaten besiegen?

In seinem Hochmut blieb Huram verborgen, daß es Scheschonk gleichgültig war, wer von den beiden Rivalen übrigblieb und sich so als der Stärkere erwies. Hauptsache, der erkannte dann die Oberherrschaft des Pharaos an. Und falls sich auch der Judäerkönig in den Machtkampf einmischte, trotz des Verbots, Israel eroberte und Huram und Jerobeam beiseite drängte, so wollte Scheschonk ihm nicht nur das Reich Israel, sondern auch das Reich Juda wegnehmen und ihn aus Jerusalem vertreiben. Dann mußten neue Männer gefunden und zu Königen ernannt werden.

Huram wollte Megiddo sofort verlassen. Wenn die Ägypter erst abgezogen waren, saß er hier völlig schutzlos. In Kedesch, bei Tilon, würde er vorerst sicher sein. Als er jedoch mit seinen Be-

gleitern die Stadt verlassen wollte, wurde er von den Ägyptern, die am Tor Wache hielten, zurückgewiesen. Er berief sich auf den Pharao, aber die Soldaten verstanden ihn nicht. Oder sie hatten Befehl, ihn festzuhalten, bis der Pharao die Stadt verlassen hatte, und wollten ihn deshalb nicht verstehen.

Am nächsten Morgen stand die ägyptische Armee marschbereit. Puwas Fußtruppe und seine Streitwagen waren in sie eingereiht. Als der Pharao vor der Stadt erschien und seinen goldbeschlagenen Wagen bestieg, setzte sich der gewaltige Zug in Bewegung. Huram sah ihm mit starrem Blick hinterher. Er wußte nichts vom Aufstand in Aschkelon, aber daß im Philisterland oder gar in Ägypten selbst kriegerische Auseinandersetzungen ausgebrochen waren, lag auf der Hand. Und ebenso sicher schien ihm, daß die Ägypter im nächsten Jahr wiederkommen würden, wie der Pharao gesagt hatte. Wenn er sich trotz aller Gefahren Scheschonks Auftrag, Jerobeam zu verdrängen, stellen wollte, dann durfte er keine Zeit ungenutzt verstreichen lassen. Wenig später als die Ägypter verließ er mit seinen beiden Gefährten die Stadt, um Kedesch zu erreichen, bevor Jerobeam wieder im Lande erschien.

Die Ägypter kamen hinab ins Philisterland, aber dort fanden sie sämtliche Stadttore verschlossen. Sie zogen vor Gat, dessen König seit langem ihr heimlicher Verbündeter gewesen war. Aber dieser König war vor ein paar Monaten gestorben, und sein Nachfolger hatte sich dem allgemeinen Aufstand angeschlossen. Scheschonk tobte. Wie sollte er nun seinen Schwur, Aschkelon einzuäschern, erfüllen? Jede Stadt, nicht nur Aschkelon, hatte ihr Dasein verwirkt! Aber alle diese Festungen zu belagern und zu erstürmen, dazu bedurfte es mindestens eines ganzen Jahres. Doch jetzt stand der kanaanäische Winter vor der Tür.

So zogen die Ägypter plündernd durch die Dörfer, und schließlich marschierten sie auf der Heerstraße in die Wüste hinein, an deren anderem Ende Ägypten lag. Alle Aufregung half nichts, erst im nächsten Jahr konnten die Philister wieder unterworfen werden. Und wann würde der erneute Griff nach Israel gelingen? Scheschonk wußte keine Antwort auf diese Frage. Wie alt und krank er sich jetzt fühlte!

50

Wenige Tage, bevor die Ägypter aus Megiddo abzogen, erreichte Scheschonks Botschaft ihren Empfänger. Bedan war auf seinem Esel, den man ihm zurückgegeben hatte, nach Tirza geritten, dem Ort, wo Jerobeam nach der Niederlage bei Taanach das Heer aufgelöst hatte. Dort war er bei Enan eingekehrt und hatte von ihm erfahren, wo sich Jerobeam aufhielt. Trotzdem er schon eine weite Reise hinter sich hatte, war er entschlossen, dem König die wichtige Botschaft persönlich zu überbringen. Und so hatte er sich gleich am nächsten Tag auf den Weg hinüber nach Penuel gemacht.

Jerobeam befand sich mit Schallum draußen vor der Stadt bei den Soldaten, um diese bei erträglicher Laune zu halten, denn sie zweifelten an der baldigen Rückkehr in die alten Standorte und fürchteten den Winter. Als plötzlich Bedan des Weges kam, von einem der Wachtposten begleitet, glaubte Jerobeam, seinen Augen nicht zu trauen, denn er wußte ja, daß der Älteste wie Ketura und Bohan nach Megiddo verschleppt war. „Bedeutet dein Kommen Gutes oder Böses?“ fragte er nach der herzlichen Begrüßung. Bedans Auskunft, daß er eine Botschaft des Pharaos überbringe und daß diese eher Gutes als Schlechtes enthalte, milderte Jerobeams Besorgnis. Und beinahe froh wurde er, als er hörte, daß Ketura und Nadab wie auch Bohan gesund seien und gut behandelt würden.

Er führte den Ältesten in die Stadt hinauf, damit er sich im Hause seines Amtsbruders Abdon von der Reise erholte. Nach einiger Zeit stellten sich die übrigen Vertrauten des Königs ein: Schallum, Hillel, Ittai und Bascha. Nun berichtete Bedan über die Lage im Lande und in Megiddo, und er richtete Scheschonks Botschaft aus.

„Es scheint dem Pharao überaus wichtig zu sein, mich zu sehen“, sagte Jerobeam.

Abdon meinte: „Vielleicht will er dich wirklich nur kennenlernen.“

Schallum fürchtete, daß Jerobeam abermals der Einbildung erlag, er könnte wie ein beliebiger Familienvater nach Megiddo reisen und die Freigabe von Frau und Kind erbitten, und warnte Abdon: „Wenn der Pharao einen König kennenlernen will, dann allein deshalb, um ihn zu unterwerfen.“ Er wandte sich Jerobeam zu. „Erst wenn er dich in seiner Gewalt hat, kann er Israel für wirklich bezwungen halten.“

Abdons Bemerkung regte Bedan an, seinen Bericht an den König zu ergänzen: „Huram behauptet, daß der Pharao und du bereits miteinander bekannt seid. Scheschonk, so sagt er, habe dich nach Salomos Tod zurückgeschickt, damit du Israels König wirst und ihm dann Israel zu Füßen legst.“

Jerobeams Miene versteinerte einen Moment lang. Er hoffte, daß keiner bemerkt hatte, wie ihn diese Mitteilung traf. Mit gespielter Gleichgültigkeit fragte er: „Und du glaubst ihm?“

„Natürlich nicht!“ beteuerte Bedan. „Wir alle wissen, wie Huram dich des Verrats Israels an Rehabeam und an die Aramäer bezichtigt hat. Nun also auch an die Ägypter. Aber Huram wird diese Verleumdung überall verkünden, wenn er erst frei sein wird.“

Jerobeam war froh, von Bedans Mitteilung ablenken zu können. „Wird ihn Scheschonk denn freilassen?“ fragte er. „Sagtest du nicht, der Pharao verspreche mir, daß ich meinen Feind nicht mehr fürchten muß?“

„Ich weiß nicht, was er damit meint“, erwiderte Bedan. „Denn Huram selbst sieht sich als den kommenden Herrn Israels, und er hofft, daß der Pharao dich umbringt, wenn du in Megiddo erscheinst.“

„Da hast du es!“ fiel Schallum ein. „Scheschonk und Huram sind sich längst einig. Bedans Botschaft ist nichts anderes als der ungeduldige Versuch, dich doch noch in die Falle zu locken.“

Alle sahen Jerobeam an, aber der schwieg. Er wußte, daß der Freund recht hatte. Da nahm Schallum erneut das Wort. „Das Jahr schreitet voran. Bald werden die Ägypter abziehen. Bis dahin müssen wir den Pharao hinhalten.“

Jerobeam lag auf der Zunge zu fragen: Und Ketura? Was wird er mit ihr machen, bevor er abzieht? Aber er bezwang sich und pflichtete dem Heerführer bei: „Ja, wir müssen Zeit gewinnen. Bedan, geh zurück nach Megiddo und überbringe dem Pharao meine Antwort!“

Die Gefährten blickten ihn verwundert, ja erschrocken an. Bedan hatte nicht die geringste Lust, sich abermals in die unberechenbare Gewalt der Ägypter zu begeben. Er wollte vielmehr von hier aus heim nach Sichem zu seiner Familie. Schallum befürchtete, daß Jerobeam dem Pharao doch irgendwie entgegenkommen wollte, um Frau und Sohn zu retten. Abdon sah die Gefahr, daß die Ägypter noch einmal über den Jordan setzten und Penuel verwüsteten. Er reckte den kahlen Kopf gegen Jerobeam und rief, als habe er eine Entdeckung zu verkünden: „Aber du bist doch in Damaskus!“

Jerobeam begriff sofort, worauf der Hausherr anspielte. Er grinste verständnisinnig und wandte sich wieder an Bedan: „Ja, das ist es! Bedan, du sagst Scheschonk, daß du in Damaskus gewesen bist und mich dort gesprochen hast. Ich sei bereit, nach Megiddo zu kommen, wenn Huram nicht mehr am Leben ist. Du sollst mir die Nachricht von seinem Tod überbringen. Aber allein, ohne ägyptische Begleitung.“

Nun wurde das Für und Wider einer solchen List lebhaft erörtert, und Bedan sah mißmutig ein, daß er seine Botenrolle weiterspielen mußte. Seine Mitteilung an den Pharao wurde mit dem Satz ergänzt, daß König Jerobeam seinen Widerstand gegen dessen Macht bereue.

Am Abend ging Jerobeam allein zum Fluß hinab. Er wollte den Auftrag an Bedan noch einmal durchdenken. War der Älteste auch der richtige Mann für eine solch gewagte Aufgabe? Gewiß, er hatte sich bisher als treu und zuverlässig erwiesen, aber er liebte die Ruhe und war oft bereit nachzugeben, wo es zu kämpfen galt. Doch Huram haßte er. Der hatte ihn im Rat der Ältesten entmachtet. Haßte er aber auch den Pharao? Oder würde er mit seinem ausgleichswilligen Gemüt diesem anvertrauen, wo sich sein König wirklich befand, um eine Versöhnung einzuleiten, die es doch nicht geben konnte? Bedan glaubte vielleicht sogar, ihm, Jerobeam, damit einen Dienst zu erweisen, weil er ihn mit Ketura und Nadab wieder vereinigte.

Ketura! Jerobeam seufzte. Wenn er nur Frau und Sohn auf ehrenhafte Weise freibekäme! Wenn er mit Scheschonk sprechen könnte, von Mann zu Mann, ohne daß der seine Soldaten um sich hatte! Jetzt und hier am Flußufer! Nachdenklich schaute er auf das murmelnde Rinnsal, zu dem der herbstliche Fluß geschrumpft war. In der aufsteigenden Finsternis ahnte er das Wasser mehr, als daß er es sah. Ihm fiel die Sage vom Stammvater Jakob ein, wonach der hier irgendwo mit dem Dämon des Flusses gerungen hatte, eine ganze Nacht lang. Jerobeam seufzte erneut laut auf. Um den Preis der Befreiung Keturas und Nadabs würde auch er mit dem Dämon kämpfen und sich hüftlahm schlagen lassen! Aber Flußgeister gab es nicht mehr, und solche, die einen Mann segneten, gleich gar nicht. Nur scheußliche Krankheitsdämonen flogen umher und suchten, in einen Menschen zu fahren und ihn niederzuwerfen oder gar zu töten.

Schritte näherten sich. Ein Schauder durchlief Jerobeam. Doch Dämonen kamen ja nicht mit knirschendem Tritt daher. Er schaute seitwärts. Und kein böser Geist erschien, sondern Schallum. Aber auch sein Anliegen war eine Herausforderung, denn er fragte mit strenger Miene: „Was steckt hinter Hurams Gerede, daß du als ein Mann Scheschonks nach Israel zurückgekehrt bist?“

Jerobeam war drauf und dran, das Mißtrauen, das hinter dieser Frage lauerte, schroff zurückzuweisen. Aber der Heerführer war schließlich sein Freund, und so erwiderte er nur: „Nichts ist daran wahr.“

Aber Schallum gab sich mit diesem dürren Dementi nicht zufrieden. „Auch in einer fauligen Olive steckt ein Kern“, sagte er. „Huram ist zwar ein Verleumder, aber er hält sich stets an wirkliche Begebenheiten. Was also ist wahr an seiner Beschuldigung?“

„Nichts, ich sagte es schon“, warf Jerobeam unwirsch hin.

Schallum blickte seinen Freund durchdringend an und wartete. Jerobeam hielt dem Blick nicht stand. „Eines Tages wurde ich zum Sohn des Pharaos gebracht“, gestand er. „Der wollte mich

überreden, nach Salomos Tod die Israeliten für den Pharao zu gewinnen.“ Er hob seine Stimme. „Und, habe ich das getan? Nein, sondern ich habe mich dem Pharao entgegengestellt! Niemand weiß das besser als du! Hurams Beschuldigung ist eine Lüge! Und du glaubst dem Lügner! Das enttäuscht mich.“

Schallum schnaufte hörbar. Er fühlte sich jahrelang hintergangen und jetzt auch noch ungerecht beschimpft. „Ich glaube Huram nicht!“ erklärte er aufgeregt. „Sondern dir habe ich geglaubt! Aber nun weiß ich nicht, ob ich dir noch immer vertrauen kann.“ Und er warf dem Freund vor: „Wenn deine Begegnung mit einem der Mächtigen am Nil so harmlos war, warum hast du sie mir verschwiegen? Überall verkündest du, Jahwe habe dich zum König berufen, aber in Wirklichkeit hieß Jahwe Scheschonk!“ Der Heerführer war nun richtig wütend.

Es blieb Jerobeam nichts übrig als einzuräumen, daß Prinz Osorkon ihn bedrängt habe, nach dem Königtum Israels zu greifen und Israel dem Pharao untertan zu machen. Aber im übrigen blieb er bei seiner Geschichte, daß er in einer Ziegelei gearbeitet habe und daß ihn Jahwe im Heiligtum der Oase Kadesch-Barnea zum König Israels berufen habe.

Schallum glaubte nun Jerobeam, aber er war gekränkt, weil ihm der Freund nicht schon bei ihrem Wiedersehen in Geser die ganze Wahrheit gesagt hatte. Und Jerobeam hatte Angst, daß noch mehr zutage kam, was er lieber für immer verschweigen wollte: sein Haus in Tanis, seine Dienerin Scheri, sein Luxusleben, als stamme er aus königlichem Hause, das Wohlwollen des Prinzen Osorkon. So gingen sie schweigend zur Stadt zurück, jeder mit sich beschäftigt, und sie fürchteten beide, daß ihre Freundschaft einen Riß bekommen hatte.

Woher wußte Huram überhaupt, so fragte sich Jerobeam, daß er ein Hoffnungsträger des Pharaos oder zumindest von dessen Thronfolger gewesen war? Kein anderer als Scheschonk selbst konnte ihm das verraten haben. Aber derartige Geheimnisse gab man doch nur einem Manne preis, dem man vertraute, von dem man Unterstützung erwartete. Kein Zweifel, Scheschonk sah nicht ihn, sondern Huram als künftigen Regenten. Und das hieß, daß seine freundliche Botschaft Lug und Trug war. Die Einladung war wirklich eine Falle, wie Schallum sogleich erkannt hatte. Ginge er nach Megiddo, so würde ihn Scheschonk als seinen Feind hinrichten. Und ob er in diese Falle tappte oder sich weiterhin dem ägyptischen Zugriff entzog – Ketura konnte er so und so nicht helfen. Aber das schwor er sich erneut: Sobald ihm Huram in die Hände geriet, sollte er sterben.

Bedan blieb zwei Tage in Penuel, dann brach er zu seiner gefährlichen Mission auf. Er hoffte allerdings auf eine plötzliche Wendung der Lage während seiner Reise, die ihm die Erfüllung des Auftrags ersparte. Deshalb hatte er es nicht eilig. Und als hätte hinter seiner Hoffnung irgendeine Ahnung gestanden – als er in Tirza anlangte, traf er dort in Enans Haus auf Ketura mit dem Kind und Bohan. Die drei waren am Vortag angekommen, und Enan hatte vorgehabt, heute einen Boten nach Penuel abzufertigen, um Jerobeam die angenehme Nachricht zu überbringen. Bedan freute sich über die Befreiung seiner Leidensgefährten, und mehr noch darüber, daß er nun nicht nach Megiddo mußte. Denn wenn Jerobeams Familie sich außerhalb der Gewalt des Pharaos befand, erübrigte sich seines Erachtens eine Antwort Jerobeams an diesen. Leider wußten die Ankömmlinge nicht, welchem Umstand sie ihre plötzliche Abschiebung verdankten. Und diesen galt es aufzuklären, bevor ein Bote an Jerobeam abgeschickt wurde.

Schon am nächsten Tag machte sich Bedan auf den Weg nach Jesreel zu seinem Amtsbruder Baaljada. Drunten in der Ebene wußte man sicherlich mehr über das Tun und Lassen der Ägypter als hier oben im Bergland. Und tatsächlich berichtete ihm der Älteste der Issachariten, daß die Ägypter vermutlich abgezogen seien. Gestern abend habe ihn die Nachricht erreicht, aber er wisse nicht, ob sie wirklich stimme. Bedan bat ihn, verläßliche Männer auszusenden, die Gewißheit brächten, denn er könne nicht mit bloßen Gerüchten zu Jerobeam zurückkehren. Baaljada wollte wissen, wo sich der König versteckt halte, aber Bedan meinte, daß es besser sei, wenn nur er das Geheimnis kenne. Diese Heimlichtuerei verdroß Baaljada, aber er schickte doch zwei Späher aus, denn auch er und der ganze Stamm brauchten Klarheit über die Bewegungen des Feindes.

Als die Kundschafter unbehindert vor Megiddo gelangt waren und sich überzeugt hatten, daß die Stadt weder von den Ägyptern noch von sonstigen Bewaffneten besetzt war, gingen sie durchs Tor hinein und sprachen mit den Einwohnern. Und so konnten sie Baaljada melden, daß nicht nur der Feind abgezogen war, sondern mit ihm auch die Fuß- und Wagenkämpfer Puwas. Und auch Huram habe die Stadt verlassen, kaum daß die Ägypter fort waren.

Im Besitz dieser Nachrichten lenkte Bedan seinen Esel mit frischem Mut zurück nach Tirza, aber vorher hatte er Baaljada den Aufenthaltsort Jerobeams mitgeteilt, was diesen mit seinem Gast versöhnte. Beide waren sich einig, daß Huram für seinen Verrat büßen sollte.

Die Kunde vom Abzug der Ägypter hatte Tirza bereits erreicht, als Bedan dort eintraf. Er war von der Reise erschöpft und sah sich außerstande, sofort abermals aufzubrechen und zurück ins östliche Bergland zu reiten. Enan wählte einen jungen Mann aus, der den Weg nach Penuel kannte, und dem trug Bedan alle Neuigkeiten auf. Und er sollte Jerobeam den Rat übermitteln, unverzüglich herüberzukommen, damit er eingreifen könne, falls Huram seine Anhänger sammle. Denn

wenn der Verräter den Ägyptern nicht nachgereist war, was Bedan als unwahrscheinlich ansah, so würde er vielleicht versuchen, sich mit Hilfe der Gegner Jerobeams im Bundesrat zu Israels König zu machen.

Mit dieser letzteren Vermutung irrte sich Bedan. Denn Huram hatte sich das Ziel seines Freundfeindes Malkiel völlig zu eigen gemacht, das Königtum in Israel wieder abzuschaffen. Wenn der Pharao im nächsten Frühjahr zurückkehrte, wollte er ihn mit einem wiederhergestellten Stämmebund überraschen, der seine Freiheit in sich selbst trug und deshalb den Ägyptern nicht feindlich entgegentrat, sofern diese nicht erneut das Land auszurauben trachteten.

Huram hatte von Megiddo aus den Weg am Nordosthang des Karmelhöhenzugs hinab zur Meeresküste eingeschlagen, denn lieber wollte er Bewaffneten des Königs von Tyros begegnen als den Soldaten Jerobeams, die möglicherweise schon ausgeschwärmt waren und ihn suchten. Erst in der Gegend von Akko wandte er sich hinauf ins Stammesgebiet von Ascher. Er wollte sich mit Pagiel verständigen und danach über das Hochland hinüberreisen zum Stamm Naftali. Mutwillig summte er das Spottlied vom König Dornstrauch, das Salomo gegolten hatte. Aber er bezog es nun auf Jerobeam. Daß er die Verse einst abgelehnt hatte, das schrieb er seinem damaligen Irrtum zu, einen Königsanwärter zu finden, der den Ältesten gehorchte und ihre Entschlüsse ohne Wenn und Aber ausführte. Jerobeam war der lebende Beweis, daß es einen solchen König nicht gab. Deshalb mußte der Mann aus Zereda, dieser unwürdige Sippenbruder, in den Staub geworfen werden, wo er hingehörte.

Die beiden jungen Männer an Hurams Seite hörten den leisen Gesang des Ältesten und fragten ihn, welches Lied er summe, und nun lachten sie zu dritt über den Dornstrauch, der in seinem dümmlichen Hochmut glaubte, den Bäumen Schatten spenden zu können.

Aber als Huram am nächsten Tag seinem Amtsbruder Pagiel gegenübersaß und sich als Retter Israels pries, der die Ägypter zum Abzug veranlaßt hatte, erlebte er wenig Freude. Er wurde zwar reich bewirtet, aber an seinem Plan zeigte Pagiel kaum Interesse. Der Plan bestand darin, die Krieger Aschers und Naftalis in Kedesch zusammenzuziehen, wo Huram bis zur Entmachtung Jerobeams wohnen wollte. Die Krieger sollten ihn vor den Soldaten des Königs schützen, falls die hier im Norden auftauchten. Inzwischen wollte er die Stammesältesten nach Kedesch einladen und vor ihnen Jerobeam als Knecht des Pharaos entlarven, der sich in dessen Auftrag mit gotteslästerlicher Lüge und Täuschung zum König gemacht hatte. Danach sollte der Betrüger verflucht und aus der Gemeinschaft Israels ausgestoßen werden. Und für dessen Kumpan Schallum mußte ein Mörder gedungen werden, damit die Bewaffneten ohne Kopf dastanden und fortan den Ältesten dienten.

Pagiel meinte, er biete seine Krieger weder für Jerobeam noch für Huram auf, denn der Stamm Ascher halte nichts vom Krieg. Und im Grunde sei ihm egal, wer im Sichemer Palast sitze, wenn der jeweilige Machthaber nur dafür sorge, daß die gute Nachbarschaft Israels zu den Kaufleuten von Tyros nicht gestört werde.

Enttäuscht und zornig reiste Huram ab. Jetzt sang er nicht mehr das Lied, das seine Anklage gegen Jerobeam vorwegnahm. Schlecht gelaunt stieg er vor dem Stadttor von Kedesch vom Esel, und trotz des freundlichen Empfangs durch seinen Gesinnungsfreund Tilon wurde er bald in seiner Mißstimmung bestärkt. Denn auch Tilon äußerte sich ablehnend zum Plan einer Streitmacht gegen den verhaßten König: „Ich soll meine Krieger, die ich aus gutem Grund geschont habe, jetzt Jerobeams Männern in die Lanzen treiben? Ich brauche meine junge Mannschaft, um einem wirklichen Feind zu widerstehen. Weißt du nicht, daß die Aramäer Ramot besetzt haben? Morgen schon können sie über den Jordan kommen. Wie oft habe ich vor ihnen gewarnt, aber auch du hattest kein Gehör für mich!“

Huram vernahm die Nachricht vom Aramäereinfall mit Bestürzung. „Das ist Jerobeams Schuld!“ rief er aufgebracht, und darin gab ihm Tilon recht.

Aber dann stritten die beiden Ältesten weiter um die Abwehr der Soldaten des Königs, und der Zwist vertiefte sich, als Huram seine Absicht eröffnete, den Bundesrat hierher nach Kedesch einzuberufen.

„Der Bundesrat muß in Sichem zusammentreten“, war Tilons Auffassung. „Denn dort wurde Jerobeam zum König gemacht, durch dich, Huram, vergiß das nicht! Und dort muß er angeklagt und verurteilt werden. Sichem ist das Herz Israels, nicht Kedesch!“

Die beiden Würdenträger erzielten keine Einigkeit, obwohl sie in der Feindschaft gegen Jerobeam übereinstimmten. Tilon weigerte sich, Boten zu stellen, die die anderen Ältesten zur Ratssitzung einladen sollten. Er verwies auch auf das Mißtrauen, das die Restgarnison von Hazor gegen ihn hegte, weil er im Frühjahr seine Krieger nicht aufgeboten hatte. Aber über den tiefsten Grund seiner Ablehnung sprach er nicht. Wenn der Bundesrat in Kedesch zusammentrat, so erschien sicherlich auch Jerobeam, und zwar mit seinen Bewaffneten, und der Stamm Naftali mußte möglicherweise doch zu den Waffen greifen und so seine Kampfkraft schwächen.

Da Huram ohne Tilons Zustimmung die Ältesten nicht nach Kedesch holen konnte, brach sein ganzer schöner Plan zusammen, hier im Norden seine neue Machtbasis aufzubauen. Damit er

herausbekam, ob er sich mit großer Vorsicht nach seiner Heimatstadt Tappuach wagen konnte, um unter dem Schutz seiner Mitbürger die Amtsbrüder in Sichem zu versammeln, schickte er Simri und den anderen Begleiter als Kundschafter aus. Simri wehrte sich gegen den Auftrag, denn wenn ihn Jerobeams Leute einfingen, so würden sie ihn als Ägypterknecht und Entführer von Jerobeams Frau und Sohn umbringen. Aber Huram brauchte verläßliche Kunde über die Lage im Süden und wischte die Bedenken hinweg. Er appellierte an den Spürsinn der beiden und ermahnte sie, allen möglichen Bedrohungen auszuweichen.

Die beiden Kundschafter gelangten unbemerkt am Hügel von Hazor vorüber und glaubten sich schon auf der sicheren Seite, bevor sie hinab in die Ebene kamen, da standen sie plötzlich Soldaten der Garnison gegenüber. Die zurückgelassenen Wagenkämpfer nahmen den Befehl ihres Kommandeurs Ittai ernst, während seiner Abwesenheit die Heerstraße streng zu kontrollieren. So streiften sie auch zu Fuß umher und hielten Augen und Ohren offen. „Ihr seid keine Söhne Naftalis“, stellte der Truppführer fest, nachdem die Aufgegriffenen ausgesagt hatten, daß sie zum Mann ihrer Schwester nach Saatgut unterwegs wären. Einer der Soldaten erkannte ihren Dialekt und warf ein: „Efraimiten sind es.“ Die beiden Späher fürchteten ein strenges Verhör, aber der Truppführer hielt sie nun für Kundschafter Jerobeams, die auf dem Rückweg waren, und sie bejahten das voll Freude über den Irrtum dieses Schwachkopfes. Der fragte sie, wo der König sei und was er plane und ob Ittai nicht bald zurück nach Hazor komme. Simri hatte Mühe, sich mit seinen Antworten nicht erneut verdächtig zu machen.

Nach dieser Begegnung schwand die Unsicherheit der Kundschafter, und sie beschlossen, sich fortan als Knechte des Königs auszugeben. Beinahe übermütig betraten sie das Gebiet der Issachariten.

51

Die frohe Botschaft aus Tirza ließ ganz Penuel aufjauchzen. Jahwe hatte sich als mächtig erwiesen und die Ägypter sogar schon vor Ende des Herbstes aus Israel vertrieben. Auch Jerobeam jubelte, und er hatte doppelten Grund dazu. Jahwe hatte nicht nur Israel im allgemeinen befreit, der Pharao hatte auch Ketura und Nadab aus seiner Gewalt entlassen müssen. Aufbruchstimmung ergriff die Flüchtlinge. Binnen drei Tagen sollte der Abmarsch hinüber ins Westjordanland erfolgen.

Jerobeam wünschte, daß sich auch die Leute von Kinneret anschlossen und in ihre verlassene Stadt zurückkehrten. Ihr Sprecher Nogah war dazu auch bereit, doch die Mehrzahl seiner Mitbürger fürchtete sich noch immer vor einer Vergeltungsmaßnahme des Stammesältesten Tilon. So mußte Nogah die Gileaditen um weiteres Gastrecht bitten, bis drüben in der Heimat keine Gefahr mehr drohte. Er selbst aber erfüllte Jerobeams Wunsch, ihn zu unterstützen, wenn er mit den Verrätern abrechnete, und sammelte ein halbes Dutzend Kinnereter um sich, mit denen er sich den Rückkehrern beigesellte.

Auch der reiselustige Abdon wollte von vornherein dabeisein, wenn Jerobeam seinen Feind Huram zur Strecke brachte, und so schloß auch er sich mit einigen jüngeren Begleitern dem Zug des Königs an.

Vom Rücken seines Maultieres schaute Jerobeam fröhlich auf die Marschkolonne, die sich formierte, und ihm war zumute, als beginne eigentlich erst jetzt sein Königtum. Er wunderte sich selbst über diese Stimmung, denn noch war ja durchaus unklar, ob es überhaupt gelingen würde, Hurams Machtstellung so gründlich zu zerschlagen, wie er sich das vorstellte.

Als der Zug im Jordantal angelangt war und rastete, holte ihn ein junger Bursche ein, den die Männer von Penuel mit einer wichtigen Nachricht für ihren Ältesten hinterhergeschickt hatten. Abdon hörte sich an, was es inzwischen gegeben hatte, und dann trat er mit ernstem Gesicht an Jerobeam heran, der soeben mit Schallum, Ittai und Bascha den bevorstehenden Flußübergang besprach. „Die Moabiter sind mit einem großen Heer über den Arnon gekommen“, berichtete er. „Sie haben Städte im Lande Gad erobert. Im Kampf gegen sie sind viele gefallen, darunter auch der Älteste Segub.“

Während dieser Mitteilung schaute Schallum Jerobeam besorgt an. Er erinnerte sich des unseligen Tages, an dem er ihm den Einfall der Aramäer gemeldet hatte. Würde der König bei der heutigen Schreckensnachricht abermals seinen Mut und seine Tatkraft verlieren?

Jerobeam bemerkte den Blick des Freundes, deutete ihn richtig und war darüber befremdet. Er und Schallum waren sich doch einig gewesen, daß ein Verlust Gads an die Moabiter für Israel kein gewaltiges Unglück darstellte. Er erwiderte Abdon: „Du bringst uns eine schlimme Meldung. Aber Penuel ist vor den Moabitern sicher.“ Er wandte sich an alle, die ihn umstanden: „Wenn wir den inneren Feind geschlagen haben, werden wir die äußeren Feinde bezwingen. Und um Segub tut es mir leid, obwohl er nicht zu meinen Freunden zählte. Als er uns auf der Flucht vor den Ägyptern bei sich aufnahm, wer hätte da gedacht, daß er so bald ein solches Ende finden würde! Die Plänkeleien mit den Moabitern, die wir erlebten, deuteten doch nicht auf einen großen Krieg!“

Als sich Jerobeam dann mit den Militärs wieder der Vorbereitung des Jordanübergangs zuwandte, war er nicht ganz bei der Sache. Denn ihm kam die Frage ein, ob der Tod Segubs etwa wie der Tod Malkiels von Jahwe bewirkt war. Räumte sein Gott ihm alle seine Gegner aus dem Weg? Vielleicht fielen auch Huram und Tilon und Pagiel, noch bevor er, Jerobeam, durchs Stadttor von Sichem einzog? Doch er scheuchte diese Einbildung hinweg. Denn wenn Huram starb, ohne daß er seiner Verbrechen überführt war, würde sein Ruhm als Begründer eines eigenen israelitischen Königtums weiterleben. Offenbar wollte Jahwe mit Malkiels und Segubs Tod nur anzeigen, was mit Israels Verderbern geschehen mußte. Jerobeam empfand Genugtuung darüber, daß es ihm immer besser gelang, den göttlichen Willen zu deuten. Eigentlich brauchte er keine Seher und Gottesmänner um sich. Er selbst erkannte, was Jahwe erwartete und forderte! Aber wie denn auch nicht – war er doch der von Jahwe erwählte König! Stolz durchflutete ihn. Er wandte sich seinen Gefährten wieder zu, und die bemerkten erst jetzt, da er ihren Vorschlägen zustimmen sollte, daß er gar nicht zugehört hatte.

Der gesamte Zug setzte ohne Hast, aber zügig über den Jordan. Da es auf den Abend zuging, entschlossen sich Jerobeam und Schallum, in der Nähe des Aufstiegs nach Tirza das Nachtlager aufzuschlagen. Sie überließen die Aufsicht darüber Ittai und gingen ein wenig abseits, um sich endgültig abzusprechen, was nach der Ankunft in Tirza geschehen sollte, sofern die Lage im Lande noch unverändert war.

In Penuel hatten sie sich ja bereits so verständigt, daß sich Jerobeam um die Ältesten und Schallum um seine Soldaten kümmern sollte. Und so erwartete nun Schallum, daß Jerobeam als erstes die Stämme Sebulon, Issachar, Efraim und Benjamin besuchen würde, um deren Treue zu überprüfen und zu erneuern. Die zweihundert Soldaten wollte er dem König als Leibwache und Schutztruppe überlassen. Er selbst hatte vor, schnellstens nach Geser zu gehen, um nachzusehen, wie die Besatzung den Ägyptereinfall überstanden hatte, und um die Fußtruppe nach Sichem zu führen und mit den zwei Hundertschaften zu vereinigen. Diese Mannschaft sollte dann Huram aufspüren und hinrichten.

Aber nun überraschte ihn Jerobeam mit dem Entschluß, sofort den Bundesrat nach Sichem einzuberufen. „Was sagst du da?“ entfuhr es ihm. „Soll das wieder losgehen mit dem endlosen Geschwätz dieser Männer von gestern? Der Bundesrat ist zerfallen, vor unser beider Augen! Es gibt ihn nicht mehr! Und jetzt willst du den Leichnam wiederbeleben?“

Jerobeams Antwort war heftig. „Natürlich weiß ich, daß es den Bundesrat, so wie er war, nicht mehr gibt! Drei der Ältesten sind ja auch tot. Aber nun erinnere dich an deine eigenen Worte! Als sich Huram von mir losgesagt und mir gedroht hatte, daß er alle Ältesten gegen mich aufhetzen wolle, da habe ich seinen Tod gefordert. Du aber hast mir geantwortet, daß man einen Mann wie Huram nicht einfach totschlagen kann, sondern daß man seinen Tod zuvor Israel erklären muß. Und genau das will ich tun! Noch immer sind die Ältesten der Stämme die Sprecher Israels. So wie in ihrer Mitte Huram mich als Verräter verleumdet hat, so werde ich jetzt im selben Kreis ihn und Tilon des wirklichen Verrats überführen. Die Beweise sind unwiderlegbar. Ganz Israel soll sie hören.“

Schallum widersprach. „Besser wäre es, wenn du einzeln und nacheinander mit den Ältesten sprichst! Auch dann erfährt ganz Israel von den Verbrechen. Was willst du noch mit dem Bundesrat? Keiner dieser Männer ist zuverlässig, auch nicht deine Anhänger! Alle sehen nur sich selbst und ihren Stamm! Wann willst du dich endlich auf deine eigene Macht besinnen?“

„Gerade das tue ich mit dieser Versammlung!“ verteidigte Jerobeam sein Vorhaben. „Es wird die letzte dieser Art sein. Keine Angst, ich werde den toten Bundesrat nicht wiederbeleben – ich werde ihn begraben!“

Schallum blieb skeptisch. „So? Das sehen die Ältesten aber sicher anders. Aiuch Bedan und Abdon. Sie und die anderen, die auf deiner Seite stehen, werden zwar Huram verurteilen, aber zugleich werden sie dir neue Fesseln anlegen. Du spielst mit deiner Macht!“

Nun schwieg Jerobeam erst einmal. Die Einwürfe des Freundes hatten ihn doch nachdenklich gemacht. Endlich sagte er, ruhiger als vorher: „Du warst nicht dabei, als sie mich zum König beriefen. Damals standen Männer aus Zereda, aus Tirza und aus Schilo rings um die Ältesten, und diesen gefiel das gar nicht. Eigentlich waren es die einfachen Israeliten wie Enan und Bohan, die das Königtum für mich erzwangen. Für die kommende Versammlung werde ich nicht nur die Mitglieder des früheren Bundesrates einladen, sondern auch jene Männer, die damals dabeiwaren. Hinzu kommen außerdem unsere Begleiter aus Kinneret und Penuel. Auf diese Weise wird das Volk selbst Gericht halten über die Verräter. Das Volk ist der Felsgrund meiner Macht! Das sollen die Würdenträger sehen, und sie werden es begreifen.“

Schallum blickte den Freund zweifelnd an. Dann schnaufte er und schüttelte den Kopf, aber er sagte nichts mehr dazu. Nach einer Weile sprach er vielmehr von seiner Absicht, die Soldaten aus Geser mit denen, die Teilnehmer der Flucht gewesen waren, zu vereinigen. Jerobeam war mit dem Plan des Heerführers einverstanden. Daß Huram ohne bewaffnete Macht war, wußten beide ja noch nicht.

Am nächsten Morgen zogen König und Gefolgschaft ins Bergland hinauf nach Tirza. Die gesamte Einwohnerschaft war vor der Stadt versammelt, denn der Bote, der den Flüchtlingen die frohe Kunde vom Abzug der Ägypter nach Penuel gebracht hatte, war vorausgeeilt und hatte das Kommen des Königs angekündigt. Jerobeam begriff nicht, wie ihm geschah, als die Frauen ihm winkend entgegenschritten und ein altes Siegeslied sangen und die Männer ihn frohbewegt mit Jubelrufen begrüßten. Kam er denn nicht als Flüchtling zurück, in ein ausgeraubtes Land, noch immer bedrückt von der Niederlage gegen die Ägypter, ohnmächtig gegen Aramäer und Moabiter? Und dieses Volk hier feierte ihn wie einen Helden, der siegreich aus der Schlacht heimkehrt!

Aber nun löste sich Ketura, den kleinen Nadab an der Hand, aus der Schar der Frauen, trat vor ihn hin, verbeugte sich vor ihm und hieß ihn willkommen. Da verdrängte das Gefühl für diese Frau, die er liebte, alle anderen Empfindungen, die ihn in diesem Moment bewegten. Er hob Ketura auf und umarmte und küßte sie, und dann nahm er den Sohn auf die Arme und drückte ihn, daß der Kleine keine Luft mehr bekam und sich strampelnd zu befreien suchte. Ganz Tirza erfreute sich an der Begrüßungsszene und klatschte Beifall.

Nun traten die Männer heran, an ihrer Spitze Bedan, Bohan und Enan, und von ihnen erfuhr Jerobeam, daß ein Philisteraufstand den so raschen Abzug der Feinde bewirkt hatte. „Jahwe hat sich als übermächtig erwiesen wie gegenüber unseren Vätern am Tag des Meerwunders“, sagte Jerobeam – es klang, als deutete ein Seher das Geschehene.

Die Tirzaer begrüßten nun auch die Gefährten des Königs und die Soldaten, die das Leid des Exils mit dem König geteilt hatten, und schließlich machte Jerobeam die Männer von Tirza mit dem Ältesten Abdon und dessen Begleitern und mit den Männern aus Kinneret bekannt. Sie alle wollten Zeugen sein, so erklärte er, wenn die Verräter Israels verurteilt wurden. Mit einem Seitenblick streifte er dabei Enan, den Schwager Hurams. Enan bemerkte den prüfenden Blick und reagierte darauf. „Huram hat meine Schwester ins Unglück gestürzt“, äußerte er, „als er Israel an den Pharao verriet. Deine Anklage gegen diesen Mann ist also auch meine Anklage.“

Allmählich zerstreute sich die Menschenmenge. Jerobeam, seine Familie, seine Beamten und Freunde folgten Enan in die Stadt, während die Soldaten und die Männer aus Penuel und Kinneret draußen im Freien ihre Zelte aufstellten. Erst am nächsten Morgen sollte es weitergehen, nach Sichem, der Königsstadt.

Als dann die Würdenträger und Beamten mit den Hausvätern der Stadt beim Mahl saßen, das von den geringen Reserven bestritten wurde, die vor dem Feind gerettet worden waren, berichteten Bedan und Enan, daß sie inzwischen nach Huram hatten suchen lassen. Aber weder in Sichem noch Tappuach waren er oder seine Begleiter zu finden gewesen. Seine beiden älteren Söhne hatten seit seiner Flucht zu den Ägyptern nichts mehr von ihm gehört. Und so schlossen die Männer nun auf den tatsächlichen Sachverhalt und meinten, daß sich der Verräter wahrscheinlich zu seinem Kumpan Tilon nach Kedesch begeben hatte. „Wir wollen hoffen, daß sie nicht die Krieger von Naftali und Ascher gegen uns aufbieten“, bemerkte Schallum dazu, und am liebsten wäre er sofort nach Geser aufgebrochen, um die Verstärkung heranzuholen.

Es war bereits dunkel, und außer den aufgestellten Wachen schickte sich ganz Tirza an, nach dem ereignisreichen Tag schlafen zu gehen, da störte Enan seinen Gast, den König, der sich nach der Umarmung Keturas sehnte, und berichtete aufgeregt, daß ein Trupp Issachariten angekommen sei, der Hurams Sohn mit sich führe. Jerobeam mußte seinem Liebesverlangen entsagen und dem Hausherrn folgen. Am Stadttor fanden sie eine Schar von acht Männern, in ihrer Mitte Simri und dessen Begleiter, die Arme auf dem Rücken zusammengebunden. Schallum war bereits da und befragte die Issachariten. Ihr Ältester Baaljada habe sie geschickt, lautete deren Auskunft. Die beiden Gefangenen seien am Fuß des Berges Tabor aufgegriffen worden, und Baaljada habe in dem einen der beiden Verdächtigen Hurams Sohn erkannt, der die Ägypter von Jerusalem auf dem Gebirge entlang nach Megiddo geführt hatte. Baaljada übergebe die Verräter dem König, damit der nach seinem Gutdünken mit ihnen verfahren könne.

Während sich Enan um die Unterbringung der Issachariten kümmerte, erleichtert, daß ihn der König beim Verhör des Neffen nicht hinzuzog, führten Jerobeam und Schallum die Gefangenen ins Zelt des Heerführers. Sie ließen Bohan holen, damit er als Augenzeuge und Betroffener des Verrats der Befragung beiwohne.

Zuerst schwiegen Hurams Kundschafter trotzig und wollten nicht sagen, mit welchem Auftrag sie unterwegs gewesen waren. Erst als Bohan dem Sohn des Ältesten dessen Schurkenstreich in Zereda vorhielt, tat der Beschuldigte den Mund auf und verteidigte sich. Er sei gezwungen worden, den Ägyptern als Wegführer zu dienen. Der Abstecher nach Zereda sei ihm befohlen worden. Hätte er sich geweigert, so wäre es ihm übel ergangen.

Bohan fuhr dazwischen: „Wer hat dich geheißen, mit Fingern auf Frau und Sohn des Königs zu weisen? Niemand außer dir kannte sie! Du hättest dein Wissen verschweigen können, und keiner der Ägypter hätte es bemerkt!“ Jerobeam nahm Bohans Anklage auf und setzte sie fort: „Du hast meine Frau und meinen Sohn dem Pharao als Geiseln ausgeliefert, damit er mich in seine Gewalt bekommt. Das ist eine Schandtat gegen den König, den Israel auf Geheiß seines Gottes

über sich gesetzt hat! Und du hast sie ohne Zwang verübt! Glaubtest du, daß dich die Strafe dafür nicht erreichen wird?“

Jetzt wurde es Simri doch bange. Er versteckte sich hinter der väterlichen Autorität. „Ein Sohn muß seinem Vater gehorchen.“

„Wo ist dein Vater?“ fragte Jerobeam. „Hat er dir befohlen, Frau und Sohn des Königs den Ägyptern in die Hände zu liefern? Gib uns Gelegenheit, Huram darüber zu befragen, und ich könnte dir, falls du nur seinen Auftrag erfüllt hast, vielleicht das Leben schenken.“

Simri fühlte sich von einer doppelten Angst gewürgt: Angst vor dem drohenden Tod und vor dem strengen Vater. Er schwieg. Erst als ihm Schallum auf den Kopf zusagte, daß sich Huram in Kedesch bei Tilon verberge, gab er das zu. Und er sagte aus, daß sie beide ausgeschickt worden waren, um die Lage im Lande zu erkunden. Es bedurfte noch einer abermaligen Todesdrohung durch Schallum, und er verriet sogar, daß Tilon seine Krieger Huram nicht zur Verfügung stelle, weil er sie für die Abwehr eines möglichen Angriffs der Aramäer schonen wolle. Diese Auskunft erfüllte Jerobeam und Schallum mit Freude. Sie erschien glaubhaft, denn wenn sie eine Täuschung gewesen wäre, um Hurams Gegner irrezuführen, so hätte sie der Gefangene gleich anfangs gegeben und nicht erst nach vielerlei Drohungen.

Die Gefangenen wurden Ittai übergeben, damit er sie sicher verwahre. Jerobeam wollte sie mit nach Sichem nehmen, um sie für den Prozeß gegen Huram zur Verfügung zu haben. Jetzt ging er mit Schallum und Bohan erst einmal zur Stadt zurück. Am Stand der Sterne erkannte er, daß es gegen Mitternacht war. „Nichts geht über ein bißchen Todesangst, um die Lippen eines Spions zu öffnen“, stellte Schallum zufrieden fest.

Die Liebesnacht, nach der sich Jerobeam gesehnt hatte, fiel kurz aus. Denn noch lange vor Sonnenaufgang wurde sie abermals gestört. Schallum trat ins Gemach, wo das Paar ruhte. „Die Gefangenen wollten fliehen“, meldete er. „Aber meine Männer waren wachsam.“

Jerobeam rieb sich die Augen. Schlief der Heerführer denn nie? „Habt ihr sie jetzt besser verwahrt?“ fragte er unfreundlich.

„Sie werden nicht mehr zu fliehen versuchen“, erwiderte Schallum. „Sie sind tot.“

Während sich Ketura schaudernd die Decke über den Kopf zog, ermunterte sich Jerobeam vollends. „Ich verstehe“, sagte er. Und dann warf er dem Freund vor: „Du hast mir zuwidergehandelt. Ich wollte den Sohn aburteilen wie den Vater.“

Schallum zuckte die Schultern. „Flüchtlinge, die sich bei ihrer Festnahme wehren, werden getötet“, erklärte er. „Darin wirst du mir recht geben. Sei froh, daß diese Verräter dir nicht mehr schaden können!“ Er wünschte dem König eine ruhige Restnacht und ging hinaus.

Jerobeam sank zurück auf sein Lager und verwünschte die Eigenmächtigkeit des Heerführers. Wollte der ständig besser wissen, was geraten schien, als er, der König? Geriet die Freundschaft zwischen ihnen beiden etwa ins Wanken? Er stöhnte vor Unmut und Besorgnis. Ketura wagte es nicht mehr, ihn anzurühren.

Kaum war die Sonne aufgegangen, da drängte alles zum baldigen Aufbruch. Enan nahm den Tod seines Neffen gelassen auf. Wie Huram selbst war ihm dessen Sohn nur noch einer, der sich gegen Israel gestellt und harte Strafe verdient hatte. Im Grunde waren beide für ihn schon gestorben, als er von ihrem Verrat erfahren hatte.

Ittai verabschiedete sich nun, da er wieder das Kommando in Hazor übernehmen mußte. Weil nach der Aussage der Gefangenen im Norden alles ruhig war, gab ihm Schallum nur fünf Soldaten mit. Ittai hatte gehofft, daß er nach der verschuldeten Niederlage seinen Posten an Bascha abgeben und sich zur Ruhe setzen dürfe, aber der Heerführer behielt den vorgesehenen Nachfolger bei sich.

Der König und sein Gefolge zogen Sichem entgegen. Jerobeam nahm erstaunt wahr, daß ihm die uralte Stadt zwischen den Bergen Ebal und Garizim in der Fremde zur Heimat geworden war. Gewiß, in Zereda war er geboren und aufgewachsen, aber Israels König war er in Sichem. Er freute sich auf die Rückkehr ins Haus des ehemaligen Statthalters Ochran, das er vor dem Krieg bewohnt hatte. Ketura zog es allerdings zurück nach Zereda, und sie weinte, als sich am anderen Tag Bohan verabschiedete. Während der langen Trennung von Jerobeam war ihr der knorrige Alte wahrhaftig zum zweiten Vater geworden. Eigentlich hing sie nun an ihm mehr, als sie einst an ihrem leiblichen Vater Eri gehangen hatte.

Schallum hielt es nur eine einzige Nacht zu Hause. Mit einer kleinen Eskorte machte er sich wie verabredet auf den Weg nach Geser. Er traute der Ruhe im Lande nicht und wollte die Verstärkung so schnell wie möglich heranführen. Das Kommando über die in der Königsstadt verbleibende Mannschaft hatte er in Abstimmung mit Jerobeam Bascha übertragen, der sich während des gesamten Feldzugs als kühn und einfallsreich und trotz seiner Jugend als umsichtig und entschlußfreudig erwiesen hatte.

Schließlich verließ auch Jerobeam Sichem. Er wollte hinüber nach Schilo zu Deker, dem einzigen Sippenältesten im Stamme Efraim, dem er vertraute. Deker sollte den Bundesrat nach Sichem einberufen, obwohl er nicht dessen Mitglied war. Aber Malkiel war tot und Huram verschollen

– das sollte die Begründung der außerordentlichen Maßnahme sein. Wenn Bedan, der ja zugleich königlicher Beamter war, die Einladung erließ, würden Huram und Tilon sofort Verdacht schöpfen, daß Jerobeam hinter der Einladung steckte und Vergeltung üben wollte. Deker dagegen war als ein Mann bekannt, der zwar auf der Seite des Königs stand, aber dennoch sachlich und gerecht zu urteilen pflegte. Bedan und Abdon begleiteten Jerobeam nach Schilo, um die Absicht des Königs zu unterstützen. Und auch Ketura und den Kleinen hatte Jerobeam mitgenommen, denn er wollte sich nicht schon wieder von ihnen trennen, auch nicht für die wenigen Tage, die er fortzubleiben gedachte. In Sichem sollten Hillel, der Schreiber, und Bascha, der neue Kommandeur, Augen und Ohren offenhalten.

Kaum waren die Abreisenden den Bicken der Zurückbleibenden entschwunden, da erhob sich im Standlager der Soldaten einer der altgedienten Offiziere gegen Bascha, ein Mann, dem Schallum immer besonders vertraut hatte. Deshalb hielt er sich für denjenigen, dem in Abwesenheit des Heerführers und des Kommandeurs Ittai die Befehlsgewalt gebührte. Da aber Bascha bei der Mehrheit der Soldaten beliebt war, blieb der Anhang des Aufrührers gering. Bascha versprach dem Empörer, ihn dem Heerführer nach dessen Rückkehr als Kommandeur der Sichemer Mannschaft vorzuschlagen – er selbst sei nur gezwungenermaßen in dieser Stellung und wolle lieber zurück nach Hazor. Der Zurückgesetzte war ein schlichter, geradliniger Mann und glaubte das. Am nächsten Tag bestieg Bascha mit dem Aufsässigen und einigen Soldaten den Ebal, um einen geeigneten Platz für die Einrichtung eines Beobachtungspostens auszuwählen. In einem günstigen Moment zog er blitzschnell das Schwert und stieß seinen Rivalen nieder. Fortan war er bei den Soldaten nicht nur beliebt, sondern auch gefürchtet. Der Schreiber Hillel billigte das entschlossene Durchgreifen des Kommandeurs und war froh, daß er den König nicht wegen Unruhen und Aufruhr unter der Truppe zurückholen mußte.

Jerobeam war inzwischen in Schilo angekommen und fand bei Deker offene Ohren für den Plan, die Bundesratssitzung zum Tribunal für die Verräter zu machen. Auch der alte Gottesmann Ahija war bei der Beratung zugegen, und er meinte, wer den König gegen den Feind im Stich lasse, der lästere Gott, denn Jerobeam sei der Erwählte Jahwes. Es wurde beschlossen, einen Boten an Baaljada, Schobab und Pagiel zu senden und einen anderen an Tilon und Usija. Da der Anschein gewahrt werden sollte, daß der Aufenthalt Hurams unbekannt war, erging die Einladung nicht auch an ihn. Es blieb dem Ältesten also überlassen, ob er Tilon nach Sichem begleitete oder nicht. Wenn nicht, dann sollte er in Abwesenheit verurteilt werden.

„Und was wird“, fragte Deker, „wenn Huram und Tilon mit den Kriegern Naftalis anrücken?“ Er schaute ratsuchend in die Runde und wandte sich dann an Jerobeam: „Willst du dann Schallums Soldaten gegen Israeliten kämpfen lassen?“

Am liebsten hätte Jerobeam mit einem schlichten Ja geantwortet. Aber im Kreise der Ältesten verbot sich, was in einer Unterredung mit Schallum selbstverständlich gewesen wäre. Ahija sah die Verlegenheit des Königs und beruhigte Deker mit einem seiner Sprüche: „Von schlaffer Sehne fliegt kein Pfeil.“

Jerobeam erinnerte sich, wie ihn der Gottesmann im vergangenen Jahr vor Huram drastisch gewarnt hatte, und wunderte sich nun über dessen gewandelte Auffassung. Aber er nahm dessen Ansicht auf und erklärte: „Tilon wird seine Krieger nicht aufbieten. Hurams Sohn hat es uns verraten.“ Und er berichtete vom Aufgriff der Kundschafter und ihrem Verhör. Aber allen blieb bewußt, daß auch ohne den Einsatz von Waffengewalt die Auseinandersetzung mit dem wortgewaltigen Huram keine leichte Sache werden würde. Denn es ging ja nicht so sehr darum, den Bundesrat zu überzeugen – der war sowieso gespalten, und Jerobeams Anhänger verurteilten ja bereits den Verrat des Ältesten aus Tappuach. Es galt vielmehr, der Masse der Efraimiten und den nördlichen Stämmen, ja ganz Israel klarzumachen, durch wessen Schuld das Land einen Sommer lang unter das Joch der Ägypter gebeugt worden war.

Als Jerobeam wieder in Sichem eintraf, berichtete ihm Hillel, wie Bascha seiiner Befehlsgewalt Anerkennung verschafft hatte. Jerobeam verzieh dem Kommandeur die Bluttat und sah in ihm fortan den Nachfolger Schallums als Heerführer, wenn der sich einst zur Ruhe setzen würde. Schallum aber verdroß der Mord, als er davon erfuhr, und sein Wohlwollen gegen Bascha verkehrte sich ins Gegenteil. Das vertiefte auch den Riß in seiner Freundschaft mit dem König. Jerobeam hätte das alte, ungebrochene Vertrauensverhältnis zu Schallum gern wiederhergestellt. Doch er wußte, daß sich ein Riß zwar flicken, aber nicht ungeschehen machen läßt.

52

Wie an jenem Tag, an dem Jerobeam zum König gesalbt worden war, standen in der Ebene zu Füßen des Stadthügels von Sichem zahlreiche Zelte. Damals hatten sich die Männer aus Zereda und Abordnungen aus Schilo und Tirza eingefunden, um dem feierlichen Akt beizuwohnen. Diese waren nun wiederum erschienen, wie es sich Jerobeam gewünscht hatte. Sie und die Män-

ner aus Kinneret und aus Penuel, die den heimkehrenden König begleitet hatten, und eine Gruppe von Daniten, die mit dem Ältesten Usija gekommen waren, vertraten alle Landesteile Israels.

Jerobeam betrachtete die Zelte der Angereisten mit Wohlgefallen. Das Volk stand auf seiner Seite, und das machte ihm Mut für die kommende Auseinandersetzung mit seinen Gegnern. Jahwe war sichtbar mit ihm, seinem Erwählten. Mehr denn je war Jerobeam davon überzeugt, daß der Ägyptereinfall den Zweck gehabt hatte, seine Feinde unter den Ältesten vor ganz Israel zu entlarven, damit es möglich wurde, sie zu vernichten. Nach der Rückkehr von seiner ersten Flucht war er König geworden, allerdings in seiner Macht beschränkt durch die Entscheidungsgewalt des Bundesrates. Jetzt, nach der Heimkehr von der zweiten Flucht, würde er alle Fesseln seines Königtums, die ihn noch immer lähmten, von sich werfen. Im Bewußtsein des bevorstehenden Triumphes schlenderte er gut gelaunt von Zeltgruppe zu Zeltgruppe, scherzte und lachte mit den Männern, bekannte sich zur Gleichheit aller Israeliten, die er wiederherzustellen versprach, und zur Freiheit Israels, die er zu sichern verhieß, und er genoß die Zuneigung, die ihm entgegenströmte, wo er auch auftauchte.

Die Ältesten hatten ihre Quartiere im Salomopalast. Da nur jene eingeladen worden waren, die dem Bundesrat angehört hatten, waren die Stämme Benjamin und Gad nicht vertreten. Und am Mittag des Vortages der Beratung fehlten auch noch Tilon, Pagiel und Huram. Vielleicht war es sogar besser, wenn die drei wegblieben, dachte Jerobeam. Dann würden sie eben in Abwesenheit verurteilt. Schallum würde dafür sorgen, daß die Feiglinge gefunden und die Urteile an ihnen vollstreckt wurden.

Deker, Abdon, Baaljada und Usija fanden es gut, daß nicht nur der Bundesrat, sondern gewissermaßen ganz Israel gegen die Verräter zeugen sollte. Bedan war jedoch der Ansicht, daß die Untersuchung ausschließlich Sache der Ältesten sei, da es sich bei den Beschuldigten um Mitglieder des Bundesrates handelte. Aber er behielt seine Meinung für sich – war er doch zugleich königlicher Beamter. Der alte Schobab schließlich nörgelte laut an der Anwesenheit der einfachen Israeliten herum, aber er sprach ins Leere.

Mit Usija hatte Jerobeam eine ernste Aussprache geführt, denn auch dessen Krieger waren ja dem Feldzug ferngeblieben. Wie sich herausstellte, hatten die Daniten jedoch vom Anmarsch der Ägypter und vom Aufgebot der Krieger gar nichts erfahren. Denn die Naftaliten hatten auf Betreiben Tilons die Rauch- und Feuersignale, die sie selbst von Süden her empfangen hatten, nicht nach Norden weitergegeben. Erst nach der Niederlage bei Taanach war die Nachricht vom Ernst der Lage nach Dan gelangt. Inzwischen war aber eine Mobilisierung der danitischen Krieger sinnlos geworden. Der Priester Gerschom, der zu Usijas Begleitern zählte, bestätigte Usijas Auskunft, und Jerobeam war erleichtert darüber, daß die Daniten nicht zu seinen Gegnern übergewechselt waren, und er erneuerte die Freundschaft mit den beiden Männern aus dem fernen Norden.

Als am Nachmittag Huram, Tilon und Pagiel noch immer nicht eingetroffen waren, wurde die Vermutung allgemein, daß die Verräter sich davor drückten, dem Bundesrat Rede und Antwort zu stehen. Aber die Ältesten und der König hatten nur zum Teil recht. Huram und Tilon waren, wenn auch voller Mißtrauen und darum recht spät, von Kedesch aufgebrochen, um in Sichem mit den anderen Ältesten zusammenzutreffen. Als die Sonne hinter dem Ebal verschwand, sahen die beiden Würdenträger und die sie begleitenden zwei Naftaliten die Stadt endlich vor sich liegen. Nun hielten sie an. Ihre Blicke fielen auf die Zeltgruppen zu Füßen des Stadthügels.

„Ich ahnte es“, sagte Tilon. „Dekers Einladung war eine List. Hier tagen nicht die Ältesten Israels, um die Wahrheit ans Licht zu bringen, sondern Jerobeam hat seine Kumpane zusammengerufen, um uns anzuklagen.“

Huram machte eine wegwerfende Geste. „Der Ankläger bin ich!“ erklärte er hochmütig. „Diese Hergelaufenen schrecken mich nicht.“

„Glaubst du etwa, daß ich mich vor diesen Schreihälsen fürchte?“ erwiderte Tilon. „Aber sie werden deine Anklagerede gar nicht hören wollen. Auch wenn du die Ältesten überzeugst – wie wollen wir uns Jerobeams entledigen? Diese Leute dort stützen ihn doch. Und dann hat er ja auch noch immer seine Soldaten.“ Er wies auf das Standquartier der Truppe.

Huram wandte den Kopf in diese Richtung. Auch dort standen Zelte, neben den Häusern. Sie gehörten den Soldaten aus Geser, die Schallum herangeholt hatte. Huram knurrte: „Er hat seine Truppe verstärkt. Er fürchtet unsere Krieger. Du wirst noch bereuen, daß du sie nicht aufgeboten hast.“

„Wollen wir umkehren?“ fragte Tilon. „Noch ist Gelegenheit dazu. Hier werden wir nichts ausrichten. Jerobeam ist nur durch Gewalt zu stürzen.“

Huram sah den Amtsbruder wütend an. Erst verweigerte der seine Krieger, und nun, da er seinen Fehler einsah, saß ihm die Angst im Nacken. Was für ein brauchbarer Bundesgenosse! Er sagte, und es klang, als ob er vor Verachtung ausspucke: „Reite zurück, wenn du willst!“ Und als Tilon nicht reagierte, erklärte er: „Ich trete vor den Bundesrat. Niemand hat mich je einen Feigling schimpfen können. Wenn die Ältesten die Wahrheit über diesen König erfahren, werden sie ihn fallenlassen. Alle. Und die da in den Zelten rund um die Stadt werden gegen ihre Ältesten nicht

rebellieren. Und wenn uns Jerobeam von seinen Soldaten niedermachen läßt, so werden ihn Israels Stämme einhellig verstoßen. Er weiß das. Was also haben wir zu fürchten?“

Er trieb seinen Esel an. Tilon folgte ihm wortlos. Er hoffte, daß auch Pagiel gekommen war. Dann waren sie, die Gegner des Königs, wenigstens zu dritt.

Aber Pagiel war weder da noch erschien er überhaupt. Offenbar ignorierte er die Einladung. Der Stämmebund war ihm ja von jeher eher gleichgültig gewesen.

Noch am selben Abend ging Huram durch den Verbindungsgang vom Salomopalast, wo ihm Deker das Nachtquartier zugewiesen hatte, nach dem ehemaligen Haus Ochrans hinüber, wo Jerobeam wohnte. Über ein Jahr war es her, daß sich die beiden Rivalen um die Macht in Israel gegenübergestanden hatten. Als Huram jetzt vor Jerobeam trat, sparte er sich eine Begrüßung, sondern fragte unvermittelt: „Wo ist mein Sohn? Hast du ihn abgefangen, um mich zu erpressen?“

Jerobeam betrachtete seinen Todfeind. Gealtert sah er aus, leidend. Aber vielleicht war es auch nur die Erschöpfung von der weiten Reise, die ihm ein kränkliches Aussehen verlieh. Jerobeam war die offensichtliche Schwäche des Gegners nicht unlieb. Er deutete ein spöttisches Lächeln an und sagte: „Paß auf deine Söhne besser auf, Huram, und sie werden dir nicht abhanden kommen!“

Der Verhöhnte machte eine heftige Bewegung, die den Wachhabenden, der ihn angemeldet hatte, veranlaßte, neben ihn zu springen, die Hand am Dolchgriff. „Schick diesen Mann hinaus!“ forderte Huram. „Ich will nicht bedroht werden, während ich vertraulich mit dir spreche.“

Jerobeam lehnte den Wunsch ab. „Und nun sag, warum du zu mir gekommen bist!“

Huram zögerte, sein Anliegen vorzutragen. Die Behandlung durch diesen Emporkömmling war erniedrigend. Seine eigene Unhöflichkeit war ihm gar nicht bewußt. Doch die Sorge um den Sohn überlagerte den Haß gegen den König. „Ich komme von Kedesch“, begann er. „Bevor ich mich aufmachte, habe ich meinen Sohn Simri ausgeschickt, um die Sicherheit des Weges zu erkunden. Er ist nicht zurückgekehrt. Haben ihn deine Leute aufgegriffen?“

„Warum denkst du sogleich an meine Männer?“ fragte Jerobeam zurück. „Und nicht an irgendwelche Dorfgenossen irgendwo an seinem Wege? Israel haßt euch, dich und deinen Sohn!“

Es schien, als ob die Antwort den sonst so stolzen Huram ein wenig mehr zusammenkrümmte. Sein Ton war ganz ohne Schärfe, als er bat: „Jerobeam, ich stehe vor dir als Vater eines Verschwundenen. Vergiß für einen Moment, daß ich dein Feind bin! Beantworte mir einfach die Frage: Haben deine Männer meinen Sohn gefangengenommen, ja oder nein?“

Jerobeam genoß es, wie der Gefürchtete so elend vor ihm stand und gezwungen war, sich zu erniedrigen. Wäre nicht sein lodernder Haß gegen diesen machthungrigen Verräter gewesen, so hätte er den traurigen alten Mann bedauert. Seine Auskunft war sachlich: „Issacharitische Krieger haben deinen Sohn und seinen Begleiter am Tabor aufgegriffen und nach Tirza gebracht, wo ich mich aufhielt. Bei deinem Schwager Enan. Ich habe die beiden Streuner gefangengesetzt, um sie mit nach Sichem zu nehmen. Aber sie glaubten wohl, daß meine Männer nicht zu fürchten sind, und so versuchten sie in der Nacht zu fliehen. Natürlich wurden sie wieder eingefangen, aber sie wehrten sich gegen ihre Festnahme. Im Handgemenge sind beide umgekommen.“

Huram blinzelte, um die Tränen zu zerdrücken, die ihm aufsteigen wollten. Es dauerte eine Weile, ehe er antwortete: „Er hat sich gewehrt? Das ist gut so. Habt ihr ihn begraben?“

Jerobeam nickte. Tatsächlich hatte er aber Schallum danach gar nicht gefragt. Und er bezweifelte auch, daß die Getöteten Gelegenheit gehabt hatten, sich zu wehren. Und sicherlich stimmte es nicht einmal, daß sie aus dem gut bewachten Lager geflohen waren. Aber all das konnte er Huram ja nicht eingestehen.

Der Älteste wollte wissen: „Wirst du morgen der Ratssitzung beiwohnen?“

Jerobeam war ganz der Überlegene, als er erwiderte: „Kannst du dir diese Beratung vorstellen, ohne daß Israels König zum Feldzug gegen die Ägypter Stellung nimmt?“

Da sagte Huram nichts mehr und ging davon. Jerobeam sah ihm nach. Hurams Schritt war schleppend, sein Kopf gebeugt. Erneut dachte Jerobeam: Er ist alt geworden. Und er gab Ahija recht: Von dieser Sehne flog kein Pfeil mehr.

Am nächsten Morgen versammelten sich die Ältesten auf dem Kultplatz unter der Orakeleiche am Garizim, dort, wo Jerobeam zum König berufen und gesalbt worden war. Deker hatte mit den anderen Ältesten abgesprochen, das übliche Jahweopfer nicht vor der Beratung, sondern erst danach darzubringen. Es ging ja nicht an, das heilige Mahl mit den Verrätern zu teilen. Huram und Tilon hatten zwar gegen die Verlegung des Opfertermins protestiert, aber den Entschluß nicht umstoßen können.

Rings um die Ältesten nahmen die Abordnungen aus den Städten und Dörfern Aufstellung. Alles war fast so wie vor vier Jahren. Äußerlich gesehen. Schallum stand, von seinen Unterführern umgeben, an Sichems Stadtmauer und blickte mißtrauisch zum Kultplatz hinüber. Die Soldaten waren in ihren Unterkünften, befanden sich aber in Alarmbereitschaft.

Jerobeam saß inmitten der Ältesten und ließ seine Augen von einem zum anderen wandern. Er konnte gar nicht mehr nachempfinden, daß er früher diese Runde für unverzichtbar gehalten

hatte. Israel ohne seine gewählten Stammesführer, das war ihm damals wie eine Herde ohne Hirten erschienen. Jetzt fielen ihm diese Männer, wie sie mit wichtigen Mienen die Köpfe zusammensteckten, nur noch lästig. Einzeln genommen war ihm die Gesellschaft der meisten zwar willkommen, aber wenn sie als Bundesrat auftraten, verspürte er Widerwillen gegen sie. Die neue Ordnung, die Jahwe Israel geben wollte, hatte keinen Platz mehr für sie.

Huram hätte zu gern das Wort ergriffen, um von vornherein die Richtung der Beratung zu bestimmen, aber er begriff, daß er die Eröffnung dem Einlader überlassen mußte. Was sich dieser blasse Deker angemaßt hatte! Vielleicht war es ein Fehler gewesen, daß er selbst sich in Kedesch verkrochen hatte, statt stolz und unverzagt nach Sichem zurückzukehren. So hätte er allem Volk zeigen können, daß er sich schuldlos fühlte. Und Simri lebte wahrscheinlich noch. Bevor er hierher zum Kultplatz gegangen war, hatte er geschwankt, ob er sein Haar mit Staub bestreuen und sein Gewand zerreißen sollte, als Zeichen der Trauer um den Sohn und der Anklage gegen den Totschläger Jerobeam. Aber dann war ihm eingefallen, daß die Amtsbrüder das als Eingeständnis des Verrats und Zeichen der Reue mißdeuten konnten, und er hatte sein Herz verhärtet und die Trauer auf jene Tage verschoben, da er wieder in Tappuach sein würde, bei seiner Familie und seinen Freunden.

Deker erhob ruheheischend den Arm, und die Gespräche verstummten. Er begrüßte die Ältesten und auch alle Umstehenden und hieß den König als Gast des Bundesrates willkommen. Dann begründete er, warum er sich das Recht genommen hatte, diese Versammlung einzuberufen. Als Huram das hörte, wurde es ihm zur Gewißheit, daß sein Ausweichen in den entlegenen Norden falsch gewesen war. Wenn nur dieser Langweiler aus Schilo endlich den Mund halten würde, damit er selbst zu Wort kommen konnte!

Deker aber forderte Jerobeam auf, seinen Bericht über den Feldzug gegen die Ägypter zu erstatten. Da fuhr Huram sofort dazwischen: „Du hast recht getan, Deker, daß du den Bundesrat einberufen hast, während ich mich auf meiner wichtigen Reise befand. Aber nun solltest du mir als Sprecher des Bundesrates alles Weitere überlassen.“ Er blickte rundum und fuhr mit erhobener Stimme fort: „Liebe Brüder, laßt mich zuerst darlegen, worüber wir sprechen müssen und was zu tun ist!“

„So sei es!“ rief Tilon und hob beschwörend die Hände hoch, so daß die Ringe an seinen Fingern blitzten. Aber die anderen Ältesten runzelten unzufrieden die Brauen, und Baaljada sagte: „Worüber wir sprechen müssen, das mußt du uns nicht sagen. Über den verlorenen Freiheitskrieg gegen die Ägypter müssen wir sprechen – worüber denn sonst? Und nur der, der diesen Krieg geführt hat, kann dabei den Anfang machen. Jerobeam soll seinen Bericht geben.“

Auch Abdon war der Ansicht: „Ja, Jerobeam soll sprechen.“ Und Usija stimmte ihm bei: „Ich will Jerobeam hören, nicht Huram.“ Bedan riet Huram: „Du solltest deine Ohren aufsperren, nicht deinen Mund.“

Tilon versuchte erneut, den Streit für Huram zu entscheiden. „Wer sind wir?“ rief er. „Sind wir nicht die Häupter der Stämme Israels? Liegt das Geschick Israels nicht in unseren Händen? Haben wir nicht Huram zu unserem Sprecher gewählt? Kein anderer als Huram darf unserer Beratung Richtung und Ziel geben! Er wird jene Fragen stellen, die uns der Sohn Nebats beantworten soll!“

Der Sohn Nebats! Nicht der König. Jerobeam ahnte, wie Huram und Tilon gegen ihn vorgehen wollten. Zweifellos beabsichtigten sie, ihm die Königswürde grundsätzlich abzusprechen. Sie würden versuchen, seinen Ägyptenaufenthalt auszuschlachten und ihn als Knecht des Pharaos zu verleumden. Auf diese Weise erhielt der Einfall der Ägypter ein völlig falsches Aussehen. Nicht die Unterjochung Israels war dann dessen Ziel gewesen, sondern lediglich die Züchtigung eines aufsässigen Sklaven durch seinen Herrn. Und auch die Schuld am Krieg verkehrte sich ins Gegenteil. Sie lastete nicht auf dem Pharao, sondern auf ihm, dem König Israels von Scheschonks Gnaden.

Jerobeam wollte aufspringen und Tilons schlaue Forderung abwürgen, indem er einfach entsprechend Dekers Aufforderung seinen Bericht begann. Da griffen die Zuschauer in den Streit ein. „Wir wollen Jerobeam hören!“ rief Nogah aus Kinneret. Gleichlautende Rufe wurden aus den anderen Gruppen laut. Und Bohan trat ein wenig vor seine Mitbürger und erklärte: „Hier ist von Fragen an Jerobeam die Rede. Aber die wichtigste Frage kennen wir doch alle, nämlich, warum Israel nicht wie ein Mann den Ägyptern entgegengetreten ist. Diese Frage wird uns Jerobeam beantworten. Deshalb muß er sprechen, nicht Huram. Wir alle sind hierhergekommen, um Jerobeam zu hören.“

Bohan erhielt großen Beifall. Huram starrte wütend auf den Boden zu seinen Füßen und reagierte nicht auf Tilons Versuch, ihn zu einer Entgegnung anzustacheln. Deker aber forderte den König noch einmal auf, mit seinem Bericht zu beginnen.

Da es wieder ruhig geworden war, blieb Jerobeam während seiner Rede sitzen, wie es der Brauch war. Er wollte sich nicht gegenüber den Ältesten hervorheben – noch nicht. Er schilderte seinen Feldzugsplan und rief in Erinnerung, wie Huram von Anfang an die Abwehr des Feindes hintertrieben hatte, indem er die Ältesten aufforderte, die Signale zum Aufgebot der Krieger zu mißachten. Er berichtete von Malkiels Weigerung, die Streitmacht Efraims dem Gesamtheer Israels

einzugliedern, und von Tilons, Pagiels und Segubs Absage an die gemeinsame Verteidigung. Die Niederlage von Taanach stellte er als Folge der geschilderten Spaltung Israels dar. Über Ittais Alleingang verlor er kein Wort. Schließlich kam er zur Entscheidung, das Restheer aufzulösen und den Feldzug verloren zu geben. Er berichterte von seiner Flucht nach Penuel und den Versuchen der Ägypter, seiner habhaft zu werden. Mit dem plötzlichen Abzug des Feindes und seiner eigenen Rückkehr nach Sichem schloß er den ersten Teil seiner Rede ab, den er betont sachlich gehalten hatte.

Seine Anhänger fragten sich, ob das die ganze Anklage gegen Huram gewesen sein sollte. Und auch die Zuschauer ringsum wurden unruhig. Jerobeam spürte die Erwartungen. Er erhob sich und trat in die Mitte des Kreises. „Ihr Männer Israels!“ rief er laut, damit ihn alle verstanden, denn er meinte nicht nur die Ältesten mit dieser förmlichen Anrede. „Als vor langer Zeit die Israeliten in Ägyten in der Knechtschaft schmachteten, da erweckte Jahwe in dem Mann Mose ihren Retter.“ Seine Zuhörer lauschten neugierig. Was wollte er mit dieser alten Geschichte? Er fuhr fort: „Mose führte die Israeliten hinaus in die Freiheit, und als der Pharao mit seinen Streitwagen die Flüchtlinge verfolgte, da teilte Jahwe das Schilfmeer, so daß die Israeliten trockenen Fußes ans jenseitige Ufer gelangten. Aber über ihren Feinden ließ er das Meer zusammenschlagen, so daß sie allesamt ertranken. Und als später auf dem Zug durch die Wüste nichtswürdige Männer dem Sklavenleben in Ägypten nachtrauerten und sich gegen Mose erhoben, da vertilgte Jahwe diese Aufrührer vor dem Angesicht des ganzen Volkes. Und die Israeliten gelangten hinein in das Land, das ihnen Jahwe verheißen hatte. Wenn ihr mehr darüber wissen wollt, so fragt Gerschom aus Dan, der Mose zu seinen Vätern zählt. Gerschom weilt hier unter uns.

In unseren Tagen hatten sich nun die Ägypter aufgemacht und waren heraufgezogen, um Israel wieder ins Joch zu zwingen und um die Schmach des Untergangs im Schilfmeer zu rächen. Und wie damals verrieten einige Israeliten die gemeinsame Freiheit und lehnten sich gegen Jahwes Erwählten auf. Und zwei von ihnen gingen sogar hin und küßten dem Pharao die Füße. Aber Jahwe erwies sich machtvoll wie am Tage des Wunders am Schilfmeer. Er verführte die Philister zum Abfall vom Pharao, und über Nacht sah sich Israel vom Joch der Ägypter befreit. Und die Verräter aus unseren eigenen Reihen werden ihre Strafe finden wie jene, die vor Zeiten in der Wüste Jahwes Willen mißachteten und Mose zu stürzen versuchten.

Ich will diese Verräter bei ihren Namen nennen. Malkiel, der Efraimit aus Bet-El, hat zwar die Krieger seines Stammes gegen Hurams Nein zu den Waffen gerufen, aber als es galt, dem Hauptheer des Pharaos entgegenzuziehen, da hat er Efraim gespalten und die Mehrzahl seiner Krieger zurückgehalten. Aus Eigennutz, um seine Stadt zu schützen. Die war ihm wichtiger als ganz Israel. Aber Böses zeugt Böses. Unter den Lanzen des Feindes sank Efraims Blüte in den Staub, und Malkiel selbst starb unter einem ägyptischen Schwert einen ruhmlosen Tod. Und auch der Gadit Segub war vom Eigennutz verführt, als er seine Krieger Israel vorenthielt. Wie Malkiel fiel er unter den Waffen derer, vor denen er seine Mitbürger schützen wollte.

Und zwei weitere Stämme mißachteten den Ruf zu den Waffen: Naftali und Ascher. Tilon sitzt hier und glaubt, sich mit der aramäischen Bedrohung herausreden zu können. Pagiel aber hat wahrscheinlich keine Lüge zur Hand und ist erst gar nicht in unserer Mitte erschienen. Tilon, ich klage dich an, in der höchsten Gefahr Israel im Stich gelassen zu haben! Mehr noch: Als dich der Pharao zu sich befahl, da bist du freudig zu ihm geeilt und hast so dein ganzes Volk erniedrigt. Unterbrich mich nicht, sondern überlege, wie du deinen Verrat sühnen willst!“

Tilon war aufgesprungen und schrie etwas von „frecher Verleumdung“ und „Beleidigung des Bundesrates“ und „Maulstopfen“, aber die Ältesten wiesen ihn derart hart zur Ruhe, daß er verstummte und sich wieder auf seinen Platz hockte, keuchend vor Empörung. Jerobeam fuhr fort: „Alles, was Malkiel, Segub, Tilon und Pagiel getan haben, wird jedoch übertroffen vom Verrat Hurams. Huram hat ganz Israel aufgerufen, seine Krieger zu Hause zu lassen. Er selbst ist nach Megiddo entwichen und hat das Königreich Israel dem Pharao zu Füßen gelegt. Er ist schuld daran, daß Israels Jugend erschlagen liegt und daß die Überlebenden einer Hungersnot entgegenbangen. Seinen Sohn hat er den Ägyptern als wegekundigen Führer überlassen und ihm befohlen, Frau und Sohn des Königs den Feinden auszuliefern, damit diese sie nach Megiddo schleppen und der Pharao durch diesen Menschenraub zu Geiseln kommt, um Israels König in seine Gewalt zu locken. Und damit nicht genug. Nachdem seine neuen Freunde abgezogen waren, hat Huram Tilon aufgefordert, seine Krieger gegen mich, den von euch gesalbten König, aufzubieten. Israeliten sollten Israeliten hinschlachten. Daß ihm dieser Frevel nicht gelang, ist nicht Tilons Einsicht zu verdanken, sondern dessen Furcht vor den Aramäern.

Aber Hurams Verbrechen geht noch über den bloßen Verrat an Israel hinaus. Wer das heilige Land Jahwes, das uns unser Gott zu ewigem Besitz übergeben hat, dem Bedrücker Israels ausliefert, der mißachtet Jahwe, unseren Gott. Huram, dich klage ich des Verrats an unserem Volk und der Verachtung des Gottes Israels an! Du wolltest uns vorhin sagen, was zu tun ist. Das ist nicht mehr nötig. Alle sehen, was unserer Versammlung obliegt. Nämlich dir und Tilon das Urteil zu sprechen.“

Jerobeam ging an seinen Platz und setzte sich wieder. Jemand von den Umstehenden rief: „Es lebe König Jerobeam!“ Und schon fielen andere ein und wiederholten den Ruf. Einer übertönte alle: „Nieder mit Huram!“ Es war Nogah aus Kinneret. Und nun rief er: „Nieder mit Tilon!“

Die beiden Angeklagten saßen mit versteinerten Gesichtern da, hingeduckt wie unter Steinwürfen. Sie verfluchten im stillen die Schreihälse und die gesamte Zuschauerschaft, die hier in die Versammlung der höchsten Würdenträger ihrer Meinung nach absolut nicht hergehörte. Aber auch die anderen Ältesten schauten unbehaglich in die Runde. Auch ihnen mißfiel das Geschrei rundum. Und es wäre ihnen lieber gewesen, wenn der König gleich selbst einen Urteilsspruch vorgeschlagen hätte.

Übellaunig schauten sie auf Huram, der mit erschlafftem Gesicht und hängenden Schultern Gehör zu seiner Verteidigung forderte. Aber als Ruhe eingetreten war und er nun um seine Ehre und sein Leben ringen mußte, da verwandelte er sich noch einmal in jenen streitbaren Mann, der vor Jahren gegen Salomo und dessen Sohn und für Jerobeams Königtum gekämpft hatte. Seine Augen leuchteten auf, und seine Stimme zitterte nicht, als er die Ältesten ansprach. „Meine Brüder! Jerobeam ist vor uns auf und ab stolziert, als ob er unser Gebieter sei. Dabei darf er, wie jeder weiß, nur deshalb in unserer Runde sein, weil wir ihn dulden. Weil wir hören wollten, welch abscheuliche Lügen er uns vor die Füße speien wird. Und da Jerobeam klar ist, daß ihr die Wahrheit zu durchschauen und gerecht zu urteilen pflegt, so hat er seine Jubelgarde mitgebracht. Doch diese Männer, die da hinter euren Rücken lärmen, werden euch nicht zwingen können, der Lüge zu glauben. Denn wer gegen andere einen Stein wälzen will, auf den rollt dieser Stein zurück. Ja, es stimmt, wir haben uns versammelt, um anzuklagen. Aber nicht Jerobeam ist der Ankläger. Der Ankläger bin ich, Huram, der Israel von der Bedrückung durch das Haus Davids erlöst hat! Als ich Salomo und Rehabeam bekämpfte, da trieb mich meine tiefe Liebe für Israel und entschlossener Gehorsam gegenüber unserem Gott. Auch als ich tat, was Jerobeam mir jetzt vorwirft, da schlug mein Herz für Israel, und in Demut unterwarf ich mich Jahwes Willen. Ja, ich habe euch zum Stillhalten aufgefordert, als die Ägypter heraufzogen. Ja, ich habe in Megiddo vor dem Pharao gestanden und mein Haupt gebeugt. Ja, ich habe meinen Sohn den Ägyptern als Wegekundigen überlassen. Und warum habe ich all das getan? Um Israel vor Feuer und Schwert zu bewahren, um Tod und Zerstörung abzuwenden.

Jerobeam nennt mich einen Ägypterknecht. Dabei weiß er, daß dieser Schimpf auf ihm selbst lastet. Hört an, was mir Pharao Scheschonk anvertraut hat! Als Jerobeam nach dem verpfuschten Anschlag auf Salomo nach Ägypten geflohen war, da hat ihn der Pharao zu sich gerufen und ihn beauftragt, nach Kanaan zurückzugehen, sich mit meiner Hilfe zu Israels König zu machen und Israel dann ihm zu Füßen zu legen. Und Jerobeam war zu diesem unglaublichen Verrat an seinen Freunden, an den Ältesten der Stämme, an ganz Israel bereit. Das ist das widerwärtige Geheimnis, das er mit sich herumschleppt, während er sich uns gegenüber als Feind der Ägypter aufspielt. Wie hat er uns betrogen, indem er sich als von Jahwe erwählt ausgab, um sich Israels Königtum zu erschleichen! Sein Gott, der ihn berief, hieß Scheschonk! Und Ahija aus Schilo, der für seine angebliche göttliche Erwählung zeugte, ist von ihm bestochen worden! So sieht die Wahrheit aus! Niemand von uns vermochte das Netz aus Lügen, das er über uns gebreitet hatte, zu zerreißen. Denn seine Bosheit überstieg alles Vorstellbare.

Und da ein Verräter nichts anderes kennt als Verrat, so hinterging er nun, nachdem wir ihn in unserer Verblendung zum König gemacht hatten, auch seinen Herrn, den Pharao. Er sandte ihm nicht jene Tribute, die er ihm versprochen hatte. Um sich in seiner Auflehnung gegen den Pharao Unterstützung zu verschaffen, warf er sich erst vor Rehabeam und dann vor dem König von Damaskus auf die Knie. Pharao Scheschonk wartete ein Weilchen, und dann kam er heraufgezogen, um seinen abtrünnigen Knecht zu züchtigen. Das war der Zweck seines Feldzugs. Und wir alle hätten für den Verrat dieses Verbrechers da“ – er stieß den Zeigefinger gegen Jerobeam – „büßen müssen, wenn nicht ich den Pharao besänftigt hätte.

Liebe Brüder, vergleicht nun meine Rede mit Jerobeams Rede! Wer von uns beiden hat Israel verraten und unseren Gott gelästert? Die Antwort dürfte euch nicht schwerfallen.“

Die Ältesten schwiegen und blickten gespannt auf Jerobeam. Zwar zweifelten sie nicht, daß er im Recht war, aber einfach über den heimtückischen Angriff hinweggehen konnte er nicht. Jetzt war es an ihm, sich zu verteidigen. Unter den Umstehenden war es schon während Hurams Rede unruhig geworden, und je länger der Älteste gesprochen hatte, um so mehr. Auch Jerobeam war klar, daß er sich von Hurams listigen Beschuldigungen reinigen mußte, bevor er dessen Tötung fordern konnte. Das Volk durfte in seinem Glauben an ihn nicht wankend werden. Er war lediglich unsicher, ob er gleich jetzt sprechen sollte oder ob sich erst einmal seine Anhänger unter den Ältesten vor ihn stellen würden. Freilich, von seinen Gesprächen mit Osorkon wußten sie nichts. Sie konnten lediglich Hurams Beschuldigungen zurückweisen, und dann stand Aussage gegen Aussage. Es war wohl doch besser, wenn er sogleich zum Gegenschlag ausholte.

Aber da ergriff Bedan das Wort. „Was Huram gesagt hat“, erklärte er, „ist weder für Jerobeam noch für mich etwas Neues. Als ich und mein Freund Bohan aus Zereda gemeinsam mit Huram als

Gefangene des Pharaos in Megiddo saßen – ja, ihr habt richtig gehört. Auch Huram war für den Pharao nichts als ein gefangener Feind – , da hat Huram schon dasselbe von sich gegeben wie eben jetzt. Nichts davon ist wahr. Erinnert euch seiner früheren Verleumdungen! Zuerst hat er Jerobeam beschuldigt, Israel an Rehabeam zu verraten. Dann waren es die Aramäer, an die er Israel angeblich verkauft hatte. Und nun sind es sogar die Ägypter, deren Knecht er ist. Merkt ihr nicht, wie eine Lüge Hurams die nächste nach sich zieht?“

Unter den Männern von Schilo war währenddessen eine heftige Debatte entbrannt. Jetzt trat der alte Ahija vor, auf seinen Stock gestützt, und rief den Ältesten zu: „Ihr Würdenträger, entsinnt euch des Tages, da ich hier unter euch saß und euch Jerobeams göttliche Erwählung bestätigte! Glaubt ihr wirklich, ich stünde jetzt noch hier, wenn ich damals falsches Zeugnis abgelegt und den Namen Jahwes mißbraucht hätte? Und glaubt ihr, Jerobeam wäre noch am Leben, wenn er sich fälschlich auf Jahwe berufen hätte? Kein Frevler entgeht dem Tod! Ich bezeuge noch einmal: Jerobeam ist der von Jahwe erwählte König Israels! Wer sagt: Er ist es nicht, der lästert Israels Gott, und so ist er des Todes!“

Auf dieses Bekenntnis des Alten hin antwortete jemand mit dem abermaligen Ruf: „Es lebe König Jerobeam!“ Ira war es, der Jugendfreund Jerobeams und Verwalter seines Erbbesitzes. Andere fielen in den Ruf ein, am lautesten die Männer von Kinneret. Und Enan forderte die Ältesten auf, Huram das Urteil zu sprechen.

Da verschaffte Schobab dem Bedrohten eine kleine Hoffnung, daß die Saat seiner Anklage nicht verloren war. Der Sebulonit wandte sich an Jerobeam: „Sag uns doch, was du in Ägypten getan hast! Wie kommt der Pharao dazu, dich als seinen Mann zu bezeichnen?“

Bedan und Abdon versuchten, Schobabs Frage als unsachlich abzubiegen, aber Jerobeam sah die erwünschte Gelegenheit gekommen, den Verdacht hinwegzufegen, bevor er sich festhakte, und sich sogar der Zuneigung des Volkes noch gewisser zu versichern. Er erhob sich noch einmal, um seiner Stimme freieren Raum zu verschaffen. „Mein Leben in Ägypten ist von keinem Geheimnis umhüllt“, antwortete er auf Schobabs Anfrage. „Als ich ins Land eintrat, hat man mich, wie es in Ägypten Brauch ist, nach Name, Herkunft und Reisezweck befragt. Der Pharao erhielt also Nachricht von meiner Ankunft und von meinem Anschlag auf Salomo. Um mich zu ernähren, arbeitete ich in einer Ziegelei für die königlichen Bauten. Eines Tages holte man mich in den Königspalast. Dort stand ich vor dem Prinzen Osorkon, dem Sohn des Pharaos. Er versuchte mich zu überreden, nach Salomos Tod die Israeliten für den Pharao zu gewinnen. Als dann Salomo wirklich gestorben war, holte mich der Prinz erneut. Inzwischen hatte mich jedoch in der Oase Kadesch-Barnea, wo ich meinen Freund Kenas besuchte, Gott Jahwe vor dem heiligen Stein in seinem geweihten Zelt als künftigen König Israels erwählt. Osorkon wußte davon natürlich nichts. Er schickte mich zurück nach Kanaan und gab mir einen Aufpasser mit. In die Heimat zurückgekehrt, habe ich diesen Mann mit meinen Händen getötet, und Huram weiß das. Und den Pharao habe ich ein einziges Mal in seinem Palast von weitem gesehen. Und keinen Israeliten habe ich je aufgefordert, dem Pharao untertan zu werden.

Im Gegenteil, ihr Männer Israels.“ Er schaute über die Köpfe der Ältesten hinweg in die Reihen der Umstehenden. „All mein Tun war darauf aus, Israels Freiheit zu wahren und zu verteidigen. Zuerst gegen die Judäer, und als die Ägypter heranzogen, mit Rehabeam gemeinsam gegen den gefährlicheren Feind. Und auch künftig wird mir unsere Freiheit das höchste Gut sein. Und damit sich jeder der Freiheit erfreuen kann, soll keinem Israeliten sein Stück Land weggenommen werden. Ihr habt gehört, wie ich Sillem aus Kinneret gegen Ahimaaz, den Statthalter Salomos, der ihm seinen Acker rauben wollte, Recht verschafft habe. So werde ich im gesamten Land Recht und Gerechtigkeit wiederaufrichten. Wieso bebaut Huram mehr Land als der gewöhnliche Israelit? Woher stammt Tilons Reichtum? Und Pagiels? Hat Jahwe etwa, als er uns nach der Errettung am Schilfmeer in dieses Land hier hineinführte, dem einen mehr gegeben als dem anderen? Nein, das hat er nicht. Er wollte damals und er will heute, daß kein Israelit mehr besitzt als sein Nachbar und daß jeder sein Auskommen hat.“

Bedan hörte das und wußte nicht, wohin er den Blick richten sollte. Unruhig rutschte er auf seinem Platz hin und her. Auch er gehörte ja zu den Wohlhabenden. Was bezweckte Jerobeam mit seiner Gleichheitsrede? Wollte er lediglich das Volk gegen Huram und Tilon noch mehr aufwiegeln? Das war doch gar nicht nötig, denn die Männer wollten ja ohnehin schon den Kopf des Verräters Huram. Oder kündigte der König etwa eine Landumverteilung an?

Huram und Tilon flüsterten miteinander. Tilon wollte seinen Reichtum und sein Verhalten verteidigen, aber Huram hielt das für unnütz – niemand hier war bereit, ihnen zu helfen. Auch der Fragesteller Schobab nicht, das sah er dem Alten an. Huram hielt seine Sache für verloren. Als er sich am Morgen hierher zum Kultplatz aufgemacht hatte, da war er noch in halber Hoffnung gewesen, zwischen die Ältesten und Jerobeam einen Keil treiben zu können, so daß der Kampf erst einmal unentschieden blieb. Aber schon die ersten Zwischenrufe hatten ihn belehrt, daß seine Hoffnung trügerisch war. Und nun glaubte er zu erkennen, worauf Jerobeams Auftreten hinauslief. Nicht der König selbst wollte den Tod des Gegners fordern, sondern das sollten seine Anhänger tun. Und

ihnen, dem Volk, würden die Ältesten nicht zuwiderhandeln, wenn sie ihren Urteilsspruch fällten. Huram seufzte, nicht in Todesangst, sondern vor Unmut über seine frühere Einbildung, Jerobeam lenken zu können. Wie sehr hatte er diesen Emporkömmling unterschätzt! Jetzt mußte er dafür büßen. Aber noch wollte er sich nicht geschlagen geben. Auch er stand nun auf, nein, er schnellte empor. Alle blickten ihn überrascht an. Keiner hatte ihm noch diese Gewandtheit zugetraut.

Jerobeam wich unwillkürlich einen Schritt zurück und schaute seinen Feind irritiert an. Was der ihm als Absicht unterstellt hatte, war nämlich falsch. Soeben hatte er selbst für Huram die Todesstrafe fordern wollen. Er wußte sich zwar mit den Männern ringsum darin einig, aber gerade deshalb trieb es ihn, ihnen zuvorzukommen. Denn er war der Meinung, daß gegen einen Mann wie Huram dem König und keinem anderen das entscheidende Wort gebührte. Und nun wagte es Huram, ihn zu unterbrechen!

„Lügen sind das, nichts als Lügen!“ schrie der Älteste. Er streckte den Finger gegen Jerobeam aus und wandte sich an die Zuhörer, die er doch verachtete und bisher ignoriert hatte. „Seht ihn euch an, der sich das Königtum Israels mit Lug und Trug erschlichen hat! So sieht der Verderber Israels aus! Sein lächerliches rotes Band wird er bald gegen einen goldenen Stirnreif vertauschen, und gleich Salomo wird er euch bedrücken. Eure Felder, Weingärten und Ölbäume, die er euch jetzt zusichert, wird er euch wieder wegnehmen, wenn er sie braucht, um damit seine Beamten und seine Offiziere zu belohnen. Und euch wird er zu seinen Sklaven machen. Meinen Sohn hat er ermordet, und so wird er jeden umbringen, der ihm im Wege steht. Er ist der Dornstrauch des Liedes, und ihr glaubt, er könne euch Schatten spenden. Er wird euch das Fürchten lehren, und ihr werdet euch selbst anklagen wegen eurer Verblendung. Aber niemand wird euch erretten, so wie ich euch aus der Knechtschaft Salomos errettet habe, und heulend werdet ihr an meine Warnung denken.“

Bohan unterbrach ihn und rief zornig: „Es ist genug, Huram! Jeder hier weiß, daß du der Verräter Israels bist. Setz dich und erwarte den Spruch deiner Amtsbrüder! Und ihr Ältesten, fällt nun euer Urteil! Es ist alles gesagt, und Hurams Schuld liegt klar auf der Hand!“

Huram blickte den Redner an, mehr erstaunt als wütend, dann schüttelte er den Kopf und ging stumm an seinen Platz. Auch Jerobeam war genötigt, sich wieder hinzusetzen. Denn Bohan hatte die Ältesten zum Urteilsspruch aufgerufen, nicht ihn, und die Worte des allseits Geachteten durfte er nicht überhören. Das hätten die Männer von Zereda und alle anderen ihm übel angerechnet. Er schickte einen beschwörenden Blick zu Deker. Jetzt war es an ihm, den Tod des Verräters zu fordern. Hoffentlich versagte der biedere Älteste nicht vor dieser Aufgabe!

Deker erhob sich zögernd. Daß jetzt er die entscheidenden Worte sprechen sollte, war nicht ausgemacht, und er hatte sich darauf nicht vorbereitet. Leicht fiel es ihm nicht, denn immerhin war er mit Huram schon verbündet gewesen, als Bedan und andere noch Rehabeam anhingen. Aber er verstand, daß es jetzt tatsächlich an ihm war, für Huram den Tod zu fordern. Einer der Ältesten mußte es tun, und schließlich hatte er die Versammlung einberufen. Am besten, er machte es kurz. „Ihr Ältesten Israels!“ sprach er in seiner gewohnt schlichten Art. „Bohan aus Zereda hat recht. Weiterer Reden bedarf es nicht. Als es darauf ankam, die Ägypter zu schlagen, da hat Huram Israel gespalten und es dem Feind ausgeliefert, und er selbst hat den Pharao als den Herrn Israels anerkannt. Huram hat Israel verraten. Er verdient den Tod. Wer von euch derselben Meinung ist, der erhebe sich gleich mir.“

Bevor noch die Angesprochenen aufstehen konnten, rief Nogah aus Kinneret: „Auch Tilon hat den Tod verdient! Er ist um nichts besser als Huram!“ Jerobeam sah den Rufer dankbar an. Der kannte offenbar keine Nachsicht. Die Menge schrie: „Ja, beide sollen sterben! Tod für Huram und Tod für Tilon!“

Die beiden Verurteilten saßen zusammengesunken da. Alle anderen Ältesten hatten sich auf Dekers Antrag hin zustimmend erhoben. Huram hielt den Kopf gesenkt. Tilon schaute mit flackerndem Blick umher, ob nicht irgendwo Rettung in Sicht war. Jerobeam war ein wenig abseits getreten und winkte dem Posten, der durch Gebüsch verdeckt die ganze Zeit über auf dieses Zeichen gewartet hatte, wie es mit Schallum vereinbart war. Der Soldat gab das Signal weiter, hinüber zur Stadt, wo es der Heerführer aufnahm und eine Abteilung Soldaten in Marsch setzte, die das Urteil an den Verbrechern vollstrecken sollte.

Auf dem Kultplatz verschaffte sich unterdessen Ahija noch einmal Gehör. „Ihr Israeliten, hört mich an!“ rief er so laut, wie das dem schwächlichen Alten keiner zugetraut hatte. „Wer sich dem Erwählten Jahwes entgegenstellt, der ist ein Gotteslästerer! Ein solcher verfällt der Steinigung! Führt die Verräter hinweg von diesem geweihten Ort! Sammelt Steine auf und reinigt Israel von denen, die wie Schmutz an ihm kleben!“

Als ob die Umstehenden nur auf einen solchen Aufruf gewartet hatten, stürmten sie in den Kreis der Ältesten hinein. Huram und Tilon wurden von derben Fäusten ergriffen und fortgeschleppt. Die Ältesten blieben erschrocken zurück und starrten ratlos Jerobeam an. Der freute sich, weil alles nach Wunsch ging. Es mißfiel ihm lediglich, daß ihm das zornige Volk die Hinrichtung als solche aus der Hand genommen hatte. Ein Gedanke überfiel ihn, der ihm neu war: Das Volk ist

unberechenbar, wenn es ohne Führung handelt. Mit dieser Einsicht sah er den Totschlag an Ahimaaz und dessen Söhnen durch die Männer von Kinneret auf einmal in neuem Licht. Und vor diesen seinen Freunden hier, die Huram und Tilon hinwegschleppten, als müsse das so sein, graute ihm plötzlich. Ohne ein Wort zu sagen, ging er der schreienden Menge nach. Aber er hielt auf Abstand. Waren die dort, so fragte er sich, das Fundament seiner Herrschaft, wie er bis heute immer wieder betont hatte? Ob es nicht sicherer war, sich noch mehr als bisher auf Schallum und seine Soldaten zu stützen? Aber zunächst winkte er jenem Trupp, den der Heerführer geschickt hatte, daß der sich wieder zurückziehen sollte. Jetzt war dessen Erscheinen erst einmal unangebracht.

Die Ältesten stapften dem König hinterdrein. Ihnen gefiel das Ende ihrer Beratung noch weniger als Jerobeam.

Endlich hielt die Spitze des Zuges mit den Todgeweihten an. Jerobeam sah von ferne, wie der alte Ahija, der auf seinen Stock gestützt gottbegeistert vorangehumpelt war, auf zwei einzeln stehende Bäumchen wies. Hinter ihnen begann das Gebüsch, das sich am unteren Hang des Ebal hinzog. Die Verräter wurden an die bezeichneten Stämme gebunden, während die Jüngeren aus der Menge eifrig Steine zusammenlasen. Dann erhob Ahija die Arme zum Mittagshimmel und rief: „Jahwe, Herr Israels! Sieh herab auf uns! Wir strafen deine Verächter, wie du es uns geboten hast. Wasche das Blut deiner Lästerer von unseren Händen!“

Einer aus Zereda, ein kräftiger junger Mann, warf den ersten Stein auf Huram. Der war gut gezielt und traf den Ältesten an der Schläfe. Huram sackte zusammen und hing leblos in den Stricken. Sein langes, weißes Haar fiel vornüber und bedeckte sein Gesicht. Nun flog Stein auf Stein gegen beide Männer. Tilon hatte ein zäheres Leben als Huram, er schrie vor Schmerz, und die Ältesten, die hinter Jerobeam standen, wandten sich schaudernd ab.

Als die beiden Verurteilten offenkundig tot waren, hielten die Steinewerfer inne und gaben den Weg frei für den König und die Ältesten. Jerobeam, Bedan und Abdon näherten sich den leblosen Körpern und betrachteten sie. Der Anblick der aufgeschlagenen Köpfe war entsetzlich. Jerobeam und Abdon wandten sich rasch wieder ab. Bedan aber trat an Hurams Leiche noch näher heran und versetzte ihr einen kräftigen Fußtritt. Alle anderen drehten ihm bereits den Rücken zu und bemerkten nicht, wie er seinen Haß gegen den Rivalen von einst an dem Toten ausließ.

Die Männer, die erregt und lärmend zum Hinrichtungsort geeilt waren, schlichen nun erschlafft und stumm zurück zur Stadt. Nicht daß sie ihr Tun in Frage gestellt oder gar bereut hätten. Im Gegenteil, sie schritten im Bewußtsein dahin, daß Jahwes Zorn in sie gefahren war und sich ihrer Kraft bedient hatte. Aber jetzt war Gottes Wille erfüllt, und sie waren erschöpft.

Jerobeam sah es und war zufrieden. Er mußte nicht befürchten, daß sie noch etwas taten, was seinen Absichten nicht entsprach.

53

Am Morgen nach dem Tribunal trafen der König und die Ältesten noch einmal zusammen. Die meisten der Gäste des Bundesrates, die eigentlichen Richter über die Verräter, waren inzwischen schon abgereist, und wer noch da war, rüstete zur Heimreise. Am Abend zuvor hatte Jerobeam das Jahweopfer dargebracht, das Deker den Ältesten versprochen hatte. Beim anschließenden Opfermahl, an dem auch die engsten Freunde Jerobeams Bohan, Enan, Gerschom und Ahija teilgenommen hatten, waren die Gespräche immer noch wie am Vormittag mehr nach rückwärts statt nach vorn gerichtet gewesen. Aber nun galt es, an die Zukunft zu denken.

Der König und die sechs Stammesführer, die vom früheren Bundesrat noch übriggeblieben waren, versammelten sich im Audienzsaal des Salomopalastes. Die Sitze standen wie üblich im Kreis. Während sich die Ältesten niederließen, überlegte Jerobeam, ob er sich nicht einen Thronsessel anschaffen sollte, wie ihn jeder König besaß. Und auch einen silbernen Stirnreif wünschte er sich – das schlichte rote Stoffband ums Haar, das er immer noch trug, war ja nichts als ein Ding seiner Vorliebe aus jener Zeit, als er Bauaufseher gewesen war, und keinesfalls ein Abzeichen königlicher Würde. Auch wenn Huram in seiner Bosheit ihn gestern als neuen Salomo verunglimpft hatte – ein König mußte sich nun einmal auch äußerlich aus der Masse des Volkes hervorheben.

Die Ältesten wußten nicht recht, ob sie nach wie vor den Bundesrat vorstellten, denn vier Stämme waren ja nicht mehr vertreten: Benjamin, Gad, Naftali und Ascher. Und falls ihnen noch die Entscheidungsgewalt des Bundesrates zukam: Mußte dem König nach dem mißglückten Verteidigungskrieg gegen die Ägypter nicht mehr Macht eingeräumt werden, als ihm einst Huram zugebilligt hatte? Gerade die Schwäche des Königs hatte doch zur Niederlage geführt. Aber welche Befugnisse durften die Stammesführer nicht aus der Hand geben? Die Ältesten erkannten diese Fragen mehr oder weniger deutlich, aber darüber ausgetauscht hatten sie sich noch nicht.

Jerobeam enthob sie der Unsicherheit über irgendwelche anstehende Machtverschiebungen zwischen ihnen und dem König. Ohne Umschweife ergriff er das Wort, und Deker bestand nicht

darauf, die Beratung zu eröffnen. Er war ja auch nur notgedrungen Sprecher seiner Amtsbrüder geworden. Aber diese schauten doch recht betroffen drein, als sich der König schon wie gleichrangig mit ihnen gebärdete. Jerobeam nannte die Ältesten seine vertrauten Berater, und das versöhnte sie ein wenig mit seiner Dreistigkeit. Wenigstens hatte er nicht vor, sie des Einflusses auf seine Entscheidungen zu berauben.

Jerobeam schlug vor, die Verräter Huram, Tilon, Pagiel und Malkiel zu enteignen. Segub fehlte in dieser Aufzählung zwangsläufig, weil das Gebiet des Stammes Gad ja die Moabiter besetzt hielten. Der Landbesitz der vier Verräter, ihre Häuser und ihr Vieh sollten dem König zufallen. Indem sich auf diese Weise der königliche Besitz vergrößerte, ergab sich in Zukunft die Möglichkeit, die Stämme von der Verpflegung der königlichen Streitmacht schrittweise zu entlasten. Mit dieser Erklärung machte Jerobeam seinen Vorschlag den Ältesten schmackhaft, und sie stimmten zu. Auch Bedan erhob keinen Einspruch, nachdem er in der Debatte den Eindruck gewonnen hatte, daß keineswegs an eine Enteignung aller Wohlhabenden zugunsten der Verarmten gedacht war und seine Befürchtung von gestern also nicht zutraf. Pagiel sollte, da er sich vor dem Pharao nicht erniedrigt hatte, sein Leben behalten, aber von seinem Besitz vertrieben werden.

Auf Schobabs Frage, was mit den Leichnamen Hurams und Tilons geschehen sei, teilte Jerobeam mit, daß er gleich gestern mittag Boten nach Tappuach und Kedesch gesandt habe, damit die Familien der Hingerichteten die Toten abholten. Und bei den Leichen habe er Wachen aufgestellt, damit sich weder Hunde noch Schakale oder Geier über sie hermachten. Die Ältesten nickten und waren es zufrieden. Deker regte an, Hurams Söhne nach Tirza zum Grab ihres jüngsten Bruders und dessen Begleiters zu führen, denn sicher wollten auch sie diese Leichen bergen. Jerobeam versprach es.

Das Gespräch wandte sich dann der drohenden Hungersnot zu. Jerobeam forderte die Ältesten auf, überall dafür zu sorgen, daß diejenigen, die vor den Plünderungen der Ägypter mehr gerettet hatten als andere oder denen Söhne gefallen waren, jenen abgaben, die weniger oder gar nichts mehr hatten. Und er legte ihnen ans Herz, unbedingt das Korn für die kommende Aussaat zu sichern. Wer törichterweise sein Saatgut und sein Vieh, falls er noch welches hatte, verzehrte, dem sollte jedoch nicht geholfen werden. Der mußte zusehen, wie er sein Leben und das seiner Familie fristete.

Schließlich kam die Rede auf die Kriegsgefahren des nächsten Frühjahrs und Sommers. Es mußte ja damit gerechnet werden, daß die Ägypter erneut nach Kanaan gezogen kamen, um die Philister zu züchtigen und Israels König zu fangen. Auch vor Rehabeam galt es auf der Hut zu sein. Und ob die Aramäer und die Moabiter sich mit dem bisherigen Raub zufriedengaben, war ebenso unsicher. Sollte die Verteidigung gegen einen der Feinde notwendig sein, dann mußte sie im Vertrauen auf Israels Gott gewagt werden. „Jahwe hat uns vor den Horden des Pharaos nicht errettet“, so sprach der König den Ältesten Mut zu, „damit er uns nachher den Feinden preisgibt.“

Und nun war Jerobeam bei seinem Lieblingsthema, wenn er an die Zukunft dachte. Gestern abend beim feierlichen Jahweopfer war ihm endgültig klargeworden, daß er den Tempel, den er im heiligen Zelt von Kadesch-Barnea Jahwe zu bauen versprochen hatte, nicht in Sichem errichten würde. Denn in der Königsstadt gliche das Gotteshaus allzusehr dem Tempel Salomos in Jerusalem. Es wäre ein Haus, das wie der gesamte Palastbezirk in Jerusalem sichtbar dem König gehörte und in welchem darum die Gottheit gewissermaßen nur Gastrecht genoß. Nein, Israels Reichsheiligtum sollte Jahwe ganz allein gehören. „Ich möchte euch etwas verraten, was bisher allein mein Geheimnis war“, sagte Jerobeam, und seine Augen leuchteten.

Die Ältesten blickten ihn überrascht an. Waren seine Gespräche in Ägypten vielleicht doch nicht so harmlos gewesen, wie er diese gestern in Abwehr von Hurams Angriff dargestellt hatte? Oder hatte ihn Jahwe einer neuerlichen Offenbarung gewürdigt, die Absichten des Pharaos betreffend? Sein Geheimnis schien Gutes für Israel zu bedeuten.

„Als ich vor Salomo auf der Flucht war“, erklärte Jerobeam, „da habe ich Jahwe gelobt, ihm ein Haus zu bauen, wenn ich jemals wieder heil und gesund zu meinem Volk zurückkehren würde. Nun kommt die Zeit heran, um dieses Gelöbnis zu erfüllen. Jahwe hat mich aus dem fremden Land heimgeführt, er hat mich zum König Israels erhoben, er hat die Ägypter aus seinem Land vertrieben und er hat seine Verächter gerichtet. Er hat mehr getan, als ich erwarten konnte. Und nun will ich ihm nicht nur <u>ein</u> Haus, sondern <u>zwei</u> Häuser bauen. Eines im Süden des Reiches Israel und eines im Norden. Im Schutz beider Heimstätten Jahwes wird unser Volk künftig wohnen, geborgen wie die friedlich weidende Herde, wenn sie der Hirt nachts zum Schutz vor den Tieren der Wildnis in den dornenbewehrten Pferch treibt. Kein Feind wird über Israel Macht gewinnen können, weder die Judäer noch die Aramäer oder gar die Ägypter. Wenn sich Israel vom Krieg erholt haben wird, wenn eine neue Jugend heranwächst, wenn sich die Herden wieder vermehren und Äcker und Gärten wieder reiche Frucht tragen, dann werden wir Steine brechen und Holz herbeischaffen für die Tempelhäuser, und Jahwe wird auf unser fröhliches Schaffen mit Wohlgefallen blicken.“

Die Ältesten schwiegen verblüfft. Mit einer solchen Ankündigung hatten sie nicht gerechnet. Und ihr Erstaunen ging in Bewunderung über. Dieser Jerobeam trug seine Würde zu Recht. Wäh-

rend ihre Gedanken nur um die nächstliegenden Sorgen, um die drohende Hungersnot und um die heraufziehenden neuen Kriegsgefahren kreisten, richtete der König den Blick auf ein leuchtendes Ziel, das jenseits der jetzigen Kümmernisse lag. Das Volk würde aus dieser Fernsicht neue Hoffnung schöpfen und sich zuversichtlich den Nöten des drückenden Alltags stellen. Usija ahnte, daß seine Stadt Dan einen der Tempel erhalten würde, und er gab als erster seinen Empfindungen Ausdruck: „Jerobeam, deine Gedanken sind wahrhaft königlich. Wenn wir von deiner Absicht zu Hause erzählen werden, so wird es sein, als ob wir Wüstenwanderern die ferne Wasserstelle zeigen, der sie zustreben."

Seine Amtsbrüder fanden gleichfalls beifällige und begeisterte Worte. Auch Abdon, obwohl ihm die stärkere Befestigung Penuels und die Einrichtung einer Garnison in der Stadt noch mehr am Herzen lagen als die geplanten Gotteshäuser, denn die würden ja doch hier westlich des Jordans errichtet werden.

Als letzter äußerte sich Bedan. Eigentlich war er enttäuscht, daß Jerobeam keinen der beiden Tempel für Sichem vorgesehen hatte. Seiner Meinung nach gehörte ein königlicher Tempel in die Königsstadt. Aber diese Ansicht behielt er für sich. Er lobte Jerobeams Absicht und hoffte im stillen, den König vielleicht noch umstimmen zu können.

Deker fragte: „An welche Städte denkst du als Standorte für die Jahwehäuser?"

Jerobeam lächelte. Er hatte die Neugier der Männer vorausgesehen. Aber wenn er seine Absichten völlig enthüllte, dann blieb nichts mehr zu rätseln. Und das sollten die Israeliten, damit sie nicht nur ihr schweres Tagewerk vor sich sahen, sondern darüber hinausblickten auf die segensreichen Zeiten des Tempelbaus und der Weihung dieser Reichsheiligtümer. „Ich habe noch nichts entschieden", wich Jerobeam der Frage aus. „Wenn ich sagte, die Heiligtümer sollen Israel im Norden und im Süden umschließen, wie, ja wie wenn eine Mutter ihr Kind im Arm hält, so sind doch viele Standorte möglich. Natürlich werde ich mich mit euch beraten, wenn die Zeit gekommen ist. Jetzt müssen wir anpacken, worüber wir vorher gesprochen haben. Jahwe weiß, daß wir mein Gelübde erst einlösen können, wenn wir das Elend überwunden haben und in der Lage sind, ihm tägliche Opfer darzubringen."

Tägliche Opfer! Die Ältesten kamen aus dem Staunen nicht heraus und nickten freudig. Tägliche Opfer wie in den großen Tempeln Kanaans! Dann konnte sich Israel der Fürsorge und des Beistands seines Gottes noch sicherer sein als bisher. Eine Heilszeit würde möglicherweise anbrechen. Baaljada äußerte, daß er zuversichtlicher nach Hause reise, als er hergekommen sei. Auch die anderen waren froh, daß die Beratung doch noch einen verheißungsvollen Abschluß gefunden hatte. Dem König gebührte wahrhaftig das Vertrauen, das sie ihm nicht erst seit gestern entgegenbrachten. Ihnen war klar: In Zukunft bestimmte kein Bundesrat, sondern Jerobeam, was Israel tun oder lassen würde. Aber wenn sie den König recht berieten, dann konnte er falsche Entscheidungen gar nicht treffen.

Die Ältesten verließen den düsteren Audienzsaal in gehobener Stimmung, und ihrer Gemütslage entsprach der helle Sonnenschein, der sie draußen empfing. An Hurams gestrige Warnungen dachte im Moment keiner von ihnen.

Gegen Mittag machten sich die Stammesführer auf den Heimweg. Eine neue Zusammenkunft war nicht festgelegt worden, aber das war ja auch früher meist nicht der Fall gewesen. Deker und seine zwei persönlichen Begleiter, Männer aus Schilo, die seinen Packesel führten, reisten mit Ahija und Bohan, die auf ihn gewartet hatten. Der fußlahme Ahija saß auf seinem Esel, die beiden anderen neben ihm gingen zu Fuß. Deker erzählte seinen Reisegefährten vom Plan des Königs, zwei Tempel zu bauen, und lobte diesen Plan. Bohan blickte Ahija an. Was meinte der Gottesmann wohl zu diesem Vorhaben?

Ahija wiegte den Kopf hin und her, und man sah, daß er die freudige Zustimmung Dekers nicht ohne weiteres teilte. Aber nach einer Besinnungspause meinte er: „Jerobeam ist der Erwählte Jahwes. Wenn er diese Tempel bauen will, so muß ihn unser Gott dazu ermuntert haben. Er weiß also, was er tut. Seine Absicht ist gut."

Bohan widersprach: „Nicht alles, was der König plant, gibt ihm Jahwe ein. Haben unsere Götter je in engen, dunklen Häusern gewohnt? Freilich, ihr werdet auf euer Tempelhaus in Schilo verweisen, das eure Väter einst erbaut hatten. Aber haben nicht die Philister dieses Haus zerstört? Und hat Jahwe dafür etwa die Philister vernichtet? Das hat er nicht. Also lag ihm nichts an dem Tempel. Ihr wißt, daß ich Jerobeams Freund bin, aber gerade deshalb sehe ich mit scharfem Auge auf das Werk seiner Hände."

Ahija fühlte sich getroffen und murrte: „Ich sprach nur von diesen künftigen Gotteshäusern, nicht vom früheren Tempel in Schilo. Die Idee hat Jahwe selbst Jerobeam eingegeben, daran besteht kein Zweifel. Ein Widerwort in dieser Sache hätte ich von dir nicht erwartet."

Deker mißfiel ebenfalls, daß Bohan sich derart abfällig äußerte. „Auch die Ältesten sind Jerobeams Freunde", bemerkte er. „Die Ältesten werden alle Entscheidungen des Königs genau prüfen und nur das zulassen, was Israel dient."

Bohan entgegnete bissig, weil er seine väterlichen Gefühle für Jerobeam mit den eigennützigen Interessen der Ältesten auf eine Stufe gestellt sah: „Werdet ihr euch gegen den König durchsetzen können? Wenn ich euch seine Tempelbau-Idee rühmen höre, da frage ich mich: Werdet ihr, die ihr jetzt glaubt, seine Berater zu sein, nicht bald zu seinen Dienern werden? Jerobeam weiß, was er will. Wenn er das Richtige will, so muß ihm niemand dreinreden. Will er aber das Falsche – wer wird ihm künftig widersprechen und ihn aufhalten?“

„Er ist der Erwählte Jahwes“, wischte Ahija die Bedenken beiseite. „Er kann nichts Falsches tun. Du redest Unsinn, Bohan.“

Und auch Deker wies den Alten aus Zereda zurecht. „Du hast zuwenig Vertrauen zu den Ältesten. Aber dein Mißtrauen ist verständlich, hattest du doch Huram zum Sippenvorsteher. Jetzt beginnt jedoch eine neue Zeit. Eine Zeit, in der König und Älteste zueinanderfinden und gemeinsam das Beste für Israel beschließen werden.“

Aber Bohan gab sich nicht überwunden. „Ich habe Jerobeam gestern genau beobachtet. Und vorhin habe ich genau zugehört, als du von der heutigen Beratung erzähltest. Ich sage euch: Jerobeam wird bald auf den Rat der Ältesten verzichten. Versteht mich recht! Auch ich achte Jerobeam als den Erwählten Jahwes, und ich halte ihn für einen gerechten und tüchtigen König. Aber die göttliche Erwählung hat ihn nicht selbst zu einem Gott gemacht. Wie wir alle kann er Irrtümern unterliegen. Auch er sieht nicht jedem Pfad sogleich an, wohin dieser führt. Bittet Jahwe deshalb, daß er den König an die Hand nehme, wie ein Vater den Sohn! Wir in Zereda werden mit dieser Bitte vor das Angesicht des Gottes treten. Und nun zieht weiter in Frieden, unsere Reisewege trennen sich hier.“

Ahija und Deker schauten dem knorrigen Mann eine kleine Weile nach, wie er da so ganz allein seinem Dorf zustrebte, unbekümmert um reißende Tiere oder streunende Räuber, auf die er stoßen konnte und denen der Knüppel, den er geschultert trug, wohl kaum Angst einflößen würde. Aber schon bald war seine hohe Gestalt hinter dem nächsten Hügel verschwunden.

Zügig setzten der neue Stammesführer Efraims und der Gottesmann ihren Weg fort. Bohans Abschiedsworte wollten ihnen jedoch nicht aus dem Kopf.

54

Als in den Bergen Israels die winterliche Regenzeit sich ihrem Ende zuneigte, schloß im fernen Ägypten Pharao Scheschonk für immer die Augen. Sein unvermuteter Tod unterbrach die Vorbereitung seines zweiten Feldzugs nach Kanaan. Osorkon bestieg den Thron seines Vaters und konnte vorläufig an keinen Krieg gegen die Philister und Israeliten denken, sondern mußte seine ganze Kraft der Sicherung und Festigung seiner Herrschaft widmen. Und als er nach Jahren soweit war, um seinen Blick wieder auf Kanaan richten zu können, da hatte er das Interesse an der Eroberung der Bergländer jenseits der Sinaiwüste verloren.

Die Nachricht vom Tod Pharao Scheschonks löste in Juda und Israel allgemeine Freude aus. Aber dem Jubel der Israeliten setzte Rehabeam ein jähes Ende. Mit starken Kräften besetzte er erneut das Gebiet des Stammes Benjamin und schob damit die Grenze des Königreiches Juda vom Vorfeld Jerusalems aus nach Norden bis dicht an die efraimitische Stadt Bet-El heran.

Jerobeam und Schallum sahen sich dem Zwang neuer Waffengänge ausgesetzt. Denn wenn dem Judäerkönig nicht Einhalt geboten wurde, so sah der sich wahrscheinlich ermutigt, noch weiter nach Israel hinein vorzustoßen. So lebte also der Grenzkrieg zwischen Israel und Juda, der durch den Ägyptereinfall lediglich unterbrochen worden war, wieder auf. Aber das Ende der Doppelherrschaft in Israel erleichterte Jerobeam die Kriegführung gegen Juda.

Seinem Volk gegenüber bemühte sich Jerobeam, ein gerechter Herrscher zu sein, wie er es versprochen hatte. Huram hatte in seinen letzten Worten unrecht gehabt, als er den Sieger im jahrelangen Machtkampf als einen neuen Salomo verdächtigt hatte. Jerobeam hielt zwar darauf, daß die Abgaben der Städte und Dörfer zur Unterhaltung der Streitkräfte gewissenhaft aufgebracht und die Arbeiten an den Befestigungsanlagen Sichems und Penuels ordentlich geleistet wurden, aber Übergriffe und unnötige Gewaltakte seiner Leute duldete er nicht. Willkürlichen Eingriffen in die Rechte der Stadt- und Dorfältesten und der Familienhäupter trat er entgegen.

Aber sein väterlicher Freund Bohan aus Zereda hatte mit der Voraussage recht gehabt, daß die Stammesältesten, die sich einst als über dem König stehend verstanden hatten, zu dessen Dienern werden würden. Ohne daß sie es recht bemerkten, wurden sie Jerobeams Statthalter innerhalb ihrer Stämme. Und wo die alten Stammesführer tot waren, setzte der König neue Männer ein, wie im Stamm Naftali Nogah, den streitbaren Mann aus Kinneret, Männer, die von vornherein wußten, daß sie nur sein verlängerter Arm waren. Vom früheren Bundesrat sprach binnen kurzer Zeit niemand mehr.

Den Besitz der Israeliten tastete Jerobeam nicht an, außer, wenn sich einer gegen den König auflehnte oder mit dem Feind paktierte, wie im Ägypterfeldzug die Stadt Taanach, die ein hartes

Strafgericht erlitt. Weil derartige Umtriebe immer wieder einmal erfolgten, so erweiterte sich der königliche Grundbesitz, und auch die königlichen Viehherden vergrößerten sich.

Von Zeit zu Zeit erinnerte sich Jerobeam an seinen früheren Vorsatz, die Gleichheit des Landbesitzes aller Israeliten herzustellen, wie sie vor Zeiten bestanden haben sollte, und jedesmal fühlte er sich dabei unbehaglich. Denn die Wiederherstellung dieser Gleichheit hatte sich als undurchführbarer Wunschtraum erwiesen. Er sah sich außerstande, Männern wie Bedan von ihrem wie auch immer erworbenen Reichtum etwas wegzunehmen. Er brauchte die Wohlhabenden, dienten sie ihm doch als Beamte und hohe Offiziere, und ein Teil ihrer Ländereien stammte ja zudem aus seinem eigenen Grundbesitz, als Lohn für ihre Dienste. Als er starb, gab es mehr Begüterte und mehr Verarmte als zu Beginn seiner Regierung. Wenn er jedoch hörte, daß ein Bauer ohne eigenes Verschulden rettungslos einem Gläubiger ausgeliefert war und daß ihm zur Tilgung der Schuld sein Land genommen werden sollte, da schritt er zugunsten des Schuldners ein wie seinerzeit im Streit zwischen dem reichen Ahimaaz und dem armen Sillem.

Schallum blieb noch eine ganze Reihe von Jahren Heerführer des Königs. Als er sich auf seinem Landbesitz in Megiddo zur Ruhe setzen durfte, übernahm das Amt Bascha, der ehemalige Adjutant Ittais aus Hazor, der trotz aller Spannungen zwischen ihm und Schallum nie versucht hatte, den Älteren vor der Zeit von seinem Posten zu verdrängen. Der Verräter Puwa, der dem Pharao Megiddo ausgeliefert hatte, blieb samt seiner Mannschaft verschollen. Ochran, der wider Willen Jerobeam als Gesandter gedient hatte, fand doch noch bei seinem ehemaligen Herrn Rehabeam Aufnahme. Als dessen Statthalter im eroberten benjaminitischen Gebiet kam er jedoch in einem der Grenzgefechte um.

Als sich Israel vom Raubzug der Ägypter erholt hatte, ging Jerobeam an sein Lieblingsprojekt, den Bau der beiden königlichen Jahwetempel. Er hatte die Kultplätze der Städte Bet-El und Dan dafür ausersehen. Als die beiden Gotteshäuser fertiggestellt waren, stiftete er jedem ein Kultbild, und zwar einen bronzenen Stier, mit Blattgold überzogen, größer, als es das alte Stierbild gewesen war, das in Dan gestanden hatte. In großer Prozession brachte er selbst die beiden Kultbilder an ihre Bestimmungsorte, und viele der Israeliten nahmen an dem fröhlichen Umzug und der feierlichen Einweihung der Tempelbauten teil. Jerobeam sprach zu ihnen von Jahwes Meerwunder beim Auszug aus Ägypten, und er nannte alle Israeliten die Söhne derer, die damals aus der Knechtschaft entkommen waren und denen Jahwe das Land, das Israel nun bewohnte, zu ewigem Besitz gegeben hatte. Und viele jener Zuhörer, die zum erstenmal etwas vom Auszug aus Ägypten und dem Meerwunder hörten, glaubten daran, daß ihre Vorväter damals dabeigewesen waren. Und genau das beabsichtigte Jerobeam. Israel sollte ein Volk werden, das in der Erinnerung an Jahwes machtvolle Wundertaten beim Zug ins gelobte Land sein Selbstverständnis fand.

Als Priester in Dan bestätigte Jerobeam seinen Freund Gerschom, den späten Abkömmling des Mose. Für Bet-El ließ er aus der fernen Oase Kadesch-Barnea seinen Freund Kenas holen, der seine Abstammung auf Aaron, den Bruder des Mose, zurückführte. Kenas fühlte sich durch den Ruf Jerobeams geehrt, und er verließ seine Sippe frohen Mutes, um nunmehr dem Erwählten Jahwes im königlichen Heiligtum Israels zu dienen. Mit der Einsetzung dieser beiden Priester, denen später ihre Söhne und Enkel nachfolgten, erreichte Jerobeam, daß die Tradition von der Herkunft der Israeliten aus Ägypten, vom Wüstenzug zum Berg Sinai und vom Einzug ins Land Kanaan den Israeliten immer aufs neue nahegebracht wurde und so die Volkwerdung Israels förderte.

Eine Heilszeit, wie die Ältesten gehofft hatten, als ihnen Jerobeam seinen Tempelbauplan mitgeteilt hatte, brach mit der Einweihung der beiden Reichsheiligtümer natürlich nicht an. Der Grenzkrieg mit Juda kam nicht zum Erliegen, solange Jerobeam lebte, im Gegenteil, unter seinen und Rehabeams Nachfolgern wurde er sogar heftiger. Auch die übrigen Nachbarn – Aramäer, Moabiter, Philister – blieben eine Bedrohung. Und im Inneren erhoben sich immer wieder einmal Unzufriedene, die entweder den alten Zeiten des Stämmebundes mit seinen gewählten Stammesräten nachtrauerten oder sich nach dem Einheitsreich Davids unter Jerusalemer Herrschaft zurücksehnten. König Jerobeam hatte trotz seines starken Gottvertrauens sowieso nie an irgendeine Heilszeit für Israel geglaubt. Dazu war sein Denken zu sachlich, und je älter er wurde, um so nüchterner betrachtete er die Wirklichkeit um sich her. Er wußte, daß er seine göttliche Erwählung, an der er festhielt, nur durch tagtägliches Mühen im Dienst für sein Volk rechtfertigen konnte.

In der späteren Überlieferung wurde das Bild des Staatsgründers Jerobeam bis zur Unkenntlichkeit entstellt, aber weder von den Königen, die ihm folgten, noch von den Nachfahren seiner Widersacher. Vielmehr waren es jene Theologen, die nach dem Untergang der Königreiche Israel und Juda den Geschichtsaufriß der hebräischen Bibel entwarfen, denen die Aufstellung der Kultbilder von Bet-El und Dan als Abfall Jerobeams und ganz Israels von Jahwe erschien. Aus Jerobeams staatsmännischer Tat machten sie die „Sünde Jerobeams“, und ihn selbst sahen sie als ersten der israelitischen Ketzerkönige. Und derart verfälscht ist er in die Geschichte eingegangen.

55

Nach Jerobeams Tod wurde sein Sohn Nadab König, aber Bascha, der Jerobeam treu gedient hatte, ermordete ihn und seine unmündigen Söhne und machte sich selbst zum König Israels. Das gleiche Schicksal, das er Nadab bereitet hatte, ereilte jedoch auch seinen eigenen Sohn und Nachfolger Ela – der wurde durch einen seiner Generäle umgebracht. Aber auch diesen brachte ein Nebenbuhler gewaltsam zu Tode. So wurde das düstere Bild, das Huram von der künftigen Königsherrschaft gezeichnet hatte, nach Jerobeams Tod von der Wirklichkeit noch übertroffen.

Aber weder durch die blutigen Palastrevolten noch die Kriege gegen Judäer, Philister und Aramäer geriet das Königreich Israel als solches ins Wanken. Was Jerobeam, der Gründer des Reiches, geschaffen hatte, blieb bestehen und erwies sich als stabiles Fundament für die Könige der späteren Dynastie Omri, die das Reich energisch weiter ausgestalteten.

Das Bewußtsein einer gemeinsamen Herkunft aller Israeliten und einer gemeinsamen Vergangenheit verbreiterte sich, und die Volkszugehörigkeit zu Israel wurde schließlich bedeutsamer als die Stammeszugehörigkeit, so wie es Jerobeam angestrebt hatte. Bascha war der letzte König, für den die Stammeszugehörigkeit überliefert ist.

Aber zugleich nahmen innerhalb Israels der Reichtum auf der einen Seite und auf der anderen Seite die Armut zu und schieden sich schärfer voneinander. Und der Einfluß der einfachen Israeliten auf die Taten der Mächtigen schwand dahin. Israel unterschied sich in nichts mehr von jenen Königreichen, die vor ihm bestanden hatten, und von jenen, die seine Nachbarn waren.